NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06661463 1

Digitized by Google

Ø

Digitized by Google

Ø

Digitized by Google

Digitized by Google

# Baltische Monatsschrift.

Achter Band.

Riga,
Verlag von Nicolai Kymmel's Buchhandlung.
1863.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
591803
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1903

Digitized by Google

# Inhalt

## des achten Bandes.

### Erstes Heft.


Das Kupfergeld 1856—63 in Rußland, von A. Brückner Seite 1.
Geschichtlicher Nachtrag zur Sylvesterrede an die Forstmänner und Jagdliebhaber, von E. . . . . „ 44.
Ueber den ersten Unterricht in der Geometrie, von W. Keller „ 69.
Ueber Geschworenengerichte . . . . . „ 83.


### Zweites Heft.


Die Blatternfrage, von J. E. C. Schönfeldt . . . . „ 95.
Die Reise des Bibliothekars J. D. Schumacher im Jahre 1721—22, von A. Schiefner. . . . . „ 127.
Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland, von A. Brückner (Schluß) . . . . . „ 156.


### Drittes Heft.


Die Grafen Nikita und Peter Panin . . . . . „ 191.
Erinnerungen an Gustav v. Mengden, von W. v. Bock . „ 215.
Ueber den Conservatismus auf dem Felde der Pädagogik, von J. F. Wittram . . . . . „ 245.
Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen? von F. Tiling . . . . . „ 264.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 278.


Digitized by Google

## Viertes Heft.


Eine neue wissenschaftliche Wandergesellschaft, von Mädler. Seite 287.
Die Grafen Nikita und Peter Panin (Schluß) . . . . „ 296.
Der internationale statistische Congreß in Berlin, von A. v. Heyking . . . . . „ 319.
Entwurf zu einer Instruction für das Impfgeschäft, von J. E. C. Schönfeldt . . . . . „ 346.
Zur Literatur (Fr. v. Jung. Schleiden) . . . . . „ 360.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 377.


## Fünftes Heft.


Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg als Mensch, Künstler und Gelehrter, von C. Hoheisel . . . . . „ 385.
Ad vocem Patronat, von Th. Seraphim . . . . . „ 443.
Ueber das neue Genossenschaftswesen, von Clément . . „ 459.


## Sechstes Heft.


Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg von C. Hoheisel (Schluß) . . . . . „ 475.
Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen, von G. C. Nöltingk. . . „ 536.
St. Petersburger Correspondenz . . . . . „ 548.


Digitized by Google

# Von der Redaction.

Die nächſten Hefte des neuen Jahrgangs der Baltiſchen Monatsſchrift werden unter Anderem folgende Aufſätze bringen:

Univerſität und Polytechnikum, von Profeſſor Mädler.

Die Kriſis der kirchlichen Reallaſten in Livland, von T.

Betrachtungen über die Jury in Strafſachen, von Profeſſor Oſenbrüggen in Zürich.

Vom Strafprozeß in Preußen, von R. Johow, Oberappellationsgerichtsrath in Poſen.

Die Hiſtorie von der Univerſität Dorpat und deren Geſchichte, von W. v. Bock.

Rußlands Finanzlage und die Nothwendigkeit neuer Bank-Inſtitute, von A. Thilo.

Die Hauptmomente der Geſchichte des Bauernſtandes (im Anſchluß an die von der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften im Jahre 1860 gekrönte Preisſchrift Sugenheims), von Profeſſor A. Brückner in Petersburg.

Die hundertjährige Wirkſamkeit des moskauſchen Erziehungshauſes, von Dr. H. v. Blumenthal.

Beiträge zur Kenntniß des ruſſiſchen Tſchernoſem, vom Major Wangenheim v. Qualen.

Die „Petersburger Correſpondenz“ wird fortgeſetzt werden.

---

Ein Druckfehler im Septemberheft,

auf den wir durch die Dorpater Zeitſchr. für Theologie und Kirche (V, 585) aufmerkſam gemacht werden: S. 272 Z. 7 v. o. lies: durch ſtatt: und auch.

312

# Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland.

## Ein Beitrag zur Geſchichte der Finanzkriſen.

Wenn ſchon überhaupt in neuerer Zeit die Geſchichtswiſſenſchaft neben dem politiſchen Gebiete nach andern Objecten für die Betrachtung zu ſuchen begonnen hat, ſo liegt dieſes beſonders nahe bei der Geſchichte der Finanzen. Die geſteigerte Thätigkeit des Staats, die ungeheure Verantwortlichkeit, welche in den letzten Jahrhunderten auf ihm laſtet, muß auch das Intereſſe an der Geſellſchaft ſteigern. Sie iſt der Zweck und der Staat nur das Mittel. Der Staat bedarf der Macht, aber ſie muß mit Einſicht gepaart ſein. Jeder Fehler dieſes koloſſalen wirthſchaftenden Subjects ſtürzt die Maſſen ins Elend, jeder Verluſt des Staats trifft die Geſellſchaft, jeder Staatsbankerott iſt ein Ruin Aller.

Das moderne Verfaſſungsleben läßt die Geſellſchaft eine Controle über die Thätigkeit des Staats auf allen Gebieten ausüben. Dies kommt ganz beſonders der Leitung des Staatshaushalts zu Gute. Aber erſt auf höheren Stufen iſt der Staat in der Lage, die Einſicht des Publikums bei Leitung der Finanzen für das öffentliche Wohl auszubeuten. In Spanien war eine Reihe von Bankerotterklärungen und Plusmachereien des Staats möglich, während in England der Plan einer Münzverſchlechterung im ſiebenzehnten Jahrhundert ſcheiterte, weil die Kaufleute erklärten, eine verſchlechterte Münze nicht im Handel und Verkehr annehmen zu können; manches tollkühne Finanzexperiment iſt in Frankreich zu verſchiedenen Zeiten

möglich gewesen, während heutzutage in Deutschland durch die Entwickelung des Verfassungslebens dergleichen Gefahren fast vollständig beseitigt sind.

Die Geschichte des Münzregals liefert für diese Entwickelung einen Commentar. Sie läuft parallel mit der Geschichte der Staatsgewalt und zeigt deutlich, wie der Staat zu verschiedenen Zeiten seine Aufgaben verschieden gefaßt hat. Frühere Zeiten rechneten das Münzregal zu den Haupteinnahmequellen des Staats, während man in neuerer Zeit das Bewußtsein gewonnen hat, daß die finanzielle Seite des Münzwesens durchaus Nebensache sei. Man beutete ehemals die Einträglichkeit des Münzregals durch Ausdehnung des Schlagschatzes aus; in neuerer Zeit weiß man, daß ein Schlagschatz, welcher die Prägungskosten bedeutend übersteigt, mit Gefahren verbunden ist, daß derselbe einen verdeckten Staatsbankerott im Kleinen enthält. Die Veränderung des Münzfußes war sonst eine der beliebtesten Finanzunternehmungen; jetzt haben die Regierungen auf den Gewinn aus dem Münzregal so weit verzichtet, daß in den meisten Ländern das Münzwesen mehr kostet als es einbringt. Während man früher den Schlagschatz nach Belieben erhöhte, dem reellen Werthe der Münzen die Autorität des Fürsten substituirte, hat man in neuerer Zeit die Einsicht gewonnen, daß das Gepräge auf den Münzen nichts ist, als das Zeugniß des Souverains über Gewicht und Feingehalt eines jeden Stücks.

Es ist nicht leicht für uns, eine genaue Vorstellung zu gewinnen von der Münzanarchie im Mittelalter, wo z. B. in Frankreich im Jahre 1355 in einer Woche mehrere Münzveränderungen von der Regierung vorgenommen wurden; wo etwa in Deutschland bis gegen 600 Münzstätten bestanden, die alle mit einander wetteiferten, Schrot und Korn der Münzen zu verringern. In den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges wurde die Münznoth der Kriegsnoth als gleich schrecklich zur Seite gestellt. Die erstere rief eine ganze Fluth publicistischer Erzeugnisse hervor, die sogenannte Kipper- und Wipperliteratur*). Es sind darin so bittere Anklagen gegen die Regierungen, wie etwa in der Divina Comedia gegen Philipp IV. den Schönen von Frankreich, den Dante einen Falschmünzer nennt.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn in solchen Zeiten das Publikum dazu kommt, die Kipper und Wipper zu rechtfertigen oder zu entschuldigen

*) S. d. Abschnitt über die Kipper- und Wipperliteratur bei Roscher, die deutsche Nationalökonomik an der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts in den Abhandlungen d. phil. hist. Classe der königl. Sächs. Ges. der Wissenschaften IV S. 827 ff.

und dagegen die Obrigkeiten anzuklagen, wenn Theologen die Frage aufwerfen: „ob chriſtlich-evangeliſche Obrigkeiten um ihres eigenen Nutzens willen die Münze von Zeit zu Zeit mit gutem Gewiſſen ſchlechter und geringer können machen laſſen?“, wenn Facultätsgutachten von verſchiedenen Univerſitäten über dieſen Gegenſtand abgegeben wurden.

Nur langſam ſchritt man in der Erkenntniß in Bezug auf das Weſen des Geldes vorwärts, und erſt eine lange Reihe von Erfahrungen lehrte, daß ein Geldſyſtem ohne entſprechende reelle Werthe einem Schiffe ohne Steuer, einem Bau ohne Grundlage zu vergleichen ſei. Das franzöſiſche Livre ſank auf $^1/_{81}$ ſeines urſprünglichen Gewichts herab; goldene Münzen wurden in ſilberne verwandelt, wie z. B. die Gulden; ſilberne in kupferne, wie z. B. die Kopeken des Zaren Alexei; ja ſogar goldene in kupferne, wie die Maravedi's in Spanien; man langte zuletzt bei uneinlösbarem Papiergeld an, als dem äußerſten Stadium der Münzverſchlechterung. Da erſt kamen die Staaten dazu, eine ſolide Baſis für das Geldſyſtem zu ſchaffen, und die Wiſſenſchaft formulirte die Grundzüge der Theorie des Münzweſens. Aber man hatte theures Lehrgeld gezahlt.

Die Geſchichte eines ſolchen Finanzexperiments iſt der Gegenſtand der folgenden Abhandlung. Sie mag ein Beitrag ſein auch zur Geſchichte des Volks neben der Geſchichte des ruſſiſchen Staats. Als Vorarbeit kann ſie vielleicht einmal zu einer Geſchichte der Wirthſchaft in Rußland einige Bauſteine liefern.

Betrachten wir in kurzen Zügen Rußlands politiſche und Finanzlage um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

## Rußlands politiſche Lage.

Die Regierung der erſten Romanows ſtellt eine Reihe von Kämpfen dar, wo Alles an Alles geſetzt werden muß, um den kaum gegründeten Neubau der Staatsgewalt nach außen und nach innen zu ſtützen und aufrechtzuerhalten. Durch mancherlei Kriſen geht der Weg zu jener Höhe und Bedeutung, welche Rußland ſpäter in der Reihe der europäiſchen Staaten auszeichnen ſollten. Man lernte regieren und verwalten im Innern, man hatte eine Reihe verwickelter Fragen zu löſen in der auswärtigen Politik. Und dieſe Gebiete ſtanden wohl im engſten Zuſammenhange miteinander, wie namentlich die Regierung Alexei's zeigt.

Nach außen hin gab es vor allem dreierlei Aufgaben:

Man kann jenen lange fortgeſetzten Kampf zwiſchen Rußland und

Schweden um die Küſtenländer der Oſtſee als ein Stück der baltiſchen Frage bezeichnen. Daß Rußland am Meere feſten Fuß faßte, war eine Hauptbedingung ſeiner Fortentwickelung; über ein Jahrhundert lang wiederholen ſich die Conflicte zwiſchen beiden Mächten und die „ewigen" Frieden, welche zwiſchen ihnen geſchloſſen werden, ſind kurzlebig genug.

Es galt ferner die Grenze gegen Polen erweitern. Die Conflicte der letzten Jahrzehnte vor der Thronbeſteigung der Romanows enthielten den Keim zu fernern Kriegen. Ein gewaltiges Ringen zwiſchen beiden Staaten erſchöpft die Kräfte Beider aufs äußerſte. Die Veranlaſſung dazu iſt das dritte Hauptobject der auswärtigen Politik Rußlands in dieſer Zeit.

Die kleinruſſiſchen Koſaken im ſiebenzehnten Jahrhundert ſind eine ſtaatähnliche Erſcheinung, eine fluctuirende Maſſe buntzuſammengewürfelter Elemente, eine gefährliche Nachbarſchaft für Rußland; eine Nachbarſchaft, welche häufig die üblichen Formen des Völkerrechts ablehnt und doch von der größten politiſchen Bedeutung iſt; eine Provinz, nach welcher Rußland und Polen gleich gierig die Hand ausſtreckten; eine Bevölkerung, beweglich wie Flugſand, jeden Augenblick bereit ſich in einzelne Gruppen aufzulöſen, welche Räuberbanden mehr glichen als politiſchen Gemeinſchaften. Dieſer Zankapfel, mitten hineingeworfen zwiſchen Polen und Rußland, hat Rußlands Größe entſcheiden helfen; hier war das Terrain, über welches hinweg Rußland mit andern Staaten in Verkehr trat. Zunächſt in feindlichen.

Herrmann bemerkt ſehr treffend, der kleinruſſiſche Koſakenverband habe das Unrecht der Leibeigenſchaft am polniſchen Adel gerächt. Die Knechtung der Maſſen durch die privilegirten Claſſen der Geſellſchaft hatte eine Auswanderung aus Polen zur Folge. Neben dem frühern Polen erhebt ſich ein zweites. Beide mußten einander bald anziehen, bald abſtoßen. Bunte Schlachtſcenen wechſeln mit Friedensunterhandlungen ab. Rußland blieb einſtweilen Zuſchauer.

Da ſchickte 1650 der Hetman Bogdan Chmelnizki nach Moskau mit dem Anerbieten eines Schutzbündniſſes. Die Zuſage des Zaren 1654, die Unterwerfung der Koſaken unter ruſſiſche Botmäßigkeit 1655 mußten, nothwendig einen Bruch Rußlands mit Polen zur Folge haben.

Die dreizehn Kriegsjahre 1654—67 ſind eine ſchwere Schule für Rußland. Man lernte den Krieg mit Polen und Schweden, einen Krieg, an welchem weitere Erfolge geknüpt waren, aber zugleich einen Krieg, der

mit dem Mark des Landes unterhalten werden mußte. Die Einführung des modernen Kriegswesens, der Eintritt in die Reihe der europäischen Mächte wurde nur mit großen Opfern ermöglicht.

Das Glück begünstigte Rußland in den ersten Kriegsjahren. Smolensk wurde eingenommen. Das immer weitere Vordringen hob die Stimmung der Russen. Aber mit dem Jahre 1656 geht die Siegesfreude zu Ende. Die verunglückte Belagerung Riga's; Niederlagen russischer Generale, Romodanowski's und Trubezkoi's, im Kampfe mit Polen und Schweden; der Tod Bogdan Chmelnizki's; dazu im Innern Rußlands Pest, Steuerdruck und Finanzverwirrung — bringen Rußland an den Rand des Verderbens.

Namentlich die kleinrussischen Angelegenheiten verschlimmern sich für Rußland durch die Unterhandlungen des neuen Hetmans Wygowski mit Polen 1658. Noch schlimmer wird Rußlands Lage durch den 1660 zwischen Polen und Schweden zu Oliva abgeschlossenen Frieden. Polen konnte sich nun mit noch größerer Kraft den Russen entgegenstellen. Die Verluste der Letztern häufen sich, die Unterhandlungen Polens mit Kleinrußland nehmen einen immer bedrohlicheren Charakter an. Nur die innere Zerrüttung, welche auch in Polen herrscht, ermöglicht noch den Abschluß des Andrussow'schen Friedens 1667 unter leidlichen Bedingungen für Rußland.

---

## Rußlands Finanzlage.

Der Zar galt für unermeßlich reich. Die Ausländer, welche in dieser Zeit nach Moskau kamen, haben viel zu erzählen von den großen Schätzen, die in den Vorrathskammern und Schatzhäusern des Zaren aufgehäuft liegen sollten, von den unerschöpflichen Einnahmequellen des russischen Staates, von dem großen Aufwande bei Hofe.

Man bewunderte die Steuerfähigkeit der Unterthanen des Zaren und die Fruchtbarkeit des Landes. Man zählte die Waaren auf, welche Rußland in großer Menge dem Auslande zuführte. Schon die günstige Handelsbilanz, deren Rußland sich erfreute, erschien den Zeitgenossen als ein sprechender Beweis für die Blüthe der Staatswirthschaft; nicht eine Unze Gold oder Silber werde aus Rußland ausgeführt, aber wohl brächten die Ausländer viel edles Metall ins Land, sagt der venetianische Gesandte in dieser Zeit. Er staunt über die vielen Schmucksachen, Ringe und Ohrringe, die man bei Privatleuten vorfinde; daran sehe man die Macht des

Handels; und der Handel komme besonders dem Staate zu Gute, weil der Zar so viele Handelszweige ausschließlich seinen Agenten vorbehalte.

Man redete von Schatzhäusern des Zaren, welche mit Edelsteinen, Gold und Silber angefüllt seien. Alexei selbst habe viel edle Metalle gesammelt, aber noch mehr von seinen Vorgängern geerbt. Man sprach von einer besondern Vorliebe Alexei's für Edelsteine. Ein Zeitgenosse bemerkt, die Juwelen Alexei's hätten ihres Gleichen nicht in Europa, und der englische Gesandte staunte bei der ersten Audienz über die Pracht und die Menge der Kronjuwelen, das massive Silber des Zarenthrones und die Goldketten, das kostbare Pelzwerk, die schweren Seiden- und Sammtstoffe, mit denen der Zar und dessen Umgebung angethan waren.

In kolossalen Ziffern wird uns von einem russischen Zeitgenossen der große Umsatz geschildert, der im Haushalt des Zaren jährlich stattfand. 150 Personen dienten bei der Küche, 100 Kürschner und Schneider waren für den Hof thätig; 100 Jäger mit vielen Hunden und 3000 zur Jagd abgerichteten Vögeln waren die Begleiter des Zaren auf der Jagd. Der Hof kaufte jährlich für 50—80,000 Rubel Pferde. Nicht überaus feiner Speisen und Leckerbissen wird erwähnt, aber die große Zahl der Gerichte, die Menge der jährlich verzehrten Lebensmittel ist staunenerregend. Es gab 300 Kornkammern und 30 Keller, letztere mit feinen ausländischen Weinen von allen Sorten angefüllt. Große Obstgärten versahen den Hof mit Früchten und Beeren. Für die Summe von 30—40,000 Rubel wurde Fleisch, Geflügel, Käse, Eier, Butter, Oel, Buchweizen, Hirse geliefert; der jährliche Verbrauch von gesalzenem Lachs wird auf einige Millionen Pfund angegeben, so daß die verzehrten Fische in Geldwerth geschätzt die Summe von 100,000 Rubel darstellten. Von Getränken sollen verzehrt worden sein: täglich 100 Eimer Branntwein, 4—500 Eimer Bier und Meth, und es gab Festtage, an denen 4—500 Eimer Branntwein und 2—3000 Eimer Bier und Meth aufgingen. Allerdings erklärt sich ein so massenhafter Verbrauch von Lebensmitteln bei Hofe durch den Umstand, daß ein großer Theil des Lohnes an die Hofbeamten, an alle Stufen und Classen von Staatsbeamten nah und fern in Naturalien gezahlt wurde. So erhielten z. B. sogar die Kosaken am Don jährlich eine bestimmte Menge Tuch zu Kleidern; so die Strelzy, welche einen Hauptbestandtheil des Heeres ausmachten, Korn, Fische und Branntwein. Letzterer wurde zum Theil als Lohn an Handwerker, Beamte, Soldaten u. s. f., zum Theil als Ehrenbezeugung an hochstehende Geistliche, ausländische Gesandte und

dergl. vertheilt. Je nach der Rangclaſſe, die man einnahm, hatte man Anſpruch an Zuſendung von Gerichten von jeder Mahlzeit, die bei Hofe ſtattfand*).

Wie der Hof den Mittel- und Ausgangspunkt für die Conſumtion abgiebt, ſo haben die Finanzen Rußlands in jener Zeit mehr einen privat- als ſtaatswirthſchaftlichen Charakter. Die Steuerpflicht der Staatsangehörigen ſteht nicht ſo ſehr im Vordergrunde, als die wirthſchaftliche Thätigkeit des Staatsoberhaupts. Der Zar war Hauptunternehmer und oberſter Kaufmann. Er monopoliſirte viele Handelszweige, wie z. B. den Handel mit Kaviar, mit Pelzwerk. Letzterer war ſo einträglich, daß die Einkünfte aus Sibirien, welche meiſt in koſtbaren Zobelfellen beſtanden, auf mehrere hunderttauſend Rubel geſchätzt wurde. Die Agenten und Emiſſäre, oder, wie ein ſchwediſcher Berichterſtatter ſie nennt, die „Commercienräthe" des Zaren, durchſtreiften das Land in allen Richtungen, um Rohwaaren für den Zaren aufzukaufen, erhandelten von den Ausländern in den Seeſtädten, namentlich in Archangelsk, die Erzeugniſſe des Weſtens und leiteten den Verkauf der monopoliſirten Waaren aus den zariſchen Vorrathskammern. Der kaiſerliche Geſandte berichtet, der Zar habe es ſogar nicht verſchmäht, den Detailverkauf von Fleiſch und Obſt zu übernehmen. Unglaubliche Summen, meldet ein italieniſcher Bericht**), ergab die Verpachtung der Branntweinſchenken, deren einzelne, wie der Leibarzt Alexei's, der Engländer Collins bemerkt, für 10—20,000 Rubel verpachtet waren. Ebenſo verpachtete man Bäder, Flußüberfahrten, Waſchplätze, monopoliſirte den Salzverkauf und erhob bedeutende Abgaben von Eiſengruben. Ausgedehnte, vortheilhaft bewirthſchaftete Ländereien gehörten der Krone. Dazu kamen mancherlei Acciſeauflagen, wie z. B. beim Kauf und Verkauf von Pferden; Einfuhr- und Durchgangszölle aller Art und Kopf- und Einkommenſteuern. Man ſprach von vielen Millionen Rubel, welche in dem damaligen Budget die Staatseinnahmen ausmachten. Ein italieniſcher Bericht aus jener Zeit enthält die allerdings nicht ſehr glaubwürdige Bemerkung, daß der ſechste Theil der Einkünfte genüge, um die Staatsausgaben im Frieden zu decken, ſo daß alle übrigen Einkünfte nur dazu verwandt werden, die ſchon ohnehin großen Maſſen von Gold und Silber in den Schatzhäuſern des Zaren zu vermehren. Man mußte freilich ſtark

*) Wir benutzten für obige Angaben in Betreff des Hofhaushalts die Schilderung Kotoſchichins, von welchem weiter unten Genaueres.

**) Viaggi di Moscovia, Viterbo 1658. S. 180.

in mercantiliſtiſchen Vorurtheilen befangen ſein, um, wie dieſer italieniſche Bericht, die Meinung auszuſprechen, der Hof komme bei dem Finanzplan kaum in Betracht, weil Alles in Naturalien umgeſetzt würde. Derſelbe Bericht redet davon, daß der Unterhalt des Heeres ſehr billig zu ſtehen komme, da man die Soldaten in ſehr ſchlechtem Gelde bezahle. Damit ſind wir denn ſchon in die Reihe von Finanzkunſtſtücken eingeführt, welche namentlich während des polniſch-ſchwediſchen Krieges ein ſtarkes Deficit im ruſſiſchen Budget vermuthen laſſen.

Schon im Frieden müſſen die Büreaukratie und das Heer große Summen verſchlungen haben. Unter den Ausgaben werden als beſonders beträchtlich aufgeführt: die Geſchenke an die ausländiſchen Geſandten, der Loskauf von Chriſten aus der Gefangenſchaft der Tataren, der Unterhalt einer bedeutenden Anzahl von Beamten, welche bei der Geſandtſchaftsbehörde (посольскій приказъ) angeſtellt waren. Ausländiſche Induſtrielle empfingen reichlichen Lohn und Unterſtützungen von der ruſſiſchen Regierung, was einen bedeutenden Poſten im Budget ausgemacht haben mag. Aber am meiſten kam natürlich das ſtehende Heer in Betracht, und namentlich in den Kriegszeiten muß der Aufwand für daſſelbe gewaltig angeſchwollen ſein. Die Steigerung der Bedürfniſſe des Staats erforderte ungewöhnliche Mittel zur Deckung derſelben. Steuern und Zölle, Finanzexperimente und Bankbruch waren die Folge. Der Staat war erfinderiſch in immer neuen Methoden ſeine Geldmittel auszudehnen, die Steuerfähigkeit ſeiner Angehörigen zu erhöhen und den Wohlſtand derſelben auszubeuten. Schon in den erſten Jahren der Regierung Alexei's hatte man alte und neue Mittel angewandt den Staatsſchatz zu füllen. Der Salzpreis war geſteigert worden, man hatte mancherlei Monopolien verkauft. Man zwang Jeden eine eiſerne Elle zu kaufen und dafür das Fünffache von dem Koſtenpreiſe zu bezahlen. Aber als die Kriegsjahre immer größere und größere Summen verſchlangen, da griff man immer tiefer und tiefer in die Seckel der Unterthanen. Man ſchrieb zuerſt einen Zwanzigſten aus, dann einen Zehnten, endlich einen Fünften. Man ließ für den Unterhalt des Heeres große Maſſen von Roggen, Zwieback, Mehl u. ſ. w. von der ländlichen Bevölkerung eintreiben. Man hatte ſogar die Abſicht bei der Republik Venedig eine Anleihe zu machen, wobei indeſſen von dorther eine ablehnende Antwort erfolgte. Da wußte man ſich denn nicht anders zu helfen, als mit durchgreifenden Münzveränderungen. Es war das wohlfeilſte, in jener Zeit ſo häufig angewandte Bereicherungsmittel. Unklare Anſichten über

das Weſen des Geldes lagen hiebei zu Grunde und wurden die Urſache großer Verwirrung. Man begann mit Münzverſchlechterung und langte bei den äußerſten Conſequenzen des Staatsbankerotts an. Dies iſt der Gegenſtand der folgenden Unterſuchung.

---

## Ueberreſte, Quellen und Hülfsmittel.

Das Material, welches für die Behandlung unſeres Gegenſtandes uns zu Gebote ſtand, läßt ſich in vier Gruppen ſondern:

1) Urkunden: Geſchäftspapiere, beſonders Verordnungen und Erlaſſe der Regierung, Geſetze, Inſtructionen an die Wojewoden, Bittſchriften.

Folgende Sammlungen von gedruckten Urkunden verdienten hiebei beſondere Berückſichtigung:

Die von L. Maximowitſch veranſtaltete Sammlung von Geſetzen und Erlaſſen, Moskau 1803. Band II.

Die Sammlung von Staatsurkunden und Verträgen, herausgegeben auf Veranlaſſung des Grafen Rumjanzow, Moskau 1813—28. Band IV.

Die vollſtändige Sammlung der Geſetze des ruſſiſchen Reiches, Band I.

Die von der archäographiſchen Expedition veranſtaltete Sammlung von Urkunden, St. Petesburg 1836. Band IV.

Die von der archäographiſchen Commiſſion veranſtaltete Sammlung von hiſtoriſchen Urkunden, St. Petersburg 1841—42, Band IV; mit den Supplementen dazu, St. Petersburg 1846—59, Band IV*).

Für Feſtſtellung chronologiſcher Angaben, für die Erforſchungen der Intentionen der Regierung, und als indirecte Kritik der öffentlichen Zuſtände ſind dieſe Ueberreſte von unſchätzbarem Werthe.

2) Die Berichte von Zeitgenoſſen.

Einem ruſſiſchen Zeitgenoſſen verdanken wir das höchſt anziehende

*) Die ruſſiſchen Titel lauten. 1) Указатель Россійскихъ Законовъ, временныхъ учрежденій, суда и расправы, изд. Львомъ Максимовичемъ. Москва 1803. — Содержаніе Государственныхъ Грамотъ и Договоровъ, изданное иждивеніемъ Графа Румянцова. Москва 1813—1828. — Полное Собраніе Законовъ Россійской Имперіи. — Акты собранные Археографическою Экспедиціею. Спб. 1836. — Акты историческіе изданные Археографическою Коммиссіею. Спб. 1841—1842. Дополненія къ актамъ историческимъ. Спб. 1846—1859. Wir werden in dem Folgelden nur die Anfangsbuchſtaben dieſer Sammlungen citiren, alſo etwa II. C. 3. — A. A. S. — A. И. und dgl.

Werk: „Rußland während der Regierung Alexei Michailowitsch's von Grigori Kotoschichin*). Diese Memoiren wurden von Herrn Professor Solowjew zuerst in Stockholm in schwedischer Uebersetzung, dann in der Universitätsbibliothek zu Upsala auch im russischen Original gefunden und von der archäographischen Commission herausgegeben. Kotoschichin war Schreiber (подъячій) in der Gesandtschaftsbehörde gewesen. Von seinem Leben weiß man nicht viel. Er diente als Beamter während des polnisch-schwedischen Krieges und wurde mit Depeschen nach Smolensk und Stockholm geschickt. Eine Intrigue nöthigte ihn zur Flucht aus Rußland. Diese Flucht muß ungefähr im Jahre 1664 stattgefunden haben. Er hielt sich unter falschem Namen in Lübeck und in Preußen auf, kam 1666 nach Stockholm und verfaßte hier auf Veranlassung des schwedischen Reichskanzlers Grafen Magnus Delagardie seine Schrift über Rußland. Im Jahre 1667 tödtete er im Rausche seinen Hauswirthen und wurde in Stockholm auf öffentlichem Platze enthauptet. Kotoschichin ist nicht immer genau in seinen Aufzeichnungen, und sogleich bei der Herausgabe seines Werkes machte die archäographische Commission auf einige darin enthaltene Irrthümer aufmerksam. Auch wir haben für unsern Gegenstand neben vielen sehr schätzenswerthen Bemerkungen auch Fehlerhaftes bei ihm gefunden. Im siebenten Kapitel seiner Schrift, in welchem er von den verschiedenen Behörden spricht, berichtet er bei Gelegenheit seiner Bemerkungen über die Finanzbehörde (Приказъ Большой Казны) von dem Münzwesen in Rußland und erzählt dabei ausführlich die Geschichte der Münzverschlechterung und des Creditgeldes.

Von ausländischen Reisenden verdienen Berücksichtigung:

Der Gesandte der venetianischen Republik Alberto Vimina, dessen Nachrichten über Rußland sich auf das Jahr 1657 beziehen und sich handschriftlich in der Barberinischen Bibliothek zu Rom befinden. Er war am Anfang der Kupfergeldoperation in Rußland**).

*) О Россіи въ царствованіе Алексія Михайловича, современное сочиненіе Графа Кошихина. Санктпетербургъ, 1840. Aus einer Handschrift im Moskauer Archiv der auswärtigen Angelegenheiten ist zu ersehen, daß der Mann nicht Koschichin sondern Kotoschichin hieß, s. d. Beiträge zur Kenntniß des russ. Reichs von Baer und Helmersen 9 Bdchen 1. Abthl. St. Petersburg 1845, S. 180.

**) Nach seinem Tode wurden seine Schriften von Giovanni Battista Casotti herausgegeben u. d. T. Istoria delle guerre civili di Polonia. Progressi delle armi Moscoviti contro i Polacchi. Relazioni della Moscovia e Svecia e loro governi. Di Alberto Vimina Bellunese. Venzcia, 1671. 4°. vgl. über ihn Adelung, Uebersicht der Reisenden in Rußland, II 328.

Der Leibarzt des Zaren Alexei, Samuel Collins, war in den Jahren 1659—67 in Rußland, kehrte dann nach ſeiner Heimath, England, zurück und gab dort 1667 ein Werk über Rußland heraus, das er, wie es ſcheint, bereits in Rußland ausgearbeitet hatte*).

Patrik Gordon, ein Schotte, kam 1661 nach Rußland und trat als Major in ruſſiſche Dienſte. Er hinterließ ein eigenhändiges Tagebuch in engliſcher Sprache, worin er ſein Leben von der Geburt an bis 1699 umſtändlich beſchrieben hat, und das ſich handſchriftlich in mehreren Quartbänden im Moskauiſchen Reichsarchiv befindet. Eine Abſchrift davon in fünf Quartbänden beſitzt die kaiſerliche Eremitage zu St. Petersburg. Gordons Tagebuch erſchien in deutſcher Uebertragung von Dr. M. C. Poſſelt, Moskau 1849, in drei Bänden. Es enthält auch in Betreff unſeres Gegenſtandes ſehr werthvolle Notizen über die Geſchichte der Entwerthung und „Verrufung“ der Kupfermünze, über den Aufſtand im Sommer 1662 und drgl. m.

In dem „Theatrum Europaeum“ finden ſich in dem neunten Bande (Frankfurt a. M. 1672) hier und da zerſtreute Notizen über die Geldkriſis in Rußland und den Aufſtand vom Sommer 1662.

Die kaiſerlichen Geſandten Auguſtin von Meyern, Freiherr von Meyerberg und Horatius Wilhelm Calvucci verfaßten einen Reiſebericht und eine Schilderung Rußlands**). Sie waren von Mai 1661 bis Mai 1662 in Moskau, eine Zeit, wo Falſchmünzerei und Theuerung in Moskau bereits einen gewaltigen Umfang gewonnen hatten. Meyerbergs Aufzeichnungen ſind überaus lehrreich und namentlich die Notiz über die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes (20 Millionen Rubel) von großem Intereſſe Die franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes iſt ungenau.

3) Von den ſich auf Münzkunde beziehenden Schriften nennen wir außer den früheren Arbeiten von Tſchertkow, Bietinghoff u. A. noch beſonders:

Die Reichelſche Münzſammlung, St. Petersburg, Erſter Band 1842. Hier und da eingeſtreute hiſtoriſche Notizen ohne Quellenangabe.

Schubert, Monnayes russes 1547—1855. Leipsie 1857. Die hiſto-

*) The present State of Russia in a letter to a friand at London. London 1667. Wir benutzen die dritte Ausgabe von 1671.

**) Iter in Moscoviam Augustini liberi baronis de Mayerberg et Horatii Guillelmi Calvucci.

riſchen Einleitungen zu den einzelnen Abſchnitten dieſes Katalogs ſind ebenfalls ohne Quellenangabe.

Chaudoir, Aperçu sur les monnaies russes, St. Petersbourg 1836. Der Verfaſſer zeichnet ſich durch ungewöhnliche Beleſenheit aus. Sein Werk bedarf indeſſen mancher Berichtigung.

Sabloţki, Ueber das Münzſyſtem Rußlands*) (ruſſiſch); ein ſorgfältig gearbeitetes Werk, mit mehr Verſtändniß für die volkswirthſchaftliche und finanzielle Seite der Numismatik, als die vorhergehenden.

4) Von hiſtoriſchen Arbeiten, welche die Geſchichte des Kupfergeldes beſprechen, nennen wir:

Adelung, Auguſtin Freiherr von Mayerberg und ſeine Reiſe nach Rußland. St. Petersburg 1827. Die Zeichnungen, welche Meyerberg auf ſeiner Reiſe entworfen hatte oder hatte entwerfen laſſen, gaben Adelung Gelegenheit ſeiner Biographie Meyerbergs einen ziemlich ausführlichen Commentar zu dieſen Zeichnungen beizufügen. Wir werden ſehen, wie Adelungs Mittheilungen in Betreff unſeres Gegenſtandes mit Vorſicht zu benutzen ſind und vielfach der Berichtigung bedürfen.

Berch, Die Regierung des Zaren Alexei Michailowitſch, St. Petersburg 1831 (ruſſiſch) I. II., ein fleißiges Werk, mit lehrreichem Material, jedoch gleich dem vorhergenannten Adelungſchen Werke vor dem Erſcheinen vieler gedruckter Staatsurkunden und numismatiſchen Hülfsmittel verfaßt, und daher natürlich von geringerer Bedeutung.

Herrmann, Geſchichte des ruſſiſchen Staats, Hamburg 1846, Bd. III, ſchöpft ſeine Nachrichten über die Finanzoperation Alexei's faſt ausſchließlich aus Meyerbergs Reiſebericht, Adelungs Buche über Meyerberg und den Memoiren Kotoſchichins. Indeſſen erwähnen wir ſeiner Darſtellung um ſo lieber, als dieſer fleißige Forſcher auf die Geſchichte dieſer Münzveränderungen genauer eingegangen iſt, wie manche ruſſiſche Hiſtoriker z. B. Uſtrjalow, ja ſogar in mancher Beziehung ausführlicher darüber berichtet wie Solowjew.

Die Monographien in ruſſiſcher Sprache:

Laquière, Geſchichte der Falſchmünzerei in Rußland bis zu der Zeit Peters des Großen.

Lamanski, Hiſtoriſche Skizze des Geldumlaufs in Rußland von 1650—1817.

*) Мих. Заблоцкій, о цѣнностяхъ въ древней Руси. Спб. часть I. о монетной системѣ.

Arssenjew, Historisch-statistische Uebersicht des Münzwesens in Rußland;

Kostomarow, Kurze Darstellung des Handels im moskauischen Staate während des 16. und 17. Jahrhunderts*);

erwähnen wohl der Münzexperimente unter Alexei und deren Folgen, aber die darin enthaltenen Nachrichten sind sehr unvollständig und oft ungenau.

Dagegen verdient besondere Erwähnung das große Werk Solowjew's, Geschichte Rußlands von den ältesten Zeiten an, St. Petersburg 1861**), Band IX, wo wir höchst anziehende aus zum Theil ungedruckten Archivalien geschöpfte Mittheilungen finden über die Finanzkrisis und über den Aufstand im Sommer 1662.

Endlich ist noch einer monographischen Vorarbeit zu erwähnen:

A. Strojew, eine ökonomische Frage in Rußland im 17. Jahrhundert***). So erfreulich der Versuch ist diese Episode aus Rußlands Finanzgeschichte monographisch zu behandeln, so mangelhaft ist derselbe doch ausgefallen. Es hat dem Verfasser an Orientirung in Wirthschaftslehre und Finanzwissenschaft gefehlt, und daher ist es ihm möglich gewesen alle irrigen Ansichten der russischen Regierung im 17. Jahrhundert zu theilen. Er ist entzückt über die Weisheit der Regierung bei diesem Unternehmen, über die tiefe Einsicht der Vertrauten des Zaren, welche zur Herausgabe von Kupfergeld gerathen hatten, und schreibt das Mißlingen der ganzen Operation lediglich der Sittenlosigkeit und dem Mangel an Bildung im russischen Volke zu. Er erwähnt, das Kupfergeld sei gehörig fundirt gewesen, ohne klare Begriffe damit zu verbinden; die Sittenfäulniß (общественная порча) und die Bereicherungssucht seien in jener Zeit in Rußland ganz besonders groß gewesen, finanzwissenschaftliche Kenntnisse hätten im Publikum gefehlt und daher sei der Ruin gekommen. Wir werden Gelegenheit haben diese Ansichten näher zu beleuchten.

---

*) Лакіера, Исторія поддѣлки монетъ въ Россіи до временъ Петра Великаго (in den Записки Арх. Общества 1853, V Band). — Ламанскій, Историческій Очеркъ денежнаго обращенія въ Россіи съ 1650—1817 г. (in dem Сборникъ Статистическихъ свѣдѣній въ Россіи, II, Спб. 1854). — К. И. Арсеньевъ, Ист.-стат. обозрѣніе монетнаго дѣла въ Россіи (in den Записки Русскаго Геогр. Общества, I, Спб. 1846). — Костомаровъ, Очеркъ торговли Московскаго Государства въ XVI и XVII столѣтіяхъ, Спб. 1862.

**) Соловьевъ, Исторія Россіи съ древнѣйшихъ временъ. XI. Спб. 1861. (Исторія Россіи въ царствованіе Алексѣя Михайловича. Band II).

***) А. Строевъ, экономическій вопросъ въ Россіи въ XVII вѣкѣ (in dem Литературный отдѣлъ der Московскія Вѣдомости 1856, № 96 und 98).

Hier und da zerſtreute Preisnotizen aus jener Zeit, welche für unſere Unterſuchung von großem Werthe ſein mußten, fanden wir u. A. in den Schriften der Moskauer Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumswiſſenſchaft Rußlands*).

Wir hatten im Ganzen und Großen über keinen großen Reichthum von Material zu verfügen. Die Geſchichte der Wirthſchaft iſt noch in ihren Anfängen.

---

## Münzverſchlechterung.

Bis in die Mitte des XVII. Jahrhunderts gab es in Rußland, außer den ſogenannten Pul's, einer Scheidemünze, kein Kupfergeld. Es curſirten vom Auslande eingeführte Gold- und Silbermünzen und in Rußland geprägtes Silberkleingeld. Die Regierung verkaufte ihre Waaren den Ausländern gegen Dukaten und Thaler (letztere „Jefimki" genannt von der deutſchen Bezeichnung „Joachimsthaler"), und ließ dieſe ausländiſchen Münzen in Silberkleingeld umprägen, wobei ſie, wie aus der Vergleichung der Münzen ſelbſt, ſo aus den Berichten der Zeitgenoſſen hervorgeht, großen Vortheil hatte.

In den fünfziger Jahren des ſiebenzehnten Jahrhunderts erſcheinen drei neue Silbermünzen in Rußland, welche eine Combination ruſſiſchen und ausländiſchen Silbergeldes darſtellen, und denen eine Münzverſchlechterung zu Grunde liegt.

1) Rubeljefimki (ефимки рублевые). Die ausländiſchen Jefimki erhielten nämlich ein vollkommenes Gepräge (ſo jedoch, daß namentlich an den Rändern dieſer Münzen noch Spuren des alten Gepräges nachblieben) mit der Jahreszahl 1654. Die aufgeprägte Bezeichnung „Rubel" (рубль) läßt keinen Zweifel darüber zu, daß dieſe Münze, deren Realwerth in Silberkopeken ausgedrückt etwa die Hälfte eines Rubels darſtellte, 100 Kopeken gelten ſollte. Es ſcheinen jedoch die Rubeljefimki nicht lange in Gebrauch geweſen zu ſein, weil ſchon im Jahre 1659 weder in officiellen Urkunden noch in den Berichten der Zeitgenoſſen ihrer mehr erwähnt wird; 1656 und 1657 müſſen ſie, wie aus mancherlei Actenſtücken hervorgeht, noch curſirt haben; trotz der Jahreszahl 1654 auf dieſen Münzen findet

*) „Труды", „Чтенія", „Достопамятности", beſonders aber der „Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ" in vielen Bänden.

ſich keine Spur derſelben vor 1656. Zu Münzſammlungen erſcheinen ſie als Rarität.

2) Geſtempelte Thaler (ефимки съ признаками, печатные ефимки). Die Thaler oder Jeſtmki erhielten einen runden Kopekenſtempel und einen länglichen Stempel mit der Jahreszahl 1655 in arabiſchen Ziffern. Dieſe Münzen hatten, wie wir aus Actenſtücken und Berichten von Zeitgenoſſen erſehen, einen Nominalwerth von 64 Kopeken. Sie ſcheinen in beträchtlicher Menge circulirt zu haben, was auch durch die große Zahl von Exemplaren in Münzſammlungen beſtätigt wird, und wurden, wie wir ſpäter genauer ſehen werden, Ende 1658 oder Anfang 1659 eingezogen.

3) Viertelthaler (четверти, четвертины, четверти съ признаками, полуполтинники). Man ſchnitt die Jeſtmki in vier Theile, deren jeder einen Stempel und den Nominalwerth von 25 Kopeken erhielt. Zu dieſem Curſe wurden dieſe Münzen gleichzeitig mit den geſtempelten Thalern eingezogen.

Von den Zeugniſſen, daß mit dieſen neuen Silbermünzen eine Münzverſchlechterung verbunden war, führen wir einige an:

Kotoſchichin erzählt*): „Dieſe geſtempelten Jeſtmki wurden aus der Caſſe des Zaren zu 64 Kopeken ausgegeben und nicht zu dem Werthe den ſie früher gehabt hatten. Im Handel und Verkehr und auch bei Annahme in den Kronkaſſen hatten dieſe Jeſtmki und Rubel und Viertelthaler einen feſtgeſetzten Preis. Traf es ſich aber, daß Jemand eine Zahlung an die Regierung mit ungeſtempelten Thalern machte, ſo wurden ſolche Münzen nur zum Werthe von 40 Kopeken angenommen.“

Meyerberg hat in ſeiner Sammlung von Zeichnungen die Abbildung eines geſtempelten Thalers und unter demſelben die Worte: „die durch des Czaren Müntzmaiſter gezaichnete Reichstaller, welliche unter denen Handelsleuten in der Moskau viel mehr, als die ohne dieſſen Zaichen (ſider Anno 1655 bis 1658 gegolten haben“**).

*) Кот. о Россіи въ царствованіе Алексія Михайловича, S. 78.

**) Adelung, Meyerberg ꝛc. S. 173. Meyerberg hat auch die Abbildung eines Viertelthalers mit der Unterſchrift: „Biss auff Anno 1658 hat gegolten iedes Dertlein fünffzig ſilberne Kopeken, an Gewicht aber nicht mehr als ſechzehn“ Hier liegt offenbar ein Irrthum zu Grunde, da aus den Acten hervorgeht, daß dieſe Viertelthaler 25 Kopeken gelten ſollten, was auch durch die Bezeichnung „полполтина“ auf dieſen Münzen beſtätigt wird. Als Meyerberg ins Land kam, waren dieſe Viertelthaler nicht mehr in Umlauf. Er hatte alſo dieſe Notiz über ihren Nominalwerth nur von Hörenſagen. Ade-

Vimina berichtet, der Zar habe ſich bei den großen durch den Krieg veranlaßten Ausgaben durch die Erfindung geholfen, die ausländiſchen Thaler in vier Theile zu ſchneiden und den Nominalwerth eines jeden Viertels zu verdoppeln*).

Daß die neuen Münzen gewinnbringend für die ruſſiſche Regierung ſein mußten, bezeugt auch der Umſtand, daß viele falſche Rubel zum Vorſchein kamen. Namentlich ſollen die Juden in Polen ſich mit dieſer Art Falſchmünzerei beſchäftigt haben **).

Die Regierung verbot ihren Unterthanen im Handel und Verkehr mit den Ausländern dieſe neuen Münzen zu gebrauchen. Für dieſen Zweck ſollte nur das Silberkleingeld verwendet werden ***). Man empfand wohl, daß man dem Auslande die ſchlechte Münze nicht bieten dürfe.

---

## Kupfergeld.

Das Prägen der neuen Rubel kann als Münzverſchlechterung bezeichnet werden, das Stempeln der Thaler und Viertelthaler bildet ſchon eine Art Uebergang von Münzverſchlechterung zur Ausgabe von Creditgeld. Die Kupfermünzen können ſchlechtweg als Creditgeld bezeichnet werden.

Von Kupfergeld gab es: Kupferpoltinniks (Fünfzigkopekenſtücke); Altynniks (Dreikopekenſtücke); Groſchewiks (Zweikopekenſtücke) und Kopeken.

Die Kupferpoltinniks entſprechen an Größe und Gepräge den neuen ſilbernen Rubeln mit der Jahreszahl 1654, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ſtatt mit der Bezeichnung „Rubel“ (рубль) mit „Poltinnik“ (полтина oder полтинникъ) verſehen ſind. Weil ſie die Jahreszahl 1654 tragen, ſollte man faſt vermuthen, daß ſie bereits in dieſem Jahre in Umlauf geſetzt wurden; es findet ſich indeſſen in den officiellen Acten keine Spur von dieſen Poltinniks vor 1656. Von den Zeitgenoſſen erwähnt ihrer nur Kotoſchichin, und dieſer ſcheint der Anſicht zu ſein, daß

lung hat dem Meyerberg dieſen Irrthum nachgeſchrieben, vgl. ſein Werk über Meyerberg Seite 287.

*) Vimina S. 808: „Tutto il necessario dè contanti si è cavato dalle rendite annuali, trovata inventione per scemare il dispendio, di tagliar i Leoni in quattro parti senz' altra politura, improntandoli col nome del G. Duca, e facendo ogni quarto valere il doppio nei pagamenti“.

**) ſ. Chandoir II, S. 61.

***) A. A. 3. IV № 90.

ſie vor dem Kupferkleingelde erſchienen ſeien. Er erzählt nämlich*): „Gleichzeitig mit den neuen Silbermünzen wurden Kupferpoltinniks gemacht von der Größe der Jeſtmki. Das Erſcheinen dieſer neuen Münzen hatte zur Folge, daß die Bauern, welche ſonſt mit Heu und Holz und Lebensmitteln in die Städte zu kommen pflegten, verwirrt und ängſtlich gemacht, nicht mehr an den Markt kamen. So wurde die Zufuhr unterbrochen, und eine ſchreckliche Theurung war die Folge. Der Zar ſah, daß das neue Geld ſolche Verwirrung angerichtet hatte, und befahl in Moskau, Nowgorod, Pskow und Kokenhauſen auf den Münzhöfen Altinniks, Groſchewiks und Kopeken zu prägen, aber auch dieſes Geld hatte dieſelbe Wirkung und die Stockung der Zufuhr, die Verwirrung wiederholte ſich. Da ließ der Zar die Altinniks und Groſchewiks einziehen und in Kupferkopeken umprägen. Und dieſes Kupfergeld curſirte lange Zeit in gleichem Werthe mit dem Silbergelde".

Hiernach alſo nimmt Kotoſchichin drei Perioden bei der Kupfergeldemiſſion an: zuerſt die Poltinniks; dann die Altynniks, Groſchewiks und Kopeken; endlich nur Kopeken. Für dieſe Auffaſſung von einer Aufeinanderfolge verſchiedener Kupfermünzen iſt Kotoſchichin die einzige Quelle. Weder in den Actenſtücken, noch in den Berichten der Zeitgenoſſen finden wir eine Beſtätigung derſelben. Daß ſie nicht ganz unbegründet ſein kann, geht daraus hervor, daß die Jahreszahl auf den Poltinniks (1654) auf einen frühern Zeitpunkt hindeutet als 1656, während das Kupfergeld, welches bis 1663 in Circulation blieb, und deſſen Geſchichte wir in dem Folgenden zu ſchreiben unternommen haben, wie ſogleich dargethan werden ſoll, nicht vor 1656 in Umlauf geſetzt worden ſein kann**).

*) Котошихинъ, о Россіи S. 78.

**) Sabloźki's (о цѣнностяхъ S. 80) Hypotheſe, die Rubeljeſtmki und Kupferpoltinniks ſeien 1654 ausgegeben und 1655 durch die geſtempelten Thaler und Viertelthaler erſetzt worden, ſo daß ſowohl Kupferpoltinniks als Rubeljeſtmki eingezogen worden ſeien, iſt unhaltbar, weil aus II. C. 3. I № 204 zu erſehen iſt, daß dieſe ſämmtlichen Kupfer- und Silbermünzen noch im Jahre 1657 nebeneinander in Umlauf waren. Auffallend bleibt es immerhin, daß Bimina und Mayerberg der Kupferpoltinniks nicht erwähnen. Im Jahre 1658 wurde ein Inventar von dem ganzen Vermögen des Patriarchen Nikon aufgenommen, wir finden alle einzelnen Münzſorten aufgeführt, in denen die Geldſummen ſich vorfanden: „Silberkleingeld", „Kupferkleingeld" (мелкія мѣдныя деньги), „geſtempelte Jeſtmki", „Rubeljeſtmki", „geſtempelte Viertel". Kupferpoltinniks ſind in dieſem genauen und ins Einzelne eingehenden Verzeichniß nicht erwähnt, ſ. d. Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ, Band XV, Матеріалы

## Ueber den Zeitpunkt der Ausgabe des Kupferkleingeldes.

Bei einer Bestimmung des Zeitpunktes, in welchem die Ausgabe des Kupferkleingeldes stattfand, sind die officiellen Urkunden Hauptquelle, fast alleinige Quellen.

Das erste Aktenstück, welches von den neuen Münzen überhaupt Nachricht giebt, ist vom 3. März 1656 und an die Zoll- und Accisebeamten in Wjatka gerichtet *). Es wird darin erwähnt, am 8. Mai sei an einen Wojewoden die Nachricht geschrieben worden, daß neues Geld gemacht worden sei: Rubel, Stempelthaler, Viertelthaler, Kupferpoltinniks, Altynniks, Groschewiks und Kopeken von Kupfer. Es folgt sodann die genaue Beschreibung dieser Münzen, und dann verordnet der Zar alle Staatseinkünfte: Steuern, Erlös für verkauften Branntwein, Zölle u. s. f. in diesen neuen Geldsorten zu erheben und zwar zu demselben Curse, zu welchem sie ausgegeben seien. Indessen sollen doch nur die Staatseinnahmen, die sich auf das Jahr 1656 beziehen, in diesen neuen Geldsorten erhoben werden, während ausdrücklich bemerkt wird, daß rückständige Steuern und überhaupt diejenigen Summen, welche vor 1656 fällig waren, in Silberkleingeld gezahlt werden müßten. Diese letztere Bemerkung deutet darauf hin, daß der Staat seine Verpflichtung, das neue Geld bei Einkassirungen anzunehmen, erst von dem Zeitpunkt der Ausgabe her datirt: rückständige Abgaben sollen in der vollwichtigen Münzart, den Silberkopeken, entrichtet werden. Demnach fiele die Ausgabe des neuen Geldes in den Anfang des Jahres 1656, was auch durch die im Mai 1656 geschriebene Bezeichnung dieses Geldes als „neuen" Geldes bestätigt wird. Allerdings findet sich eine Urkunde, vom 8. April 1657 **) an den Wojewoden in Jlimsk gerichtet, wo ein Jahr später dieselben Münzen auch als „neue" bezeichnet werden. Aber auch hier wird ausdrücklich bemerkt, daß die Staatseinnahmen für das Jahr 1656 zwar in den neuen Münz-

S. 23, ff. Die große Seltenheit der Kupferpoltinniks in Münzsammlungen läßt fast vermuthen, daß nicht viele Poltinniks ausgegeben wurden; woher indessen Storch, Cours d'économie politique VI S. 88 die Notiz schöpft „Il y eut aussi des pièces de 50 kopeks en cuivre mais on n'en émit qu'une petite quantité", ist mir nicht bekannt.

*) S. A. A. 3 IV № 90. Память Вятскимъ Таможенному и кружечныхъ дворовъ головамъ и цѣловальникамъ о сборѣ государственныхъ доходовъ новою серебряною и мѣдною монетою и о введеніи ея во всеобщее употребленіе.

**) П. С. 3. 1 № 204. Грамота воеводѣ Бунакову въ Илимскій Острогъ. О допущеніи въ оборотъ новыхъ серебряныхъ рублей и четвертинъ и другихъ мелкихъ денегъ. Gleichlautend m. Ç. Г. Г. и Дог. IV № 9.

ſorten erhoben worden ſeien, die rückſtändigen, in frühern Jahren bereits fälligen Steuern und ſonſtigen Zahlungen aber in dem früher ausſchließlich in Umlauf befindlichen Silberkleingeld erhoben werden müßten.

Zwei Andeutungen, welche ſich in ſpätern Urkunden finden, beſtätigen die Vermuthung, daß dieſe neuen Münzſorten nicht vor dem Jahre 1656 in Umlauf waren. Bei Gelegenheit der Abſtellung des Kupfergeldes im Jahre 1663 wurde eine Tabelle der Entwerthung deſſelben zuſammengeſtellt*). Die Entwerthung des Kupfergeldes oder das darauf zu zahlende Aufgeld nimmt am 1. September 1658 ſeinen Anfang und die Tabelle wird bis zum 15. Juni 1663 d. h. bis zu dem Zeitpunkt der Abſtellung des Kupfergeldes fortgeführt, wo es dann zuletzt heißt: „aber für die Jahre 164 und 165 und 166 (d. h. 1656, 1657 und 1658 bis zum 1. September, da das Jahr mit dem 1. September begann und man von der Erſchaffung der Welt bis zu Chriſti Geburt 5508 Jahre zählte, alſo 7164, 7165, 7166 ſtatt 1656 u. ſ. f.) giebt es keine Angaben für die Entwerthung“ **). Wenn ausdrücklich bemerkt wird, daß für die Jahre 1656 und 1657 Entwerthungsangaben fehlen, und wenn zugleich mit der größten Sicherheit zu vermuthen iſt, daß in dieſen beiden Jahren das Kupfergeld keine Entwerthung erfuhr, ſo wäre nicht abzuſehen, warum nicht 1654 und 1655 bemerkt worden wäre, daß es an Entwerthungsangaben in Betreff dieſer Jahre fehle, wenn dieſe Münzen wirklich ſchon 1654 in Umlauf geſetzt worden wären, wie die Jahreszahl auf den Poltinniks manche Hiſtoriker und Numismatiker hat vermuthen laſſen. Um indeſſen jeden Zweifel daran, daß das Kupferkleingeld, deſſen Geſchichte bis 1663 ſpielt, erſt im Jahre 1656 ausgegeben wurde zu beſeitigen, findet ſich, ebenfalls in ſpäterer Zeit, eine Urkunde an den Wojewoden in Turinsk ***), wo ausdrücklich im Eingange bemerkt wird: „In dem Jahre 164 (d. h. 7164 oder 1656) befehlen Wir zur Vertheilung an unſere Krieger und Beamten Kupfergeld zu machen u. ſ. f.“

*) II. C. 3. I № 339. 15. Juni 1663, wo es heißt: die Entwerthungstabellen ſeien zuſammengeſtellt worden „въ приказъ большаго приходу въ сказкахъ, каковы подали Московскихъ разныхъ рядовъ старосты и торговые люди“.

**) „а со 164 и 165 годовъ сказокъ по указу Великаго Государя не указано.“

***) II. C. 3. I № 344 vom 8. Juli 1663 Воеводѣ Матвѣю Трегубову въ Туринскій Острогъ, объ уплатѣ въ цѣнъ мѣдныхъ денегъ: „Съ прошлаго 164 года указали мы, Великій Государь, нашимъ ратнымъ и всякихъ чиновъ людямъ и кормовымъ на раздачу дѣлать мѣдныя деньги съ серебрянымъ въ прибавку u. ſ. f.“

Somit ergeben die officiellen Urkunden als Ausgangspunkt derjenigen Kupfergeldoperation, welche bis zum Jahre 1663 fortdauert, das Jahr 1656, und es wäre nun die Frage zu beantworten, inwieweit dieſes aus der Prüfung der Urkunden gewonnene Reſultat von den Zeitgenoſſen, deren Berichte hier in Betracht kommen können, beſtätigt werde. Hiebei verdienen zunächſt die Aufzeichnungen von Meyerberg, Vimina und Kotoſchichin Beachtung. Gordon hat über die Einführung des neuen Geldes keine Mittheilungen gemacht, ſo bedeutende Winke auch in ſeinem Tagebuche in Bezug auf den weitern Verlauf und die Beendigung der Creditoperation enthalten ſind.

Vimina kam in der zweiten Hälfte des Jahres 1656 nach Rußland, wo er auch ſogleich ſeine Aufzeichnungen gemacht zu haben ſcheint. Er erwähnt der geſtempelten Viertelthaler und fährt fort: „Außerdem ſind neuerdings einige Kupfermünzen geprägt worden: Kopeken, Groſchewiks, und Altynniks *). Der Ausdruck „neuerdings" enthält in dieſem Falle allerdings eine Beſtätigung der in den officiellen Urkunden enthaltenen Andeutungen, daß das Kupfergeld im Jahre 1656 erſchienen ſei.

Meyerberg war ebenfalls nicht Augenzeuge des Anfangs der Kupfergeldoperation. Ueber den Zeitpunkt der Kupfergeldoperation drückt er ſich ſehr ungenau aus und bemerkt nur, es ſei geſchehen, als der Zar Alexei ſah, daß die gewöhnlichen Einnahmen für die großen durch den Krieg veranlaßten Ausgaben nicht reichten **). Das iſt nun chronologiſch ebenſo unbeſtimmt, wie Kotoſchichins Bemerkung bei Gelegenheit ſeiner Erzählung von den neuen Silber- und Kupfermünzen, ihre Ausgabe fiele in die Zeit der Fortſetzung des Krieges mit Polen ***).

*) „Oltre di questo si vedono coniate novamente alcune monete di rame, d'uno, due e tre Capiec che distintamente dicono Capier, gros et altri".

**) Meyerberg S. 92. „Cum necessariis ad incoepta bella Polonicum et Suecicum prosequenda sumptibus aerarium suum Alexius impar experiret, persuaderi sibi facile passus fuit, ut aereos copechos feriri mandaret aequali cum argenteis aestimatione ab omnibus mutuo commercio acciplendos"

***) Котихинъ S. 78. „Въ прошлыхъ годѣхъ, какъ учинилося у Московскаго царя съ Полскимъ Яномъ Казимиромъ Королемъ недружба и война, а потомъ и съ Короленскимъ величествомъ Свейскимъ; и за продолженіемъ Полскіе войны, и для пополненія Казны и для поспѣшенія ратнымъ людемъ на жалованье дѣланы деньги" — Die Anſichten der Numismatiker und Hiſtoriker über dieſe chronologiſche Frage ſind unter einander vielfach abweichend. Schubert (Monnayes russes 1547—1855. Leipsic 1847 S. 29) ſagt: Par l'Ukase du 8 Avril 1654 le Czar

## Das Kupfergeld und das ruſſiſche Budget.

Meyerberg berichtet: „Für 160 Kopeken kaufte der Zar ſo viel Kupfer, daß er daraus in ſeinen Münzhöfen Kupfergeld für 100 Rubel konnte prägen laſſen. So konnte er mit demſelben Aufwande, den er früher machte um einen Soldaten zu unterhalten, jetzt ſechszig und noch mehr Soldaten unterhalten *).

Wenn der Realwerth von 160 Kopeken in Silbermünze, wie Meyerberg bemerkt, gleich war dem Realwerthe von 100 Rubeln in Kupfermünze; wenn ferner, wie aus den Berichten der Zeitgenoſſen, ſo wie aus der Vergleichung der Silber- und Kupfermünzen ſelbſt hervorgeht, Gewicht und Nominalwerth bei Silber- und Kupferkopeken gleich war, ſo muß das

---

ordonna de frapper des pièces d'un Rouble, des Griwny et des Altyns d'argent, trois monnaies qui jusqu' alors n'avaient été que des monnaies de compte. In demſelben Jahre ſeien die Viertelthaler entſtanden, 1655 habe man weder Rubel noch Viertelthaler geprägt, ſondern die Jefunki blos geſtempelt, 1655 ferner habe der Zar Poltinniks und kleinere Münzen von Kupfer prägen laſſen. Es iſt uns nicht gelungen, den von H. Schubert angeführten Ukas vom 8. April 1654 aufzufinden und faſt dürfte die Vermuthung entſtehn, daß hier eine Verwechſelung mit jenem Ukas vom 8. April 1657 zu Grunde liege (Il. C. 3. 1 № 204), indeſſen bemerkt Schubert, jener Ukas von 1655 erwähne auch die Griwny (Zehnkopekenſtücke) und fügt ſpäter hinzu: Je ne connais point de Griwny de ce règne, quoique par l'Ukase du 8. Avril 1654 il avait été ordonné d'en frapper, während der Ukas von 1657 keiner Griwny erwähnt. Daß ſich indeſſen bei H. Schubert überhaupt Ungenauigkeiten finden, ſieht man z. B. wenn er in einem Athem erwähnt „En 1655 le Czar fit frapper de demi-Roubles de cuivre", und wenige Zeilen darnach bemerkt „les demi-Roubles de cuivre sont excessivement rares et n'ont été émis qu'en 1654" — Chaubert S. 127 meint irrthümlich, daß der Erlaß vom 8. April 1657 das Prägen der neuen Münzen anbefohlen habe und ſetzt daher den Anfang der Kupfergeldoperation ebenfalls in das Jahr 1657, während in jener Verordnung an den Wojewoden Bunakow von dem neuen Gelde als ſchon im Umlauf befindlich geſprochen wird. — Sablotzki S. 70 will ſich zur Entſcheidung dieſer chronologiſchen Frage bei den Zeitgenoſſen Rath holen, ſtatt aber Mayerbergs Iter in Moscoviam nachzuſchlagen, citirt er Adelungs Werk über Mayerberg, und ſtatt, wie er glaubt an Mayerberg einen zuverläſſigen Gewährsmann gefunden zu haben, findet er an Adelung einen ſehr unzuverläſſigen. Ebenſo citirt Berch I 117 Adelung in der Meinung Mayerberg zu citiren. Adelung ſetzt den Anfang der Kupfergeldoperation in das Jahr 1655, Berch in das Jahr 1657, Koſtomarow in das Jahr 1658. Strojew ſpricht ſowohl von 1654 als von 1655 u. ſ. f.

*) S. 92. „Ex erogatis ad coemendum cuprum centum et sexaginta copichis centenos ex eo rublos in monetariis officinis suis cusos sibi comparavit. Unde eâdem expensâ, quâ prius unum, jam sexagenos, et supra stipendia persolvit."

Silber in jener Zeit einen 62½fachen Werth des Kupfers dargeſtellt haben. Ein Pfund Silber muß 62½ mal mehr gekoſtet haben als ein Pfund Kupfer.

Sehen wir uns nach Preisnotirungen für Silber und Kupfer in jener Zeit um, wobei natürlich die Jahre 1656—63, in denen die Kupfergeldoperation und die Münzveränderung überhaupt eine Preisrevolution hervorgebracht haben muß, zu vermeiden ſind.

Wir finden aus dem Jahre 1652 eine Angabe für den Silberpreis in dem Kaſſabuche des Patriarchen Nikon *). So oft nämlich bei demſelben Heiligenbilder mit Silber bekleidet werden, ſo wird in dem Kaſſabuche genau das Gewicht des verwendeten Silbers und die für daſſelbe verausgabte Geldſumme, und daneben der Preis für die Arbeit verzeichnet. Aus der Vergleichung mehrer ſolcher Angaben in Nikons Kaſſabuche geht hervor, daß der Preis des Silbers 7½ Kopeken für den Solotnik oder 720 Kopeken für das Pfund, oder 288 Rubel für das Pud war. Ueber den Preis des Kupfers findet ſich dort keine Notiz: wenn aber Silber 288 Rubel koſtet, und man mit 160 Kopeken Silber ſo viel Kupfer kaufte, daß man 100 Rubel daraus ſchlug, ſo daß der Silberwerth das 62½fache des Kupferwerths betrug, ſo hätte das Kupfer 1652 einen Preis von 461 Kopeken für das Pud haben müſſen. Allerdings finden wir, daß ungefähr dieſer Preis in jenen Zeiten notirt wurde. Der ſchwediſche Reiſende Kilburger **) bemerkt, daß 1671 Deck-Kupfer ſowie kupferne Keſſel, Becken, Platten u. dgl. zu 5 Rubel das Pud bezahlt würden. Ein Münzproject von dem Jahre 1675 ***) enthält die Notiz, daß in dem genannten Jahre Kupfer 12 Kopeken das Pfund, alſo 480 Kopeken das Pud galt, und in demſelben Münzproject wird für Silber der Preis von 750 Kopeken das Pfund oder 300 Rubel das Pud notirt, was mit jener Preisnotirung für Silber in Nikons Kaſſabuche faſt genau übereinſtimmt †).

*) Временникъ Императорскаго Московскаго Общества Исторіи и Древностей Россійскихъ Band XIII Москва 1852. Матеріалы S. 1—62. Расходная книга патріарха Никона vom 14. December 1651 bis zum 5. Auguſt 1652.

**) Kurzer Unterricht vom ruſſiſchen Handel in Büſchings Magazin, Band III.

***) Временникъ Band VIII. Смѣсь S. 40—42.

†) Eine fernere Notiz über den Silberpreis findet ſich bei Berch I 154. „Въ Соловкамскомъ Лѣтописцѣ нашелъ я, что въ 1660 г. приложилъ Б. И Морозовъ, ко Храму Успенія Св. Богоматери, что въ Москвѣ, чудесное паникадило, въ которомъ чистаго серебра 113 пудовъ и 1 фунтъ. Серебро куплено было по 280 рублей пудъ. Band II 179—196 folgt nun die genaue Beſchreibung des Kunſtwerks

Wenn aber 1652 und 1675 1 Pud Silber 288 bis 300 Rubel
1 „ Kupfer 480 Kopeken bis 5 Rubel
koſtete, ſo ſtellt ſich allerdings das Werthverhältniß zwiſchen beiden Metallen vollkommen übereinſtimmend mit Meyerbergs Angabe heraus:

Silberwerth : Kupferwerth = 60 oder 62½ : 1.

Sehen wir zu, ob dieſe Reſultate durch die Betrachtung und Vergleichung der Münzen ſelbſt beſtätigt werden.

Nach dem Zeugniß der Numismatiker, wie z. B. Schuberts und Chaudoirs wurden zur Zeit des Alexei Michailowitſch aus 1 Pfund Silber (9216 Doli) 921⅔ Kopeken geprägt, was alſo ungefähr ein Gewicht von 10 Doli für jeden Kopeken ergiebt, und in der That wiegen die in Münzkabinetten befindlichen Silberkopeken aus jener Zeit 9, 10 oder 11 Doli. Es erhielt demnach 1 Pfund Silber durch Umprägen in Kopeken einen Nominalwerth von 921⅔ Kopeken.

Reichel fand das Gewicht eines Kopeken aus jener Zeit 11 Doli, ſo daß aus 1 Pfund Kupfer 838 Kopeken geprägt werden konnten. Wenn ein Pfund Kupfer, wie wir ſehen, 12 Kopeken koſtet, ſo ſtellt die Verwandlung von 12 Kopeken Kupferwerth durch Prägung in 838 Kopeken Nominalwerth eine Wertherhöhung um das 69fache dar.

Erinnern wir uns nun jener Angabe von Meyerberg, der Zar habe mit 160 Kopeken Silbergeld ſo viel Kupfer kaufen können, daß er daraus 100 Rubel in Kupfermünze konnte prägen laſſen. Für 160 Kopeken kaufte der Zar 13⅓ Pfund Kupfer. Wenn aber, wie wir ſehen, aus 1 Pfund Kupfer 838 Kupferkopeken geprägt werden konnten, ſo ergeben 13⅓ Pfund Kupfer in Kopeken umgeprägt die Summe von 111 Rubel 70 Kopeken, eine Ziffer, welche Meyerbergs Angabe (100 Rubel) ziemlich nahe kommt.

Dieſe Verhältniſſe nun laſſen uns einen Einblick thun in die unge-

---

und S. 196 heißt es bei der Beſchreibung einer Silberſchale „вѣсу въ чашѣ серебряной съ каменьми 73 золотника, цѣна серебру золотникъ по 17 копѣекъ.“ Der Preis von 280 Rubel das Pud ſtimmt recht gut mit obigen Angaben in Nikons Kaſſabuche und in dem Münzproject. Aber 280 Rubel das Pud ergiebt ungefähr 7⅓ Kopeken für den Solotnik, und das will mit 17 Kopeken bei dem Preiſe des Silbers in der Schale nicht ſtimmen. Dies iſt wohl daraus zu erklären, daß die erſtere Notiz von 280 Rubel das Pud ſich auf die Zeit der Entſtehung des Kunſtwerks bezieht, welche vor der Kupfergeldoperation ſtattfand, die Notiz von 17 Kopeken für den Solotnik dagegen auf das Jahr 1660, wo wie die Entwerthungstabellen ergeben 130—180 Kopeken in Kupfer = 1 Rubel in Silber galten und der Preis von 17 Kopeken ſich auf Kupfergeld bezieht

heure finanzielle Bedeutung des Unternehmens. Leider haben wir nur eine Angabe über die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes. Dieſelbe befindet ſich bei Meyerberg, welcher berichtet, der Zar habe innerhalb 5 Jahren die Summe von 20 Millionen Rubel in Kupfergeld ausgegeben *). Erinnert man ſich nun des Kupferpreiſes und des Verhältniſſes zwiſchen Realwerth und Nominalwerth in dem Kupfergelde, ſo läßt ſich berechnen, daß die Menge des in 20 Millionen Rubel enthaltenen Metalles der ruſſiſchen Regierung nicht über 320,000 Rubel zu ſtehen kam, ſo daß dieſelbe bei dieſer Operation über 19 Millionen Rubel gewann. Allerdings iſt durchaus unbekannt, woher Meyerberg dieſe Ziffer hat entlehnen können, daß aber die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes erſtaunlich groß geweſen ſein muß, bezeugt die furchtbare Geldkriſis in den Jahren 1658—63 und namentlich der Umſtand, daß ſämmtliche Preisnoturungen in dieſem Zeitraum, von denen wir Kunde haben, ſich auf Kupfergeld beziehen **).

Die Zeitgenoſſen hatten auch einen ziemlich hohen Begriff von den Vortheilen, welche für die Regierung aus der Münzverſchlechterung und der Herausgabe von Creditgeld erwachſen mußte. Der venetianiſche Geſandte Vimina, welcher gerade in der Anfangszeit dieſer Unternehmung in Moskau war, bemerkte bei dieſer Gelegenheit, das Heerweſen komme dem Zaren erſtaunlich billig zu ſtehen, weil man den Soldaten den Lohn in Viertelthalern und in dem noch ſchlechteren Kupfergelde auszahle ***). An einer andern Stelle ſpricht er ſich in ziemlich energiſcher Weiſe über die ſchnöde Habſucht Alexei's aus; ganz allgemein bekannt ſei der Geiz, von welchem dieſer Fürſt ſich beherrſchen laſſe. Er ſinne immer und immer auf neue Mittel Vortheil zu erzielen, ohne Rückſicht auf die Schande,

*) „per integrum lustrum, a quo cudi coeptum fuerat, ducenties centies mille rublos“ Mayerberg S. 92.

**) Der Beweis dafür wird in einem ſpätern Abſchnitte geliefert werden. Wenn man ſich erinnert, daß in der Zeit des Zaren Alexei's ein Rubel einem Duraten gleichgeſchätzt wurde, und daß ein Tſchetwert Roggen, welches heute mehrere Rubel koſtet, damals ½ Rubel galt, ſo wird man die Bedeutung der Summe von 20 Millionen ermeſſen können. Man vergleiche ferner die Budgetverhältniſſe von heute mit denen früherer Zeiten. Im Jahre 1685 betrug das geſammte Staatseinkommen in England 1,400,000 Pfund Sterling, in Frankreich im Jahre 1661 84 Millionen Livres, in Oeſterreich 1739 nur 30 Millionen Gulden, in Preußen 1740 nur 7,400,000 Thaler.

***) Vimina S. 309 „con gl'accennati quarti di leone, e con queste più vili monete di rame vien pagato il soldo mensale“

die für ihn daraus erwachſe, und ohne Gewiſſensbiſſe, indem er in verächtlicher Knickerei ſich nicht ſchäme, den ausländiſchen Offizieren den Sold in Münzen auszuzahlen, welche nicht den vierten, ja bisweilen ſogar nur den zwanzigſten Theil von dem werth ſind, was man ihnen ſchuldet*). Alexei galt alſo bei den Zeitgenoſſen für gewinnſüchtig, und dieſe Münzoperation wurde für ebenſo vortheilhaft für den Zaren, wie nachtheilbringend für das Publikum gehalten. Schon damals alſo war übrigens mit dergleichen Plusmachereien einige Schande für die Regierungen verbunden; ſchon damals hatte man Gelegenheit die Erfahrung zu machen, daß die Intereſſen der Geſellſchaft und des Staates mit einander bisweilen zu collidiren pflegen. Der Gedanke, daß der Staat als die Geſammtheit ſeiner Angehörigen zuletzt doch von jedem Uebel, welchem die Geſellſchaft unterworfen iſt, mitergriffen werde lag noch ferne. Es war ja der Anfang jener Zeit, welche man wohl mit dem „aufgeklärten Despotismus" zu bezeichnen pflegte.

Auch Meyerberg iſt davon überzeugt, Alexei habe in dem ganzen Spiel Unermeßliches gewonnen, während das Publikum verlor. Er bemerkt ſehr beißend: „Es iſt vielen Fürſten widerfahren, daß ſie zur Strafe für den Krieg Armuth leiden müſſen. Alexei hat ſich durch Kupfergeld von einer ſolchen Strafe losgekauft. Indem er Kupfergeld in großer Menge durch alle Provinzen ſeines Reiches ausſtreute, ließ er zugleich eine ungeheure Maſſe Gold und Silber einziehen und die äußerſte Noth würde ihn kaum zu zwingen vermögen, das edle Metall wieder herauszugeben. So häufte er Schätze an, während ſeine Unterthanen zu Kupfergeld verdammt waren"**). Wir werden Gelegenheit haben zu ſehen, daß der letz-

*) „Più notabile è conosciuto l'avarizia da che viene questo Prencipe regolato, applicato a tutte l'inventioni, ancorche abiette, pur che possano riuscirgli di vantaggio, senza riguardo di biasimo, nel quale incorre appresso il Mondo, e senza rimorso di conscienza, non ischivandosi di mutilare con vituperabile scarsezza le grosse provisioni convenute con Capitani stranieri, col far loro pagamento in monete, delle quali alcune non vagliono il quarto, alcune la vigesima parte di ciò, che loro sarebbe dovuto".

**) Usuvenit omnibus Principibus, ut in poenam prolacti diu belli paupertate mulctentur. Alexius verò, dum bella gessit, ab eâ aere mendiante se redemit. Illud enim per omnes provincias suas late spargendo ingentem auri argentique signati thesaurum per submissos homines coemptum congessit, quem reconditum neque extremae necessitatis vis in lucem extrahere potis erit. Interea subditi omnes ad metallum, sed aereum, damnati etc". Iter in Moscoviam p. 92.

tere Ausdruck, die Unterthanen ſeien zu Kupfergeld „verdammt“ geweſen, überaus treffend iſt; daß der Zar ſich nicht leicht von ſeinen Schätzen trenne, war auch eine durchaus richtige Bemerkung. An keiner Stelle in den officiellen Urkunden finden wir auch nur eine Andeutung von einer Einlösbarkeit des Kupfergeldes.

Als ſpäter die Entwerthung des Kupfergeldes und die Preisſteigerung auf alle Waaren eintraten, da ſchalt die Regierung ihre Unterthanen, ſie ſeien ſo erpicht geweſen auf das Silber, während ſie doch zwiſchen Kupfer- und Silbergeld um ſo weniger einen Unterſchied hätten machen ſollen, als das Kupfergeld nur „als Zugabe zu dem Silbergelde“ (въ прибавку къ серебряннымъ) gemacht worden ſei. Aber eine ganze Reihe von Verordnungen enthält mancherlei Winke darüber, wie die Regierung ſelbſt bei jeder Gelegenheit dem Silbergelde den Vorzug gab vor dem Kupfergelde.

In der erſten uns bekannten Urkunde, welche von dem Kupfergelde handelt, finden wir, daß die Regierung die vor dem Jahre 1656 fälligen Steuern in Silberkleingeld erheben will*), was ſchon ziemlich klar darthut, daß dieſelbe zwiſchen beiden Geldſorten und zwar zu Gunſten des guten Silbergeldes einen Unterſchied machte. Dieſelbe Beſchränkung wird einer Urkunde vom 8. April 1657 wiederholt und hier begegnen wir zugleich der Beſorgniß von Seiten der Regierung, daß das Publikum in Betreff des neuen Geldes die Anſichten der Regierung theilen dürfte**). Es wird nämlich mit großer Strenge und unter Androhung ſchwerer Strafen allen Ständen befohlen, das neue Geld ohne das geringſte Zögern im Handel und Verkehr anzunehmen. Während aber die Regierung ſich in dieſer Weiſe der Hoffnung hingab, daß das neue Geld gleichen Curs mit dem früheren haben würde, that ſie ihrerſeits mancherlei, um ihre Kupfermün-

*) A. A. Э. IV № 90 „а за прошлые годы, государевы долговые денги имать въ государеву казну мелкими серебряными деньгами“.

**) П. С. З. I № 204 „также есмя указали и торговымъ и всякихъ чиновъ людямъ ѣхать къ Москвѣ и по городамъ со всякими своими товары, и съ хлѣбными и съ ѣстными запасы, а уѣздным съ дровы и съ хлѣбомъ и торговать и денги имать торговымъ людямъ за всякіе товары и за хлѣбные и за всякіе запасы и за дрова и за лѣсъ у служилыхъ, у торговыхъ и у всякихъ чиновъ людей серебряными ефимками и четвертинами, мѣдными полтинниками и алтынниками и грошевиками и копѣйками и деньгами съ признаками, безо всякаго сомнѣнія, и у томъ указали есмя кликати бирючамъ по многіе дни“. Wer das neue Geld nicht nehmen werde „тѣмъ людямъ чинить наказаніе, чтобъ въ томъ межъ торговыхъ и служилыхъ и всякихъ людей смуты не было“.

zen in Mißcredit zu bringen. Ein ſprechendes Zeugniß hiefür liefert ein Erlaß vom 28. Juli 1656, in welchem die Regierung verordnet, daß die Staatseinnahmen zu zwei Dritttheilen in Silbergelde und nur zu einem Dritttheil in Kupfergeld erhoben werden ſollten*). Wenn die Regierung über das quantitative Verhältniß der circulirenden Metalle zu einander nicht ſehr genau unterrichtet war, wenn ſie nicht genau wußte, daß es dem Publikum nicht ſchwer fallen würde, die Zölle und Steuern in dem Verhältniß von $^2/_3$ Silber- und $^1/_3$ Kupfergeld zu erlegen, ſo ſchloß eine ſolche Verordnung offenbar die größten Gefahren in ſich. Daß nun dieſe Bedingungen zum Vermeiden der Gefahr nicht beſtänden, zeigt das gleichzeitige Beſtreben der Regierung möglichſt viel Kupfergeld auszugeben und das edle Metall möglichſt an ſich zu ziehen.

In dieſer Beziehung iſt eine Verordnung überaus wichtig, von welcher wir durch ein, den 12. Februar 1659 datirtes Actenſtück, Kunde haben. An dieſem Tage wird nämlich an den Archimandriten von Tichwin geſchrieben**): es ſei nach Nowgorod der Befehl ertheilt worden, die Jeſtmki und Viertelthaler einzuziehen und dieſelben gegen Kupfergeld einzuwechſeln. Dieſe wichtige Thatſache: die Einziehung des Silbergeldes und die wiederholte Ausgabe von Kupfergeld wird auch von Meyerberg beſtätigt. Bei Gelegenheit der Beſchreibung eines Viertelthalers bemerkt er: „Bis auff Anno 1658 hat gegolten iedes Oertlein fünffzig ſilberne Kopeken u. ſ. f. Hernach hat der Zar ſolche örtter alle eingewechſelt und vor jedes gegeben funffzig Kupffene Kopeken mit bewilligung der ruſſiſchen Kauffleute und in die Schatzkammer gebracht“***). Ueberaus merkwürdig iſt die Mittheilung Meyerbergs, dieſe Einziehung des Silbers ſei mit Bewilligung der ruſſiſchen Kaufleute geſchehen, und das Silber dann in die Schatzkammer gebracht worden. Die Kupfergeldoperation erhält dadurch noch mehr Aehn-

*) A. A. Э. IV № 93 Ein ſolcher Erlaß dürfte nicht ſo ſehr eine Analogie als ein Gegenſatz zu der Verordnung Katharina II. genannt werden, welche bei Herausgabe des erſten ruſſiſchen Papiergeldes ihren Unterthanen zur Pflicht machte, mindeſtens 5 % der einzuzahlenden Steuern in dem neuen Creditgelde zu entrichten.

**) A. A. Э. IV № 110 „ефимки и четвертины съ признаки примать въ государеву казну, и тѣ ефимки и четвертины велѣно присылать къ Великому Государю къ Москвѣ . . у всякихъ чиновъ у кого будетъ въ привозѣ ефимки и четвертины съ признаки мѣнять въ таможнѣ на мѣдныя деньги“.

***) S. Adelung S. 177 Jener Irrthum von 50 Kop. ſtatt 25 wird durch die Urkunde vom 12. Februar 1659 A. A. Э. IV № 110 widerlegt.

lichkeit mit ſpäteren Papiergeldemiſſionen*). Das Silber im Schatz erſcheint gewiſſermaßen als eine Garantie für den im Umlaufe befindlichen Kupfergeldvorrath, und wenn die Anſichten mancher Ausländer von den unermeßlichen Schätzen Alexei's damals verbreitet waren, ſo mochte man vielleicht in der That zu dergleichen Operationen Vertrauen haben. Indeſſen finden wir, wie ſchon bemerkt, nirgendwo eine Andeutung über eine Einlösbarkeit des Kupfergeldes.

Leider wiſſen wir nichts Beſtimmteres über den Zeitpunkt der Einziehung des Silbers und der vermehrten Ausgabe des Kupfergeldes, als daß dieſelbe vor dem 12. Februar 1659 muß ſtattgefunden haben, weil ihrer in einem Actenſtücke dieſes Datums erwähnt wird. Nach Meyerberg's Worten ſollte man faſt vermuthen, daß dieſe Maßregel bereits in das Ende des Jahres 1658 fallen dürfte. Die Beſtimmung dieſes Zeitpunktes iſt hiebei von beſonderer Wichtigkeit, weil im September 1658 die Entwerthung der Kupfermünze, wie wir ſpäter genauer ſehen werden, ihren Anfang nimmt, und eine ſolche Maßregel wohl geeignet ſein konnte das Vertrauen zu der Kupfermünze zu erſchüttern.

Gewiß mußte eine ſolche Verordnung ebenſoſehr die Menge des im Umlauf befindlichen Silbers verringern, als die des Kupfergeldes vermehren, ſo daß eine Fortſetzung der Erhebung der Steuern zum größten Theile in Silber faſt als eine Unmöglichkeit erſcheint. Dennoch beſitzen wir mancherlei Zeugniſſe davon, daß die Regierung von ihren Unterthanen durchaus edles Metall verlangte, während ſie vor allen dafür ſorgte, daß dasſelbe möglichſt raſch aus dem Verkehr verſchwand.

Kotoſchichin erzählt, man habe von Bauern und Kaufleuten den Zehnten und Fünften in Silbergeld erhoben und den Soldaten ihren Sold in Kupfergeld ausgezahlt, und wiederholt dieſe Ausſage an einer andern Stelle auf das Entſchiedenſte**). Indeſſen wiſſen wir aus einer Urkunde,

*) Кош. S. 83 „а съ торговыхъ людей и съ крестьянъ десятую и пятую денгу имали въ казну серебряными деньгами а ратнымъ людемъ давали жалованье мѣдными деньгами“, und ferner S. 108. „для нынѣшие Полскіе войны сбирано со всего же Московскаго государства, со всякихъ торговыхъ людей, и съ вотчинниковыхъ и помѣщиковыхъ крестьянъ и бобылей, сперва двадцатую денгу, потомъ десятую денгу, не по одинъ годъ, а 166[illegible]-мъ и 3 годехъ собирали со всякаго чину людей, которые писаны выше сего пятую денгу серебряными денгами“

**) In ſpäteren Zeiten beſichtigten Vertreter der Kaufmannſchaft die Baarvorräthe in der Peterpaulsfeſtung zu St. Petersburg, welche als Einlöſungsfond des curſirenden Papiergeldes gelten ſollten.

daß die Regierung namentlich Steuern, deren Ertrag zum Unterhalt der Soldaten verwendet werden ſollte, in Kupfergeld eintrieb*). Zwei andere Urkunden**) enthalten die Bemerkung, daß man, in manchen Fällen wenigſtens, bei Käufen und Verkäufen den dabei zu entrichtenden Zoll in der Geldſorte erhob, in welcher das Geſchäft abgeſchloſſen worden war. Dagegen erſehen wir aus einer Urkunde vom 30. Januar 1663, daß die Regierung bisweilen auch nur Silbergeld verlangte***), und dieſes wird auch durch eine Bittſchrift der Beamten und Soldaten am Terek beſtätigt †). Es wird darin in dringlichſter Weiſe die durch das Kupfergeld angerichtete Verwirrung geſchildert und namentlich darüber Klage geführt, daß man ihnen die Gehalte in Kupfergeld auszahle, während die Wojewoden des Zaren die Zölle, Steuern und Einkünfte für Branntwein und andere Waaren, welche die Krone lieferte, durchaus in Silbergeld erheben wollten.

Solcher Art waren die Auſpicien, unter denen die Regierung ihr gewagtes Finanzunternehmen begann und fortführte. Nicht lange ließen die Symptome auf ſich warten, welche hier einen ganz beſonders eclatanten Fall der Wirthſchaftsphyſiologie, eine beſonders anziehende Krankheitserſcheinung ankündigten. Man ſollte eine furchtbare Kriſis erleben.

## Die Grenzgebiete.

Creditgeld iſt ſeiner Natur nach, in Bezug auf ſeine Geltung und Umlaufsfähigkeit, auf ein beſtimmtes Gebiet angewieſen. Man muß bei der Ausgabe deſſelben die Grenzen eines ſolchen Gebietes genau beſtimmen, wenn anders große Gefahren für den Credit vermieden werden ſollen. Alles dieſes erfordert vor allem klare Einſicht des Staats in die Sachlage: er muß wiſſen, wem das Creditgeld im Handel und Verkehr angeboten werden dürfe.

Der Verlauf der Kupfergeldoperation des Zaren Alexei zeigt, daß die Regierung allerdings den Umlaufskreis der neuen Münzen genau abzu-

*) П. С. З. I № 322. 15. Juni 1662. О сборѣ мѣдныхъ денегъ на жалованье ратнымъ людямъ со всѣхъ чиновъ, которымъ на службѣ не быть со двора по полтинѣ, а съ гостей пятую денгу.

**) А. А. Э. IV № 139 und П. С. З. I № 322. „Кто на какіе деньги купитъ и продастъ такими деньгами велѣть и пошлины имать".

***) П. С. З. I Нум. 332.

†) Дополненія къ А. И. IV Нум. 154 vom 18. Juni 1664. „Намъ мѣдная казна взять не мочно", weil man „на насъ со всякихъ оброковъ станутъ править въ твою казну серебряныхъ денегъ".

grenzen verſuchte, daß ſie indeſſen nicht im Stande war, in Bezug auf die Grenzgebiete, alle Eventualitäten im Voraus zu berechnen. Der Verlauf der Angelegenheit hat den Erwartungen der Regierung nicht entſprochen, ihre Verordnungen erwieſen ſich als unwirkſam. Es konnte nicht fehlen, daß gerade an den Grenzgebieten alle Gefahren, die nothwendig mit einer ſolchen Operation verbunden ſind, ſich in bedauerlichſter Weiſe kund thaten, und daß der erſchütterte öffentliche Credit eine Menge Verlegenheiten bereitete.

Wir betrachten hiebei zweierlei Gruppen von Erſcheinungen: die Verhältniſſe in Sibirien und die Verhältniſſe zu den Ausländern.

In Betreff Sibiriens verordnete die Regierung, daß das neue Silbergeld dort circuliren ſolle, das Kupfergeld dagegen nicht. In der erwähnten an den Wojewoden Bunakow in Jlimsk gerichteten Urkunde*) vom 8. April 1657 wird ausdrücklich bemerkt, daß in Sibirien ſowohl bei Erhebung der Staatseinnahmen, als auch im Handel und Verkehr zwiſchen Privaten die neuen Silbermünzen Geltung haben ſollten; in Betreff des neuen Kupfergeldes dagegen wurde auf das allerſtrengſte verordnet, daß es unter keiner Bedingung in Sibirien circuliren dürfe.

Trotz dieſes ſtrengen Verbots Kupfergeld nach Sibirien zu bringen, finden wir wenige Jahre ſpäter, namentlich 1662, Sibirien gleich den anderen Theilen des Reichs von Kupfergeld überſchwemmt, in den Strudel des allgemeinen Bankerotts mithineingeriſſen. Zwei Urkunden enthalten über die Sachlage dort überaus lehrreiche Winke: ſie ſind an die Wojewoden in Bereſow und in Werchoturje gerichtet und beide vom 18. Juni 1662 datirt**). Ihr Inhalt iſt ziemlich übereinſtimmend. Es wird darin mitgetheilt, der Wojewode Chilkow habe auf Bitten der Einwohner von Tobolsk gemeldet, daß aus Rußland viele Kaufleute mit Kupfergeld nach

*) П. С. З. I Нум. 204. О запрещеніи въ Сибирскихъ городахъ торговать мѣдными деньгами: „а мѣдными ефимками (ſo werden die Kupferpoltinniks genannt, welche je die Größe der Jefimki hatten) и алтынниками и грошевиками и копейками и мелкими деньгами въ Сибири торговать не велѣли, чтобъ тѣхъ мѣдныхъ ефимковъ и алтынниковъ и грошевиковъ и копѣекъ и мѣлкихъ мѣдныхъ денегъ въ Сибирскихъ городахъ не было".

**) Дополненія къ А. И. IV Нум. 120. Грамота Березовскому воеводѣ Алексѣю Давыдову о запрещеніи пріѣзжимъ торговымъ людямъ пускать въ обращеніе въ Сибири привозимую ими мѣдную монету; und A. И. IV Нум. 168. Верхотурскому воеводѣ Комынину о непропускѣ въ Сибирскіе города торговыхъ людей ѣдущихъ безъ товаровъ съ одними мѣдными деньгами.

Sibirien kommen, dort allerlei Waaren, namentlich koſtbares Pelzwerk, zu hohen Preiſen einkaufen, bei den Sibiriern das mitgebrachte Kupfergeld gegen Silbergeld einwechſeln, indem ſie zweimal ſo viel Kupfergeld geben als Silbergeld erhalten und dann mit den eingekauften Waaren und dem eingewechſelten Silbergelde nach Rußland zurückkehren. Waaren würden, ſo lautete die Klage weiter, gar nicht mehr nach Sibirien gebracht, ſondern nur Kupfergeld; vergebens habe der Wojewode Chilkow den ruſſiſchen Kaufleuten, die nach Sibirien reiſten vorgeſtellt, ſie ſollten nach wie vor Waaren nach Sibirien bringen und nicht blos Kupfergeld, weil ja ſonſt in Sibirien Theuerung entſtehen müſſe. Demgemäß wird denn von Moskau aus an die Wojewoden in den Grenzſtädten Bereſow und Werchoturje der Befehl ertheilt, ſolche Kaufleute, welche ohne alle Waaren, ſondern nur mit Kupfergeld nach Sibirien reiſten, und ebenfalls ſolche, welche eingewechſeltes Silbergeld nach Rußland bringen wollten, an der Grenze anzuhalten und dieſe Verordnungen durch Ausrufer viele Tage hindurch laut und öffentlich verkünden zu laſſen. Die Regierung iſt hierbei ſehr ungehalten über die Gewinnſucht der ruſſiſchen Kaufleute und auch über die Beſtechlichkeit der Wojewoden, welche ſolchen Unfug duldeten. Allerdings waren, wie aus mancherlei Berichten von Reiſenden, z. B. aus den Mittheilungen Webers (das veränderte Rußland) zu erſehen iſt, gerade die Wojewoden an der ſibiriſchen Grenze der Beſtechung ſehr leicht zugänglich: der rege Handelsverkehr an dieſer Grenze, namentlich in Werchoturje, wo eine Zollſtätte war, bot vielfache Gelegenheit dazu. Deshalb bedroht auch diesmal die Regierung ihre Wojewoden in den obenerwähnten Verordnungen mit Strafe und Ungnade, wenn ſie den ruſſiſchen Kaufleuten und Induſtriellen durch die Finger ſehen würden*). Der werchoturiſche Wojewode wird noch dazu mit den bitterſten Vorwürfen überhäuft, daß er es unterlaſſen habe, über das Vorkommen ſolcher Reiſenden an die Regierung in Moskau Nachricht zu geben; Werchoturje ſei der Hauptort, da müſſe man am meiſten aufpaſſen, ſtatt einer nichtsnutzigen Habſucht zu fröhnen.

So viel iſt alſo aus dieſen Urkunden klar, daß trotz des Verbots vom Jahre 1657 im Jahre 1662 das Kupfergeld auch in Sibirien circulirte, und daß es vortheilhaft war daſſelbe dort einzuführen, offenbar weil die Entwerthung deſſelben dort nicht ſo weit vorgeſchritten war wie in Rußland.

*) „будетъ ты такимъ пріѣзжимъ торговымъ и промышленнымъ людемъ впередъ станешь наравить“ . . . . „вы то учинили для своей многой бездѣльной корысти“.

land. Die Speculation hatte in Folge großer Coursdifferenzen gewaltigen Spielraum. Ueber dieſe Unverhältnißmäßigkeit der Entwerthung und die Urſachen der Theuerung in Sibirien werden wir in einem ſpäteren Abſchnitt ausführlich handeln.

Dagegen iſt aus dieſen Urkunden nicht zu erſehen, ob oder wann das früher erlaſſene Verbot, das Kupfergeld im Handel und Verkehr in Sibirien zu verwenden aufgehoben wurde. Es ſcheint, als finde die Regierung nicht ſowohl den Import von Kupfergeld überhaupt, als vielmehr den ausſchließlichen Import von Kupfergeld ohne alle Waaren verbrecheriſch. Im Jahre 1662 ſcheinen ferner die Sibirier bereits daran gewöhnt geweſen zu ſein, ihre Waaren gegen Kupfergeld zu verkaufen. Die Regierung ſpricht von dieſen Fällen als von häufig vorkommenden, obgleich allerdings, wie in der Urkunde erwähnt wird, die Einwohner von Tobolsk über die ruſſiſchen Kaufleute, welche nur Geld und keine Waaren brachten, Klage führen. Es iſt durchaus unklar, wie und wann das Kupfergeld über die ſibiriſche Grenze zu ſtrömen begann; vielleicht daß noch ungedruckte Urkunden einſt Aufſchluß über dieſe Frage geben werden.

Uebrigens ſtellte die Regierung, wenn ſie Sibirien anfangs nicht in das Bereich der Kupfergeldcirculation aufnahm, dieſe Provinz in Bezug auf die neuen Münzen nicht mit den Ausländern in gleiche Reihe. Während in Sibirien nur das Kupfergeld verboten, das neue Silbergeld dagegen geſtattet war, ſollte im Handel und Verkehr mit den Ausländern der Gebrauch ſämmtlicher neuen Münzen verpönt ſein.

Es war ganz richtiger Tact von Seiten der ruſſiſchen Regierung, wenn ſie bei der Ausgabe des neuen Kupfer- und Silbergeldes ihren Unterthanen verbot, die neuen Münzen den Ausländern anzubieten*). Man hatte das Gefühl davon, daß wenn man den ausländiſchen Kaufleuten für ihre Waaren Kupfergeld anbiete, eine ungeheure Preisſteigerung die Folge ſein müſſe; und dieſer Fall ſcheint nach einer Aeußerung im Theatrum Europaeum in der That eingetreten zu ſein. Es heißt dort bei Erwähnung der Moskauiſchen Angelegenheiten**): „der Czaar hatte bei den bisherigen langwierigen Kriegszeiten, welche das Land meiſtens alles Silbergelds entblößt hatten, küpfferne Müntze ſchlagen laſſen, die dem vorigen ſchönen

*) A. A. 3. IV Nym. 90. 3. März 1656: „a съ Нѣмцами-бы Русскіе люди отнюдь не торговали“ mit dieſen neuen Geldſorten „а торговали бы съ ними мелкими серебряными деньгами“

**) IX S. 647.

Gelde ſowohl an der Größe als auch am Werthe gleich ſein mußte. Weil aber die Einheimiſchen dafür mit außländiſchen Teutſchen Kaufleuten (als welche ihre gute Waaren um kein Kupfer Geld geben wolten) nichts handeln konnten, gerieth dahero dieſes Jahr (1662) das Kupfergeld in ſolchen Abſchlag, daß 100 Rubelen Kupffer-Müntze mehr nicht als 10 Rubelen in Silber-Gelde golten, wodurch denn das Land in unglaubliche Theuerung, das gemeine Volk in unerträgliche Noth, die Teutſchen bei Hofe und in Kriegsdienſten aber in merkliche Armuth geſetzt wurden.“ Es iſt alſo klar, daß man wegen des ſchlechten Geldes im Verkehr mit den Ausländern ſchlimme Erfahrungen machte, weil jenes Verbot, im Handel mit ihnen die neuen Münzen zu brauchen, übertreten wurde. Dies kann um ſo begreiflicher erſcheinen, als das Silbergeld überhaupt aus mancherlei Gründen zu verſchwinden begann, und diejenigen, welche den Ausländern etwas abkaufen wollten, ihnen überhaupt nicht viel Anderes zu bieten haben mochten, als Kupfergeld.

Solche Schwierigkeiten treten nicht blos im Verhältniß zu den weſtlichen Kaufleuten ein, ſondern auch in dem Verhältniß zu den Orientalen. Die bereits erwähnte Bittſchrift vom Terek*) enthält hierüber ſehr beachtenswerthe Angaben. Die dortigen Einwohner klagen, daß ſie für das Kupfergeld, in welchem die Regierung ſeit 1662 den Sold auszahlen laſſe, von den orientaliſchen Händlern nichts kaufen könne, ſo daß aller Handel ſtocke und auch von Aſtrachan keine Käufer mehr an den Terek kämen. Es fehle an Allem, z. B. an Pferden, aber niemand wolle ein Pferd für Kupfergeld verkaufen und wo man Silbergeld hernehmen ſolle, wiſſe man nicht u. ſ. f.

Die Regierung hatte ſtreng verboten den Ausländern im Handel und Verkehr die neuen Geldſorten anzubieten, aber ſie ſelbſt hat dieſes Verbot unberückſichtigt gelaſſen. Darüber hatten namentlich die mancherlei Ausländer Klage zu führen, welche ſich in ruſſiſchen Sold verdungen hatten. Der Bericht in dem Theatrum Europaeum, den wir oben anführten, zeugt von dieſer Unzufriedenheit, und noch genauere Angaben über dieſe Mißverhältniſſe enthält das Tagebuch Gordons, welcher wie viele andere Ausländer im ruſſiſchen Heere diente und gleich am Anfange ſeines Aufenthaltes in Rußland von dem allgemeinen Ruin durch das Kupfergeld mitbetroffen wurde. Daß er gleich an der Grenze beim Verkauf ſeines Pferdes betrogen wurde, indem man ihm den Kaufpreis mit Kupfergeld erſtat-

*) Доп. къ А. И IV Нум. 154.

tete, war noch nicht ſo ſchlimm, als daß die Regierung ihm den ausbedungenen Sold in der Creditmünze auszahlte. Er berichtet, daß er am 26. September 1661 ſein Gehalt in gangbarer Kupfermünze erhalten habe und klagt, man habe ihm doch verſprochen, daß er ſeinen Sold nicht anders als in Silber oder anderer gleichhaltiger Münze bekommen ſolle, nicht aber in Kupfer. Er denkt daran, ſich von dem ruſſiſchen Dienſte loszumachen. Im Januar 1662 reicht er eine Klage- und Bittſchrift bei den Behörden ein, daß ſein Gehalt, da es in Kupfergeld ausgezahlt werde, nicht ausreiche, worauf denn allerdings daſſelbe um den vierten Theil erhöht wurde. Gordon bemerkt, daß dieſes nicht geholfen habe, und was konnte auch am Anfang 1662 eine Gehaltzulage um 25 % helfen, wenn die Geldentwerthung im Januar bis März 1662 ſo weit vorgeſchritten war, daß 4 Rubel in Kupfermünze 1 Rubel in Silbermünze galten*). Da jammert denn der arme Gordon darüber, daß die ſchönen Dukaten, welche er in Polen verdient hatte, nun in Rußland draufgehen müßten; und obgleich er im October 1662, wie er erwähnt, eine fernere Soldzulage um ein zweites Viertel erhielt**), ſo war auch dieſes ſehr unweſentlich, weil in dieſer Zeit das Agio bereits 900 % betrug. Das Theatrum Europaeum erzählt, die ausländiſchen Söldner hätten endlich dem Zaren einen Fußfall gethan, man möge ſie entweder ganz vom Dienſte befreien und ſie außer Landes gehen laſſen oder ſie „mit gutem Silbergelde zu beſſerem Unterhalt begnadigen, wiewol ſie doch ein mehrers nicht erhielten, als etliche Säcke Mehl und Habern und die Vertröſtung, daß ſie auff den Neuen Jahrstag (welcher bei den Muſcowitern der 1. September iſt) beſſer ſollten begnadigt werden.“ Es iſt aus den officiellen Acten zu erſehen, daß man im Herbſt 1661, wo die Theuerung bereits ſehr drückend war, dem Deſertiren der Söldner dadurch Einhalt zu thun ſuchte, daß man dieſelben für das ſchlechte Geld durch Naturallieferungen entſchädigte***).

Jener Fußfall wird von dem Theatrum Europaeum als unmittelbar auf den Aufſtand folgend dargeſtellt, der im Sommer 1662 ſtattfand, demnach hätte die verſprochene Verbeſſerung am 1. September 1662 eintreten

*) S. Gordons Tagebuch Bd. I S. 291, 293, 306.

**) H. C. 3. I S. 578.

***) H. C. 3. I Nyn. 314. 27. November 1661. Грамота Боярину Князью Лобанову-Ростовскому съ товарищи. О выдачѣ всякимъ ратнымъ людямъ хлѣба по разсмотрѣнію . . . отъ хлѣбныя скудости многіе ратные люди съ Нашея Государевы службы разбѣжались.

ſollen; aber aus Gordons Tagebuche iſt zu erſehen, daß der Jammer auch für die ausländiſchen Söldner noch einige Monate länger fortdauerte. Im October 1662 berichtet er*): „die geringhaltige Kupfermünze wurde von Tag zu Tage ſchlechter. Den Truppen wurde auf vieles Bitten ihr Sold mit einem zweiten Viertel erhöht. Bald darauf mußten ihnen die Bojaren welche ihre Güter in den moskowitiſchen Diſtricten hatten, auf Verlangen des Zaren Heu und Holz, einem Jeden nach ſeinem Charakter liefern." Noch im Februar 1663 ſchreibt er an einen Freund, daß die Kupfergeldnoth noch immer fortdauere.

So handelte die Regierung im Verhältniß zu den Ausländern und untergrub dadurch das Vertrauen zu ihr; während Letzteres doch zu den erſten Bedingungen des Erfolges in der auswärtigen Politik gehörte.

Kleinrußland nimmt in dieſer Zeit eine zwiſchen Polen und Moskau ſchwankende Lage ein und gerade in die Zeit, wo die Kupfergeldkriſis in Moskau in ein bedenkliches Stadium tritt, fallen die Unterhandlungen der ruſſiſchen Agenten mit dem Hetman Wygowski, welcher mit verrätheriſchen Plänen umging und auch in der That dem Zaren abtrünnig wurde. Die Niederlagen der ruſſiſchen Feldherren in dem polniſchen Kriege gingen Hand in Hand mit den moraliſchen Niederlagen, welche die Autorität des ruſſiſchen Staats durch die Entwerthung des Kupfergeldes erlitt. In Kleinrußland ereignet ſich im October 1659 folgende Epiſode**). Der Hetman Wygowski hat mit einem Agenten des Zaren, Namens Puſchkarj, welcher von Moskau aus als Kundſchafter nach Kleinrußland geſchickt war, eine Unterredung. Letzterer erinnert den Hetman an den Eid, welchen er dem Zaren geſchworen. Da nahm Wygowski ruſſiſches Geld aus der Taſche, warf es trotzig auf den Tiſch und ſagte: „der Zar von Moskau will uns den Sold in Kupfergeld zahlen. Was iſt denn das für Geld? Wie ſoll man es annehmen?" Darauf entgegnete Puſchkarj (Пушкарь): „Und wenn der Zar Papierſchnitzel für Geld ausgeben wollte, ſo würde ich ſolche als einen Lohn von ihm nehmen, wenn nur des Zaren Name darauf iſt."

Aber gerade in den Grenzgebieten hatte man entſchieden mehr Urſache das Kupfergeld vom Geſichtspunkte des Hetmans Wygowski aus zu betrachten, als daſſelbe ſo günſtig zu beurtheilen, wie Puſchkarj es that.

*) S. Gordons Tagebuch I S. 315 ff

**) Соловьевъ, Исторія Россіи XI S. 14 und 15, wo Архивъ Минист. юстиціи столбцы Малорос. приказа Нум 5852 citirt iſt.

Gerade Grenzorte mußten am raſcheſten und verderblichſten von dem Bankerott ergriffen werden, wie jener herzzerreißende Jammer der Soldaten und Beamten vom Terek und das Beiſpiel der Stadt Mohilew es bezeugen, deren Bürger Handel und Wohlſtand durch das Kupfergeld vollkommen zu Grunde gehen ſahen und in der größten Erbitterung und Verzweiflung die ruſſiſche Beſatzung tödteten*).

In Bezug auf das Verhältniß zum Auslande verdient noch ein Umſtand Beachtung. Man war für edle Metalle und auch für Kupfer auf die Einfuhr vom Auslande angewieſen. Bei der günſtigen Bilanz in dem ruſſiſchen Handel war es erklärlich, wenn jährlich beträchtliche Summen edlen Metalls in Münzen nach Rußland eingeführt wurden. Die Regierung hatte überdies, in ihrem Streben möglichſt viel edles Metall an ſich zu ziehen, den Ausländern vorgeſchrieben den Zoll in Gold- und Silbermünzen zu entrichten. Die Importliſten, welche wir aus jener Zeit beſitzen**), weiſen bedeutende Summen von Dukaten und Thalern auf, die faſt mit jedem neuankommenden Schiffe in Archangel eintrafen.

Dieſe günſtige Bilanz ſchien die Creditoperation zu erleichtern. Der Italiener Vimina, der im Jahre 1657, alſo gerade am Anfange der Kupfergeldperiode und zu einer Zeit in Moskau war, wo dieſe Angelegenheit noch keine kataſtrophiſche Wendung genommen hatte, drückt ſich über die muthmaßlichen Eventualitäten der Kupfergeldemiſſion folgendermaßen aus: „Bei Einführung des Kupfergeldes läuft man hier keine Gefahr, daß ſolche Nachtheile daraus entſtehen könnten, wie ſie in Spanien daraus erwachſen ſind: Spanien wurde dadurch alles edlen Metalles beraubt, während aus Moskau nicht ein Heller ausgeführt zu werden pflegt, ſondern im Gegentheil große Maſſen Goldes und Silbers in's Land ſtrömen***).“

Allerdings war Spanien für die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe faſt ausſchließlich auf das Ausland angewieſen, ohne demſelben außer edlen Metallen viele andere Gegenwerthe zuführen zu können; allerdings ver-

*) Kochowski, Annalium Poloniae etc. Climacter Secundus p. 519.

**) S. Kilburger, Kurzer Unterricht vom ruſſiſchen Handel, in Büſchings Magazin III S. 384 ff. Die Verzeichniſſe der eingeführten Waaren in den Jahren 1671—73.

***) „Ne pero si corre qui pericolo, che vengano apportato dall' uso di queste monete quegli svantaggi, ch'a sentita la Spagna per l'introdutione delle monete di rame facendosi per questo esausto d'oro. Perochè dalla Moscovia non esce un denaro, permutandosi le merci da Mercanti stranieri, et essendo da questi introdotto, non cavato l'argento e l'oro, che poi tutto si vede colare nei tesori del Principe.“

ſchwand dort, namentlich zur Zeit der Kupfergeldemiſſion am Anfange des 17ten Jahrhunderts, das edle Metall faſt ſpurlos: aber es fragt ſich, ob nicht ganz ähnliche Erſcheinungen in Folge der Kupfergeldoperation Alexei's auch in Rußland möglich waren. Vimina mochte im Jahre 1657, als er in Rußland war, nicht ahnen, welchen Kriſen dieſes Land entgegen ging und wie die allgemeinen Geſetze der Wirthſchaftsphyſiologie, welche Spaniens Elend vermehren halfen, auch hier Anwendung finden ſollten.

Das Silber verſchwand aus dem Verkehr und an deſſen Stelle trat die Kupfermünze. Da die Regierung die größern Silbermünzen einzog, ſo muß es natürlich erſcheinen, wenn die ſonſt wichtige Zufuhr von Silber ſtockte und zugleich Kupfer ins Land zu ſtrömen begann. Die Quellen geben über dieſe Verhältniſſe leider nur ſehr ſpärliche Auskunft. Eine Andeutung iſt vielleicht in dem Theatrum Europaeum von 1662 enthalten. Es heißt nämlich dort in etwas unverſtändlicher Weiſe: *) „Der Zar ließ (1662) auff Eingeben ſeiner Räthe nicht nur den Ruſſiſchen, ſondern auch den Teutſchen Kaufleuten, welche zwar von dem Liefländiſchen Kriege ſeine Gefangenen und Sklaven, dabei aber ſehr reich waren, alle ihre Güter und Waaren mit Gewalt abnehmen, unter dem Schein, als wolte er durch ein Monopolium das Silbergeld wieder ins Land bringen, welches ihm aber auff dem jetzigen Jahrmarkte zu Archangel, da die Schiffe alter Gewohnheit nach, lauter Waaren und kein baar Geld mitbrachten, nicht angehen wollte". Wenn es auch nach dieſen etwas unklaren Worten ſcheinen mag, als hätten die Schiffe „alter Gewohnheit nach" ſtets nur Waaren und kein Geld nach Archangel gebracht, ſo wird dieſes doch durch Kotoſchichins, Kilburgers u. a. Zeugniſſe und durch die Thatſache der günſtigen Bilanz widerlegt. Dagen iſt aus dem Angeführten mit Gewißheit zu entnehmen, daß in dieſem Jahre 1662, wo die Kupfergeldkriſis ſich bereits ihrem Höhepunkte näherte, kein edles Metall nach Archangel ankam.

Was nun Viminas Ausſpruch anbetrifft, daß Rußland nie edles Metall auszuführen pflege, ſo ſcheint er ſich auch hierin getäuſcht zu haben. In den Einfuhrliſten der Jahre 1171—73 finden wir bedeutende Summen in ruſſiſchen Rubeln neben Thalern und Dukaten als vom Auslande eingeführt **). Es iſt wohl Grund zu vermuthen, daß dieſes Geld, ent-

*) XI 648.

**) Kilburger a. a. O. 348 ff.

weder in den Thalerrubeln von 1654, deren wir erwähnten oder auch in Silberkleingeld zu der Zeit ausgeführt worden war, als die ruſſiſche Regierung das Land mit Kupfergeld überſchwemmt hatte.

Bei der in Spanien am Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſtattgefundenen Kupfergeldemiſſion ereignete es ſich, daß vom Auslande her Kupfer und Kupfergeld nach Spanien eingeführt wurde. Namentlich die Holländer ſchlugen ſpaniſches Kupfergeld, bezahlten ſpaniſche Waaren damit und tauſchten ſpaniſche Silbermünzen dagegen ein*). Es entſteht nun die Frage, ob nun auch bei Gelegenheit des ruſſiſchen Kupfergeldes vom Auslande her der Verſuch gemacht wurde, Kupfer und Kupfergeld nach Rußland einzuführen? Auch hiefür giebt es in den officiellen Urkunden aus dieſer Zeit eine Andeutung, welche geeignet ſein dürfte über dieſe Verhältniſſe einiges Licht zu verbreiten. Im December 1661 wird an die ruſſiſch-finniſche Grenze der Befehl geſandt, die dort aufgeſtellten Strelzy ſollten an den gehörigen Stellen darauf Acht haben, daß neben andern verbotenen Waaren nicht auch Kupfergeld über die Grenze gebracht werde**). Eine ſolche Verordnung deutet offenbar darauf hin, daß Kupfergeld von Schweden aus über die finniſche Grenze nach Rußland eingeführt oder eingeſchmuggelt wurde, und freilich mußte ein ſolches Geſchäft große Vortheile bieten. Zeugniſſe von Zeitgenoſſen beſtätigen dieſe Nachricht von eingeführtem Kupfergelde. Es war dieſes eine der vielen Formen der Falſchmünzerei.

## Die Falſchmünzerei.

Alle Zeitgenoſſen, welche von dem in dieſer Zeit erſchienenen Kupfergelde berichten, erwähnen, daß es ſowohl in Rußland gemacht als auch vom Auslande her eingeführt worden ſei. Dieſer Einfuhr gedenkt Kotoſchichin und erzählt, die großen Falſchmünzer hätten bedeutende Partien Kupfer aus Schweden bezogen***). Meyerberg berichtet, es werde außer dem vielen Kupfer, welches in Rußland bereits in Umlauf war, noch ſehr viel vom Auslande her heimlich über die Grenze gebracht†). Das Thea-

*) Herrmann, Innere Geſchichte Spaniens II. S. 329.

**) Воеводская наказная память Олонецкимъ Стрѣльцамъ, объ осмотрѣ на пограничной Кондуйской заставѣ торговыхъ людей, чтобъ они не провозили тайно съѣстныхъ припасовъ, мѣдныхъ денегъ и никакихъ заповѣдныхъ товаровъ. Акты Истор. IV. № 162.

***) „покупали мѣдь на Москвѣ и въ Свѣйскомъ государствѣ"

†) „ut fama fert clam in Moscoviam invehitur".

trum Europaeum bemerkt, es hätten Falſchmünzer „des liederlichen Geldes allzuviel über des Czaren Ordre in's Land gebracht“ *) und Gordon ſchreibt ebenfalls: „es wurde viel Kupfermünze heimlich zur See eingebracht, und in Moskau und in andern Städten von Privatperſonen geprägt“ **).

Wie eine Epidemie hatte die Falſchmünzerei um ſich gegriffen. Bei Meyerberg finden wir die merkwürdige Notiz, daß im Monat December des Jahres 1661 in Moskau nicht weniger als 400 Falſchmünzer ſich in Haft befanden, ſo wie auch, daß der Schwiegervater des Zaren Alexei allein für ſeine Rechnung Kupfergeld für die Summe von 120,000 Rub. habe prägen laſſen. Alle Kreiſe nehmen an der Falſchmünzerei Theil: die höchſtſtehenden Beamten, wie die letzten Bettler, die nächſten Verwandten des Zaren, wie die geringſten Bauern, die „Commerzienräthe“ der Regierung, wie die Gewerbetreibenden und Kaufleute aus dem Privatſtande, officielle Münzbeamte in den zariſchen Münzſtätten bei hellem Tage und große und kleine Gauner in ihren Falſchmünzerhöhlen bei finſterer Nacht.

Kotoſchichin entwirft ein höchſt lebhaftes Bild von der durch alle Schichten der Geſellſchaft verbreiteten Falſchmünzerei. Er erzählt: „Alsbald, da kam in Moskau und in den Städten unter dem Kupfergelde viel falſches zum Vorſchein. Man ergriff die Leute, bei denen man es fand und folterte ſie, ſie ſollten geſtehen, von wo ſie das Geld hätten. Aber die Leute ſagten aus, ſie ſeien keine Falſchmünzer, ſie hätten das Geld im Handel und Verkehr angenommen, ohne falſches von wahrem unterſcheiden zu können. Da machte man ſich an die Silberſchmiede und Zinn- und Bleigießer. Man wunderte ſich nämlich, wie dieſe Leute, welche, da es noch kein Kupfergeld gab, in beſcheidenen Verhältniſſen lebten, nun ſteinerne und hölzerne Häuſer bauten, ihren Frauen prächtige Kleider kauften und in den Buden aller Art Waaren, Silberzeug und Lebensmittel in großer Menge und zu hohen Preiſen erhandelten, ohne auch nur einigermaßen mit dem Gelde zurückzuhalten. Man paßte ihnen auf, verhaftete ſie und fand bei ihnen falſches Geld, welches ſie bei nächtlicher Weile, heimlich, in tiefen Kellern gemacht hatten. Man nahm ihnen die Prägſtöcke ab, mit denen ſie das falſche Geld gemünzt hatten, man folterte ſie. Und ſie ſagten aus, ſie hätten große Summen falſchen Geldes in Umlauf geſetzt; ja noch mehr, ſie hätten auch Prägſtöcke angefertigt, und dieſelben an viele Perſonen aus allen Ständen verkauft; an Kaufleute und Handwerker,

*) IX 647.

**) I 306.

Bauern und Geſinde und Bettler. Manche dieſer Käufer von Prägſtöcken gaben ſie an, Andere kannten ſie nicht. Nun griff man die Angegebenen und folterte ſie. Wer ſich ſchuldig bekannte, wurde hingerichtet, oder die Hände wurden ihm abgehauen und an die Mauer des Münzhofes genagelt; das Vermögen der Schuldigen wurde confiscirt. Indeſſen achteten die Falſchmünzer auf ſolche furchtbare Strafen und Folterqualen nicht und ſetzten ihr Geſchäft fort bis zur Abſtellung des Kupfergeldes. Wenige von ihnen entgingen der Strafe. Die reichen Falſchmünzer, welche ergriffen worden waren, kauften ſich mit Geld von der Strafe los, beſtachen die höchſten Beamten, u. a. des Zaren Schwiegervater Ilja Daniłowitſch Miloſławski und den Dumny Dworänin Matjuſchkin und die Richter und Wojewoden und geringere Beamten, und dieſe alle halfen den Falſchmünzern, welche vor Gericht geſtellt wurden, für große Summen Geldes aus der Noth".

„Dann wurden auf den Münzhöfen in Moskau und in den andern Städten beeidigte Beamten angeſtellt, welche das Herbeiſchaffen des Kupfers und das Prägen des Kupfergeldes beaufſichtigen ſollten. Es waren ehrliche und wohlhabende Leute. Aber der Teufel umſtrickte ihren Sinn, als wären ſie noch nicht reich genug. Sie kauften Kupfer in Moskau und auch in Schweden, brachten dieſes Kupfer zugleich mit dem zariſchen Kupfer in die Münzhöfe, ließen daraus Münzen prägen, und ließen es auch zugleich mit dem zariſchen Kupfergelde aus dem Münzhofe bringen. Das Kupfergeld des Zaren ſchickten ſie in die Regierungskaſſen, ihr eigenes Kupfergeld dagegen ließen ſie in ihre Häuſer bringen. Sie wurden angeklagt von Leuten, welche geſehen hatten, wie dieſes Geſchäft vorgegangen war. Man griff und folterte ſie, und ſie ſagten aus, daß viele hohe und niedere Beamten ſich von vielen Falſchmünzern hätten beſtechen laſſen, und darauf hätten auch ſie gebaut, und es gewagt, falſches Geld zu machen. Man griff nun einige von den Beamten und wollte ſie foltern, aber auch ohne Folter geſtanden ſie, daß ſie ſich hätten beſtechen laſſen. Der Zar grollte ſeinem Schwiegervater lange Zeit hindurch, und Matjuſchkin wurde ſeiner Stelle entſetzt, aber geſtraft wurden ſie nicht. Dagegen ſtrafte man die minder hohen Beamten, und die beeidigten Münzwardeine und die andern Falſchmünzer; man richtete viele hin, vielen hieb man Hände und Füße, und Finger und Fußzehen ab, und verſchickte viele in entfernte Städte".

Wir machen auf die wichtigſten Punkte dieſes ausführlichen Berichtes aufmerkſam:

Einige werden durch Falſchmünzerei in ſehr kurzer Zeit erſtaunlich reich und ſuchen ihr Vermögen in Geſtalt von Häuſern, Waaren, Kleidern, Lebensmitteln und namentlich von Silbergeſchirr anzulegen. Der Tauſchwerth des Geldes erweiſt ſich als ſchwankend, während der Gebrauchwerth der Sachgüter eine ſolidere Grundlage des Wohlſtandes abgiebt.

Es werden für den Ankauf von Waaren hohe Preiſe bewilligt, um nur das falſche Kupfergeld los zu werden.

Die Falſchmünzerei iſt ſo allgemein verbreitet, daß die Anfertigung von Prägſtöcken ein beſonderer Induſtriezweig, der Verkauf derſelben ein Handelszweig wird. Reiche und Arme, Hohe und Niedrige nehmen ſo allgemein an der Falſchmünzerei Theil, daß ſelbſt die geringſten Kaufleute, Bauern vom Lande, ja ſogar Bettler als Käufer von Prägſtöcken auftreten.

Die vornehmen, reichen und hochſtehenden Beamten gehen ſtraffrei aus, während über die Geringern die grauſamſten Strafen verhängt werden. Dieſer Grundſatz: die kleinen Diebe zu hängen und die großen laufen zu laſſen, wird, wie wir ſpäter aus Kotoſchichins Erzählung ſehen werden, eine der Veranlaſſungen zu einem gewaltigen Aufruhr in Moskau.

Schon früher hatten grauſame Strafen gegen Falſchmünzer beſtanden. Den Münzbeamten, welche eine falſche Legirung machten, und etwa zu viel Blei in die Münzen thaten, goß man geſcholzenes Metall in den Hals; Gold- und Silberarbeiter, welche eine allzugeringe Probe anfertigten, wurden gepeitſcht u. dgl. m.*). In den ſchlimmen Zeiten des Kupfergeldes mußte das Ueberhandnehmen der Falſchmünzerei eine um ſo größere Strenge hervorrufen. Aus den hierüber erlaſſenen Geſetzen und Verordnungen können wir auf die allgemeine Verbreitung des Uebels und die vielerlei Arten und Formen des Falſchmünzens ſchließen. Wir finden u. a. folgende Beſtimmungen**):

Wer Stempel ſchneidet und damit Münzen prägt, verliert die linke Hand und beide Beine.

Wer Stempel findet und es unterläßt davon Anzeige zu machen, verliert die linke Hand.

*) II. C. 3. 1 7.

**) A. H. IV Nro. 158 vom 18. September und 21 October 1661. О наказаніяхъ поддѣльщикамъ монеты и ихъ соучастникамъ.

Wer Stempel kauft oder ſtiehlt, oder auch ſelbſt anfertigt, aber noch keine Münzen darauf geprägt hat, verliert zwei Finger.

Wer falſches Kupfergeld wiſſentlich im Handel und Verkehr annimmt, oder kauft, verliert die linke Hand.

Wer Falſchmünzer bei ſich aufnimmt, verliert ſein Vermögen und die linke Hand.

Wer an Falſchmünzer Kupfer verkauft, verliert die linke Hand.

Wer Kupfer in Brot oder in den Kleidern verborgen in den Münzhof bringt, verliert die linke Hand.

Die Gefängnißwärter, welche Falſchmünzer aus dem Gefängniß entweichen laſſen, müſſen die Strafe der entwichenen Falſchmünzer erleiden.

Die Arbeiter im Münzhof, bei denen man Geld findet, erleiden die Knute und müſſen ein halbes Jahr in Ketten arbeiten.

Aus dieſen Beſtimmungen kann man auf die Verbreitung der Falſchmünzerei ſchließen; alle Stände, Mönche und Geiſtliche nicht ausgeſchloſſen, ſind davon inficirt. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Handel mit Kupfer durch das ganze Land überaus lebhaft ſein. Leider wiſſen wir darüber nur ſehr wenig und beſitzen nur eine Urkunde, welche über dieſen Gegenſtand einiges Licht verbreitet. Der Wojewode von Nowgorod, Fürſt Repnin, ſchickt an das Tichwinſche Kloſter eine Verordnung, der zufolge allen Einwohnern Tichwins auf das Strengſte verboten wird, irgend jemandem Kupfer zu verkaufen, außer dem beeidigten Beamten Piskulin, welcher zum Einkauf von Kupfer nach Tichwin kommen werde. Wer Kupfer beſitzt und ſolches verheimlicht, der läuft Gefahr, daß daſſelbe confiscirt werde. Daraus geht offenbar hervor, daß die Regierung es für gefährlich hielt, ſowohl den Verkauf von Kupfer an Privatperſonen zu geſtatten, als auch Kupfer im Beſitz von Privatleuten zu laſſen *).

Man kann denken, wie ein ſolches Uebel alle Ordnung im Geſchäftsverkehr lockern, den öffentlichen Credit untergraben und zum Hereinbrechen

*) А. А. Э. Нум. 131. 12. Февраля 1662. Отписка Новгородскаго воеводы Князя Репнина въ Тихвинскій Монастырь: о запрещеніи Тихвинцамъ продавать принадлежащую имъ красную мѣдь кому-либо, кромѣ посланнаго къ нимъ цѣловальника Пискулина. „Послалъ Новгородскій посадскій человѣкъ Ульяшко Пискулинъ на Тихвину для покупки мѣди. У кого есть мѣдь они-бъ на сторону никому не продавали и въ отвозъ никуда не возили... продавать только Пискулину, а будетъ сыщется мѣдь у посадскихъ и пріѣзжихъ людей, которые будутъ таить ее, тое мѣдь возмуть на Великаго Государя безденежно".

einer verhängnißvollen Krisis beitragen mußte. Wir werden ſehen, wie ſowohl die Regierung als auch das Publikum dem Erſcheinen des falſchen Kupfergeldes das Mißlingen der ganzen Finanzoperation zuſchrieben; eine Anſicht, welche auch hier und da in neuerer Zeit in der Literatur über dieſen Gegenſtand Vertreter gefunden hat. Und in der That: wer wollte leugnen, daß die große Menge falſchen Kupfergeldes ſehr weſentlich beigetragen habe zur Entwerthung der Kupfermünze und zur entſetzlichen Theurung.

(Schluß folgt.)

A. Brückner.

# Geſchichtlicher Nachtrag zur Sylveſterrede an die Forſtmänner und Jagdliebhaber *).

Die Kämpfe, welche die erſten Menſchenfamilien ihrer eigenen Sicherheit wegen zu beſtehen hatten, werden um ſo mehr die Herausbildung von Jägern unter ihnen befördert haben, als ſie bald Nutzen aus der Beute zu ziehen lernten. Dabei gelangten die Menſchen zum Bewußtſein, daß ſie durch Vernunft und Geſchicklichkeit zur Herrſchaft über die ihnen häufig an Stärke überlegene Thierwelt beſtimmt ſeien. Eine Keule mag das erſte einfache Jagdgewehr geweſen ſein, bis man ſich zum Spieß und Bogen emporgeſchwungen hatte. Der muthigſte, ſtärkſte und geſchickteſte Jäger war meiſt auch ein unerſchrockener Krieger. Vertrauen, Achtung und Liebe ſeiner Umgebung, die ſich unter ſeinem Schutz ſtellte, machten ihn freiwillig zum Herrſcher, und ſo gründete die Jagd, wie es auch einzelne geſchichtliche Data zu beweiſen ſcheinen, die erſten Throne. Ja die Griechen verſetzten ihre vorzüglichſten Jäger als Halbgötter auf den Olymp. Jäger und Hirten waren gewiß die erſten Beobachter der Natur und trugen ſo die erſten Grundſteine zu einer Naturwiſſenſchaft zuſammen. Gewiß gehörte die Jagd auch zu den erſten Vergnügungsſpielen der Männer.

So finden wir denn auch dieſelbe ſowohl als geachtete Beſchäftigung und Kunſt, wie als beſonders geſuchtes Vergnügen bei allen alten Völkern, ausgenommen bei den kraftloſen und weichlichen Chineſen und Hindus. Die dem Menſchen angeborene Freude an der freien Natur, verbunden

*) Im Januarheft der Baltiſchen Monatsſchrift d. J.

mit der ihm gleichfalls einwohnenden Thatenluſt, ſind die Urſache, daß die Jagdluſt, gleichſam als eine fortgeſetzte Seite des Naturzuſtandes, auch auf die geſitteten Völker unſerer Zeit überging und durchbricht, wo ſich nur irgend günſtige Gelegenheit dazu bietet. Menſchen jedes Alters, jedes Standes, jeder Lebensbeſchäftigung, jeder Geiſtesrichtung werden von ihr fortgeriſſen. Im Walde finden ſich der Fürſt mit dem Proletarier, der Krieger mit dem Philoſophen, der Dichter mit dem Banquier, der Actenmann mit dem Löwen der Geſellſchaft zuſammen, und es giebt kaum ein Vergnügen bei welchem ſich die Standesunterſchiede ſo leicht und natürlich ausgleichen als auf der Jagd, wo ein wackerer Jäger gern dem andern die Hand ſchüttelt.

Wenn aus den in der Sylveſterrede hervorgehobenen Vorzügen der Jagd als Vergnügen hervorgeht, daß ſie dem berufstreuen Geſchäftsmann eine erfriſchende Erholung, dem gemüthvollen Naturfreunde eine reiche Quelle ſtiller und belehrender Genüſſe iſt, dem Krieger einen Nothbehelf für ſeine Thatenluſt gewährt, den Sorgenvollen durch Vorführung fremder reizender Bilder erheitert, den Städter vor Verweichlichung ſchützt, und daß ſie durch Uebung der Körperkräfte und mancher Geiſteskräfte ſittliche Elemente im Menſchen zu entwickeln fähig iſt, ſo müſſen doch auch manche Abwege, zu welchen die Jagd führen kann bezeichnet werden.

Nicht nur der Landmann und Bürger der Stadt werden zu ihrem großen Nachtheil durch eine unbezähmte Jagdluſt aus ihren nothwendigen Lebensbeſchäftigungen und ihrem Hausweſen herausgeriſſen, indem ſie einen Hang zum Nichtsthun entwickelt und den Verirrten häufig damit befriedigt, daß er in der Weinſtube ähnlichen Müßiggängern ſeine Abenteuer erzählen kann; ihn durch Verarmung, Trunkſucht und zerſtörtes Hausweſen ins Elend ſtürzt, oder durch Ausſicht auf leichten und angenehmen Gewinn zur Wilddieberei führt, und wenn die Quelle dieſes leichten Erwerbs verſiegt, zu Miſſethaten bringt. Auch in höheren und gebildeteren Ständen, wo ſich das Vergnügen mit Anſtand und Prunkſucht verbindet, ſpricht der Verfall manches Herrenhauſes, manches Familienglücks, ja ſelbſt die Erſchütterung von Thronen, für die dämoniſche Gewalt mit welcher die Jagdluſt fortreißen kann.

Obgleich das canoniſche Recht ſagt: Esau venator erat, quoniam peccator erat, et penitus non invenimus in scripturis sanctis sanctum aliquem venatorem; piscatores invenimus sanctos; und ferner: Qui venatoribus donant, non homini donant sed nequissimae arti — und ob-

gleich das Agathenſiſche Concil 516 der Geiſtlichkeit alles Jagen verbot, ſo ſah ſich Karl der Große doch genöthigt 789 das Verbot nachdrücklich zu wiederholen. Und wenn wir ſehen, daß der hohe Reiz der Jagd fähig iſt ſonſt ehrenhafte Männer zu Uebertretung anerkannter Eigenthumsgeſetze zu verleiten, ſo muß man zugeben, daß ein gewiſſer Grad moraliſcher Kraft dazu gehören muß, wo nicht andere ſtarke Intereſſen das Gleichgewicht erhalten, ſich mit dieſem Vergnügen innerhalb gewiſſer Grenzen zu bewegen; ja daß es bei ungünſtigen Anlagen des Gemüths leicht zu einer Verwilderung deſſelben führen kann. Friedrich Auguſt der Starke vergeudete auf ſeinen Jagden das Mark und die Arbeitskraft ſeiner Unterthanen. Unter den türkiſchen Kaiſern des vorigen Jahrhunderts waren einige die nicht, wie wir ſie in Tauſend und einer Nacht oder auf den Brettern vorgeführt finden, nur mit verſchlungenen Beinen auf Teppichen im Serail ſitzend, umgeben von armeniſchen und tſcherkeſſiſchen Sklavinnen alle diejenigen Freuden des mohamedaniſchen Paradieſes genoſſen, welche den gehorſamen Unterthanen erſt jenſeits verſprochen wurden. Bajazet I., Muhamed II., Murad IV., Muſtafa II. und Achmet III. waren ſo leidenſchaftliche Jäger, daß ſie ungeheure Summen dabei verſchwendeten und ſo ihre Unterthanen marterten, daß in Folge deſſen im Munde des Volkes ein Verslein folgenden Sinnes geläufig geworden war:

Wer Spieler mordet und Jäger erſchlägt,
Mit Recht die Heldenkrone trägt.

Bajazet I. unterhielt unzählige Jäger, die zugleich die erſten Stellen im Staate bekleideten, dabei 7000 Falkeniere und 6000 Jagdhunde. Durch eine Koppel guter Jagdhunde oder durch einen gut abgerichteten Falken konnte man für Alles gnädiges Gehör bei ihm finden. Für den gefangenen Grafen von Navarra verſchmähte er jedes Löſegeld, gab ihn aber frei gegen zwölf isländiſche Falken, die ihm klüglich vom Herzog von Burgund zugeſendet wurden. Einmal entgingen nur durch Fürſprache jenes Gefangenen 2000 Falkeniere der Hinrichtung, da ſie den Favoritfalken zu früh losgelaſſen und dadurch verdorben hatten. „Menſchen, ſagte der Sultan dabei kalt, habe ich genug, aber gute Falken wenig.“

Muhamed IV. beſchäftigte ſich von Jugend auf nur mit der Jagd, weshalb er auch in Adrianopel, deſſen waldreiche Umgebungen zur Jagd beſonders geeignet waren, reſidirte. Durch die Nacht aufgehalten, ſchlief er auf demſelben Divane ein, auf welchem er ſein Mahl gehalten hatte, erwachte dann bald um ſeufzend den Wachthabenden nach dem noch fernen

Tage zu befragen, bis er mit dem erſten Sonnenblick ſeine Leute durch die Trommel alarmiren ließ und ſich in den Sattel ſchwingend in das Gebirge davon ſtürmte. Selbſt das im Jagdeifer errungene Bruchleiden, das ihn häufig zwang vor Schmerz wimmernd ſich vom Pferde helfen zu laſſen, hinderte ihn nicht, ſogleich nach gemildertem Leiden ſich wieder auf ſein Jagdpferd zu ſchwingen. Seine armen Unterthanen mußten zu 30 bis 40,000, in vieltägigen Treibjagden ihre Geſundheit opfernd und ihre eigene Saaten zertretend, in Bezirken von ganzen Tagereiſen das Wild zuſammentreiben und durch eine lebendige Wand gefangen halten. Die Koſten einer ſolchen Jagd beliefen ſich auf 30,000 Thaler, oder es wurden dazu noch außerordentliche Abgaben erhoben. Als laute Klagen einen Günſtling bewogen es zu wagen, dem Sultan wegen des landverderblichen Jagdkrieges Vorſtellungen zu machen, wurde derſelbe nachdem er im Gefängniß gebüßt aus dem Serail verwieſen. Einſt als nach einer ſolchen mühevollen Jagd ſein Oberjägermeiſter bemerkte, die armen Sklaven könnten nicht länger im Schneegeſtöber ausdauern und in der letzten Nacht ſeien dreißig von ihnen ſchon erfroren, antwortete er gleichgültig: „ſorge für meine Hunde, ſie müſſen doppelte Decken haben.“ Aber dieſe Antwort beförderte den Ausbruch einer Revolution, die ihn, vom Throne entſetzt, den Tod im Gefängniß finden ließ*).

Aber noch von einer andern Seite her droht die Jagdluſt dem menſchlichen Gemüthe mit ſchädlichen Eingebungen, deren Wirkung nur dem erklärlich wird, der den Reiz derſelben in ſeinem ganzen Umfange kennen lernte. Der Neid iſt es, der mitunter ſelbſt Charaktere von edler Haltung beſchattet, zuweilen hervorgerufen durch die nichtsſagende Auszeichnung von Glücksfällen Anderer, bei gerechtem Bewußtſein eigener größerer Geſchicklichkeit. Vielleicht iſt es, abgeſehen von dem dabei zu erringenden materiellen Vortheil, dieſer Mißgunſt zuzuſchreiben, daß von jeher das Jagdrecht von den Mächtigern ſo ungern mit Niederern getheilt wurde, und ſo eiferſüchtig, wie kaum ein anderes Recht, bewacht wird. Es iſt nicht zu leugnen, daß bei der unbezähmbaren Jagdluſt der Menſchen dieſes Recht ſo vielfach und ſo dringend angetaſtet wird und daß maßloſe Despotie älterer Zeiten wenig Rückſicht auf die natürlichen Neigungen Anderer zu nehmen gewohnt war; aber dennoch möchte man glauben, daß

*) Jagemanns Beſchreibung des Kanals von Konſtantinopels, S. 158. — Ricaut Hist. de trois derniers Empereurs des Turcs, III p. 156. — Vand Hist. gen. des Turcs, T. IV p. 69. — Hist. de Mahomed IV. depossedé, p. 24.

hauptſächlich Neid und Eiferſucht wegen perſönlicher Beeinträchtigungen zu Rathe geſeſſen hatten, um für die Uebertretungen des Jagdrechts Strafen zu erſinnen, vor denen jedes Menſchenherz zurückbeben ſollte, und die den rohen Sinn vieler Fürſten der vorigen Jahrhunderte bezeichnen. Der König Guntram von Burgund ließ nach Gregor von Tours mehrere Höflinge hinrichten, weil ſie ohne ſeine Erlaubniß einen Auerochſen erjagt hatten. Karl der Große beſtrafte Wilddieberei mit dem Tode. Herzog Ulrich von Würtemberg befahl 1517 Wilddieben die Augen auszuſtechen und in Sachſen drohte ihnen noch 1584 der Galgen. Abhauen der Hände, Galeerenſtrafe waren gleichfalls gebräuchlich, Staubbeſen und Landesverweiſungen gehörten zu den mildeſten Strafen. Die Folge davon, daß die Jagdluſt, ohne Rückſicht auf die des Volkes, nur als ein Recht der höchſten Stände angeſehen wurde, war, daß ſich nicht allein ein förmlicher Kriegszuſtand zwiſchen den Wilddieben und Forſtbeamten ausbildete, ſondern auch, in Folge verhängter harter Strafen eine Art Blutrache, der Meuchelmord gegen die letzteren, für erlaubt gehalten wurde.

Wenden wir uns jetzt zu den geſchichtlichen Quellen über das Jagdweſen, theils um uns manche Aufſchlüſſe über ältere Einrichtungen und Geſetze zu verſchaffen, theils um eine ſichere Grundlage für eine nothwendige neue Ordnung derſelben zu gewinnen.

Obgleich die Zend-Aveſta in ihrem mindeſtens viertauſendjährigen kurzen Abriß einer Naturgeſchichte ſchon von der Bekanntſchaft mit vielen jagdbaren Thieren zeigt, finden wir in ihr der Jagd mehr als einer Nothwehr denn als eines Erwerbszweiges oder Vergnügens erwähnt *). Die Unbekanntſchaft mit dem Elephanten und Eber beweiſen das Alter des Documents. Auch bei dem dem Zendvolke verwandten Hindus ſcheint die Jagd mehr als Nothwehr betrieben worden zu ſein, ja in ihren religiöſen und philoſophiſchen Schriften wird ſie zu den ſündhaften Vergnügungen der Menſchen gezählt. Die Schriften der Hebräer dagegen ſprechen von der Jagd als von einer rühmlichen Beſchäftigung. Die erſten Beweiſe einer gewiſſen Ausbildung des Jagdweſens finden wir bei den Griechen. Ihre Sagen ſind reich an Kämpfen mit wilden Thieren und Homers Geſänge erwähnen der Jagd, aber Xenophon, deſſen unſterblicher Lehrer ſchon vom Nutzen derſelben ſpricht, verfaßte 400 Jahre v. Chr. eine Abhandlung über die Jagd, in welcher er mit dem damaligen Jagdgebrauch, zugleich ſeine eigenen Erfahrungen mittheilt. Wir finden darin An-

*) J. G. Rohde, die heilige Sage des Zendvolkes, Frankfurt a. M. 1820, S. 531.

leitung zur Racenkenntniß und Dreſſur verſchiedener Jagdhunde, und Anweiſungen mit Vortheil verſchiedene Thiere zu jagen, aus denen zugleich hervorgeht, daß die Griechen als geſchickte Läufer, ihre Jagden vorzüglich zu Fuß anſtellten. An Wild fehlte es nicht, denn ihre Wälder waren von Hirſchen, Rehen und wilden Schweinen belebt, und wenn Morea Wölfe und Bären aufzuweiſen hatte, ſo waren die Colonien in Kleinaſien reich an ſolchen Raubthieren, die mehr dem Süden angehören. Die fruchtbaren Ebenen Griechenlands nährten Faſanen, Rebhühner, Haſen, Kaninchen und ihren Begleiter den Fuchs, und die Küſten waren von Waſſerwild belebt. Bogen und Spieß waren die Jagdwaffen, Fanggruben, Schlingen und Netze die Hülfsmittel. Die kampffertigen Thiere perſönlich anzugreifen, galt für das männlichſte Vergnügen. Das andere Hochwild wurde von Hunden bis zur Ermüdung gejagt, mit Lanzen oder Pfeilen erlegt; indeſſen benutzte man hiebei auch ſchon Netze, die ſonſt mit den Fallen und Schlingen nur auf kleines Wild angewandt wurden. Arrian der Nikomedier beſchreibt 150 v. Chr. mit großer Ausführlichkeit die damalige Jagd, in Beziehung auf die Zucht und den Gebrauch der Hunde, ſowie auf die Anwendung der Netze, Schlingen u. ſ. w. Bei den Griechen ſcheint die Jagd überall frei geweſen zu ſein und vorzüglich von der wohlhabenden Jugend als Vergnügen und Vorübung für den Kriegsdienſt betrieben worden zu ſein. Ob das vorzugsweiſe Abhalten der Jagden im Herbſt und Winter von gewiſſen herkömmlichen oder geſetzlichen Beſtimmungen in Beziehung zu den Saatfeldern oder zur Hegezeit, oder zur kühleren Jahreszeit geſtanden hat, läßt ſich nicht nachweiſen. Wahrſcheinlich gebot der größere Vortheil das Zweckmäßige. Von den Römern beſitzen wir nur wenige Andeutungen über die Jagd, und obgleich ſie nach einer Aeußerung des Salluſt „er könne ſich nicht entſchließen ſeine Erholungsſtunden mit einem ſo ermüdenden, unnützen Müßiggange, oder mit einer Beſchäftigung, die wie der Ackerbau, nur den Sklaven gebührt, hinzubringen“ auch unter ihnen ihre Verächter gezählt hat, beweiſt doch der in der Sylveſterrede angeführte Brief des Plinius, daß auch Menſchen höherer Bildung die Jagd zum Vergnügen und zwar in einer Weiſe betrieben, wie es auch heutzutage ſelten geſchieht.

Das Jagen ſcheint nach dem römiſchen Recht, indem das Wild in die Kategorie der Niemand gehörigen Sachen geſtellt wurde, Jedem und überall erlaubt geweſen zu ſein, obgleich eine andere Beſtimmung, nach

welcher es jedem Grundeigenthümer frei ſtand, das Betreten ſeiner Grenze zu verbieten, damit in Widerſpruch ſteht *).

Die dichten und ſumpfigen, an wilden Thieren überreichen Wälder des ebenen und gebirgigen alten Germaniens, welche nach Julius Cäſar unter dem Namen der hercyniſchen Wälder zuſammen begriffen wurden, waren gemeinſchaftlich von den deutſchen Stämmen bewohnt. Jagd und Krieg waren ihre Hauptbeſchäftigungen, und wenn ſie im Kampf mit den wilden Thieren Mittel zur Exiſtenz fanden, machte ſie derſelbe zugleich ihren Feinden gefährlich. Neben den überall verbreiteten Hirſchen, Rehen und Haſen, Ebern, waren die hercyniſchen Wälder damals noch von Elennthieren und Auerochſen, welche letztere allmälig durch die Cultur in die Waldeinöden Oſtpreußens und Polens verwieſen wurden, bewohnt. An einheimiſchem Federwild und Zugvögeln gab es einen Ueberfluß. Muthig und roh, wie unſere Vorfahren waren, galt ihnen der Kampf mit Raubthieren, deren gewöhnliche nordiſche Arten reichlich vertreten waren, als der ruhmvollſte. Die Hörner des Auerochſen prangten bei ihnen als Siegeszeichen oder als Pokale bei feſtlichen Gelagen. Darum behielten ſich in ſpäteren Zeiten die Könige die Jagd auf denſelben vor. Keule, Lanze, Wurfſpieß und Schwert waren die Waffen, denn den Bogen und die Netze lernten ſie erſt durch die Römer kennen. Jeder freie Mann, der Waffen führen durfte, was den Leibeigenen verboten war, hatte das unbeſchränkte Recht zu jagen, jedoch ſcheinen die einzelnen Stämme ihre Reviere gegen fremden Eindrang bewacht zu haben. Als dieſe Stämme durch die Berührung mit römiſcher Cultur und ſpäter durch das Bezähmende des Chriſtenthums ihre unſtäten Sitze in feſte umwandelten und der Ackerbau die abnehmende Jagdbeute erſetzen mußte, bildeten ſich beſtimmtere Eigenthumsverhältniſſe aus. Und in dem Maße als das Wild abnahm, regelte ſich alsbald der Jagdbetrieb dahin, daß nur der wahre Grundeigenthümer, nicht aber der perſönlich oder erblich Belehnte das Jagdrecht ausüben durfte; ja dieſe Beſchränkung ſtand auf ſo feſtem Rechtsgrunde, daß Verbote in dieſer Beziehung gar nicht nöthig geweſen zu ſein ſcheinen. Mit der Abnahme des Wildes und der Bekanntſchaft mit Bogen, Armbruſt und Netzen nahm die Jagdweiſe eine andere Form an und die ſonſt verſchonten Gemſen und Steinböcke mußten auch ihren Tribut zahlen. Man benutzte gezähmte Hirſche um durch ihr Geſchrei während der Brunſtzeit andere herbeizulocken. Gegen Raubthiere gebrauchte

*) l. 3 § 1. D. de acquir. ver. dom.

man auch vergiftete Pfeile, ſtellte ihnen mit Gruben, Fallen und Selbſtgeſchoſſen nach, oder tödtete ſie in ihren Höhlen durch Rauch; und zur Jagd auf dieſe wurden auch Leibeigene und Hörige zugelaſſen, z. B. der werthvollen Bären-, Biber-, Ottern- und Marderfelle wegen.

Bald tauchten auch Regalitätsbeſtrebungen auf, denn die fränkiſchen Könige vom Merovingerſtamme behielten ſich allein das Recht vor, Hirſche zu jagen. Zugleich ſtieg der Werth guter Jagdhunde aller Art, auf deren Abrichtung große Mühe verwandt wurde, ſo daß Strafen für ihre Entwendung einen Platz im Geſetzcodex einnahmen. Nach alemanniſchen Geſetzen überſtieg die Strafe für Entwendung eines Leithundes zwölfmal und die eines Windſpiels ſechsmal die für eine geſtohlene Kuh. Bei den Burgundern mußte der Dieb dem entwendeten Hunde den H.. küſſen und noch ein bedeutendes Strafgeld an den Herrn deſſelben, ſowie an eine öffentliche Kaſſe entrichten.

Die Kunſt, Raubvögel zur Beize abzurichten, ſcheint zuerſt bei den Franken ausgebildet worden zu ſein, da wir bei Griechen und Römern keine Andeutung darüber finden, und von dort aus verbreitet ſich die Falkenjagd über das ganze weſtliche und ſüdliche Europa bis in die Türkei, wo ſie ſich am längſten erhalten hat, und noch heute wird ſie am Kaukaſus und in den Steppen betrieben. Sie hatte auf die Jagd einen zweifachen Einfluß, indem ſie derſelben den Character eines reinen Vergnügens und einen romantiſchen Zug mittheilte, ſo daß ſelbſt die Edelfrauen den Jägern den Aufenthalt in den Wäldern verſchönten; zugleich aber forderte ſie auf, da gut abgerichtete Falken in entſprechender Zahl, ſowie die dazu gehörigen berittenen Falkonere nur von Fürſten und reichen Edelleuten gehalten werden konnten, einen Aufwand zu entfalten, wie ihn unſere Wälder nie geſehen haben. Die Kunſt, Falken abzurichten wurde zu einer hohen Vollkommenheit gebracht und ſo geſchätzt, daß der Falkenmeiſter nicht nur der oberſte Jagdbeamte, ſondern zugleich einer der vornehmſten Hofbeamten war. Noch im 13ten Jahrhundert ſchrieb Kaiſer Friedrich II. ſein Buch De arte venandi cum avibus.

Unter Karl dem Großen, der ein ſo eifriger Jäger war, daß er ſeine Prinzen in Bezug auf Falken und Hundedreſſur durchaus jagdgerecht erziehen ließ, gewann die Jagd eine neue Geſtalt. Außer daß er dieſelbe mit viel Kraftaufwand und Pracht betrieb, führte er den umfänglicheren Gebrauch der Netze und Tücher zur Umſtellung ganzer Diſtricte ein, wobei auf dem ſogenannten Lauf, ein Raum, in welchen die von allen Seiten

geſcheuchten Thiere zuletzt hineingedrängt wurden, fünfzig bis ſechzig Reiter mit Schwert und Lanze die Thiere niedermetzelten. Er benutzte in Deutſchland zuerſt den kleinen Panther, Felis uncia, der zu dieſem Zweck im Orient ſchon lange abgerichtet wurde, zu ſeinen Jagden. Dieſes Thier wird leicht gezähmt, und in Perſien, wo Hunde ſeltener ſind, der Art zur Jagd abgerichtet, daß es ſich auf dem Pferde hinter dem Reiter zu erhalten lernt und von demſelben, ſobald er ein größeres Wild z. B. eine Antilope aufſcheucht, auf daſſelbe losgelaſſen wird. Mit unglaublicher Geſchwindigkeit und Gewandtheit ereilt es ſeine Beute und kehrt dann zum nahenden Reiter zurück, wieder ſeinen Platz auf dem Pferde einnehmend *). Der Pabſt Leo X. erhielt vom König Emanuel von Portugal ſolch ein abgerichtetes Thier zum Geſchenk, und der Kaiſer Leopold I. erhielt mit der Geſandtſchaft des türkiſchen Sultans zwei derſelben **).

Karls des Großen ordnender Geiſt ergriff auch die Jagd, und um ſo mehr, da er ſie leidenſchaftlich liebte. Er verordnete zuerſt eine Hegezeit und beſchränkte das Jagen auf die Monate Juli, Auguſt, September, indem er in den Wintermonaten hauptſächlich die Eber und die großen Raubthiere verfolgte. Er war der Erſte, der mit Bohlen eingezäunte Jagdgehege anlegte, und Faſanen, aus Frankreich eingeführt, allmälig aus den Faſanerien in die Wildniß überſiedelte. Die Wolfsjagden wurden unter ihm ein Gegenſtand der Verwaltung, indem er anordnete, daß jeder Verweſer ſeiner Güter zwei Wolfsjäger halten mußte, die verpflichtet waren, Wolfsfelle in die kaiſerliche Pelzkammer zu liefern. Auch ſtammt aus ſeiner Zeit das erſt in neueſter Zeit aufgehobene Hundeſervitut, indem ſeine Hunde ſowol auf ſeinen Gütern als auch auf denen ſeiner Unterthanen zur unentgeltlichen Fütterung untergebracht wurden. Die Größe ſeines Geiſtes ſtand jedoch noch unter dem Einfluß der Rohheit ſeiner Zeit wenn er zur Aufrechthaltung ſeiner Jagdreviere Geſetze einführte, nach welchen der Wilddieb, deſſen Begriff nicht genau beſtimmt war, körperliche Verſtümmelungen oder ſelbſt die Todesſtrafe erdulden mußte.

In dieſer Zeit war durch allmälige Ausbildung der Grundeigenthumsrechte das bis dahin beſtandene Recht der freien Jagd für die perſönlich freien Glieder der Gemeinden eingegangen und es beſtanden ſchon geſetz-

*) Voyages de Tavernier. Rouen 1713. T 2, p 26. Voyages de Chardin en Perſe. Amsterd 1711. T. 2, p. 32.

**) Histoire des conquêtes des Portugais par Lafitau. Paris 1733. T 1, p. 525 Kinks Leben des Kaiſers Leopold, Thl. 1, p. 95.

liche Beſtimmungen, nach denen ohne Willen des Eigenthümers Niemand deſſen Boden betreten durfte. Dagegen konnte nur ein perſönlich Freier überhaupt wahres Eigenthum beſitzen, wozu das abgeleitete oder Lehneigenthum einen Gegenſatz machte. Der wahre Grundeigenthümer hatte zugleich das Jagdrecht nicht allein auf eigenem Boden, ſondern häufig auch Theil an der Nutzung von Beſitzungen die der Gemeinde, zu welcher er zählte, gehörten, wie z. B. Hölzungsrecht und Jagd.

Zwiſchen den Grundbeſitzrechten der Fürſten, des Adels und der Freien wurde kein Unterſchied gemacht, außer daß ſich die Könige bei Vertheilung der Lehen häufig die Jagd vorbehielten. Als nun Karl der Große angefangen hatte beſtimmte Jagdreviere in Bannforſten umzuwandeln und bei einer höheren als der geſetzlichen Strafe, dem Königsbann, das Jagen in denſelben ſtreng unterſagt hatte, wurde dieſer Rechtsbegriff bald überhaupt auf alle Wälder, in denen bis dahin das Jagen frei geweſen war, unter dem Namen Wildbann übertragen. Das Recht ſolche Bannforſte anzulegen, ging mit dem Steigen der Vaſallenmacht gegenüber den Königen, mittelſt Lehens- oder Uebertragungsrecht bald auch auf jene über, ſo daß endlich nur einige wenige freie, in der Geſchichte als Reichsforſten paradirende Waldungen übrig blieben. Solche Reichsforſten beſtanden nach Urkunden aus dem 15. Jahrhundert in Franken, Schwaben, im ſogenannten Freien im nördlichen Deutſchland, in der Grafſchaft Hoya im Hannöverſchen, in Hildesheim u. ſ. w. und fielen, nachdem ſie zu vielfachen Beſchwerden Veranlaſſung gegeben hatten, endlich auch mit dem Ableben des heiligen römiſchen Reiches. In den Reichsforſten hatten Fürſten, Edle, Freie und Bürger die ſogenannte freie Pürſch, mit einem Pürſchcollegium und einer Pürſchordnung, wobei mitunter wie in Schwaben die Reichsſtädte den Vorſitz hatten.

Man hat fälſchlich mit dem Namen freie Pürſch, den in Kurland herkömmlichen aber nicht geſetzlichen Gebrauch des dortigen Adels, überall zu jagen, bezeichnet; ein ſolcher Brauch beſtand übrigens mit einigem Rechtsgrunde nur im Piltenſchen Kreiſe, wo der faſt allein beſitzliche Adel unter ſich eine gegenſeitige Uebereinkunft darüber getroffen hatte, wonach aber ausdrücklich die Hegezeit berückſichtigt werden mußte*). Den geſchichtlichen Quellen nach verhält ſich die Sache anders. Bekanntlich wurden die Hoch- und Herrmeiſter mit Liv- und Kurland belehnt, womit ihnen zugleich das

*) Stat. Pill. sub Tit. Jagen.

Recht den Wildbann auszuſprechen verliehen wurde, ſo z. B. geſchah es namentlich mit Plettenberg durch Karl V.*). Als aber bei der Unterwerfung Livlands unter Polen der Adel das freie Jagdrecht für ſich in Anſpruch nahm, antwortete das Privilegium Sigismundi nur ſehr allgemein darauf und mit der ausdrücklichen Weiſung, daß dem nutzbaren Eigenthum des Herrmeiſters in den ihm verbliebenen Landen kein Abbruch geſchehen ſolle. Der Adel des Erzſtiftes Riga, welcher ſonſt die Privilegien des übrigen livländiſchen Adels theilte, ging in dieſem Punkte ganz leer aus**). Der Herzog Gotthard geſtand anfangs dem kurländiſchen Adel nur ſein Recht auf eigenem Boden zu jagen zu, fügte aber 1570 in einem Nachtrage zu den Privilegien das Recht Haſen auch auf fremder Grenze jagen zu dürfen hinzu, jedoch ohne Anwendung von Fallen und Netzen und unter Beobachtung der geſetzlichen Hegezeit von Oſtern bis Bartholomäi, deren Uebertretung mit 50 Thaler geſtraft wurde. Die übrigen Beſtimmungen gleichen denen aus der ſchwediſch-livländiſchen Zeit. Zugleich beſtanden unter dem Herzog wirkliche Bannforſten, die genau bezeichnet waren, wobei ſpäter zugegeben wurde, daß ſie mit Einwilligung des Adels beſtänden; ja der Herzog Friedrich ſicherte dem Adel ſogar die Beförderung zu Staatsämtern zu, ſofern ſie ſich des Jagens in ſeinen Gehegen enthielten.

Uebrigens beſtanden ſowohl im polniſchen Preußen wie in Lithauen von 1538 bis 1582 ganz ähnliche Verhältniſſe des adlichen Jagdrechts, welches im polniſchen Preußen erſt zu der Zeit Friedrichs des Großen Aenderungen erlitt***).

In den Verordnungen von 1638 findet ſich in Betreff der kurländiſchen Jagdgeſetze nichts Neues und 1649 enthält der Entwurf des neuen Landrechts nur eine Zuerkennung der niederen Jagd, dagegen eine Strafe von 50 Thaler für Fällen hohen Wildes oder Aufrichten von Ballhähnen auf fremder Grenze. Daſſelbe galt von den Schützen des Adels. Bei Pachtungen fürſtlicher Güter war dem Adel ausdrücklich nur die kleine Jagd geſtattet. Erſt im Landtagsabſchiede von 1684 war in ungenauer Ausdrucksweiſe dem Adel geſtattet worden, auf fremdem Boden auch hohes Wild mit der fliegenden Jagd, deren Begriff ſeitdem immer der Knotenpunkt des Streites blieb, zu fällen, bis Landtagsbeſchlüſſe der neueſten

*) Arndts Chronik Thl. II, S. 196 und 215 und Beilage Nr. 39.

**) Privileg. Sigism. Aug de Anno 1561, art. 21 und Beilage Nr. 58 ad finem.

***) Chwalkowski, Jus publ. Polon l. II, c. 9. — Stat. Lith. c. 10, Art. 1. — Grube, Corp. const. Prulen, P III, p. 91

Zeit das Jagdrecht auf den eigenen Grund und Boden zurückgewieſen haben*). (Der betreffende kurländiſche Landtagsſchluß iſt aber von der Staatsregierung noch nicht ſanctionirt worden, ſondern das projectirte kurländiſche Jagdgeſetz „bis zur Erlaſſung eines neuen Jagdgeſetzes für das ganze Reich“ vertagt worden).

Aus dem Angeführten geht hervor, daß eine freie Pürſch, in dem Sinne wie in Deutſchlands Reichsforſten, in Kurland nie beſtanden hat.

Kehren wir nach dieſer Digreſſion nach Deutſchland zurück, wo bis zum 14. Jahrhundert die Jägerei eine gewiſſe ſtaatliche Bedeutung gewonnen hatte, indem Reichsoberjägermeiſter eingeſetzt wurden, ein Amt um welches man ſich beſonders bewarb und welches ſpäter zu einer Reichswürde erhoben wurde. Auf dem Reichstage von 1356 unter Karl IV. fungirte der Markgraf von Meißen in dieſer Würde gleich nach den Kurfürſten bei der Tafel, indem er nebſt ſeinem Unterjägermeiſter, einigen Jagdhunden, Jägern und Spielleuten lärmend einen Hirſch und eine Sau auf die Tafel trug. Dieſe Würde war Folge ausdrücklicher Lehnbriefe. Schon 1348 waren nach vorhandenen Diplomen die Herzoge von Pommern wegen der Fürſtenthümer Stettin und Rügen zu Reichsjägermeiſtern ernannt worden, und noch früher um 1235 waren die Grafen Urach kaiſerliche Unterjägermeiſter, ein Amt das noch ſpäter die Grafen Schwarzburg in Thüringen bekleideten. Auch Reichsvogelmeiſter gab es. Die Jagd hatte unterdeſſen auch eine kirchliche Vertretung erhalten, denn der Sohn des Herzogs Bertram von Aquitänien, der durch die Erſcheinung eines Hirſches mit einem Crucifix zwiſchen ſeinen Geweihen zum Chriſtenthum bekehrte heilige Hubertus, ward zum Schutzpatron der Jagd erhoben. In Folge deſſen wurde 1444 vom Herzog Gerhard von der Pfalz der Hubertusorden geſtiftet. Der Herzog Georg Wilhelm, der letzte Piaſt von Brieg, ſtiftete den Orden des güldenen Hirſches, der jedoch mit ſeinem Tode einging. Daſſelbe Schickſal hatte auch der von Erhard Ludwig in Würtemberg geſtiftete reine Jagdorden des heiligen Hubertus, während der 1709 durch den Kurfürſten Johann Wilhelm von Baiern erneuerte noch als bairiſcher Hausorden fortbeſteht.

*) Vergl. hierüber Ziegenhorns Staatsrecht der Herzogthümer Curland und Semgallen. Königsberg 1772, § 682. — v. d. Recke, Alphabetiſcher Auszug kurländiſcher Rechtsquellen. Mitau 1790. Lit. Jagd. — Rummel. Chronologiſche Zuſammenſtellung der Quellen des kurländiſchen Landrechts. Dorpat 1851.

Da das abgeleitete Eigenthum der Bauern, als urſprünglich Eigenhöriger, nicht mit dem Jagdrecht verbunden war, verblieb daſſelbe daher auch den Rittergütern auf den Bauergrundſtücken, zugleich konnte es, wie manche Verkaufs- und Vergleichsurkunden beweiſen, vorbehalten werden, alſo unter Umſtänden vom Eigenthum losgetrennt werden. Indeſſen in Sachſen, wo ſchon in alter Zeit auch Bürgerliche das Recht Rittergüter zu beſitzen erhalten hatten, findet ſich der Grundſatz vom alleinigen Jagdrecht des Adels nicht ausgeſprochen. Auch finden ſich daſelbſt ſogenannte Schulzenlehen und Erblehngerichte, deren Jagdbefugniß zuweilen noch über die Grenzen des Dorfes hinausgeht. Geſetze über Verletzungen des Privatjagdrechts finden ſich aus der älteſten Zeit keine.

Auch hatten ſich nach und nach Beſchränkungen des Jagdrechts der Privatbeſitzungen mit einem gewiſſen Rechtsgrunde herausgebildet, wie z. B. Feſtſtellung einer Hegezeit, Beſtimmungen über Jagdfolge, über die Verfolgung reißender Thiere. Willkürlicher waren die Beſchränkungen durch Eintheilung der Jagd in eine hohe, mittlere und niedrige, ſowie die Erhebung gewiſſer Jagdabgaben. Andere Beſchränkungen floſſen aus dem Lehensrecht, indem der Lehensherr bei Belehnungen entweder für ſich oder ſeinen Bevollmächtigten die ſogenannte Mitjagd, oder das Recht einige Jagden vorher abzuhalten, die Vorjagd, ſich vorbehielt. Das Recht, ſein Jagdrecht als Grundeigenthümer für eine Zeit übertragen zu können, beſtand; nur Fälle einer gänzlichen Ablöſung deſſelben vom Boden ſcheinen nicht vorgekommen zu ſein.

Obgleich das Beſtehen einer Hegezeit, als im Intereſſe der Jäger ſelbſt liegend, ſchon lange vor den Verordnungen einer ausgebildeten Landeshoheit nachweisbar iſt, ſo wurden doch die geſetzlichen Beſtimmungen für jene erſt in dieſem Zeitraum mehr ausgebildet.

Die Jagdfolge, weil ſie Gegenſeitigkeit geſtattet und eigentlich natürlich iſt, kann nicht zu den Beſchränkungen gezählt werden. Die Verfolgung reißender und ſchädlicher Thiere war ſelbſt in den Bannforſten Jedem erlaubt, und dieſer Brauch hat ſich faſt überall bis auf den heutigen Tag erhalten; nur in Bezug auf das Recht am Balg der Raubthiere weichen hie und da die geſetzlichen Beſtimmungen ab.

Die in Deutſchland allgemeine Eintheilung der Jagd in hohe und niedere, obgleich an und für ſich zweckmäßig, gab Veranlaſſung, daß in ſpäterer Zeit die Landeshoheit oder der Fiscus den beſſeren Theil in Anſpruch nahm. Durch die an die Landeshoheit geknüpfte Jagd- und Forſt-

hoheit war ihr das Recht zuerkannt, volkswirthſchaftliche und ſtaatspolizeiliche Vorſchriften über die Jagd ausgehen zu laſſen und ihre Aufrechthaltung zu bewahren, wie die Hegezeit, das Jagdrecht, Wilddieberei, Verfolgung von Raubthieren.

So ungefähr ſtand es bis ins 14. Jahrhundert, als durch das Recht, Bannforſten einzurichten, ſich auch ein Jagdregal auszubilden begann, für welches übrigens kein geſchichtlicher Rechtsgrund aufweisbar iſt, weil die Kaiſer bis dahin ein ſolches Regal nicht begehrt hatten. Als ſich im 15. Jahrhundert der Begriff der Landeshoheit vollkommen ausgebildet hatte, ſo daß der Landesherr nach der damaligen Anſicht zugleich als allgemeiner Landeseigenthümer angeſehen wurde, dem die Förderung des Allgemeinwohls im weiteſten Sinne in die Hand gelegt war und dem nach dem Princip des römiſchen Rechts auch ein Recht auf die ſogenannten herrenloſen Sachen, wozu das Wild gleichfalls gerechnet wurde, zukam, geſtaltete ſich, unterſtützt durch das Raiſonnement von Rechtsgelehrten, wie z. B. des Kanzlers Fritſch*), das Jagdregal zum Grundſatz des poſitiven Staatsrechts, welches in allen deutſchen Bundesſtaaten zur Geltung kam, obgleich es weder in der Natur des Grundeigenthumes, noch im römiſchen Rechte, noch in irgend einem deutſchen Staatsrechte ſeine Begründung hatte**). Durch das Jagdregal war ſomit die grundſätzliche Verbindung des Jagdrechts mit dem Boden aufgehoben, indem daſſelbe etwa nur durch herkömmlichen Gebrauch, ſtillſchweigende Geſtattung oder beſondere Verleihung genutzt werden durfte. Bei Jagdverleihungen lag es in der Befugniß des Regals, die hohe Jagd als unbedingt dem Landesherrn zukommend anzuſehen. Eine nothwendige Folge davon war, daß beim Uebergange eines Rittergutes in bürgerliche Hände der Landesherr die Jagd auf demſelben unterſagte und ſie zur Betreibung dem Fiscus übergab. Ja ſelbſt Vaſallen ſuchten ſich ihre Jagd zu ſichern, indem ſie dieſelbe nicht allein auf fremdem Boden, ſondern auch für den eigenen vom Landesherrn förmlich ankauften.

Unterdeſſen hatte die Jagd durch die Erfindung des Schießgewehrs das nach einem Jagdedict des Herzogs Heinrich von Braunſchweig vom 4. Auguſt 1559 ſchon damals im Gebrauch geweſen ſein muß, obgleich die 1531 erſchienene deutſche Ausgabe des Buches über Ackerbau ꝛc. von Peter de Creſcentiis nur von Bögen und „Armbroſten“ ſpricht, einige wich-

*) Corpus juris venatorius et forestalis Thl. III.

**) Klüber, das deutſche Bundesſtaatsrecht, § 453

tige Veränderungen erlitten. Nach Brantome wurde das Feuergewehr bei der Jagd in Frankreich um 1554 eingeführt, allein als Georg Kübfuß und Caspar Recknagel zu Nürnberg durch die Erfindung des deutſchen Radſchloſſes die auf der Jagd nur höchſt unvollkommen anwendbaren Luntengewehre verbeſſerten, wurde die Anwendung allgemeiner; 1595 war ſie ſchon gewöhnlich. Aus der Anwendung mehrerer Kugeln, um ſein Ziel ſicherer zu treffen, floß die Erfindung des Schrots, welcher nach einem Verbot ſeines Gebrauchs in der mecklenburgiſchen Landesordnung, 1562 ſchon benutzt wurde. Allein die ſchwierige Handhabung der noch gewichtigen Gewehre mit dem unbeholfenen Radſchloſſe machten, daß noch zu Flemmings Zeiten das Schießen im Lauf und Fluge für etwas Unerhörtes und mitunter für nicht mit rechten Dingen Zugehendes gehalten wurde. Erſt die Erfindung des franzöſiſchen Flintenſchloſſes machte das Feuergewehr zu dem bald jedem Jäger unentbehrlichen Kleinod, das bald an Güte, künſtlicher und reicher Ausſtattung kaum noch etwas zu erwarten übrig ließ, und deſſen untrüglicher und genußreicher Gebrauch die Freuden der Jagd um Vieles erhöhte. Die zu Ende des 17. Jahrhunderts in Gebrauch gekommenen Windbüchſen wurden ihrer Unſicherheit und Unbeholfenheit wegen allmälig ganz verdrängt, obgleich dieſelben für Wildbahnen und Thiergärten wegen der Geräuſchloſigkeit manchen Vorzug hatten und auch deswegen vom Landgrafen Ludwig VIII. von Heſſen-Darmſtadt noch im 18. Jahrhundert auf hohen Jagden beibehalten wurden. Da verſuchte man die durch den franzöſiſchen Chemiker Berthollet entdeckten Percuſſionsſtoffe, mit der Eigenſchaft ſich durch einen Schlag zu entzünden, zur ſicherern Entzündung des Schießpulvers fruchtbar zu machen, und der Engländer Forſyth erwarb ſich 1807 zuerſt ein Patent auf ſeine Zündpulverſchlöſſer, bis endlich nach manchen Abänderungen der Franzoſe Deboubart 1820 die Jäger mit den Kupferhütchen, wie ſie noch heute unentbehrlich ſind, überraſchte. Dazu kam noch eine weſentliche Verbeſſerung für die Schnelligkeit, eigene Gefahrloſigkeit und Bequemlichkeit beim Gebrauch des Jagdgewehrs, durch die verſchiedenen Einrichtungen daſſelbe von hinten zu laden, ſo daß es jetzt auf einer Stufe der Entwickelung ſteht, die kaum mehr überſchritten werden kann; es müßte denn ſein, daß jemand die zwar für den Krieg, aber nicht für die gewöhnliche Jagd zu empfehlenden Revolver für dieſelbe brauchbarer machte.

Durch das Schießgewehr wurde die Jagd vereinfacht, zugleich aber der einzelne Jäger dem Wilde gefährlicher, namentlich aber wurde die

Federwildjagd gehoben. Der Aufwand, den die Falken- und Parforcejagd erforderten, verſchwand. Letztere, aus Frankreich herübergekommen, war mehr ein Vergnügen für wilde Reiter und hatte auch viel Rohes und Grauſames, ſo daß es nicht wundern kann, daß ein vornehmer Holländer, dem zu Ehren man eine ſolche Jagd angeſtellt hatte, die ganze dabei entzückte Geſellſchaft höchſt gleichgültig betrachtete und als man ſich endlich zum Heimzuge rüſtete, trocken den Fürſten fragte: „Ihro Durchlaucht, wann geht denn das Plaiſirchen eigentlich an?“ Dieſe Jagdart ging ein mit dem Ableben des letzten Herzogs von Deſſau und nur Karl X. von Frankreich machte wieder einen neuen Verſuch damit.

Die Falkenjagd wurde in unſerem Jahrhundert auch wieder in Holland und Belgien durch eine meiſt aus Engländern beſtehende Geſellſchaft jedoch ohne weiteren Anklang verſucht.

Auf den Bauernſtand, der obgleich noch im allgemeinen zu den Leibeigenen gehörig, ſich ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts auszubilden begonnen hatte, waren neben den ſehr ſchweren Frohndienſtpflichten auch noch die Laſten, welche die Jagd mit ſich brachte, übergegangen. Zu dieſen letzten gehörten perſönliche Leiſtungen, als Treiberdienſte, Jagdfuhren; dann Zahlungen, als Wolfsjagdgelder, Heckwild- und Wildhaferſteuern; dazu noch Jagdeinquartierungen und Hundefütterungen u. ſ. w. Dieſe Belaſtung trug nicht wenig zum Ausbruch der Bauernkriege bei, wie ſich in dem ihnen 1521 vorausgehenden Manifeſte deutlich ausſpricht. Jedoch wurden die Warnungen, welche man ſich hieraus hätte nehmen können, wenig berückſichtigt und der auf Bauern und kleineren Grundbeſitzern laſtende Jagddruck ſteigerte die Unluſt, mit der er getragen wurde, zu einem tiefen Grimm gegen das ganze Jagdweſen. Zur Zeit der erſten Revolution, in welcher am 26. März 1798 das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ſchon geſetzlich aufgehoben worden war, machte ſich jener Grimm zuerſt Luft, und auch die Preſſe begann in Schlözer (Staatsanzeiger) ſich ohne Schonung über die Jagdtyranneien mit guter Wirkung auszuſprechen.

Aber noch ſelbſt nach dem Freiheitskriege Deutſchlands, als es zur Erwägung der Volksrechte kam, ſchien man noch immer nicht recht an eine Rückſicht, die man dem Bauern in Betreff der Jagd ſchuldig war, glauben zu wollen und fuhr mit neuen Bedrückungen gemüthlich fort. Namentlich waren es König Friedrich I. von Würtemberg, der ſich die alte deutſche Jagd in ihrer ganzen Größe und Pracht zum Muſter genommen zu haben ſchien, während auch die Fürſten von Hannover, Naſſau, Reuß bald Ver-

anlaſſung zu lauten Klagen gaben, auf welche man fürs erſte mit einer beträchtlichen Verminderung des Wildes zu antworten verſuchte. Friedrich Auguſt von Sachſen führte ſeine Jagden ſchon viel gemäßigter fort und nach ſeinem Tode wurden die Sauen ſoviel als möglich, das Rothwild bis zur Unſchädlichkeit ausgerottet. Auch fing man an, die oben angegebenen aus der Feudalzeit den Bauern belaſtenden Jagdleiſtungen theils zu mindern, theils aufzuheben oder ihnen dadurch eine erträglichere Form zu geben, daß man ihre Ablöſung hin und wieder geſetzlich beſtimmte. Dennoch waren namentlich in Sachſen, beſonders aber in Hannover, Braunſchweig, Naſſau und den kleinen Fürſtenthümern die Klagen über Wildſchaden ein ſtehender Gegenſtand der Ständeverhandlungen, und Jeder ſah ein, daß von den Jagdberechtigten die moraliſche Verpflichtung zum Schadenerſatz anerkannt werden müßte, obgleich noch keine geſetzliche Norm darüber feſtgeſtellt, ſondern die Sache meiſt einem gegenſeitigen Uebereinkommen überlaſſen war. Die Bauern dagegen wandten oft die gewöhnlichſten Verſcheuchungsmittel nicht an, oder brachten mit lockenden Früchten beſtellte Aecker, in der Abſicht, hohen Schadenerſatz zu erlangen, den Wäldern recht nahe, ja manche Grundſtücke erhielten dadurch einen Werth, den ſie ſonſt nicht gehabt hätten. Durch alle dieſe Umſtände gezwungen, wurden nun beſondere Wildſchadengeſetze erlaſſen, die jedoch in den dabei befolgten Grundſätzen von einander abweichen, indem die Abſchätzungsart wie der Vergütungswerth, ebenſo die Grenzen des angehenden Wildſchadens verſchieden beſtimmt wurden.

So erlaubte die herzoglich braunſchweigiſche Verordnung nur dann von Schadenerſatz zu reden, wenn die Menge des Wildes gewiſſe Grenzen überſchreiten ſollte*), indem ſie die Rechte der Jagdinhaber mit denen der Ackerbauer in Gleichgewicht zu bringen ſtrebte, und forderte auch von den letzteren die pflichttreue Anwendung von Scheuchmitteln, ſo daß der Bauer nur dann Schadenerſatz zu fordern berechtigt war, wenn er dieſelben erwieſener Maßen angewandt, der Jagdberechtigte dagegen ſeine Verpflichtungen nicht gehalten hatte. Bei dieſen Beſtimmungen war, da das Schwarzwild überall ausgerottet und auf das kleinere Wild keine Rückſicht genommen wurde, hauptſächlich das Rothwild herausgehoben. Dabei ſollte eine Zahlung von fünf Stück auf 1000 preußiſche Waldmorgen die Norm eines mäßigen Wildſtandes abgeben, welcher durch jährlichen, öffentlich bekannt

*) Abwendung der Wildſchäden und deren Vergütung betreffend den 16 Sept. 1827 und Inſtruction der Wildhüter vom 9. Jan. 1828.

zu machenden Abſchluß in ſeinen Grenzen zu erhalten ſei. Zugleich ſollten zur Abwehr des Wildes keine den Jagdinhaber beeinträchtigenden Mittel wie Schießgewehr und Hunde, angewandt werden, dagegen Einfriedigungen, Scheuchen, Feuer, Lärm, und jeder Grundbeſitzer war verpflichtet, auf ſeine Koſten einen Wildhüter anzuſtellen, um auf Entſchädigung Anſpruch machen zu dürfen. Die Wildhüter erhielten eine beſondere Inſtruction und waren unter die Aufſicht der Forſtbeamten geſtellt. Aller Wildſchaden in Wäldern, Gärten, Gehöften wurde nicht erſetzt.

Das badenſche Geſetzbuch hatte mehr den Grundbeſitzer und den größtmöglichſten Schutz der Landescultur im Auge, indem es den Grundſatz unbedingten Schadenerſatzes voranſtellte und zwar für jeden Wildſchaden, ausgenommen den durch Raubthier, Strich- und Zugvögel verurſachten. Die Taxation, die zur Zeit der Ernte gemacht werden mußte, waren auf Hausgärten, Baumſchulen, Obſtbäume im Freien mit einem Schutzmantel, angepflanzte und beſamte Wälder, wenn dabei neue Beſamung oder Anpflanzung nöthig wurden, und Vergnügungsſchläge, die ſich nicht mehr erholen konnten, unterworfen. Der Schaden in Wäldern mußte wenigſtens fünf Gulden, auf den Feldern 40 Kreuzer betragen, um Gegenſtand von Erſatz zu ſein. Beſondere Inſtructionen für Anſtellung und Nachachtung von Taxatoren wurden gleichfalls gegeben *).

Die hannoverſchen Verordnungen verwarfen gleichfalls die Annahme eines mäßigen Wildſtandes, wollen aber, daß der Wildſchadenerſatz unter feſtgeſtellten Bedingungen durch gütliche Vereinigung abgemacht werde, und zwar nur wo ein regelmäßiges Austreten des Hochwildes zu erwarten iſt, wo Wildhüter angeſtellt ſind, wo der Schaden binnen drei Wochen gemeldet und binnen fünf Wochen vor der Ernte zur Abſchätzung gebracht wurde und nicht geringer als die Abſchätzungskoſten ausfallen möchte **).

Mit dem März 1848 gewann die Sache indeſſen eine andere Geſtalt, denn die bis dahin in den Ständeverſammlungen fortdauernden Klagen über Jagddruck brachen nun in ein allgemeines ungeſtümes Verlangen nach Ablöſung deſſelben hervor und wurden nun gehört. So wurde denn die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grunde ohne Entſchädigung von der conſtituirenden Nationalverſammlung zu Frankfurt in die Grundrechte des deutſchen Volkes, § 35 aufgenommen (5. October 1848) und in der

*) Geſetz über Wildſchadenvergütung vom 31. October 1833. — Inſtructionen für Wildſchadentaxatoren vom 8. Januar und 24. Februar 1834.

**) Inſtruction über Ausmittelung von Wildſchaden vom 24. October 1834.

Sitzung des 20. Decembers des Jahres das Jagdrecht für ein mit dem Grundeigenthum verbundenes Recht erklärt. Somit waren alle Jagdfrohnden und Abgaben aufgehoben und nur Jagdrechte, die durch geſchloſſene Verträge auf einem Grundſtück lasteten, für ablösbar erklärt. Uebrigens hatten die meiſten Ständeverſammlungen ſchon vor den Verhandlungen der Nationalverſammlung ſich für die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden ausgeſprochen, nur daß man ſich in einigen Staaten zugleich für Ablöſung entſchieden hatte. So z. B. hatte ſich das von den Ständen Baierns modificirte Geſetz vom 4. Juni 1848 für Aufhebung des Jagdrechts ohne Entſchädigung, für die Regierungsbezirke dieſſeits des Rheins ausgeſprochen, aber nur wer einen Beſitz von 300, im Hochgebirge von 600 bairiſchen Tagewerken nachweiſen konnte, durfte die Jagd ſelbſt betreiben; auf den kleineren Beſitzungen ſollte ſie durch Verpachtung von den Gemeinden benutzt werden: Beſtimmungen, wie ſie ſchon durch den franzöſiſchen Codex in den Rheinprovinzen eingeführt waren.

Hannover ſtellte in den Verhandlungen des 2. Juli 1848 gleichfalls eine Jagdablöſung in Ausſicht. Heſſen-Darmſtadt ſprach das Jagdrecht am 27. Juli deſſelben Jahres zwar ohne Weiteres dem Grundbeſitz zu, wollte aber, daß die Gemeinden es zum Nutzen der Steuerpflichtigen verpachten und zugleich für den Wildſchaden haften ſollten. Hochwild ſollte nur in Gehegen gehalten werden. Selbſtändiges Jagdrecht ſollten nur Beſitzer von 300 Morgen ausüben dürfen. Alle Jagdberechtigungen jedoch, die in den letzten 30 Jahren gekauft oder als Belohnung zugetheilt worden waren, ſollten durch Rückzahlung der Kaufſumme aus der Staatskaſſe entſchädigt werden.

Weimar befolgte in ſeiner Publikation vom 10. Januar 1849 ähnliche Grundſätze, geſtattete aber die perſönliche Benutzung des Jagdrechts nur einem Beſitzer von 200 Morgen und zugleich die Vereinigung kleiner benachbarter Reviere zu größeren.

Braunſchweig hatte ſich am 8. September 1848 für Ablöſung, deren Form der Größe und der land- und forſtwirthſchaftlichen Bedeutung des Flächenraums angepaßt ſein ſollte, beſtimmt und Gärten, Anger, Teiche u. ſ. w. ſowie einige beſonders bezeichnete Landesſtrecken am Harz dabei ausgeſchloſſen. Die Grundbeſitzer wurden verpflichtet, Hochwild, das nicht in gegen das Feld hin einzufriedigenden Forſten ſtand, auszurotten, auch jeden Wildſchaden zu vergüten und ſollten zur perſönlichen Ausübung der Jagd, wenigſtens 300 Feldmorgen beſitzen.

Digitized by Google

Auch die älteren Geſetze über Jagdfrevel und Wilddiebſtahl erlitten im Jahre 1848 eine zeitgemäße Aenderung; denn obgleich die Wilddieberei in einigen Ländern Deutſchlands eine Stufe erreicht hatte, auf welcher das Leben der Jagdbeamten ſtets in Gefahr war, ſo waren doch die vielen dagegen erſchienenen Geſetze weder geeignet derſelben zu ſteuern, noch rechtlich der Sache angepaßt. Man hatte nicht bedacht, daß in der Schärfe der Strafen ſelbſt für Abenteuer ſuchende, wilde Charaktere eine Verlockung enthalten iſt, das zu ſtrenge Geſetz dennoch zu überliſten; daß in der ſtets gewaffneten Hand des Jägers eine große Verſuchung liegt, dieſelbe in der Noth zu gebrauchen; daß die den Forſtbeamten zugeſtandene Berechtigung, bei gefährlichen Drohungen des Wilddiebes, dieſem thätlich mit dem Gewehr zuvorzukommen oder wenn er nach zweimaligem Anrufen das Gewehr nicht niederlegt oder damit flieht, auf denſelben ohne weitere Verantwortung loszudrücken, geradezu einen Kriegszuſtand heraufbeſchwor, und daß dabei Leuten niederer Bildungsſtufe das augenblickliche Urtheil über Leben und Tod anderer, durch die Ueberraſchung des Moments oft verwirrter Menſchen in die Hand gegeben war. Beſonders war es das hannoverſche Geſetz, das die Sache in dieſer Faſſung behandelt hatte *).

Wenn nun auch die alten barbariſchen Strafen abgeſchafft waren, ſo waren doch die Leibesſtrafen und hohen Geldſtrafen Grund genug, ſich denſelben womöglich zu entziehen. So wurde in Coburg nach der Jagdordnung vom 10. März 1810, Art. 39, der widerſetzliche Wilddieb körperlich hart und außerdem für einen Hirſch mit 500, für ein Reh mit 200 für einen Haſen mit 50 Gulden geſtraft. Die früheren geſetzlichen Beſtimmungen über Wilddieberei waren in die Criminalcodexe, die über Jagdfrevel in die polizeilichen Verordnungen aufgenommen **).

Die Beſchlüſſe von 1848 verhängten über den Wilddiebſtahl nur polizeiliche Strafe, wie z. B. im oben angeführten hannoverſchen Wildſchadengeſetz vom 20. Juli.

Die älteren Beſtimmungen in Betreff der Hegezeit waren, wie natürlich, meiſtens geblieben. Die niedere Jagd, die während der Monate September bis Januar geſtattet war, hatte einen von der Jahreswitterung abhängigen veränderlichen Anfangstermin, der, wenn auch ſelten, zuweilen noch vor den 1. September fiel. Sehr unzweckmäßig war in Sachſen

*) Geſetz über die Beſtrafung des Wilddiebſtahls u. ſ. w. vom 6. September 1840, Art. 21 und 22.

**) Siehe das ſehr vollſtändige Jagdſtrafgeſetz vom 6. Juni 1839.

der Schluß derſelben auf den nach dem Oſterfeſt ſehr veränderlichen Sonntag Invocavit feſtgeſetzt. Auch in Deutſchland war die Jagd auf Auer- und Birkhähne von Anfang April bis Ende Mai meiſt geſtattet, ſowie die auf Schnepfen und Zugvögel. Hirſche wurden vom November bis Juli geſchont, Rehe vom Januar bis zum November, doch die letztern in manchen Gegenden das ganze Jahr hindurch geſchoſſen. Für Raubthiere, zu welchen in neueſter Zeit noch das wilde Schwein hinzugezählt worden iſt, beſteht keine Hegezeit. Die Strafen gegen Uebertretung der Hegezeit für Jagdberechtigte, waren nach den Staaten verſchieden, meiſt mäßig, ſo z. B. 1843 in Preußen für einen Hirſch 30, für ein Reh 10, für einen Haſen 4 Thaler.

Obgleich man bald nach unbedingter Uebertragung des Jagdrechts auf den Grundbeſitzer während der franzöſiſchen Revolution von 1798, die übeln Folgen davon merkte und ſich wiederum gezwungen ſah, durch polizeiliche Vorſchriften verſchiedener Art, wie Löſung von Waffenſcheinen zu hohen Preiſen, verſchiedene Geſetze zum Schutz der Wildbahnen, der Ausrottung alles Wildes vorzubeugen, ließ ſich die Nationalverſammlung zu Berlin im October 1848 dennoch nicht abſchrecken, denſelben Fehler zu begehen. Man beſchränkte den Eigenthümer dabei nur durch jagdpolizeiliche Vorſchriften zum Schutz der öffentlichen Sicherheit und zur Schonung der Feldfrüchte, und hob ſogar die geſetzlichen Beſtimmungen für die Hegezeit auf. Man erkannte indeſſen bald in den Kammern den unausbleiblichen Nachtheil ſolcher Einrichtungen für die privatrechtlichen und volkswirthſchaftlichen Intereſſen und einige Staaten kamen bald zu dem Entſchluß, die Ausübung des Jagdrechts, ſoviel als thunlich, dem Einzelnen zu entziehen und ganzen Gemeinden in die Hand zu geben.

Werfen wir einen Rückblick auf die vorgeführten geſchichtlichen Thatſachen, um bei etwanigen neuen Anordnungen für unſere Provinzen in dieſer Beziehung den Mißgriffen anderer Länder zu entgehen, da dieſe um ſo ſchwieriger auszugleichen ſind, je beſtimmtere geſchichtliche Stützen ſie zur Unterlage haben, ſo werden wir hauptſächlich der volkswirthſchaftlichen und ſtaatspolizeilichen Seite des Jagdweſens unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden haben.

Obgleich man, wie wir ſahen, die erſtere wenig zu berückſichtigen gewohnt iſt und es als richtig anerkannt werden muß, daß nur eine unumſchränkte Benutzung des frucht- und holztragenden Bodens den höchſten Ertrag zu liefern fähig iſt, ſo darf ein mäßiger Wildſtand durchaus als

keine Beſchränkung deſſelben angeſehen werden; im Gegentheil, da das Wild ſeine Nahrung an ſehr vielen dem Menſchen nutzloſen und von ihm nicht beachteten Bodenerzeugniſſen hat, ein unausbleiblicher geringer Wildſchaden aber in keinem Verhältniß zum Werth der Jagdbeute ſteht, ſo erhöht die Jagd den Bodenertrag auf eine kaum zu erſetzende Weiſe. Das Wild iſt eine auf eigene Fütterung, Hütung und Pflege angewieſene Heerde. Der Wildſchaden läßt ſich durch einen der Eigenthümlichkeit der Reviere angepaßten Wildſtand, ſowie durch zweckmäßige Abwehrmittel bis zur Unmerklichkeit vermindern.

In den fruchtbaren Gegenden Magdeburgs, wo die Domainenpächter gewöhnlich auch die Jagd mitpachten, wird ein ſehr bedeutender Haſenſtand erhalten, was ſie ohne Zweifel unterlaſſen würden, wenn es der Ackercultur namhaften Nachtheil brächte. Nach einer durchſchnittlichen Berechnung für die Jahre 1836 — 44 wurden dort auf einem Flächenraum von 457,000 preuß. Morgen jährlich 48,700 Haſen und 28,000 Rebhühner, die einen jährlichen Ertrag von 18,500 Thaler abwarfen, erlegt. In der Sitzung der Nationalverſammlung zu Berlin am 5. October 1848 wurde der Reinertrag für den preußiſchen Staat auf 110,000 Thaler angegeben. Anderen Berechnungen zufolge entſpricht derſelbe für ganz Deutſchland der Rente eines Capitals von 80 Millionen Thaler, wobei die Beute an Raubthieren, Zug- und Waſſervögeln mit eingerechnet wurde*).

Welch einen Reichthum an Wild Schonung und Cultur deſſelben begünſtigen könne, ohne daß die Ackercultur gerade als ſolche dadurch weſentlich gelitten hätte, erfährt man durch die Beuteliſte der 44 Jahre der Regierung Johann Georgs I. von Sachſen, nach welcher 15,750 Hirſche, 31,170 Rehe, 1,045 Dammhirſche, 31,912 Sauen, 238 Bären, 3,872 Wölfe, 217 Luchſe, 12,047 Haſen, 19,015 Füchſe, 37 Biber, 81 Fiſchottern, 1,542 Dachſe, Marder u. ſ. w. auf ſeinen Jagden erlegt wurden. Aber noch bei dem letzten Prunkjagen, welches der König von Würtemberg am 9. November 1812 mit großem Aufwand abhielt und das F. v. Matthiſſon in ſeinem Dianenfeſt von Babenhauſen zu beſingen für werth hielt, erlegte man in zwei Stunden 297 Hirſche, 211 Rehe, 233 Sauen und eine große Zahl Füchſe und Haſen. Ein Wildreichthum, wie er in unſeren Provinzen, wegen ungünſtigerer klimatiſcher Verhältniſſe und un-

*) Tharander Jahrbücher, Bd. 3, S. 255. — v. Behlen, Forſt- und Jagdzeitung, Jahrg. 1838, S. 865. — Pfeil, kritiſche Blätter der Forſtwiſſenſchaft, Bd. 18, Hft. 2, S. 197.

geſtörterem Hauſen von Raubthieren, wohl auch geringerer Cultur, nie dageweſen ſein mag, auch ſchwerlich jemals erzielt werden kann. Indeſſen zeigt die größere Ordnung in manchen Forſten Kurlands, ſowie in einigen wenigen Livlands, daß Elenn- und Rehſtand bald eine ökonomiſche Bedeutung gewinnen könnte. Die Haſen- und Federwildcultur könnte faſt überall namhaft erhöht werden, wie hie und da durch Beſtrebungen in kleinem Maßſtabe bewieſen wird. Was einen mäßigen Wildſtand in Beziehung auf Haſen und Rebhühner anlangt, ſo hat man in Preußen für 10,000 Morgen pr. 150 der erſteren und 80 Paare der letzteren angenommen, wobei der jährliche Abſchuß 250—300 von jenen und 300—350 von dieſen betragen könnte. Bei uns würde die Cultur der Rebhühner durch Härte des Klimas ſehr gehindert werden, deſto beſſer aber die der Birkhühner und weißen Hühner gelingen.

Noch iſt zu Gunſten der Jagd von volkswirthſchaftlicher Seite zu ſagen, daß ſie zu den ſogenannten erwerbenden Zweigen gehört; Gewehr-, Pulver- und Schrotfabriken, Schneider, Schuhmacher, Riemer, Fuhrleute u. ſ. w. haben ihren namhaften Gewinn davon. Ich kann zuverläſſig verſichern, daß den Jagdliebhabern aus der Stadt jede Waldſchnepfe, die ſie ſelbſt auf dem Zuge erlegen, an 2 Rub. S. zu ſtehen kommt.

Was die polizeiliche Beaufſichtigung der Jagd anbelangt, ſo bleibt ein ſtrenges Aufrechthalten der Hegezeit und eine ſtrenge Controle des Wildverkaufs die Hauptſache. Die letzte iſt zugleich am geeignetſten dem Wilddiebſtahle zu begegnen. Von einem Wildſchaden kann fürs erſte bei uns nicht die Rede ſein, da unſer Hochwild meiſt von Rinden und Knospen werthloſerer Bäume und Sträucher und von Gräſern lebt; es wäre denn daß der Schaden, den das Elenthier an den jungen Fichtenſproſſen und Erlenfrüchten anrichtet, in Anſchlag zu bringen ſei; ich ſah freilich in den Waldungen der Kronsforſtei Taurkaln in Kurland, wo ein bedeutender Elenthierſtand erhalten wird, die Sproſſen aller jungen Fichten auf einem Flächenraum von mehreren Werſten abgebiſſen. Den Schaden, den das Reh, hauptſächlich die Weidenarten in Anſpruch nehmend, außerdem im Winter den Heuſchobern zufügt, bezahlt es reichlich mit ſeinem Fleiſche und Felle.

Vielleicht trägt das hier Erörterte mit der Zeit doch ſeine Früchte, denn auch in dieſer wie in manchen Angelegenheiten liegt es nicht an dem guten Willen der Staatsverwaltung, ſondern an der Gleichgültigkeit und Fahrläſſigkeit der Beamten, wie an der Eigennützigkeit und Unwiſſenheit

eines großen Theils des Publikums; es müſſen daher für das Gedeihen des Ganzen Grundbeſitzer, Forſtbeamte, Jäger und Stadtbewohner Hand in Hand gehen.

---

Die bisher über die Jagd geſammelten Erfahrungen und Unterweiſungen, die eine ganz anſehnliche Bibliothek bilden und deren Geſammtheit die Jagdwiſſenſchaft einſchließt, beginnen, wie wir ſahen, ſchon im griechiſchen Alterthume. Die erſten Verſuche in Deutſchland finden ſich den landwirthſchaftlichen Schriften beigegeben, zuerſt in einem 1471 von Peter de Crescentiis „Ruraliam commodorum libri XII; dann in den 1579 von Sebizius verfaßten „Sieben Bücher vom Feldbau"; und am ausführlichſten in der 1595 erſchienenen „Oeconomia ruralis et domestica" des Colerus.

Die Anfänge einer beſonderen Jagdliteratur, die der eigentlichen Forſtwiſſenſchaft lange vohergeeilt ſind, finden ſich in einem 1506 in Hamburg herausgegebenen Buche, genannt „Der geöffnete Reitſtall, Fechtboden und Jägerhaus", und bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts waren ſchon eine Menge beſonderer Anleitungen zur Jagd erſchienen, die ſich im folgenden Jahrhundert noch bedeutend vermehrten aber bei wenig brauchbarem Inhalte immer voluminöſer wurden. Dieſe Bücher handeln nur das Techniſche der Jagd nach ihrem damaligen Standpunkte ab, haben aber gegenwärtig nur geſchichtlichen Werth, weil der Gebrauch des Feuergewehrs eine vollſtändige Umwälzung der Jagd bewirkte. Dahin gehören: Tänzers: Jagdbuch, oder der Diana hohe und niedere Geheimniſſe, Kopenhagen 1682, in 3 Bänden; Göchhauſers: Notabilia venatoris oder Jagd- und Waidwerksanmerkungen, Nordhauſen 1710; Flemmings berühmtes Buch: Der deutſche Jäger und Fiſcher, Leipzig 1719, in 2 Bänden; Doebels: Neueröffnete Jäger-Practica oder vollſtändige Anweiſung zur hohen und niedern Jagdwiſſenſchaft, Leipzig 1746, in 4 Bänden, ſpäter neu bearbeitet. Allein allen jenen Werken kommt der von dem letztgenannten gebrauchte Ausdruck „Jagdwiſſenſchaft" noch keineswegs zu, da ſie nur ſehr mangelhafte und verworrene, mit Aberglauben durchwebte Kenntniſſe von der Natur, dem wahren Boden der Jagd, verrathen, und erſt Bechſteins: Vollſtändiges Handbuch der Jagdwiſſenſchaften, Nürnberg 1801, in 3 Bänden, und Jeſters: Die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber, Königsberg 1797, in 8 Bändchen, ſpäter vermehrt von Berg, Leipzig 1848, können Anſpruch auf jene Bedeutung machen; wie überhaupt die Fort-

ſchritte der neueren Naturwiſſenſchaft die wahren Grundlagen zu einer Jagdwiſſenſchaft darboten. Nennenswerth ſind noch Hartigs: Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen, Tübingen 1810, 2 Bände. Wie Refls: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, Leipzig 1804, 3 Bände; Trains: Des gerechten und vollkommenen Waidmanns Practica zu Holz, Feld und Waſſer, Weimar 1842. Außerdem, daß nun in vielen Zeitſchriften für Forſt- und Jagdkunde Einzelnes aus der letztern zu finden iſt, wie in Moſers Forſtarchiv, Berlin 1782; Gatterers Forſtarchiv, Ulm 1800; des Grafen von Mellin: Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen und Thiergärten anzulegen, mit Kupfern, Berlin 1800; Hartigs Journal für das Forſt-, Jagd- und Fiſcherweſen, 1806, und deſſelben Forſt- und Jagdarchiv für Preußen, 1816; in Pfeils oben citirten kritiſchen Blätter; Behlens Forſt- und Jagdzeitung; ferner im Jagdalmanach des Freiherrn v. Wildungen, Marburg 1801—12; in Gatterers und Laurops Annalen der Forſt- und Jagdwiſſenſchaft, Darmſtadt 1811; im Sylvan, Jahrbuch für Forſtmänner und Jäger für 1813 u. ſ. w. — iſt die Jagdkunde nach ihrer techniſchen, rechtlichen und naturwiſſenſchaftlichen Seite auch in vielen Monographien bearbeitet worden.

S.

# Ueber den erſten Unterricht in der Geometrie.

Die Frage, wie der erſte Unterricht in der Geometrie zu ertheilen ſei, gehört bekanntlich mit zu den Zeitfragen, welche die gegenwärtige Pädagogik bewegen. Deſſen ungeachtet iſt ſie durchaus nicht eine neue, ſondern vielmehr eine ſchon recht alte Frage. Denn zum erſten Mal tauchte ſie auf in der Peſtalozziſchen Schule. Dem Vater der neueren Pädagogik, der mit der ganzen Macht ſeines ſchauenden Genius ſo kräftige Elementarideen in die Didaktik hineingeworfen, ihm konnte es nicht entgehen, daß, wenn die Geometrie, die mit ihren feſten Normen den jugendlichen Geiſt mehr als nach einer Seite hin bilden kann, auch für den niederen Unterricht fruchtbar gemacht werden ſoll, ſie dazu einer Propädeutik bedürfe. So entſtanden die Maßverhältniſſe Peſtalozzi's, ſo die im Sinne des Meiſters von Joſeph Schmid entworfene und im Unterrichte gehandhabte erſte geometriſche Formenlehre. Aber wie es Peſtalozzi bekanntlich ſelbſt oft erfahren mußte, daß ſeine fruchtbarſten Ideen in der Praxis des Unterrichts zu dürrem Formalismus verknöcherte, ſo verlor ſich auch dieſe erſte Formenlehre alsbald in rein ſubjective Verſtandesoperationen, ohne aus der concreten Anſchauung in einfacher und naturgemäßer Weiſe zur geometriſchen Reflexion überzuleiten.

Waren aber auch die erſten Löſungen des für jeden Freund wiſſenſchaftlicher Methodik intereſſanten Problems verunglückt, ſo hatte die Geometrie dadurch doch Eingang in den niederen Schulunterricht erhalten;

denn bis dahin war ſie — den ganz vereinzelt ſtehenden Verſuch im Philanthropin zur Veranſchaulichung ihrer Sätze abgerechnet — meiſt nur die vornehme Wiſſenſchaft des höheren Unterrichts geweſen.

Ein zweiter Verſuch zur Löſung der Aufgabe erfolgte von einem zweiten großen Pädagogen. Harniſch ſchrieb 1822 ſeine Raumlehre.

Hatte Joſeph Schmid ſich von der Anſchauung der Körper alsbald ganz und gar verloren, ſo vertiefte Harniſch ſich um ſo mehr in ſie hinein und traf zuerſt den rechten Weg dazu. Karl v. Raumers ABC der Kryſtallkunde war 2 Jahr früher erſchienen; aus dieſem Buche nahm Harniſch Vieles in ſeine Raumlehre hinüber, wodurch er dem Princip der Objectivität von vorn herein und durch das ganze Gebiet der Raumlehre Rechnung trug. In der in mehrfacher Hinſicht leſenswerthen Vorrede zu ſeinem Buche ſagt Harniſch, er habe ſich bemüht, Lehren auf Uebungen, Geſetze auf einzelne Fälle, Theorie auf Praxis folgen zu laſſen; denn dies ſei der alte, natürliche Weg des Lebens. Die Geſchichte der Mathematik zeige überall, daß die wichtigſten Entdeckungen bei ſogenannten praktiſchen Verſuchen gemacht wurden. Ueberall aber, wo das Wiſſen dem Können, die allgemeine Lehre der beſonderen Anwendung vorangeht, werde man bei ihm beide doch innigſt verknüpft finden, ſo daß ſie ſich wechſelſeitig beleuchten und durchdringen. Obgleich er das Ganze in der Anſchauung begründet habe, ſo ſei bei weiterem Ausbau dem Verſtande doch alles Recht widerfahren, und er ſei keineswegs der Meinung, daß das, was Sache des Verſtandes iſt, der Anſchauung ſolle überwieſen werden. Der Schüler dürfe, wenn er nicht oberflächlich werden ſoll, ſich nicht mit einem ungefähren Beweiſe begnügen, ſondern er ſoll ſtreng und vollſtändig beweiſen. Man habe den Weg der Anſchauung darum getadelt, daß dadurch die Schüler nie einen Satz beweiſen lernten; allein das habe daran gelegen, daß der Lehrer die Schüler, ſobald dieſe zu den Sachen des Verſtandes kamen, nicht auch auf die gehörige Verſtandesbahn hingeleitet hätte. „Die ganze Raumlehre, ſagt Harniſch weiter, enthält wenigſtens ebenſoviele Anſchauungs- als Verſtandeswahrheiten; und alle letzteren gründen ſich auf die erſten.“ Darum müſſe der Schüler, der auf dem rechten Wege zu den letzten gelangen ſoll, ordentlich mit den erſten befreundet ſein. Dazu aber müſſe man ihm viele Aufgaben geben, damit er darin arbeite und lebe. Dann werde er die Verſtandesſätze nachher finden und der Lehrer brauche ſie ihm nicht vorzulehren. „Hätte bei den ſinnigen Griechen die Anſchauung nicht überall ſo viele Gegenſtände vorgefunden, hätten ſie ſelbſt nicht ſo

fleißig in Marmor gearbeitet, ſo würden ihre Fortſchritte in der Raumlehre nicht ſo groß geweſen ſein". — Und dieſe durchaus zutreffenden Anſchauungen, die noch heute nach 40 Jahren jeder Lehrer der Mathematik — und warum nicht auch jedes anderen Unterrichtsfaches? — zum oberſten Regulativ ſeiner Wirkſamkeit nehmen kann, ſie bleiben bei Harniſch nicht Anſchauungen und Worte, wie ſo oft bei Peſtalozzi, ſondern er hat ſie in ſeiner Raumlehre realiſirt. Wir werden gleich ſehen, in welcher Weiſe.

Schon 1828 trat Dieſterweg mit ſeiner „Raumlehre für Lehrende und Lernende" hervor. Daß wir ſo namhafte Pädagogen an der Löſung unſerer Aufgabe ſich betheiligen ſehen, ſchon das allein, wenn wir nicht ſelbſt davon überzeugt wären, bürgt uns dafür, daß wir es hier durchaus nicht etwa mit einer ſchulmeiſterlichen Grille zu thun haben, ſondern mit einem wirklichen didaktiſchen Problem. Denn mit Dieſterweg ſind alle, die vor ihm und nach ihm ſich mit Beantwortung der uns vorliegenden Frage beſchäftigt haben, darin vollkommen einverſtanden, daß der geometriſche Unterricht in der überlieferten Weiſe in der Schule weitaus nicht das leiſte, was er ſeiner Natur nach leiſten könne und ſolle.

Sehen wir nun genauer zu, wie Harniſch und wie Dieſterweg ihre Aufgabe, den Schüler durch die Anſchauung auf die geometriſche Reflexion vorzubereiten, jeder in ſeiner Weiſe, löſen.

Auch Dieſterweg geht vom Körper aus; nicht Alle, die auf unſerem Gebiete gearbeitet haben, nehmen dieſen Anfang, namentlich Mathematiker nicht. Während aber Harniſch von Anfang an mit vergleichender Betrachtung mehrerer Arten von Körpern beginnt, mit Prismen, Cylindern, Pyramiden, Kegeln, den regelmäßigen Polyedern und der Kugel — führt Dieſterweg dem Schüler nur einen Körper zur Zeit vor, zuerſt den Würfel, darauf das 3-, das 6-ſeitige Prisma, den Cylinder, die regelmäßigen Körper; und während Harniſch an mehreren Körpern zuerſt nur Eins zeigt, ihre Lage nämlich, und daran anſchließend ſofort die Nachbildung der Grundflächen fordert, und erſt in zweiter Vorführung auf die Grenzen der Körper eingeht, zeigt Dieſterweg an einem Körper gleich Alles: Ecken, Flächen, Kanten, Linienwinkel und ſogar Achſen; woraus dann wieder, weil auch er, wie Harniſch, auf das receptive Anſchauen die productive Nachbildung durch Zeichnung folgen läßt, ſich von ſelbſt ergiebt, daß ſein Zeichenſtoff gegen den von Harniſch oft als dürftig erſcheint und des zur Weckung der Reflexion erforderlichen comparativen Momentes,

wenigſtens zu Anfang, ganz entbehrt. Bei Harniſch bekommt der Schüler gleich in der zweiten Uebung, der erſten fürs Nachzeichnen, nicht nur das gleichſeitige, gleichſchenklige, das ungleichſeitige Dreieck, die Parallelogramme, ſondern auch Polygone, den Kreis und die Ellipſe. Bei Dieſterweg zeichnet der Schüler zuerſt nur Linien in verſchiedener Richtung und Quadrate, ſpäter erſt andere Parallelogramme und auch Dreiecke; dann regelmäßige Polygone. Wenn man aber auch die Art und Weiſe, wie Harniſch von dem Schüler das Nachzeichnen im allererſten Anfang fordert — durch Umziehung der auf die Schiefertafel gelegten ausgeſchnittenen Zeichnungen — vom Geſichtspunkte des Zeichnens anfechten wollte, ſo muß man ſie im Intereſſe des geometriſchen Unterrichts doch nur billigen. Denn was in dieſem durch ſein ganzes Gebiet hin zum Beweiſe der Congruenz in der Vorſtellung vollzogen wird, daſſelbe und nichts anderes vollzieht ſich unter den Händen des kleinen Schülers auf der erſten Stufe in greifbarer Wirklichkeit.

Finden wir gleich im Anfang von Harniſchens und Dieſterwegs Lehrgange bei aller Aehnlichkeit doch einen nicht zu überſehenden Unterſchied, ſo gehen im ferneren Verlauf beide noch weiter auseinander. Auf die Zeichnung der Körpernetze nämlich läßt Harniſch auf 23 Seiten die Formübergänge der Körper folgen, die allerdings in einzelnen Partien nicht ganz leicht, jedenfalls aber ſehr geeignet ſind, den Schüler ſich in die Eigenſchaften der Körper einleben zu laſſen. Dieſe Formübergänge läßt Dieſterweg, wiewohl er ſie als höchſt bildend anerkennt, aus mehrfachen Gründen ganz weg: weil ſie zum Fortſchreiten nicht unumgänglich nöthig ſeien, weil ſchriftliche Darſtellung ohne mündliche Belehrung für den Leſer nicht ausreiche u. ſ. w. Dagegen beſchäftigt er den Schüler auf mehr denn 50 Seiten mit meiſt rein aprioriſchen Rechnungen: wie oft mehrere Punkte in verſchiedener Ordnung nebeneinander geſtellt werden können; Berechnung der höchſten Anzahl gerader Linien zwiſchen einer Anzahl von Punkten, von denen je 2 in derſelben Richtung; Menge der Fälle, welche bei einer Anzahl gerader Linien ſich ergeben können in Bezug auf Parallelismus, Nichtparallelismus und Lage in einer Richtung; bis er endlich mit der Berechnung der Anzahl von Ecken, Linien und Winkeln an Körpern vor den die eigentliche Geometrie einleitenden Zeichnenübungen den Abſchluß macht.

Solche rein aprioriſche, den Schüler in das weite Gebiet der Möglichkeit führende Berechnungen, bei denen nie gefragt wird, ob alle dieſe

Fälle denn auch wirklich einmal vorkommen, finden ſich bei Harniſch gar nicht. Dieſer nämlich ſetzt in weiſer Beſchränkung die Reflexion des Schülers immer nur durch concrete Fälle, durch Anſchauung von den Körpern ſelbſt in Bewegung; Dieſterweg dagegen läßt den Schüler als Vorübung auf die Geometrie auf eigene Hand alle möglichen Fälle ſich denken und annehmen. Harniſch nöthigt den Schüler zur Anerkennung gegebener Körperverhältniſſe, Dieſterweg übt die eben erſt erwachende Reflexion des Schülers in Selbſtbewegung.

So zeigt ſich denn auch auf dem für die Sittlichkeit gänzlich indifferenten Gebiet der Mathematik, der weitgreifende Gegenſatz beider Pädagogen — ein Gegenſatz, welcher in der ethiſchen Sphäre des Lebens und Unterrichts bekanntlich zum offenbaren Widerſpruch geworden iſt und bei der conſequenten Beharrlichkeit Dieſterwegs auch werden mußte. Bei ihm waltet die Subjectivität ſtark vor, ſo ſtark, daß die objectiven Normen faſt als von der Reflexion abhängig erſcheinen; bei Harniſch dagegen reflectirt der ganze Menſch, der ſittliche wie der intellectuelle, immer nur innerhalb der Grenzen objectiver Verhältniſſe. Leicht könnte ein eifriger Lehrer, abgeſehen von ſittlichen Intentionen, dem Dieſterwegſchen Lehrgange den Vorzug zu geben ſich verſucht fühlen, weil dieſer die Selbſtthätigkeit des Schülers bei weitem mehr in Anſpruch nimmt und weil auch große Geometer des Alterthums Körperformen erfunden haben, die mit den in neueren Zeiten entdeckten Kryſtallen übereinſtimmten. Allein die Elementarſchüler der Geometrie ſind keine Archimede, die mit derſelben Kraft des Geiſtes, welche das δός μοι πού στῶ ausrief, auch Körperformen erfanden. Und hat zweitens die Selbſtthätigkeit des Schülers keinen objectiven Halt, der zur Reflexion ebenſo reizt, wie er ſie in Schranken hält, ſo ſind Ueberreizung und Dünkel nicht zu vermeiden und dann wird der Segen einer ſelbſtſuchtloſen Verſtandesbildung nicht erreicht. Auch gehen drittens Geometrie und Arithmetik, als Lehre von den Größen und von den Zahlen darin auseinander, daß letztere einzig und allein aus der Thätigkeit des Geiſtes reſultiren, während die Größen von dem Menſchen ebenſoſehr ſchon vorgefunden, wie ſie ideell von ihm erzeugt werden. Es giebt eine objective Geometrie — die Kryſtallkunde; man kann aber in demſelben Sinne nicht behaupten, es gebe eine objective Arithmetik, deren Gehalt nicht aus unſerer Reflexion hervorginge und ſomit von dieſer unabhängig wäre.

Wenn dieſe Gründe ſchlagend erſcheinen ſollten, ſo wird man das

Princip absoluter Objectivität, als den obersten Grundsatz annehmen müssen, nach welchem ein vorbereitender geometrischer Unterricht zu normiren ist. Das Formal-Bildende ergiebt sich eben am natürlichsten und ungezwungensten aus der Anerkennung der festen Normen der geometrischen Körper selbst, ohne daß in irgend einem Abschnitte dieses Unterrichts der Anfang vom reflectirenden Subject aus zu machen wäre.

Was haben wir aber nun von den mannigfachen Versuchen zu halten, welche, um die Geometrie dem Schüler zugänglich zu machen, von Punkt und Linie ausgehen?

1844 erschien das werthvolle Büchlein des Mathematikers Unger: „der erste Unterricht in der Geometrie". So erfreulich es auch war, daß der Fachgelehrte sich auch auf dem Gebiete der Geometrie zur Lösung einer rein methodischen Frage herbeiließ, wie er es in seinem „Leitfaden für den Unterricht im Kopfrechnen" für die Arithmetik gethan, so möchten wir nach allem Vorausgegangenen, seinen Anfang wenigstens nicht als den ersten und für uns brauchbaren halten. Unger behandelt an Beispielen zuerst das "Wesen der geometrischen Aufgabe" und darauf fußend im 2ten Cursus das „Wesen des geometrischen Lehrsatzes"; man könnte das Büchlein also füglich einen umgekehrten kleinen Euklid nennen. Aber von Punkt und Linie geht auch Unger aus, wie Euklid und dessen Anhänger; und Punkt und Linie sind ihm nicht Abbildung von Ecke und Kante, wie in der Formenlehre, sondern nur Mittel das blos Vorgestellte und nirgend Wirkliche zu versinnlichen. Ueber den Ursprung dieser Abstractionen aber bleibt der Schüler bis auf Weiteres im Dunkeln. Dennoch kann dieses Buch in der Geometrie selbst dem Lehrer durch die Zerlegung der Aufgaben, wie der Lehrsätze in ihre Momente, sowie durch die sich anschließenden tretbenden Fingerzeige, wodurch die ganze Darstellung, ohne freilich die Euklidischen Hülfslinien zu beseitigen, den Charakter der Untersuchung annimmt, zur Ausbildung des Lehrgeschicks sehr nützlich werden.

Von den zahlreichen literärischen Leistungen der Neuzeit erlaube ich mir als sehr brauchbar zu nennen: 1) Geometrische Formenlehre von Zizmann, mit empfehlendem Vorwort von Prof. Stoy. 1852, I Heft Lehrstoff, II. Heft Uebungsstoff. Der erste Theil jedes Heftes behandelt nur die hauptsächlichsten geometrischen Körper und zwar nach einander, aber genau und bestimmt; der zweite bespricht den Strahlenbündel und seine Verbindung mit Körpern. 2) Die geometrische Anschauungslehre vom Schulrath Mocnik. 2 Hefte, 4. Ausgabe 1859 und 1861, ist keine

Formenlehre, ſondern eine populäre, anſchauliche Geometrie, die vom Punkt ausgeht. 3) Das bedeutendſte Werk unter den neuern: der geometriſche Anſchauungsunterricht von Lorey 1859; wie Dieſterweg mit dem einzelnen Körper beginnend, entwickelt der Verfaſſer an dieſem ſogar die geometriſchen Lehrſätze in zureichender Weiſe, doch muß, weil immer nur ein Körper zur Zeit der Anſchauung vorliegt, der Faden des Zuſammenhanges immer wieder angeknüpft werden.

So zeigt denn die pädagogiſche Literatur ſchon in dieſen allgemeinen Umriſſen, daß die erſten Keime, welche Peſtalozzi vor einem halben Jahrhundert in den Boden der Schule ſenkte, jetzt zu einem ſtattlichen Baum aufgewachſen ſind.

Fragen wir nun weiter: wie die Praxis unſerer Schulen dieſer in der Geſchichte der Pädagogik nicht wegzuleugnenden Bewegung gegenüber ſich verhalten hat, ſo wird jeder, der die Sachlage nur einigermaßen überſchaut, uns antworten: äußerſt ſpröde und zurückhaltend.

Sehen wir zunächſt auf die Schilder unſerer Schulen, auf ihre Lehrpläne, ſo ſchreibt der Lehrplan für Gymnaſien v. J. 1842 in der Geometrie für die damalige Tertia ſofort Planimetrie vor, und die modificirte Faſſung, welche derſelbe Lehrplan in manchen andern Fächern im Jahre 1849 erhielt, zeigt an dieſem Punkte in der Mathematik keine weitere Aenderung, als daß die Geometrie im I., die Algebra im II. Semeſter beginnt, während früher die umgekehrte Reihenfolge vorgeſchrieben war. Aber auch die Lehrpläne für 2- und für 1-klaſſige Kreisſchulen ſchreiben für den Anfang nichts Anderes vor, als geometriſche „Grundbegriffe“ und Planimetrie. So herrſchte denn nach den erlaſſenen Vorſchriften auch in unſeren Schulen Euklid lange Zeit als ein wahrhafter late rex und mit ihm die abſtracte Methode.

Vor etwa 7 Jahren jedoch änderte ſich die Sachlage wie mit einem Zauberſchlage. Denn in dem lediglich für den mathematiſchen Unterricht auf Gymnaſien im Jahre 1855 erlaſſenen Programm ſehen wir unter andern Abänderungen plötzlich ein ganz neues Fach aufgenommen, den „vorbereitenden geometriſchen Unterricht“. Vor mehr als 50 Jahren ging in Deutſchland die erſte Anregung zu derartiger Propädeutik nicht von einem Fachlehrer aus, ſondern von einem Pädagogen. Wem aber haben unſere Schulen dieſe Neuerung im Lehrplan der Gymnaſien zu danken, einem Fachgelehrten oder einem in der Pädagogik theoretiſch und praktiſch bewanderten Schulmanne?

Seitdem nun ist dieser vorbereitende geometrische Unterricht auch in den Lehrplan der Parallelclassen (und hier mit dem Beisatze: mit Zuziehung stereometrischer und krystallographischer Körper) — sowie des 7-klassigen Gymnasiums aufgenommen.

Während man aber für höhere Schulen den pädagogischen Zeitforderungen endlich nachgab, blieb der wohlthätige Rückschlag auf die niederen unerwartet ganz aus. Und hier hätte die bezeichnete Reform eigentlich doch zuerst eintreten sollen. Denn den jetzigen Quartaner des Gymnasiums findet der Euklid doch unvergleichlich reifer als den Kreisschüler, welchen letzteren die Geometrie gleich in der untersten Klasse empfängt, wo er, ihr nichts anderes entgegenbringt als die mittelbare Vorbereitung der Elementarschule; während der Quartaner, abgesehen von der aus anderen Wissenschaften gewonnenen größeren Geistesreife, die ganze Arithmetik und sogar einen Theil der Algebra hinter sich hat. Dem Quartaner ist in Quinta ein vorbereitender Unterricht in der Geometrie ertheilt worden; der Kreisschüler, eben erst der Elementarschule entwachsen, fängt mit dieser selbst an.

Und nun die Literatur unserer inländischen Lehrbücher. Hier erfreut die Mathematik sich besonders zahlreicher Leistungen; unter den mehr als 12 mathematischen Leitfäden, sind 5 für Geometrie, von welchen letzteren wieder 2 eigens für die Kreisschulen bearbeitet sind. Sie alle aber behandeln, bis auf die neuesten Erscheinungen, die Geometrie selbst, mit Ausschluß aller Propädeutik.

So blieb denn dem einzelnen Lehrer nichts anderes übrig, als mit Benutzung der bei jeder Kreisschule vorhandenen Sammlung sehr sorgfältig gearbeiteter geometrischer Körper und des vorgeschriebenen Unterrichts im geometrischen Zeichnen, die Vorschriften des Lehrplans, wie man zu sagen pflegt, ihrem Geiste nach zu erfüllen; und ich selbst habe nach den ersten Monaten fruchtloser Arbeit nach Euklid diese Vergeistigung des Lehrplans in der unteren Klasse der Kreisschule so weit getrieben, daß im Unterricht nichts als der Körper übrig blieb.

Im Anschluß an dieses Bekenntniß erlaube ich mir nun, auf die in diesem Unterricht gemachten erfreulichen Erfahrungen fußend, den meiner Auffassung nach einzuhaltenden Lehrgang in allgemeinen Umrissen anzudeuten.

Der Lehrer zeigt zuerst die schönsten Exemplare einer Krystallsammlung vor. Wenn das lautlose Betrachten aufhört, giebt er Notizen aus

der Mineralogie, die ſich auf den phyſiſchen Körper beziehen, z. B. über die Fundorte. Dann paart er verſchiedene Kryſtalle von gleicher oder ähnlicher Form zuſammen (z. B. Alaun, Magneteiſen; Flußſpath, Steinſalz, Schwefel) und führt dadurch, ohne zu definiren, auf die Unterſcheidung von phyſiſch und geometriſch. Steht keine Kryſtallſammlung zu Gebote, ſo werden der Ofen, ein ſtehendes Buch und ein Schrank, ein Ball und der Globus, ein cylindriſcher Ofen und ein ebenſolches Pennal, ein liegendes Buch und ein Kaſten verglichen.

Fortan werden nur die geometriſchen Körper benutzt. Der Lehrer legt mit einem Mal die ganze Sammlung und wo möglich noch eigene Pappkörper ohne alle Ordnung vor und fordert die Schüler auf, die gleichartigen Körper zuſammen zu ſtellen. Unter den Händen der kleinen Demiurgen ordnet ſich, wenn der Lehrer ab und zu die Rolle des irreleitenden negativen Princips übernimmt, die chaotiſche Menge nach und nach zum geometriſchen Kosmos.

Zunächſt werden 3 Gruppen hergeſtellt: ebenflächige, krummflächige und ebenkrummflächige Körper; und letztere treten, als die Vermittler des Gegenſatzes von eben und krumm in die Mitte der Gruppen.

Eine einzige ebene, viele krumme Flächen (am Cylinder, Kegel, Ellipſoïd, Sphäroïd, an der Kugel). Den Gegenſatz von Seiten- und Grundfläche zeigen am augenfälligſten die ebenkrummflächigen Körper; daher hier die Unterabtheilung: Cylinder und Kegel; ebenſo aber auch in der erſten Gruppe: Prismen und Pyramiden. Alle vier auch in folgender Ordnung: Prismen, Cylinder; Pyramiden, Kegel. Wie unterſcheidet ſich dieſe Reihenfolge von der erſten? (Körper mit zwei und mit einer Grundfläche).

Auf den Grundflächen ſteht, auf den Seitenflächen liegt der Körper. Liegt der Cylinder, ſo rollt er; liegt der Kegel, ſo dreht er ſich, während der Gipfel ruht. Wie der Cylinder, ſo rollt auch das Ellipſoïd der Länge nach; in ſeiner Breite rollt er fallend. Schön rollt der ſenkrechte Cylinder, unſchön der ſchiefe; ebenſo die Drehung des ſenkrechten und ſchiefen Kegels. Am ſchönſten rollt die Kugel. Welcher von den drei rollenden Körpern berührt die Ebene am meiſten und welcher am wenigſten?

Einige Körper ſind am ſchönſten, wenn ſie ſchweben — die Doppelpyramiden.

Wo Flächen ſich berühren, entſteht eine Schärfe, die Kante. — Wo entſteht eine gerade, wo eine krumme Kante? — Gieb das Ende einer Kante an. Die krumme Kante hat kein Ende, keinen Anfang. — Welche Körper haben keine Kanten und warum nicht? (Körper mit einer und mit mehr als einer Fläche).

Grundkanten, Seitenkanten. Welche Körper haben nur Grundkanten, keine Seitenkanten? warum fehlen ihnen dieſe? — Eine Seitenfläche und mehrere Seitenflächen.

Die Seitenkanten der Prismen und der Pyramiden geben den Gegenſatz von Parallelismus einerſeits — und Divergenz zur Grundfläche, Convergenz zum Gipfel andererſeits. Vierecke und Dreiecke).

Wo Kanten zuſammentreffen entſteht eine Ecke. — Warum haben krummflächige Körper keine Ecken und warum ebenkrummflächige nicht?

I. Eine Fläche. II. 1) Zwei oder drei Flächen; eine iſt krumm, zwei oder eine iſt eben. 2) krumme Kanten. III. 1) Ebene Flächen mindeſtens vier; 2) gerade Kanten; 3) Ecken.

Wie die Seitenflächen Dreiecke und Vierecke ſein können, ſo auch die Grundflächen; daher die Eintheilung in 3- und 4-ſeitige, — ebenſo auch vielſeitige Prismen und Pyramiden; und ſie alle ſind wieder einerſeits regelmäßig und dann auch ſenkrecht (gerade); andererſeits unregelmäßig und dann ſenkrecht oder ſchief.

Der Unterſchied zwiſchen den vierſeitigen Seitenflächen der Prismen und irgend welcher vierſeitigen Grundflächen der Prismen ſowohl, wie der Pyramiden leitet auf die Unterſcheidung von Viereck und Parallelogramm. So ſondert ſich aus den Prismen als eine beſondere Art aus: das Parallelepipedum.

Aber die „vier Brüder" nebſt ihrem „Stiefbruder" können ebenſo gut auch Grundflächen der Pyramiden ſein. — Vergleiche die Seitenflächen der ſenkrechten, geraden Pyramide, die das Rechteck zur Grundfläche hat, mit einer ebenſolchen, deren Grundfläche ein Rhombus iſt.

Nun folgt das Zählen der Flächen, Kanten und Ecken, wozu hier nur die allgemeinen Beſtimmungen ſtehen mögen; während im Unterricht die Berechnung immer nur an Körpern von beſtimmter Seitenzahl gemacht wird.

| Prismen haben n + 2 Flächen; | Pyramiden n+1 Fl. |
|---|---|
| n S. K. +2n Gr. K. | n S. K. +n Gr. K. |
| =3n Kanten | =2n Kanten. |
| 2n Ecken | n+1 Ecke. |

An Grundecken laufen immer nur 3, am Gipfel der Pyramiden n Kanten zuſammen.

Bei der regelmäßigen Pyramide mit quadratiſcher Grundfläche können Seitenkanten und Grundkanten gleich ſein. Geſchieht dieſes am ſenkrechten Parallelepipedum mit quadratiſcher Grundfläche, ſo werden auch alle Flächen gleich und das Parallelepipedum iſt dann ein Würfel. Sollen an der regelmäßigen Pyramide Kanten und Flächen gleich ſein, ſo erhalten wir das Tetraeder. Wir ſtehen ſomit in der Betrachtung der regelmäßigen Polyeder.

Das Oktaeder iſt eine 4ſeitige Doppelpyramide mit unſichtbarer Baſis. Können zwei gleiche Tetraeder auch ſo zu einer Doppelpyramide vereinigt werden und wird dieſe auch ein regelmäßiger Körper ſein? Kanten und Flächen ſind doch gleich; aber nicht die Ecken; und warum nicht? — Das Oktaeder kann als Doppelpyramide in zwei Hälften zerlegt werden. Wird jede Hälfte ein regelmäßiger Körper ſein? warum nicht?

Am Tetraeder und Hexaeder vereinigen ſich ſtets 3 Flächen und 3 Kanten zu einer Ecke, am Oktaeder dagegen 4 Flächen und 4 Kanten. — Stoßen nun 5 gleichſeitige Dreiecke zu einer Ecke zuſammen, ſo entſteht das Ikoſaeder: eine fünfſeitige Doppelpyramide mit zwiſchenliegendem Rumpf von 10 in einander greifenden Dreiecken.

Aber auch Fünfecke können zu einem regelmäßigen Körper verbunden werden: das Dodekaeder. Es hat zwei Grundflächen und 10 in einander greifende Seitenflächen, von denen nach der Natur der regelmäßigen Körper jede wieder Grundfläche ſein kann. Denn jeder von ihnen ſteht oder liegt auf jeder Fläche; die Doppelpyramide aus dem Tetraeder aber liegt mit einer Hälfte, während die andere ſich hebt.

Dieſen Uebungen gehen von Anfang an die entſprechenden im Zeichnen mit der planimetriſchen Terminologie zur Seite; aber mit Darſtellung der Körpernetze beginnt auch das Verfertigen der mannigfachſten Prismen und Pyramiden, endlich der regelmäßigen Polyeder. — Geübteren Schülern kann dann auch die Aufgabe gegeben werden, regelmäßige Sechs- und Achtecke zu Körperecken zu vereinigen; ebenſo auch mehr als 5 gleichſeitige Dreiecke, mehr als 3 Quadrate und mehr als 3 regelmäßige Fünfecke.

Die erfolgloſe Mühe führt dann rein praktiſch auf den Lehrſatz, daß die Summe der Linienwinkel einer Ecke weniger beträgt als 4 Rechte.

Aus der eingehenderen Betrachtung der regelmäßigen Polyeder erlaube ich mir zwei Proben anzuſchließen.

Das Oktaeder. I. ruhend: 2 entgegengeſetzt ruhende Grundflächen, 6 in einander greifende Seitenflächen; S. 8 Fl. 3 obere, 3 untere Grundkanten, 6 Seitenkanten im Zickzack; S. 12 Knt. 3 obere, 3 untere Ecken; S. 6 Ecken. Jeder oberen Ecke liegt eine untere Grundkante gegenüber und umgekehrt. II. ſchwebend: 4 obere, 4 untere Flächen. 4 obere, 4 untere divergirende Kanten, 4 mittlere horizontale Kanten. 1 obere, 1 untere Ecke, 4 mittlere Ecken. Jeder Ecke liegt eine andere gegenüber; gegenüberliegende Kanten und Flächen ſind parallel.

Das Ikoſaeder, ſchwebend: 5 obere, 5 untere Flächen; 10 in einander greifende Seitenflächen; S. 20 Flächen. 5 obere, 5 untere Gipfelkanten; 5 obere, 5 untere in 2 parallelen Reihen horizontale Grundkanten, 10 Seitenkanten im Zickzack; S. 30 Kanten. 1 obere, 1 untere Gipfelecke, 5 obere, 5 untere Seitenecken; S. 12 Ecken. Ecken, Kanten und Flächen liegen paarig gegenüber; die gegenüberliegenden Kanten und Flächen ſind parallel.

---

Vom Sichtbaren zum Vorgeſtellten. Schon beim Oktaeder wurde die gemeinſchaftliche Baſis ſeiner Hälften unſichtbar; ſo auch bei den Gipfelpyramiden des Ikoſaeders daher folgt jetzt der Durchſchnitt.

Dieſer iſt bei der Kugel ſtets ein Kreis; bei dem Ellipſoid eine Ellipſe und ein Kreis; beim Cylinder und Kegel ein Kreis, wenn der Grundfläche parallel, und wenn ſenkrecht auf ihr, ein Parallelogramm und ein Dreieck; beim ſchiefen Cylinder ein ſchiefwinkliges Parallelogramm; beim ſchiefen Kegel ein rechtwinkliges oder ſtumpfwinkliges Dreieck; beim geraden Kegel ein gleichſchenkliges Dreieck. Beim horizontalen Schnitt der Prismen und Pyramiden iſt zugleich Congruenz oder Aehnlichkeit mit der Baſis zu entwickeln.

Alle Kreiſe ſind einander ähnlich; aber auch alle gleichſeitigen Figuren von gleicher Seitenzahl. Alle regelmäßigen Körper von gleicher Flächenzahl ſind ähnlich; alle Kugeln ſind ähnlich.

Von den vorgeſtellten Ebenen zu den intelligiblen Linien, den Achſen; von den Achſen der Kugel und des Ellipſoids rückwärts zu den Flächenachſen, Kantenachſen und Eckenachſen der regelmäßigen Polyeder — und

hier iſt der Uebergang in die Planimetrie; denn die Achſen des Ellipſoids und der Ellipſe liegen ſchon in einer Ebene und bilden Neben- und Scheitelwinkel.

Billig läßt ſich jetzt die Frage aufwerfen: „iſt der Schüler durch dieſe Anſchauungen und durch die ſich dranſchließenden erſten Regungen der Reflexion reif geworden für die Euklidiſche Geometrie? Ohne dieſe Propädeutik zu hoch zu veranſchlagen, glauben wir doch antworten zu können: wenn nicht reif, ſo doch gewiß um vieles reifer.

Sehen wir ferner Linien, Winkel und Figur nicht als ein für alle Mal fertige Dinge an, ſondern als werdende, ſo ſetzt ſich das bei Schnitt und Achſe eingetretene dynamiſch-genetiſche Element in der Planimetrie weiter fort und beſeitigt, ohne der Wiſſenſchaftlichkeit Eintrag zu thun, manchen Beweis per Formel und Gleichung.

Die rein formalen Sätze ſind im Bewußtſein unmittelbar gegeben und erweiſen ſich bei jeder Veranlaſſung auch da wirkſam, wo alle theoretiſche Bildung fehlt. Der Bauer führt ſeine vier Wände auf und weiß, daß Parallele zwiſchen Parallelen gleich ſind; nur weiß er nicht, daß er es weiß. Die Magd, welche die Wäſche ſorgfältig zuſammenlegt, folgt dem Satze, daß die Diagonale das Parallelogramm in zwei congruente Dreiecke zerlegt; und die ſinnige Hausfrau deckt bei zahlreichem Beſuch den Tiſch in der Richtung der Diagonale ihres Zimmers, weil dieſe länger iſt als eine Seite des rechtwinkligen Parallelogramms.

Wer es erfahren hat, welche ſaure Arbeit, — wenn nicht Verſtandesdreſſur ſtatt Bildung erzeugt werden ſoll, die Euklidiſche Geometrie in der oberen Klaſſe der Kreisſchule macht und wie ſie in der unteren, ohne vorausgegangene Formenlehre gradezu zur Unmöglichkeit wird, den wird die Anſicht nicht befremden, „auf niederen Schulen müſſe man aus der Formenlehre übergehen in die populäre Geometrie".

Die rein anſchaulichen Beweiſe ſind, beſonders wenn ſie Allgemeinheit haben, nicht weniger werth als mancher der Euklidiſchen und wo man dieſe im niederen Unterricht beibehalten will, wird man durch anſchauliche Beweiſe auf ſie vorbereiten, nicht aber mit ihnen anfangen dürfen.

Die neueren Leiſtungen auf dem Gebiete der Formenlehre und populären Geometrie haben die älteren in vielem Einzelnen überholt, namentlich mit Lorey iſt ein Fortſchritt in der Entwickelung eingetreten. Den-

noch bleiben die Anſchauungen von Harniſch, wie ich ſie zu Anfang ausführlich mitzutheilen mir erlaubte, in ihrem vollen Rechte. Sie ſind ein wahrer Harniſch gegen den abſtracten Begriff.

---

Das Reſultat des Vorſtehenden läßt ſich in folgende 5 Punkte zuſammenfaſſen:

I. Der vorbereitende geometriſche Unterricht hat mit den Körpern anzufangen, nicht mit Punkt und Linie.

II. Nicht ſoll an Einem Körper alles angeſchaut werden, ſondern an vielen Körpern immer nur Eins; denn nur die vergleichende Anſchauung bringt es zur Reflexion.

III. Was angeſchaut und in Worte gefaßt worden iſt, ſoll durch die ſauberſte Zeichnung und durch Nachbildung in Pappe dargeſtellt werden; denn nicht das Sehen allein, ſondern vielmehr techniſche Arbeit erzeugt Anſchauung und Reflexion.

IV. Aber auch durch die ganze Geometrie laſſe man viel und mannigfaltig zeichnen. Ein ſauber geführtes geometriſches Zeichnenheft iſt ein Commentar zum knapp gehaltenen Leitfaden, der in nicht zahlreichen Klaſſen in der Geometrie eben ſo entbehrt werden kann, wie unter allen Umſtänden in der Arithmetik.

V. Auch im niederen geometriſchen Unterricht darf der Lehrſatz nicht das Erſte, ſondern er muß das Letzte ſein.

W. Keller.

---

# Ueber Geſchworenengerichte.

Die Frage von den Geſchworenengerichten iſt im allgemeinen dieſelbe wie die von der Mitwirkung gewählter Volksvertreter bei der Geſetzgebung und Staatsverwaltung, wie die von der Betheiligung einer Landwehr an der Landesvertheidigung, wie die von dem Antheil der Laien am Kirchenregiment u. dgl. m. Die politiſche Geſinnung des Einzelnen und ſeine Anſicht über die breitere oder engere Grundlage der zu erſtrebenden Staatsform zeigt ſich auch in dem Streite für oder gegen das Schwurgericht*). Englands aus ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen gemiſchte Verfaſſung ſetzt deshalb jedesmal in Verlegenheit, ſo oft auf dieſes Land von der einen oder andern Seite hingewieſen wird; denn hier findet ſich eine Complication, welche dem auf dieſes große Beiſpiel recurrirenden Streiter neben dem geſuchten Lichte jedesmal auch den Schatten, und umgekehrt, darbietet.

Die bei Karow in Dorpat erſchienene Broſchüre: „Skizzirte Darſtellung der Gründe zur Reorganiſation des deutſch-gemeinrechtlichen Juſtizprozeſſes in unſeren Oſtſeeprovinzen und namentlich in Livland von E. P.

*) Spricht die obige Analogie für oder wider den Wunſch, das Schwurgericht ſchon jetzt bei uns eingeführt zu ſehen? Falls es Länder und Völker geben ſollte, welche für eine geſetzgebende Reichsverſammlung oder für eine allgemeine Landwehr noch nicht reif ſind, ſo wird es auch ſolche geben, welche mit der Einführung der Jury ſich gedulden mögen. Die breitere oder engere Grundlage der Staatsform iſt überall eine Frage der Zeit. Indem wir alſo das Hauptgewicht der Entſcheidung in die „Opportunitätsgründe“ verlegen, können wir es eben darum nicht für überflüſſig halten, daß der Bequemlichkeit einer principiellen Verwerfung des Schwurgerichtes entgegen getreten werde. D. Red.

v. S." liefert den Beweis obiger Behauptungen. Der Verfaſſer wird leicht mit dem Inſtitute des Schwurgerichts fertig und will daſſelbe nicht nur aus unſerer bevorſtehenden Juſtizreform verbannt, ſondern auch das übrige Europa davon befreit wiſſen. Ueber England geht er fein ſäuberlich hinweg; mit dem ariſtokratiſch-demokratiſchen England und ſeiner althergebrachten Jury iſt eben nichts anzufangen.

Wie denn aber überhaupt für die Reorganiſation der Juſtiz in unſeren baltiſchen Landen nicht viel zu erwarten iſt, ſolange die „Stände" in ihrer bisherigen Abgeſchloſſenheit herrſchend bleiben, ſo kann das Schwurgericht am wenigſten auf Einführung zählen, da dieſes von den Gegnern richtig als eine der Hauptſtützen der Volksbetheiligung am Regiment erkannt wird. Miniſter und ſtändige Beamtete ſind durchſchnittlich immer wider conſtitutionelle Verfaſſung, Linienofficiere wider die Landwehr, die Prieſterkaſte wider die Mitbetheiligung der Laien am Kirchenregiment, die Zünfte wider die Gewerbefreiheit u. ſ. w. Ein Jeder will wohl Freiheiten für ſich, aber keine Freiheit im Ganzen, und „alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu einem Volke und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland."

„Die Regierung ſoll nur den Focus der vielartigen Strahlen bilden, aber ihnen ihre Vielartigkeit laſſen. Communio est mater discordantium, ſagt Paulus der Juriſt. Regierungen verſtehen ihr Intereſſe nicht, wenn ſie das Volk verhindern ſein eigenes zu erkennen. Um groß und herrlich über und für daſſelbe walten zu können, müſſen ſie *durch* daſſelbe groß und herrlich, lichtvoll und reich geworden ſein oder werden." — Mit dieſen Worten eines berühmten Landsmannes ſprechen wir auch unſere Anſicht über das Schwurgericht aus.

Im Criminalprozeß handelt es ſich um unveräußerliche Güter und um allgemeine oder öffentliche Rechte. Hier darf eine Verurtheilung nur nach der für die ganze Geſellſchaft möglichſt geſicherten Wahrheit, nach der moraliſchen Ueberzeugung der ganzen Geſellſchaft erfolgen — und es bleibt Uebermuth eines einzelnen Standes (des juriſtiſchen) ſein ſubjectives Ermeſſen an die Stelle der Geſammtüberzeugung des Staates oder ſeiner möglichſt beſten und allſeitigen Repräſentation, an die Stelle der Ueberzeugung und Entſcheidung „des Vaterlandes" im britiſchen Sinne ſetzen zu wollen. Noch heute fordert der Angeklagte in England: „ich verlange durch Gott und mein Vaterland gerichtet zu werden" — und erhält die Antwort: „ſiehe hier ſind redliche Männer, die dein Volk repräſentiren."

Gegen dieſe Inſtitution nun führen die Gegner Rechts- und Opportunitätsgründe ins Feld. Genügt es nicht mit der Brandmarkung des Schwurgerichts als eines importirten Demagogeninſtitutes, ſo wird der juriſtiſche Standesſtolz aufgeboten, daß man dem Juriſten, der doch ſein Leben der Ausbildung für die juriſtiſche und richterliche Kunſt gewidmet, Nichtjuriſten gleichſetze oder gar vorziehe — und verſchlägt auch dieſes Argument nicht, ſo wird darauf hingewieſen, daß der Geſchworene Wochen und Monate hinopfern müſſe, um „mit Koſtenaufwand und großer Moleſtirung“ ſich bei Schwurgerichts-Verhandlungen aufzuhalten — endlich aber, daß die in den baltiſchen Provinzen gangbaren Sprachen (deutſch, lettiſch, eſtniſch, ruſſiſch) eine babyloniſche Sprachverwirrung zu Wege bringen müßten.

Zu allem dieſen Apparate der Oppoſition möchte man ausrufen: „Viele Advocaten ſind gern auf der Seite des Unrechtes — aus Kunſtliebe.“

Die Geſetzgebung, ſagt Montesquieu, hängt bei jedem Volke auf das genaueſte mit ſeiner allgemeinen politiſchen Verfaſſung zuſammen. Rohe Völker haben deshalb auch die roheſten Strafgeſetze; ein entwickeltes Staatsleben iſt undenkbar, ſolange nicht das Strafrecht ſich gleicherweiſe entwickelt hat. Wir erkennen deshalb, daß es ſich hier um eine Lebensfrage handelt und daß ſich aus dieſem Grunde die Anhänger der Sonderfreiheiten und des Kaſtengeiſtes mit aller Macht wider dieſes Inſtitut auflehnen, mittelſt deſſen die Verurtheilung eines Staatsbürgers zu peinlicher Strafe nur möglich iſt bei *Mitwirkung* ſeiner Volksgenoſſen.

Dieſe allein geforderte Mitwirkung (neben der Betheiligung juriſtiſcher Fachmänner) iſt beſonders zu markiren, um die organiſche Geſtalt des Schwurgerichts zu begreifen und als die allein wahre Gerichtshegung im Criminalprozeß zu ſchätzen und zu ſchützen. Der Staat mag der Spuren und Werkzeuge des Verbrechens nach wie vor mit Gewalt ſich bemächtigen, die Zeugen nöthigenfalls mit Gewalt vor Gericht ſtellen, den Angeſchuldigten verhaften, ſein Haus durchſuchen u. dgl. m. — für Beſchaffung der Beweismittel iſt der Zwang überall gerechtfertigt, und die Vorunterſuchung erfordert keine Oeffentlichkeit, keine Betheiligung der Volksgenoſſen. — Dieſe Voruntersuchung verbleibt den damit betrauten Juriſten (Unterſuchungsrichter, Staatsankläger, Vertheidiger); ſobald aber die Gerichtsinſtanz, welcher die Voruntersuchung vorzuſtellen iſt, dahin erkennt, daß der Rechtsfall dem Schwurgericht zu überweiſen ſei, beginnt die wahre

Oeffentlichkeit der Verhandlung und die organiſche Doppelthätigkeit der Richter wie der Geſchworenen. Jeder Angriff auf das Innere des Angeklagten iſt eine Verletzung des Heiligthums ſeines Gewiſſens. — Nunmehr legt man dem Angeſchuldigten den ganzen Befund der Wahrheitserforſchung öffentlich in lebendiger und feierlicher Weiſe vor, läßt in einer mündlichen, Alles umfaſſenden Verhandlung alle Zeugen und Beweisſtücke ihm vorführen, der öffentliche Ankläger faßt Alles zu einem Ganzen zuſammen und auf dieſe Weiſe wird gleichſam die ganze That lebendig vor der Seele des Angeſchuldigten wiedergeboren; wenn aber das Alles den Angeſchuldigten nicht zum Geſtändniß treibt, noch auch die Unſtatthaftigkeit des Angriffes genugſam aufhellt und den Ankläger dazu drängt, ſeine Klage zu revociren — wozu derſelbe berechtigt iſt — ſo ſind Mitbürger des Angeklagten da, welche vor der ganzen Verſammlung feierlich geſchworen haben das öffentliche Gewiſſen zu vertreten und nach Anhörung und Anſchauung der einſchläglichen Verhandlung auf ihren Eid ſagen zu wollen, ob ſie den Angeklagten ſchuldig finden oder nicht.

Hier iſt nun von dem Verfaſſer der „Skizzirten Darſtellung" eingeworfen:

1) daß die Geſchworenen von der Rechtsfrage nichts verſtehen;

2) daß dieſelben durch das Plaidoyer der Vertheidiger, des Anklägers und des Präſidenten verwirrt werden;

3) daß dieſelben abgeſchnitten von allem berathenden Succurs, ſich entweder an dem Reſumé des Präſidenten anklammern, oder das Erkenntniß über Schuld und Nichtſchuld hazardiren.

Allein dieſe drei Einwendungen ſind ebenſoviele Scheingründe, wenigſtens bei einer verſtändigen Handhabung des Inſtitutes der Schwurgerichte.

ad 1. Ein Collegium von 12 irgend gut ausgewählten Geſchworenen (und für eine ſolche Wahl iſt zu ſorgen) iſt jedesmal im offenbaren Vortheile vor einem Collegio ſtändiger gelehrten Juriſten. Jene gehen unmittelbar aus dem praktiſchen Leben hervor und wenden ihre ganze Kraft dem vorliegenden einzelnen Falle zu. Sie urtheilen nicht nach der Tour, vereinigen vielſeitigere und praktiſchere Standpunkte und Anſichten zur Beurtheilung der Thatſachen, Ausſagen, Mienen und Geberden, und haben zur Uebung in dieſer Beurtheilung tägliche Veranlaſſung beſſer wie Stubengelehrte, welche durch vorgefaßte Theorien und Phantaſien, durch Spitzfindigkeit täuſchend aufgeputzte Sophismen, durch irrige Speculationen über entfernte wiſſenſchaftliche Gründe der praktiſchen Regeln und Wahrheit ſich

von dieſen ſelbſt abführen laſſen und überhaupt den Wald vor Bäumen nicht ſehen. Wäre die Frage über die Schuld nur allein von Juriſten zu löſen möglich, dann dürfte auch nur ein Juriſt, nicht aber der nichtjuriſtiſche Verbrecher geſtraft werden; es wäre ſcheußlich jemand zu ſtrafen, wenn nur ein gelehrter Juriſt mit ſeinem juriſtiſchen Apparat den verbrecheriſchen Charakter ſeiner Handlung entdecken könnte.

Die gegentheilige Anſchauung des Verfaſſers der „Skizzirten Darſtellung“ iſt bereits vor 50 Jahren von Juſtus Möſer gerichtet, wenn derſelbe, I. S. 308 ſeiner patriotiſchen Phantaſten, ſagt: „die gefährlichſte Wendung aber, welche wir zu befürchten haben, iſt nur dieſe, daß Ungenoſſen-Richtern die Macht gegeben wird, welche vordem Genoſſen hatten, Richtern, welche nichts Eigenes haben und keinem Genoß ſind, die aus der Türkei oder Tartarei zu Hauſe ſind und die es nach unverwerflichen Gründen darthun können, daß es vernünftiger ſei die Beinkleider als Hut unter den Arm zu nehmen“ — und ferner (S. 338 l. c.): „was kann unbilliger und grauſamer ſein, als einen Menſchen verdammen, ohne verſichert zu ſein, daß er das Geſetz, deſſen Uebertretung ihm zur Laſt gelegt wird, begriffen und verſtanden habe. Das beſte Verſtändniß eines Gelehrten iſt von dem beſten Verſtändniß eines Verbrechers ſehr verſchieden. Der Gelehrte iſt ein Naturkundiger, welcher durch ein Vergrößerungsglas hundert Dinge in einer Sache ſieht und entdeckt, welche ein gemeines Auge nicht ſieht, und er ſollte ſich um ſeines eigenen Gewiſſens willen nie mit peinlichen Urtheilen abgeben (nie ſie ausſchließlich und allein fällen wollen), die Geſchäftsmänner ſollen die Reſultate nützen, ohne mit jenen einerlei Gang zu gehen.“

ad 2. Bei einer verſtändigen Schwurgerichts-Ordnung und ſo auch nach dem „Fundamental-Reglement“ ſteht es jedem Geſchworenen frei, ſelbſt Fragen aufzuwerfen und dem Angeklagten oder den Zeugen ꝛc. vorlegen zu laſſen, um ſich zu inſtruiren. Wenn der Verfaſſer in dem Verhandlungsſtoffe der öffentlichen Schwurgerichte Verwirrungsmomente erkennt, ſo ſehen wir darin vielmehr die Verbreitung von erforderlichem Licht und Schatten für das Gemälde und finden endlich in dem § 94 II des „Fundamental-Reglements“ eine genügende Garantie für das befürchtete Wirrſal, wonach den Richtern zuſteht, mit einſtimmigem Beſchluſſe die Erfüllung eines ihnen ungerecht erſcheinenden Urtheils (Verdicts) aufzuhalten und die weitere Entſcheidung an ein anderes Schwurgericht zu verlegen. Für den vom Verfaſſer befürchteten möglichen Fall iſt alſo Vorſorge getroffen.

ad 3. Augenſcheinlich iſt hierbei überſehen, daß das Schwurgericht eben aus der Zuſammenwirkung der Juriſten (Ankläger, Unterſuchungsrichter, Vertheidiger und Aſſiſengericht) und der Geſchworenen beſteht, daß ſomit bei einer jeden derartigen Verhandlung die allſeitigſte Rechtsbeleuchtung einzutreten hat, daß aber endlich bei einer angemeſſenen Schwurgerichtsverfaſſung keineswegs die Geſchworenen von dem Succurs der Richter abgeſchnitten ſind, ſondern (und namentlich nach engliſchem Rechte) die Richter gedruckte Darſtellungen derjenigen Prozeß- und Beweisregeln zuſammenſtellen und den Geſchworenen zugehen laſſen, welche, aus Erfahrungs-Erkenntniß entnommen, jeder mündige Menſch kennen muß; wozu noch kommt, daß ja eben die Richter über die Zuläſſigkeit der vorgebrachten Beweismittel, z. B. ob ein Geſtändniß als glaubwürdig, ein Zeuge als untüchtig oder verdächtig anzuſehen ſei, zu erkennen haben. In vorkommenden Fällen holen ſich deshalb die Geſchworenen beim Gerichte Belehrung über Rechtsmaterien ein, ohne an ſelbige gebunden zu ſein.

Wenn der Verfaſſer der „Skizzirten Darſtellung" über die Schwurgerichte der deutſchen Rheinlande mit ein Paar wegwerfenden Zeilen hinweggeht, daß dieſe deutſchen Landſtriche „den franzöſiſchen Revolutionsheeren unterliegend mit franzöſiſchen Geſetzen begnadigt worden," ſo iſt uns Anlaß gegeben, bei dieſem für den Werth und Segen der Schwurgerichte mehr als alles Andere zeugenden Beiſpiel ſtehen zu bleiben. Allerdings hätte der Umſtand, daß den Rheinländern dieſes Inſtitut von fremden Eroberern aufgedrungen worden — dieſelben gegen dieſe „Begnadigung" ſtimmen ſollen, zumal das Schwurgericht in den Rheinlanden nicht auch die ſpäter in Frankreich weſentlich verbeſſerte Geſtalt mitempfangen hat und für politiſche Vergehen, ſowie für Vergehen der Beamteten des Schwurgerichts daſelbſt 1819 aufgehoben wurde. Dennoch bewahren die Rheinländer (Preußen, Heſſen, Baiern) das Schwurgericht als theuerſten Schatz und mit der eiferſüchtigſten Liebe, und ſo hat ſich auch die von der preußiſchen Regierung 1819 niedergeſetzte Immediatjuſtiz-Commiſſion in ihrem berühmten Gutachten einſtimmig für das Schwurgericht ausgeſprochen — was um ſo größere Bedeutung gewinnt, wenn man bedenkt, wie Deutſchland damals vom Franzoſenhaſſe erfüllt war, und wenn man erfährt, daß die erwählten Commiſſarien urſprünglich gegen das franzöſiſche Inſtitut und für das deutſche Gerichtsweſen eingenommen waren. Ohne Berührung der politiſchen Wichtigkeit dieſes Inſtitutes beſchränkten ſich die Commiſſarien allein auf die juriſtiſchen Vorzüge des Schwurgerichts, von wel-

chem ſie ſich durch jahrelange Anſchauung und genaue Erforſchung unterrichtet hatten; zugleich aber ſprachen ſie auch aus, daß das Geſchworenengericht jedenfalls mit einer ſtreng monarchiſchen Staatseinrichtung, ſelbſt mit einer nicht-conſtitutionellen Verfaſſung ſich durchaus nicht im Widerſpruch befinden laſſe — welch Allem von Seiten der preußiſchen Staatsregierung endlich auch beigeſtimmt ward. Dies zur Widerlegung jener Anſchauungsweiſe, welcher das Schwurgericht als ein rothes Geſpenſt erſcheint.

Ehe wir von dieſem berühmten Gutachten ſcheiden, iſt noch deſſen aus demſelben zu erwähnen, daß der berühmte preußiſche Juriſt Daniels ausdrücklich erklärt: daß nicht ein einziger auffallender Mißgriff eines rheinländiſchen Schwurgerichts bekannt geworden — daß die wiſſenſchaftlichen Richter kein einziges Mal in den Fall gekommen, wegen Annahme einer grundloſen Verurtheilung ihr Suspenſionsrecht zum Schutze der Unſchuld zu gebrauchen.

Noch wäre deſſen zu gedenken, daß die Einführung der Geſchworenengerichte in den baltiſchen Ländern wegen der Miſchung einer ruſſiſchen, lettiſchen, eſtniſchen und deutſchen Bevölkerung unausführbar genannt wird. Allerdings liegt in dieſem Momente eine praktiſche Schwierigkeit, welche Beachtung verdient; allein iſt es damit nicht ebenſo in den Rheinlanden, wo deutſche und franzöſiſche Sprachtheilung ſtattfindet? und mehr noch in den Hafenſtädten, wo es etwa gilt über einen Criminalfall eines Portugieſen wider einen Italiener zu erkennen, und zum Mittel der Dolmetſchung gegriffen werden muß? Die Rolle des Vertheidigers wird nur beſonders wichtig in ſolchen Fällen. Um dieſes Grundes willen darf die ganze volksbildende und rechtsſichernde Inſtitution nicht aufgegeben werden, zumal wenn ſie im übrigen Rußland ins Leben tritt und wir Schritt zu halten genöthigt ſind. Auch bisher haben unſere gelehrten juriſtiſchen Richter der Schwierigkeit der verſchiedenen Idiome gegenüber geſtanden und haben dieſelbe im deutſchen Protokoll und im deutſchen Urtheil überwunden. Das Geſchworenengericht müßte gerade ein Mittel zur Germaniſirung werden.

## Schilderung eines ſtrafrechtlichen Verfahrens mittelſt Schwurgerichts.

Sobald eine Unterſuchungsſache an das Schwurgericht verwieſen worden, welches zu beſtimmten Zeiten im Jahre in den verſchiedenen Orten (Stadt) zuſammentritt, erhebt der Staatsanwalt die Anklage vor dem ver-

ſammelten Gerichte, den ausgeloſten Geſchworenen und dem Angeklagten, wie vor dem ſonſt im Gerichtslokale erſchienenen Publikum.

Zuvor hat aber der Angeklagte ſich einen Vertheidiger zu wählen. Der Staatsanwalt verfaßt die Anklageakte auf den Grund des Verweiſungsurtheils der Anklagekammer. Von beidem erhält der Angeklagte Abſchriften. Dieſer ſelbſt wird in das Gefängniß des Ortes gebracht, wo das Schwurgericht ſtatthaben ſoll.

Der Präſident der Aſſiſen oder ſein Stellvertreter verhört den Angeklagten zuvor allein, um hiernach und nach dem in der Voruntersuchung gewonnenen Material einen Anhalt behufs der Leitung der Hauptverhandlung zu erhalten, welche Sache des Präſidenten iſt.

Der Staatsanwalt und der Angeklagte reichen dem Gerichte Liſten über die Beweismittel (Zeugen ꝛc.) ein, deren ſie ſich bedienen wollen. Auch der Präſident kann von ſich aus Beweismittel vorlegen. Zu einem beſtimmten Tage werden dann alle betreffenden Perſonen vorgeladen.

Nachdem alle betreffenden Perſonen, Parteien, Zeugen, Geſchworenen, Sachverſtändigen beim Namen abgerufen worden, beginnt die Verhandlung mit Bildung des Geſchworenenperſonals für den vorliegenden Criminalfall.

Der Präſident zieht aus einer Urne, welche alle Geſchworenen der vorliegenden Sitzungsperiode enthält und verkündet die Namen. So oft ein Name gezogen wird, erklären der Staatsanwalt und der Angeſchuldigte, ob ſie den betreffenden Geſchworenen acceptiren oder ablehnen — das Recht der Recuſation iſt für beide Theile gleich; 12 Geſchworene müſſen übrig bleiben; ſobald 12 Geſchworene unabgelehnt daſtehen, iſt die Jury gebildet. Die Geſchworenen werden auf feierliche Weiſe beeidigt und nehmen ihre Sitze dem Angeklagten gegenüber ein.

Das Prozeßverfahren beginnt nunmehr damit, daß der Präſident das Verweiſungsdecret und die Anklageakte des Staatsanwalts verlieſt und damit die Geſchworenen von dem vorliegenden Straffall genau unterrichtet. Die Vorakten der Unterſuchung brauchen nicht nothwendig verleſen zu werden, da alles darin Angedeutete nunmehr in mündlicher und lebendiger Verhandlung den Geſchworenen vorgeführt wird.

Der Präſident geht weſentlich bei der Verhandlung nach den Vorlagen und Anträgen der Parteien, kann aber auch namentlich, wenn die Unterſuchung, Zeugenbeweiſe ꝛc. der Sache eine veränderte Geſtalt geben,

über die Anträge hinausgehen; er kann Richter und Geſchworenen behufs Einnahme des Augenſcheins anordnen u. dgl. m.

Nach Verleſung der Anklageakte hat der Präſident den Angeklagten zu einer vollſtändigen Erklärung über die That und deren einzelne Umſtände, ſowie über die Vertheidigungsgründe anzuhalten.

Der Präſident *kann* je nach Umſtänden hier die Protokolle über die Erhebung des Thatbeſtandes mittheilen, die Geſchworenen haben aber nicht auf alle dieſe Einzelnheiten hin zu entſcheiden, ſondern vielmehr den *Geſammteindruck* der mündlichen Verhandlung auf ihr Gewiſſen wirken zu laſſen.

Nunmehr werden die Zeugen vorgerufen, vereidigt und vom Präſidenten befragt, nöthigenfalls auf Widerſprüche mit ihren Ausſagen in der Voruntersuchung aufmerkſam gemacht und zu deren Zurechtſtellung aufgefordert.

Nach Beendigung jeder Vernehmung eines Zeugen (oder Beweisſtückes) wird der Angeklagte vom Präſidenten aufgefordert, ſeine Bemerkungen über den Inhalt der Ausſage zu machen.

Wollen Richter oder Geſchworene, wozu ſie das Recht haben, beſondere Fragen an den Zeugen, Sachverſtändigen ꝛc. ſtellen, ſo erbitten ſie hierzu die Erlaubniß beim Präſidenten; auch dem Staatsanwalt und Vertheidiger des Angeklagten iſt dieſes Recht zu gewähren.

In der Regel verbleibt der vernommene Zeuge im Verhörſaal, der Präſident hat aber auch das Recht denſelben abtreten zu laſſen.

Selbſt den Angeklagten kann der Präſident zeitweiſe abführen laſſen, hat dann aber beim Wiedererſcheinen deſſelben allemzuvor ihm das Reſultat der Zwiſchenverhandlung vollſtändig mitzutheilen.

Sachverſtändige und Urkunden oder ſonſtige Ueberführungsſtücke werden im Laufe der Verhandlung, wenn die Sachgeſtaltung ſolches erfordert, dem Angeklagten oder Zeugen vorgelegt.

Nach geſchloſſener Beweisführung erhalten die Parteien das Wort, zuvörderſt der Staatsanwalt, welcher aber nicht gezwungen iſt wider den Angeklagten zu ſprechen oder aufzutreten, ſondern ſeiner Ueberzeugung zu folgen hat.

Der Angeklagte und Vertheidiger können antworten; der Staatsanwalt repliciert; *das letzte Wort aber muß ſtets dem Angeklagten bleiben.*

Iſt Alles aufgeklärt, ſo ſpricht der Präſident den Schluß der Ver-

handlung aus, hält einen Schlußvortrag über deren Ergebniß (Reſumé) und ſtellt die Fragen an die Geſchworenen.

Mit dieſen Fragen begeben ſich die letzteren in das Berathungszimmer, woſelbſt ſie ohne Gegenwart eines Nichtgeſchworenen berathſchlagen und abſtimmen müſſen. Die Leitung hat ein von den Geſchworenen gewählter Obmann. Die Eingänge des Berathungszimmers werden bewacht und ohne ſchriftliche Erlaubniß des Präſidenten darf Niemand Zutritt erhalten, bis die Geſchworenen melden laſſen, daß der Wahrſpruch (Verdict) beſchloſſen ſei. Nunmehr kehren die Geſchworenen in den Verhörſaal zurück, der Präſident befragt ſie in Anweſenheit des Angeklagten nach dem Ergebniß ihres Beſchluſſes, der Vorſteher (Obmann) erhebt ſich und verkündet den Beſchluß.

Iſt das Ergebniß der Frageſtellung nicht entſprechend oder nicht erſchöpfend, ſo ſendet der Präſident die Geſchworenen ins Berathungszimmer zurück, um eine neue Erklärung zu geben.

Sobald die Erklärung erledigend abgegeben iſt, fällen die Richter ganz auf den Grund des Ausſpruchs der Geſchworenen das freiſprechende oder verurtheilende Erkenntniß, es ſei denn, daß ſämmtliche Richter (ſ. oben) das Erkenntniß für unrechtfertig erachten und auf ein anderes Schwurgericht provociren dürfen.

Auf dieſe Weiſe erhalten — nach einem Ausſpruch Schwarze's — Richter, Geſchworene, Staatsanwalt, Vertheidiger und Zeugen die vollſtändigſte und treueſte Kenntniß von allen den Thatſachen, die bei der Unterſuchung ſich ergeben, und es iſt fortwährend eine leichte und erfolgreiche Gelegenheit geboten, dieſe Kenntniß zu vervollſtändigen und zu berichtigen. Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege reiht ſich ſofort als natürliche Folge an die Oeffentlichkeit der Geſetzgebung und vollendet erſt deren Segen, weil ſie das nationale Rechtsbewußtſein in jedem einzelnen Falle lebendig und ſo das Geſetz erſt wahrhaft zum geiſtigen Eigenthum aller Bürger macht.

Mitau, den 27. Mai 1863.

---

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

## Druckfehler im Juniheft.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| S. | 521 | Z. | 12 v. u. | lies: wenig Richtigem ſt. viel Richtigem. |
| „ | 530 | „ | 3 „ „ | unverhältnißmäßigen ſt. nur verhältnißmäßigen. |
| „ | 533 | „ | 13 „ „ | bewegen ſt. bewähren. |
| „ | 535 | „ | 4 „ „ | Geburts-, Civil-Proclamations- oder Civil-Copulations- und Sterberegiſter. |
| „ | 536 | „ | 17 „ „ | ſtreiche: geſammtem. |
| „ | 536 | „ | 9 „ u. | lies: allgemeiner ſt. allgemein. |

# Die Blatternfrage.

Dem Zuge der Bevölkerung und Cultur über die Erde, von Oſten nach Weſten, folgte aus der Heimath der Geſchlechter auch der Tod in ſeinen verheerendſten Geſtalten auf dem Fuße. Blattern, Peſt, Cholera ſtammen aus dem Morgenlande. Schriftliche Denkmale einer fernen Vorzeit bezeugen es, daß die Blattern, anfangs beſchränkt auf die öſtlichen Reiche des Morgenlandes, ſchon lange das üppige Wachsthum der Menſchengeſchlechter gelichtet hatten, ehe ihre ſchonungsloſe Sichel über das Abendland dahinging. Ihr Nahen gegen unſer Geſchlecht begann in einer Zeit, in der man noch nicht gelernt hatte Krankheiten als Erſcheinungen eines Naturganzen aufzufaſſen, daher haben auch die Blattern ihren Mythus. Schon vor Jahrtauſenden verehrte man in Indien unter grauſamen Gebräuchen eine Schutzgöttin wider dieſelben. Im Athar-Veda, einem der älteſten der Veda's, finden ſich an dieſe Göttin gerichtete Gebete, deren ſich die Brahminen bei einer damals gebräuchlichen Impfung bedienten [1].

Der Santeja Grantham, das große indiſche, im Alter ſich an die Veda's anſchließende Werk, das auf Eingebung Dhanvatari's, des Aeskulaps der Inder, von Susſruta, ihrem Hippokrates, verfaßt ſein ſoll, handelt im 20. Kap. der Heilkunſt, wo von den kleinen Krankheiten die Rede iſt, auch von den Blattern. Sie ſind dort nach ihrer Aehnlichkeit mit einer kleinen Erbſenart, masûrika, genannt, und es werden zu ihrer Heilung auch gegen den Ausſatz gebräuchliche Salben empfohlen [2].

Was man auch gegen die Zeitrechnung der Inder einwenden möchte, ſo iſt man doch genöthigt den Anfang ihrer zuverläſſigen Geſchichte in das 12. Jahrhundert v. Chr., mit dem Urſprung der Kriſchnaſecte und der Niederſchreibung des Geſetzbuches des Mann, zu ſetzen, wonach den Veda's ein viel höheres Alter zukommt [3]). Aber ſelbſt wenn wir gegen einige neuere Berechnungen, denen zufolge die Abfaſſung der Veda's, anſtatt 1000 Jahr v. Chr., ungefähr in die erſten Jahrhunderte nach Chr. fiele, nichts vorzubringen hätten, wäre auch in dieſem Falle die ſehr frühe Bekanntſchaft der Juder mit den Blattern erwieſen [4]).

Auch im chineſiſchen Volke lebt der durch Urkunden befeſtigte Glaube an ein dreitauſendjähriges Alter der Blattern. Franzöſiſche Miſſionäre theilten einen Auszug aus mediciniſchen Schriften, die bei der großen Bücherverbrennung durch den Kaiſer Schi-houngti verſchont geblieben waren, mit, und es findet ſich in denſelben auch eine Abhandlung unter dem Namen „Herzenstractat über die Blattern", in welchem dieſe Gift der Mutterbruſt genannt werden [5]).

Nach der Meinung chineſiſcher Aerzte waren die Blattern, weil ihre Urkunden nur bis in die Zeit Tſchehu's reichen, bis zum Jahre 1122 v. Chr. unbekannt, und eine Art Impfung ſei erſt im 10. oder 11. Jahrhundert n. Chr. bei ihnen gebräuchlich geworden [6]). Im 7. Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erwähnen die auf Befehl des Kaiſers Kien-loung geſammelten, die Arzneikunſt betreffenden Schriften der Blattern als einer vom Himmel geſandten Beule und unterſcheiden 40 Arten derſelben [7]).

Zwar behauptet man, daß die Blattern wie in Indien, China und Japan, in welchem letzteren ſie 737 nach Chr. als dort lange bekannte Seuche ſehr verheerend herrſchten, auch ſeit den älteſten Zeiten in Aegypten bekannt geweſen ſeien, und wollte ſie, verleitet durch die Schilderung des jüdiſchen Philoſophen Philo, in einer der ägyptiſchen Plagen wiedererkannt haben [8]). Allein wollte man auch das vorzügliche Sterben der Erſtgeburt für Kinder im allgemeinen gelten laſſen, ſo hätten die Juden wenigſtens für Blattern durchaus unempfänglich ſein müſſen, wogegen ihre jetzt häufig benarbten Geſichter ſprechen. Sehr zu beachten dabei iſt, daß man bisher an den ſo vielfach aufgefundenen Mumien Aegyptens noch keine Blatternarben beobachtete [9]).

Was die Quellen des griechiſchen und römiſchen Alterthums betrifft, aus denen das Vorhandenſein der Blattern in jenem nachgewieſen werden könnte, ſo liegt es außerhalb des Zweckes dieſer Schrift, den Streit dar-

über zu erneuern, und wir wollen nur, indem wir auf die Schrift Dr. C. F. Krauſe's verweiſen, der ſowohl eine Geſchichte jenes Streites, wie die bezüglichen Schriftſtellen aufgezeichnet hat, die wichtigſten dieſer Stellen berühren [10]). Obgleich aus den Betrachtungen Krauſe's hervorgeht, daß in jener Zeit die Blattern mit anderen peſtartigen Krankheiten und Ausſchlägen leicht verwechſelt und mit denſelben Namen bezeichnet werden konnten, um ſo mehr da im Orient noch heute Peſt und Blattern häufig einander folgen [11]), ſo hieße es doch jenen als Beleg angeführten Schriftſtellen Gewalt anthun, wenn man ſie für hinreichende Beweiſe gelten laſſen wollte.

Weder der durch ſeine allgemeine Faſſung dunkle Sinn einiger hippokratiſchen Aphorismen [12]); noch die oberflächliche Schilderung, die Thucydides von der attiſchen im Piräus von Athen losgebrochenen Peſt giebt, und welche, im 2. Jahre des peloponneſiſchen Krieges in Aethiopien entſprungen, Aegypten und einen Theil Perſiens verheert haben ſoll [13]); noch die geringen Andeutungen des Curtius in Bezug auf die Krankheit, die das Heer Alexanders des Großen auf ſeinem Zuge durch die Wüſte Gedroſiens aufrieb [14]); noch die durch Dionyſius von Halikarnaß gelieferte Beſchreibung jener Peſt, die unter Tarquinius Superbus beſonders das Landvolk, namentlich viele Kinder und Schwangere hingerafft haben ſoll, wobei das miterkrankte Vieh die Anſteckung vergrößerte [15]), berechtigen zu der Behauptung, daß die Blattern ſchon lange vor der ſichern Kunde über dieſelben in Nordafrika, Vorderaſien und im griechiſchen Archipel gehauſt hätten. Die meiſte Uebereinſtimmung mit ihnen hat die Peſt, die nach Diodor aus Lybien gekommen die Karthager während der Belagerung von Syrakus überfiel [16]); ebenſo könnten die im Aetius enthaltenen Fragmente Herodots, eines Arztes aus Lycien, die von Peſtarten im allgemeinen handeln, eine Bekanntſchaft mit den Blattern vermuthen laſſen [17]); indeſſen bleibt es dabei auffallend, daß Galen ihrer gar nicht erwähnt, obgleich man ſehr bemüht geweſen iſt Andeutungen über dieſelben in ſeinen Schriften hineinzudichten [18]). Wer möchte zugeben, daß eine durch ſo ausgeprägte Merkmale bezeichnete Krankheit, die man bei allen Völkern, wo ſie auftrat, mit kenntlichen Namen bezeichnete, den Geſchichtsſchreibern und Aerzten des klaſſiſchen Alterthums entgangen wäre. Schon die Narben, wie Werlhof richtig bemerkt, durch welche dieſe Seuche vor ſo vielen anderen ſich auszeichnet; das vorzügliche Hinſterben der Jugend; das Geborenwerden mit Blattern oder Narben bedeckter Früchte; das in die Augen fallende

Geſichertſein gegen eine zweite Anſteckung, ſind ſo auffallende Erſcheinungen, daß ſie einem griechiſchen Beobachtungsſinn ſicher nicht entgangen wären. Ueberdem gaben die Narben Gelegenheit zu bezeichnenden Beinamen geſchichtlicher Perſonen, zur Uebertragung auf Bildwerke und beim ſchönen Geſchlecht zur Anwendung von Mitteln gegen ihre Spuren, wodurch alles die Blattern ſich leicht verrathen konnten. Abhandlungen über dieſelben finden ſich indeſſen bei den Griechen erſt vom 12. Jahrhundert an.

Auffallend iſt es gleichfalls, daß in einer Zeit, in der Viehzucht ein weſentlicher Culturzweig war, der Thierblattern gar nicht erwähnt wird, daher denn auch die Behauptung, das Impfen der Schafblattern ſei den Griechen ſchon lange bekannt geweſen, ſehr ungegründet erſcheint; auch findet ſich Nachricht über das Auftreten dieſer Seuche unter den Heerden perſiſcher Nomadenſtämme erſt in ganz neuer Zeit [19]). In Betreff der Bekanntſchaft des Plinius mit der Rinderblatter hat man ihm offenbar Gewalt angethan [20]).

Erwägt man, wie ſchnell die Blattern nach der erſten ſichern Kunde von ihnen ſich über die bekannten Länderſtrecken ausbreiteten, ſo bleibt, unter der Vorausſetzung ihrer ſehr frühen Gegenwart in den Küſtenländern des Mittelmeeres, ihre Beſchränkung auf dieſe ein Räthſel. Denn ſeit den älteſten Zeiten herrſchte hier ein reger Handelsverkehr durch phöniziſche Seefahrer; ſtete Ueberſiedelungen und Kriegszüge bewegten ſich zwiſchen Nordafrika, Kleinaſien, dem griechiſchen Archipel, der italiſchen und iberiſchen Küſte. Nur die Annahme einer ſelbſtändigen Wiedererzeugung der Blattern in Nordafrika oder Kleinaſien kurz vor ihrer bekannten Ausbreitung bliebe übrig, hätte man nicht genügende Gründe zu behaupten, daß ſie aus Indiens ſeuchenerzeugendem Boden ſtammen und von dort aus vielleicht mit Baumwollen oder Seidenſtoffen, wie einſt aus Spanien nach Amerika durch wollene Decken, kamen. Zwar kann man dagegen einwenden, daß die Züge des Bachus, der Semiramis, des Cyrus, Darius Hyſtaspis, daß die ſchon im 8. Jahrhundert v. Chr. unter Benutzung der Paſſatwinde beſtehenden Indienfahrten, für welche die von Ezion-Geber ausgehenden Hieram-Salomoniſchen Handelsflotten ſprechen, und die mit indiſchen Namen bezeichnete Handelsgegenſtände führten; daß die an der Oſtküſte Afrika's angeſiedelten offenbar indiſchen Geſchlechter [21]) von jeher Gelegenheit zur Verſchleppung der Blattern hätten bieten müſſen. Aber abgeſehen davon, daß Indien wie China von jeher durch ihre Abgeſchloſſenheit ausgezeichnete Reiche waren; daß daher die Berührungspunkte für

den Handel wahrſcheinlich nur auf ſtreng begrenzte Küſtenorte beſchränkt wurden; daß ſelbſt die Züge Alexanders des Großen keineswegs über den Ganges, bis zum Sitz der reinen Brahmaverehrer reichten, ſondern nur bis zum heiligen Sarasvati, der dieſe von den rohen, königsloſen Negerſtämmen des Aufganges ſchied; daß es erſt dem Seleucus gelang über den Ganges zu dringen und mit Tſchaedragupta, dem Beherrſcher Indiens anzuknüpfen, was jedoch auch nur eine ſehr kurze, wenig ausgebreitete Berührung zur Folge hatte[22]); ſo mag die Erhaltung des Anſteckungſtoffes auf langen See- und Karawanenwegen, nicht hinreichend durch die zerſetzenden Wirkungen dortiger klimatiſcher Verhältniſſe begünſtigt worden ſein, und erſt einem regeren Handelsverkehr, durch vollkommenere Küſtenbefahrung und Transport reicherer Waarenmaſſen, gelang vielleicht nach vielen fruchtloſen Wiederholungen endlich die Verſchleppung. Aus den bekannten geſchichtlichen Quellen läßt ſich die Frage, ob China etwa ältere Anſprüche auf den Beſitz der Blattern habe, nicht beantworten. Nur muß es auffallen, daß die Chineſen, die ſchon 256 v. Chr. ihre Schutzmauer gegen die Tataren aufthürmten, tauſend Jahre ſpäter dieſen, und noch zweihundert Jahre ſpäter den zu Hülfe gerufenen Mongolen zinsbar geworden und endlich nach Vertreibung dieſer an ihren Grenzen mit den Mantſchu-Tataren verſchmolzen, allen erwähnten Völkerſchaften die Blattern nicht mitgetheilt zu haben ſcheinen. Namentlich durch Tatarenſtämme, die in ihren Kriegszügen bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Ebenen der Slaven durchzogen, hätten die Blattern viel früher zu dieſen gelangen müſſen, wogegen ſie erſt am Anfange des 17. Jahrhunderts an der Grenze China's zuerſt unter den Ruſſen ausbrachen.

Für eine Einſchleppung der Blattern aus Indien waren die Handelsküſten Arabiens, Nordafrika's und Syriens am günſtigſten gelegen, womit auch die erſten Nachrichten von ihrem Auftreten ſtimmen. Wollte man die nach Euſebius[23]) und anderen Kirchenvätern, unter Diocletian und Galerius, in Syrien vom Jahre 302 an herrſchende Seuche, die darin den Blattern entſprach, daß Tauſende durch ſie erblindet ſein ſollen, nicht als erſten Angriff der Blattern auf die Küſte des Mittelmeeres gelten laſſen, obgleich auch die folgenden arabiſchen Angaben dafür ſprechen, ſo iſt ihr Erſcheinen in Syrien um das Jahr 572 n. Chr. unzweifelhaft.

„In dieſem Jahre, ſchreibt der Araber Maſſudi, erſchienen endlich in den Ländern der Araber die Blattern und Maſern, die unter den Juden ſchon früher geherrſcht hatten, aber in Länder der Araber noch nicht ein-

gedrungen waren“ [24]). Weiter berichtet er, was auch El Hamyſi, ein anderer Araber, beſtätigt, daß im zweiten Jahre des Elephantenkrieges die Abeſſinier, während ſie die Araber in Mekka belagerten, durch Blattern faſt aufgerieben ſeien. Die Mythe darüber, wie ſie auch in der 105. Sure des Korans enthalten iſt, ſagt, es ſeien eigene Vögel, Ababil genannt, ein perſiſches in Arabien zur Bezeichnung der Blattern gebräuchliches Wort [25]), vom Meere gekommen und hätten kleine Steine, denen kein Panzer widerſtehen konnte, auf die Belagerer herabgeworfen [26]). Die Vögel kamen vom Meere (Zugvögel, Karawane) zur Zeit, da die große juſtinianiſche Peſt ſich von Unterägypten aus bis nach Konſtantinopel ausgebreitet hatte. In einer zu Axum aufgefundenen Chronik war verzeichnet, daß unter Omar, dem Nachfolger des Propheten, wiederum Araber auf einem Zuge gegen die Abeſſinier begriffen, durch den Ausbruch der Blattern in ihrem Heere zum Rückzuge gezwungen worden waren [27]). Die Vermuthung, daß die auf der Straße von Indien nach Dſchedda vor Mekka ſtehenden Abeſſinier ſich durch Plünderung arabiſcher Karawanenzüge die Blattern zugezogen hätten, hat viel Wahrſcheinliches [28]).

Um die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts, alſo lange vor dem Beginn der Eroberungszüge Omars, hatten ſich die Blattern ſchon verheerend von Peluſium in Nordafrika aus über Alexandrien bis Paläſtina u. ſ. w. ausgebreitet, wie Procop in ſeiner Geſchichte der Perſer und Gothen berichtet [29]). Es iſt nicht zu leugnen, daß das große Kalifat durch ſeinen ausgedehnten Verkehr die Verbreitung der Blattern beſonders begünſtigte, daher auch die bedeutenderen Verheerungen durch dieſelben mit den Zügen Omars beginnen. Ihnen folgend wütheten ſie 640 n. Chr. in Aegypten und nach den Siegen der Mauren in Italien, Spanien, Frankreich [30]). Aber die Araber waren es nicht, die zuerſt die Blattern nach Europa brachten; nach Sprengel wird es vielmehr wahrſcheinlich, daß die unter dem Statthalter des ſyriſchen Grenzgebietes, Aretas, den Abeſſiniern zu Hülfe geführten Griechen bei ihrer Rückkehr nach Italien ſie mit herüberbrachten [31]); denn ſchon 614 herrſchte daſelbſt eine ausgebreitete Epidemie derſelben [32]). Ja nach dem Annaliſten Sigbert iſt zu vermuthen, daß die Blattern ſchon um ein Jahrhundert früher in Gallien ausgebrochen waren [33]), aber 55 Jahre ſpäter herrſchten ſie daſelbſt von der Ruhr begleitet zweifellos, brachen auch 15 Jahre ſpäter wieder von Neuem los [34]).

Gewiß iſt es, daß ſie in der erſten Hälfte des 7. Jahrhunderts ſchon in mehreren von einander entlegenen Ländern Europa's feſten Fuß ge-

ſaßt hatten. Krankengeſchichten beweiſen ihr unzweifelhaftes Vorkommen in Frankreich und der Schweiz während der Jahre 804 bis 981 [35]).

Der Name Variola findet ſich ſchon in einer Beſchwörungsformel des 9. Jahrhunderts [36]). Im Zeitraum der Völkerwanderung um das Jahr 907 zeigten ſich ſchon Spuren der Blattern an den Grenzen Deutſchlands, dorthin durch Ungarnhorden verſchleppt. Indeſſen ſcheinen die Kreuzzüge Veranlaſſung zu erneuerter Einführung des Giftes aus dem Orient gegeben zu haben, denn die unter Ludwig VII. fechtenden Truppen des Kaiſers Konrad brachten daſſelbe bei ihrer Rückkehr von Neuem nach Spanien. In Indien ſelbſt ſchienen die Blattern unterdeſſen vergeſſen zu ſein, ſo daß man ſie dort erſt für ein Gaſtgeſchenk der Portugieſen, ſpäter der Holländer erklärte [37]).

Nach isländiſchen Annalen fanden ſie ſich in Island ſchon in den Jahren 1241—42 epidemiſch [38]), und erreichten ſomit dieſe entlegene Inſel früher als England, wo ſie erſt 1270 auftraten, während Irland noch 200 Jahre länger verſchont blieb [39]). Nach Deutſchland wurden ſie von den Kriegsknechten Maximilians I., die von einem Zuge gegen die Niederlande durch franzöſiſches Gebiet zurückgekehrt waren, eingeſchleppt [40]).

Schon 16 Jahre nach der Entdeckung Amerika's machten ſich die Blattern zu Verbündeten der Spanier, um den Vertilgungskrieg gegen die Eingeborenen Hayti's zu beginnen, und drei Jahre ſpäter durch eine Expedition, die mit Blattern behaftete Neger mit ſich führte, von Cuba nach Mexico gebracht, rafften ſie daſelbſt nach kurzer Friſt drei und eine halbe Million Eingeborener dahin. Die Einfuhr von Negerſklaven aus Afrika hatte häufig Erneuerungen von Blatternausbrüchen zur Folge [41]).

In Schweden drangen die Blattern jedenfalls vor 1578 ein, und ebenſowenig genau läßt es ſich angeben, wann und auf welchem Wege ſie Rußland anfielen; indeſſen iſt es wahrſcheinlich, daß ſie auf dem älteren Handelswege aus der Bucharei eingeſchleppt wurden. Es war vor dem Jahre 1630, als die Bewohner Narymſ, einer Stadt Sibiriens an der Mündung des Lett in den Ob, dem Sammelorte der Pelztribute von den Nomaden, durch die Seuche ergriffen wurden [42]). Von dort aus im folgenden Jahre über Turuchanskoje Simowoje den Oſtjaken, Tunguſen und Samojeden mitgetheilt, entvölkerten ſie über ein Jahrhundert lang Sibirien, ſo daß noch 1767 die Einwohner Kamtſchatka's bis auf den 20. Theil ausſtarben [43]). Unter der Regierung des Zaren Feodor Alexejewitſch erging 1680 ein Befehl an alle Hauseigenthümer, ſogleich von

Blatternkranken Anzeige zu machen, und 1727 das Verbot, aus durch Blattern heimgesuchten Oertern bei Hofe zu erscheinen, wodurch jedoch nicht verhindert werden konnte, daß drei Jahre später Peter II. ein Opfer derselben wurde [44]). Sehr verheerend brachen sie 1718 in der Capstadt und 1733 in Dänemark aus, und ließen, von hieraus nach Grönland verschleppt, von 2000 Befallenen nur sieben mit langwierigen Fußgeschwüren Behaftete am Leben [45]). Unterdessen hatten sie, 1707 von neuem nach Island gekommen, 16,000 Menschen, mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, hingewürgt.

In den Jahren 1770—80 begannen sie ihre Tribute von den Südseeinseln einzufordern, deren einige, wie Honolulo, bis 1853 verschont geblieben sind. Nur das ewig gesunde Vandiemensland und noch einige Südseeinseln, sowie Lappland, sind bis hierzu von der Seuche verschont geblieben. Daß sie jedoch in letzterem gleichfalls gedeihen würden, unterliegt um so weniger einem Zweifel, als Dr. A. v. Middendorff dort die Masern in hohem Grade herrschen sah.

Seit den Kreuzzügen bis zur Einführung der Schutzblatternimpfung, in einem Zeitraum von 800 Jahren, herrschten die Blattern fast ununterbrochen in Europa, sowie seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts auch in Amerika. Zuweilen eine Reihe von Jahren unterbrochen, wie nach Sydenham von 1667 bis 1675; dann plötzlich über ungeheure Länderstrecken sich ausbreitend, so daß, wie im Jahre 1614, eine zusammenhängende Epidemie von Persiens und Asiens Innerem aus über Nordafrika, bis in das Herz von Europa bestand. Noch nach Einführung der Schutzblattern breiteten sich Epidemien von Chile über das Meer her durch Europa bis ins Innere von Rußland aus, wie 1823 [46]). In den Jahren 1836—37 durchzogen die Blattern unsere Ostseeprovinzen viele Opfer fordernd, und 1838 verlor die Insel Sitcha ein Drittel ihrer Bewohner, während die Aleuten gänzlich entvölkert wurden. Noch 1856 und 1857 zeigten sie sich wieder in einzelnen im Ganzen gutartigen Zügen, in der Richtung zwischen Petersburg, Pleskau und Riga, und in neuester Zeit wurde Preußen und Oesterreich wieder von ihnen heimgesucht. In Berlin sollen alle 4—6 Jahre kleine Epidemien ausbrechen, die einen Verlauf von einem bis ein und einem halben Jahre haben; dasselbe wird von Zürich berichtet.

Die Steppenländer Asiens werden alle 10 bis 15 Jahre noch immer von dem Uebel durchzogen, wo dann bei seinem Herannahen alles die

Flucht ergreift und die Kranken ſich ſelbſt überläßt [47]). In Oſtindien ſollen alle 3—5 Jahre zwei Drittheile der Bevölkerung erkranken, die Hälfte davon erliegen und der Reſt ſiechen [48]), wozu die Behandlung von Seiten der Brahminen durch Beſchwörungsformeln und lärmende Muſik viel beträgt. Selbſt die ärztliche Behandlung beſteht dort hauptſächlich im Gebrauch des Saftes von Waſſermelonen, die man außerdem ausgehöhlt dem Kranken auf den Kopf ſetzt, oder in Eintauchen deſſelben in Waſſer, das mit einigen Tropfen aus dem heiligen Fluſſe geweiht wurde; wonach von 100 meiſt 99 ſterben. Wenige benarbte Geſichter beeinträchtigen daher den Ruf indiſcher Schönheit.

In Aegypten ſollen die Blattern zerſtreut ſich beſtändig finden, ebenſo in Syrien und in der Wüſte [49]). An der Goldküſte werden ſie beſonders Erwachſenen gefährlich [50]). Auch im ganzen Binnenlande Südafrika's ſind ſie verbreitet, und die Kaffern behaupten, die Seuche ſei bei ihnen von jeher endemiſch geweſen, wofür ihre große Entfernung vom Meere und ihr geringer Verkehr mit Weißen, deren Daſein ſie noch im vorigen Jahrhundert für eine Fabel gehalten hatten, wohl ſprechen könnte. Die letzte Blatternepidemie jedoch geben ſie an durch Vermittelung eines andern nördlich lebenden Stammes erhalten zu haben [51]). Ebenſo verheerend ſoll die Seuche an der Weſtküſte fortwirken [52]). Nach der mündlichen Mittheilung des Miſſionärs Hahn aus Neu-Barmen an den heißen Quellen des Swakop wären die Blattern vom Süden herauf nur bis zum Orangefluß gedrungen, über dieſen aber hinaus (28° S. B.) unter den Hereros und ihren Nachbaren noch unbekannt; daher das Impfen dort noch nicht üblich iſt.

In Nordamerika raſt die Krankheit hauptſächlich unter den Indianern der Urwälder fort, die unter freiem Himmel nackt, von einer einfachen Decke bedeckt, mit der größten Ruhe ihre Leiden tragen; während die Geſunden ſtoiſch zwiſchen ihnen umherwandeln. Zur Behandlung werden die Kranken in ein Loch geſteckt und mit Waſſer begoſſen; ſie ſterben in der Ueberzeugung, die Weißen hätten ihnen das Uebel zugefügt, und ſind nur ſchwer zur Impfung zu überreden. In Californien werden die Chineſen und Eingeborenen weggerafft, in Mittelamerika neben den Indianern die Neger und Meſtizen. In Braſilien, wo ſeit 1814 geimpft wird, wirkt auch die Seuche weniger verheerend; dagegen iſt in den übrigen Theilen Südamerika's die Impfung noch wenig verbreitet [53]).

Die Tödlichkeit, in welcher ſelbſt die Peſt den Blattern nachſtand, war entmuthigend, und obzwar ſie kein Alter verſchonten, denn Früchte im Mutterleibe mußten ſchon mit ihnen kämpfen und Greiſen machten ſie die letzten Tage ſtreitig, ſo traf doch ihr voller Haß die blühende Jugend. Europa begrub jährlich zwiſchen 4—500,000, Preußen allein 30—40,000 und Berlin ein Zehntel ſeiner Einwohner. Frankreich verlor in einem Jahre 64,000 und Paris allein in demſelben 20,000 größtentheils Kinder, ſo daß die Erwachſenen einſam in den Familien daſtanden [54]). Von den Bewohnern Marſeille's erkrankte die Hälfte, davon ſtarb der vierte Theil. Im allgemeinen ſtarb in Frankreich der 7. Theil der Befallenen.

England betrauerte jährlich den zwölften Theil ſeiner Blüthe und nach P. Frank war in Europa der zwölfte aller Todten einer an Blattern.

In den Steppen Nordaſiens kam nur der Zehnte kränklich davon, aber in Kamtſchatka damals nur der Zwanzigſte [55]). Quito verlor nicht ſelten in einem Jahre 100,000, ſo daß die Bevölkerung meiſt bis auf den achten Theil verzehrt wurde.

Es gab Epidemien, in welchen der Sechste, Vierte, ja der Dritte erlag, und im Durchſchnitt wurde der Sechste getödtet, der Zehnte verſtümmelt, und häufig folgten einem martervollen Lager Zerrüttung aller Lebenskräfte, Zehrung, Lungenſucht, freſſende Geſchwüre, Knochenfraß, Blindheit, Taubheit, Geiſteszerrüttung, und lange nach errungenem Siege an geſchlagenen Wunden dennoch der Tod. Treffend ſagt Hufeland von dieſer Krankheit, daß ſie den geſundeſten, blühendſten Menſchen in acht Tagen in ein unförmliches, faulendes, ſtinkendes Aas umzuwandeln vermag!

Die erſte wiſſenſchaftliche Beſchreibung der Blattern vom Jahre 622 n. Chr. findet ſich in den Bruchſtücken erhalten, die dem arabiſchen Arzte und Prieſter Ahrun zugeſchrieben werden, und welche der dreihundert Jahre ſpäter lebende arabiſche Arzt Rhazes in ſeine Schriften aufgenommen hatte [56]). Ihm folgen die Beſchreibungen vieler anderer Araber, wie überhaupt nach der Eroberung Alexandriens die Araber von den Blattern als allgemein bekannter Seuche handeln [57]). In Europa ergoß ſich ſeit Conſtantinus Afer [58]) zu Salerno und Joh. v. Gaddesden [59]) eine Fluth von Schriften über ſie, ſo daß Krünitz ſchon 1768 gegen 817 Monographien aufzählen konnte. Zu Anfange des 16. Jahrhunderts waren zu Florenz und Palermo [60]) auch die Windblattern ſchon beſchrieben worden, und in Frankreich hatte man die Bekanntſchaft der Schafblattern gemacht, obgleich erſt 1578 durch Rabelais und Joubert ſichere Nachrichten

über dieſelben kamen, und in Deutſchland wurden ſie erſt ein Jahrhundert ſpäter von Stegemann beſchrieben [61]). Die Blattern forderten unterdeſſen mit gleicher Grauſamkeit ihre Opfer fort, und die Feder wurde vergebens gegen ſie geſpitzt, kein ſicheres Schild war gegen dieſes vielköpfige Ungeheuer zu ſchmieden. Allmälig hatte man zugleich einſehen gelernt, daß weder das Entleeren des Nabelſchnurblutes nach der Geburt, noch das Einſalzen der Nabelſchnur ſelbſt, noch Amulete von Moſchus und Kampher, noch warme Wachholderbäder gegen das Ungethüm ſchützen konnten; daß weder Queckſilber und Antimon, noch Kampher, Aloe, Guajac, Theerwaſſer u. ſ. w. die geeigneten Waffen gegen daſſelbe ſeien. Der Erfolg ärztlicher Behandlung, deren damaliger Standpunkt noch auf ſehr unwiſſenſchaftlichem Cothurn daherſchritt, war hauptſächlich vom jedesmaligen Charakter der Epidemie und vom Grade der einzelnen Krankheit abhängig, daher wenig troſtbringend, und erſt mit Einführung der Blatternimpfung erhob ſich der Muth der Aerzte und wieder das Vertrauen der Menge zu dieſen.

Ob Zufall, ob Abſicht auf das Impfen geführt hatten, genug die erſten Spuren deſſelben finden wir gleichfalls ſchon in Indien, wo man Pockenkruſten mit Zuckerwaſſer hatte trinken, oder mit Blatterneiter getränkte Baumwollenfäden durch die Haut des Oberſchenkels hatte ziehen laſſen. In Georgien und Tſcherkaſſien ſoll das Impfen ſchon ſeit Jahrhunderten als eine Kunſt der Sklavenhändler bekannt geweſen ſein [62]). Auch in China hatte man ſchon 1014 n. Chr. Blatterneiter mit Moſchus gemiſcht mittelſt Baumwolle in die Naſe gebracht [63]). Durch eine Theſſalierin ſoll die Kunſt nach Konſtantinopel gelangt ſein und erregte hier die Aufmerkſamkeit des engliſchen Geſandten Montague, der nachdem er ſich vom Nutzen des Impfens überzeugt hatte, 1670 ſeine Frau und Kinder mit dem beſten Erfolge impfen ließ. Jedoch erſt 1713 wurde die Kunſt von dem griechiſchen Arzte Erman Timoni dem Dr. Wood in England mitgetheilt, und nachdem man in London das Verfahren an Waiſenkindern und Verbrechern glücklich geprüft hatte, ließ Georg I. auch ſeine Kinder impfen. Das Verfahren war 1721 auch ſchon in Deutſchland bekannt geworden, aber noch 1726 verſuchte C. Maitland es vergebens allgemein in England einzuführen, bis Ausübung und Ruf ſich erſt allmälig über ganz Europa ausbreiteten, ja 1738 ſchon nach Amerika hinübergegangen waren. In Dänemark und Schweden wurde ſchon 1754 geimpft und in Rußland das Verfahren 1755 durch eine Schrift empfohlen [64]). Der Dr. Schulinius hatte daſſelbe ſchon hier erprobt, allein erſt unter der Regierung der Kaiſerin

Katharina II. ſuchte man es zu verbreiten [65]). Nachdem die Kaiſerin ſelbſt und der Thronfolger durch den dazu berufenen Dr. Dimsdale 1768 glücklich geimpft worden waren, wurde eine Acte darüber aufgenommen und im Senatsarchiv aufbewahrt, auch ein jährliches Gedächtnißfeſt zur Feier des Tages eingeſetzt [66]). Sodann berief die Kaiſerin den Paſtor Eiſen aus Torma bei Dorpat, weil er über dieſen Gegenſtand geſchrieben hatte, 1769 nach St. Petersburg und alsbald wurde die Impfung für das ganze Reich angeordnet, auch mit beſonderer Berückſichtigung Sibiriens in Irkutsk ein Impfhaus angelegt [67]).

Das nach und nach geläuterte Verfahren hatte glänzende Erfolge. Man milderte das Blatterngift durch vieljähriges Bewahren, Trocknen in Torfrauch, Eingraben in Kampher; man wählte eine günſtige Impfzeit und bereitete die Impflinge vor. Das in der Haut niedergelegte Gift ſchien ſeine Wirkungen auch hauptſächlich auf dieſe, unter Verſchonung innerer wichtiger Organe, zu beſchränken. Im günſtigſten Falle ſtarb von 500 Impflingen einer. Jedoch Künſteleien, welche den Impfſtoff mitunter gänzlich entarten ließen, den Impfling durch Abführmittel zu ſehr ſchwächten oder ſeine Haut durch übermäßige Anwendung von Kälte in ihrer Thätigkeit lähmten; ſowie Unwiſſenheit, die häufig Windblattern ſtatt der wahren weiter impfte, beeinträchtigten den günſtigen Fortgang der Sache. Dabei fielen manche Schattenſeiten derſelben leicht in die Augen. Während einer Epidemie blieb das Impfen immer ſehr gefährlich und die Menge wehrte ſich nicht ohne Grund dagegen. Zugleich konnte die eigenmächtige Verbreitung des immer von neuem unter die Menſchen geſtreuten Giftes nicht verhindert werden, denn als Maria Thereſia einige Kinder eines Dorfes impfen ließ, wurde das ganze Dorf mit ergriffen; daher nach ſolchen Erfahrungen der Kaiſer 1768 in Belgien befahl, die Impfung nur in einer Entfernung von 200 Ruthen von den letzten Häuſern einer Stadt vorzunehmen. In London hatte die Zahl der Sterbefälle an Blattern in den erſten 40 Jahren nach Einführung der Impfung um 24,500 zugenommen [68]).

Unter den Aerzten wurde de Haen einer ihrer ſtarreſten Widerſacher [69]). Andere ſchlugen vor, um der Sache mit einem Male ein Ende zu machen, durch eine gleichzeitige Impfung über die ganze Erde die Blattern für immer auszurotten [70]). Aber ſchon Reimarus machte auf die Schwierigkeiten aufmerkſam, welche der Völkerverkehr der Sache in den Weg ſtellen möchte. Ja ſchon der nach Haggarths Vorſchlag zu Cheſter in England begonnene

Verſuch einer allgemeinen Impfung ſcheiterte an den Vorurtheilen des Volks. Vorſchläge einer ſtrengen Quarantaine konnten nur hier und da, wie z. B. auf Rhode Island, Neu-England, St. Helena mit Nutzen ausgeführt werden.

Unterdeſſen erhielt die große Ausbildung des Verfahrens durch engliſche Aerzte, ſowie der in vielen Fällen ausgezeichnete Erfolg immer noch das Zutrauen zu dem einzigen wenngleich zweideutigen Mittel, durch das die Menſchheit ſich die Bürde einer, wie es ſchien, unabwendbaren Schickung zu erleichtern hoffen durfte.

So ſtand es, als ſich eine neue Entdeckung von unberechenbarem Werthe gleichſam wiederholt aufzudrängen ſtrebte; denn ſelbſt ganze ärztliche Verſammlungen behandelten ſie anfangs geringſchätzend. Man hatte nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts an verſchiedenen Orten Europa's die im öſtlichen Aſien ſchon ſeit Jahrtauſenden bekannten Rinderblattern [71]) kennen gelernt. Das Volk in den ſüdlichen Grafſchaften Englands, ſowie in den nordweſtlichen Gegenden Deutſchlands, war lange mit der Erfahrung vertraut geweſen, daß Kühe von einem blatternähnlichen Ausſchlage des Euters befallen werden und daß derſelbe ſich gern auf die Hände der Melker übertrage, weswegen manche Pächter nur Leute zum Melkgeſchäfte nahmen, die durch das Ueberſtehen von Menſchenblattern dagegen geſichert zu ſein ſchienen. Von der andern Seite hatte man beobachtet, daß ſolche von der Kuh Angeſteckte 30—40 Jahre von Menſchenblattern verſchont geblieben waren [72]), ſo daß ſchon 1763 der Landprediger Heim zu Sachſen-Meiningen den Ausſpruch gethan hatte, eine ſolche Anſteckung ſchütze wirklich gegen die Blatternkrankheit [73]), und bald darauf erwähnte eine Göttinger Zeitſchrift dieſer Erfahrung als einer unter alten Leuten ganz bekannten [74]).

Die engliſchen Aerzte Sutton und Fewſter machten ſchon 1765 an ſolchen von Kühen Angeſteckten glückliche Gegenverſuche mit Blatterneiter; als ſie aber dem ärztlichen Rathe zu London Anzeige darüber machten, beachtete man dieſelbe nur durch Verweiſung auf weitere Erfahrungen [75]). Die Idee der Schutzblatternimpfung, die ein Geiſtlicher zu Montpellier gradezu ausſprach [76]), wurde 1781 durch einen Wundarzt zu Devonſhire an ſeinen eigenen Kindern ausgeführt, und im darauf folgenden Jahre machten der Franzoſe Naſh und der Engländer Archer neue beſtätigende Gegenverſuche mit Blatterneiter an Solchen, die vor einiger Zeit von der Kuh angeſteckt geweſen waren.

Faſt gleichzeitig lernte man die in Arabien einheimiſchen, den Aerzten des Alterthums wohlbekannten Pferdeblattern kennen, und ſowohl ihre Beſchreibung [77]), als auch die Kenntniß von ihrer eigenthümlichen Beziehung zur Rinderblatter, fallen mit der Beſchreibung dieſer in das Ende des 18. Jahrhunderts [78]), indeſſen die Beobachtung der Schweine- und Hundeblattern der neueſten Zeit angehören.

Zwanzig Jahre waren ſeit den erſten beſtätigenden Verſuchen über die Schutzkraft der Rinderblattern verfloſſen, bevor der Engländer Dr. E. Jenner aus Glocesterſhire ſie für die Menſchheit fruchtbar machte. Er hatte dieſem Gegenſtande ſchon ſeit 1776 ſeine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, impfte jedoch noch 1789 ſeinen Sohn mit Menſchenblattern. Die von dem Lehrer Plett in Holſtein 1791 an ſeinen Kindern glücklich ausgeführte Impfung mit Rinderblattern-Lymphe [79]) ſcheint ihm unbekannt geweſen zu ſein, denn erſt eine von Vielen überſehene Anmerkung einer 1795 vom Arzte Thomas Beddoes veröffentlichten Schrift [80]), in welcher von der Erfahrung älterer Aerzte die Rede iſt, „daß im Fall nach einer Anſteckung durch die Kuh die Achſeldrüſen mit ergriffen würden, dadurch Schutz gegen die Menſchenblattern erreicht werde und daß dieſe Erfahrung in Zukunft großen Nutzen bringen könne“, veranlaßte Jenner zu ſeinen ſegensreichen Verſuchen. Der 14. Mai 1796, der durch ein bleibendes alljährliches Feſt verherrlicht werden könnte, iſt jener denkwürdige Tag, an welchem die erſte Uebertragung der Schutzblatter von einem Menſchen auf den andern ausgeführt wurde, worauf dann am 1. Juli die Gegenverſuche mit Blatterneiter gemacht wurden. So glänzend der Erfolg war, trat Jenner doch erſt zwei Jahre ſpäter ſchriftlich darüber auf [81]). Mit Recht preiſt man ihn, deſſen Erfindung Millionen von Menſchen vor einem frühen qualvollen Tode oder Siechthum und Verſtümmelung bewahrt; indem er ſeinen Namen in die Tafel der für die Menſchheit Unſterblichen eingrub, ſorgte das engliſche Parlament für ſein Zeitliches durch ein Geſchenk von 24,000 Pfund Sterl.

Seine Bekanntmachung wurde in allen Kreiſen der Geſellſchaft mit Begeiſterung ergriffen und anfangs beeiferte ſich alles dabei thätig zu ſein, ſo daß die Angelegenheit in eine Art Modekrankheit ausartete. Es bildeten ſich Geſellſchaften für unentgeltliche Impfung; man verbreitete anpreiſende und aufklärende Schriften; geſtattete nach einigem Unterrichte Hebammen, Lehrern, Pfarrern das Impfen, eine Einrichtung, die anfangs unendlich viel zur Ausbreitung deſſelben beitrug, zugleich aber auch den

Grund zum ſpäteren Verfall der Sache legte. Um die Wichtigkeit der Impfung dem Volke recht ans Herz zu legen, wurde z. B. in Genf bei der Taufe jedes Kindes den Zeugen eine gedruckte Ermahnung überreicht, welche die Aufforderung enthielt, vier Wochen nach der Taufe Sorge für die Impfung des Kindes zu tragen, wobei zugleich Gefahrloſigkeit und unentgeltliche Ausführung derſelben verſprochen wurden [82]).

Am 2. November 1799 wurde in London die Cow-pox-Anſtalt gegründet, woſelbſt noch 2110 Gegenverſuche angeſtellt und im nächſten Jahre 6000 Kinder geimpft worden ſind. Aehnliche Anſtalten traten in Berlin und Wien ins Leben, und nachdem im erſteren Ort durch die Doctoren Heim und Zenker noch eine Reihe Gegenverſuche angeſtellt worden waren, impfte man im Jahre 1820 daſelbſt 400,000 Kinder [83]). In Deutſchland war die Sache zuerſt durch ein Schreiben aus London an den Bergrath Scherer in Weimar angeregt worden; Dr. Woodville verpflanzte die Schutzblatternimpfung nach Frankreich, Dr. Marſhall nach Italien und Spanien, und de Carro, der in Wien ſchon 1799 begonnen hatte, ſtattete die einſt aus Konſtantinopel empfangene Wohlthat in einer ſegensreicheren Form dahin zurück [84]). Im ruſſiſchen Reiche wurde durch die Doctoren Huhn und Halliday ſchon 1800 von Kurland und Livland aus mit der Schutzblatternimpfung begonnen, und 1801 durch den Leibarzt Dr. Weikardt von St. Petersburg aus. Von hieraus wurde 1803 Dr. Buttaza ins Innere des Reichs zur Verbreitung des Impfens abgefertigt [85]), und in den Jahren 1810 und 11 erfolgten eine Menge Verordnungen in Bezug darauf, namentlich zur Errichtung der noch heute bei uns fortvegetirenden Schutzblattern-Comitäten. Die Impfung im Reiche hatte jedoch, theils weil es an ſachverſtändigen Impfern, theils weil es an Lymphe fehlte, keinen guten Fortgang, daher gab das Mitglied der freien ökonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg, der wirkliche Staatsrath Golinsky 1824 zur Verbreitung derſelben 5000 Rubel Silber und die Geſellſchaft ihrerſeits noch 10,000 Rubel Silber von ihrem Capital hinzu, wozu noch viele bedeutende einmalige und jährliche Beiträge von Mitgliedern hinzufloſſen. Gleich im erſten Jahre wurden 7000 Gläſer Impfſtoff nebſt 1000 Lanzetten verſandt. Als aber der Kaiſer Alexander I. noch 25,000 Rubel Silber aus dem Reichsſchatz zum Betriebe anwies, verwandte man ſogleich 15,000 Rubel davon, um 60,000 Exemplare einer in allen Landesſprachen gedruckten Impfanleitung und Blatternbehandlung, ſowie 20,000 Impfnadeln zu verſenden. Ein Jahr darauf erließ der Kaiſer

Nicolaus I. den Befehl, daß jedes Gouvernement zehn Jahre hindurch 1000 Rubel Silb. jährlich der ökonomiſchen Geſellſchaft zum Betriebe der Impfung einzahlen ſollte, welche Abgabe 1837 auf noch zehn Jahre verlängert wurde. Von 1824 bis 1844 waren 12,618 Impfer gebildet und 17 Millionen Kinder, ſowie Tauſende von Erwachſenen geimpft worden. Zur Belohnung und Aufmunterung hatte man in dieſer Zeit 182 goldene und 349 ſilberne Medaillen an verdienſtvolle Impfer vertheilt. Von Rußland aus drang die Impfung bis zu den Aleuten und nach Californien vor[86]). Eine Theilnahme der Verwaltung an der Sache, wie ſie kaum ein anderes Land aufzuweiſen hat, und doch bleibt wegen unzulänglicher Ausführung für die Größe des Reichs noch viel zu thun übrig.

In Amerika iſt die ſchon 1804 dorthin durch Jenner ſelbſt verpflanzte Impfung noch wenig verbreitet[87]). In Nordindien, wo ſie ziemlich geregelt betrieben wird, trägt die Vorliebe der Brahminen für dieſelbe viel dazu bei, daß die Blattern daſelbſt häufig herrſchen, indem ſie den Impfſtoff faſt bis zur Unwirkſamkeit ſchwächen[88]). Auch finden ſich unbeſiegbare Hinderniſſe in manchen religiöſen Vorurtheilen, namentlich in Hinterindien und dem Archipel[89]). Der Eifer Dr. Pearſons pries die Impfung der chineſiſchen Regierung an, und von dieſer weislich für eigene Erfindung ausgegeben, ward ſie dort willig aufgenommen[90]). Ebenſo wirkſam fand man ſie in neuerer Zeit bis ins Innere von Aegypten und zu den Araberhorden vorgedrungen[91]), und Dr. Barth fand ſie im Gebiete der Marghi's im Innern Afrika's ganz gebräuchlich. Bei den Hottentotten ſoll ſie ganz allgemein ſein, daher ſie weniger leiden als die Kaffern, die jede Impfung verabſcheuen[92]). Nördlich von dieſen über den 29° S. B. hinaus ſollen Blattern und Impfung noch unbekannt ſein.

Gleich nach der erſten glücklichen Ausführung wurde die Schutzblatternimpfung in den meiſten europäiſchen Staaten geſetzlich befeſtigt und nur in England, das aus ſeiner Nationalanſtalt, Board, nach beiden Indien hin Lymphe verſandte, geſchah das erſt 1840, wobei zugleich die bis dahin noch übliche Blatternimpfung verboten wurde. In Frankreich, wo man ſchon 1800 mit den Schutzblattern begonnen hatte, blieben dennoch in der erſten Zeit Millionen ungeimpft, und erſt in neueſter Zeit hat man ſich der Sache aufmerkſam angenommen. In Portugal wird ſeit 1812 jedoch läſſig geimpft; nicht beſſer ſteht es in Spanien[93]). In Italien, wo die Impfung bisher ziemlich unordentlich von Badern betrieben wurde, ſcheint

ſie in neueſter Zeit die beſondere Aufmerkſamkeit der Aerzte erregt zu haben, in Folge großartiger Mitübertragungen von Syphilis.

Das Schlagende der Gegenverſuche, verbunden mit noch geringer Erfahrung über Maß und Dauer des Schutzes unter den mannigfaltigen Umſtänden, befeſtigten in der erſten Zeit einen unwandelbaren Glauben an die Unfehlbarkeit der Schutzblattern, ſowol bei Laien als Aerzten. Der Erfolg war nachzuweiſen, denn Bevölkerung und Lebensdauer hatten nach ihrer Einführung überall zugenommen. Nach Dr. Williams wurden in England von 260,000 Menſchen nur die Hälfte von Blattern ergriffen, und die Geſammtzahl der Sterbefälle an denſelben war von 60,000 auf 11,000 herabgeſunken. Im Heere wurden von 2000 Mann jährlich nur Einer ergriffen, und unter der aus 7952 Mann beſtehenden Seemannſchaft waren in ſieben Jahren nur ſieben tödliche Fälle vorgekommen. In Berlin war die Sterblichkeit der Kinder von 51 Proc. auf 43 geſunken. In ganz Preußen war unter 122 Sterbefällen nur einer an Blattern [94]). In Paris ſtarben noch auffallend mehr Knaben, weil die Mütter ihre Töchter williger zur Impfung brachten. Seltene Fälle mißglückten Schutzes thaten dem Fortgange der Sache anfangs keinen Abbruch, und das Obercollegium der Aerzte in Berlin konnte am 2. Mai 1802 dreiſt den Ausſpruch thun, daß die Schutzblattern ebenſo ſicher als die Blatternimpfung ſeien, wodurch die Gründung der Impfanſtalt daſelbſt hervorgerufen wurde.

Allein ſchon 1799 war durch die Schutzblatternanſtalt zu London eine vom Dr. Pearſon verfaßte Schrift bekannt gemacht worden, in welcher dargethan wurde, daß obgleich man ſich täglich von der Schutzkraft der Kinderblatter überzeugen könne, dennoch in ſeltenen Fällen Blattern auf Schutzblattern in derſelben Weiſe wie nach Blattern vorkämen und daß nur wenn Schutzblattern gegen ſich ſelbſt unempfänglich machten, ſie auch gegen Blattern ſchützten, ſowie umgekehrt [95]). Im Jahre 1800 waren ſchon mehrere Fälle bekannt geworden, wo ſelbſt tödtliche Blattern nach Schutzblattern vorgekommen waren, und da es Aufſehen unter der Menge erregte, war zur Beruhigung derſelben von der Jenner-Societät zu London eine Verſammlung von 25 Mitgliedern berufen worden, die nach Unterſuchung der Ereigniſſe ſich zu dem Urtheil genöthigt ſah, daß unleugbar Blattern nach Schutzblattern, ſowie nach ſich ſelbſt folgen könnten, daß das aber höchſt ſeltene Ausnahmen vom gewöhnlichen natürlichen Gange ſeien. Sieben Jahre ſpäter erklärte das ärztliche Collegium in London nachträg-

lich, daß die Zahl der mißglückten Schutzimpfungen immer noch viel geringer als die der an Blatternimpfung Gestorbenen sei, und stellten das Verhältniß auf 1 : 3000 [96]). Aber auch dieses noch sehr günstige Verhältniß sah man bald herabsinken, so daß Pearson dasselbe bald auf 1:500 stellen durfte, und zwar in einer Zeit, wo die Kuhpockenlymphe noch nicht entartet sein konnte, das ganze Geschäft mit großer Vorliebe betrieben wurde und nach einem Schreiben von Jenner in kurzer Zeit 880,000 Impfungen vollzogen waren, es also an Material zu Folgerungen nicht fehlen konnte. Zuletzt sprach Pearson unverholen aus, daß die Schutzblattern, wenn auch nicht unbedingt schützen, doch wenigstens meist vor Gefahr sichern [97]). Die Fälle mißlungener Schutzimpfung mehrten sich indessen so sehr, daß man mit Recht zu behaupten anfing, das Impfen der Menschenblattern selbst sei am Ende nicht allein sicherer, sondern was die Zahl der Todesfälle anlangt, sogar noch vortheilhafter [98]). Die Menschenblattern begannen unter diesen Umständen wieder kleine, anfangs milde Epidemien unter dem Namen Varioloiden zu bilden, forderten aber mitunter auch bösartiger auftretend manche Opfer. Aus dieser üblen Lage gegenüber der Menge suchten sich die Aerzte auf verschiedene Weise zu retten. Man beschuldigte die ausgeartete Lymphe, die Impfmethoden, ja einige Aerzte erklärten die Varioloiden für eine besondere Blatternart, gegen welche daher die Schutzblattern unwirksam seien, und bemühten sich ihre Existenz vor der der Blattern nachzuweisen [99]). Man wollte sogar Blattern auf jene folgen gesehen haben und gestand den Schutzblattern nur einen mildernden Einfluß auf diese Art zu. Was schien natürlicher, als daß man zu einer selbständigen Impfung derselben rieth und sie auch alsbald vollzog [100]). Unterdessen erwies sich bald, daß den Varioloiden in vielen Fällen kein ächte Blattern bezeichnendes Merkmal fehlte, wenn auch die Krankheitsabschnitte im allgemeinen rascher verliefen; ja noch schlagender war die Erfahrung, daß sich aus den Varioloiden Epidemien ächter Blattern herausbildeten, wie 1825 in Würzburg eine vollständige Blatternepidemie ausbrach, in welcher die zuvor mit Schutzblattern Geimpften an Varioloiden, die Ungeimpften an Blattern befielen, so daß z. B. geimpfte Mütter von jenen, ihre noch ungeimpften Kinder von diesen ergriffen wurden [101]). Zugleich gelang es hie und da das Umsichgreifen von Varioloidenepidemien durch allgemeine Schutzblatternimpfung aufzuhalten, und man gelangte endlich zu dem einfachen Ergebniß, daß die Varioloiden nur eine mildere Form der Blattern seien, indem ihre Stärke, dem Grade der für sie

wiedergekehrten oder durch mangelhafte Impfung nicht hinreichend abgeſtumpften Empfänglichkeit entſprach.

Gleich während der erſten Verbreitung der Schutzblattern waren ſelbſt Aerzte wie M. Herz, Weiß, Bechſtein, Moſeley, Moos u. a. als Gegner derſelben aufgetreten, indem ſie behaupteten, man greife dem Schickſale in die Rechte, der Vorſehung in die Zügel, verhindere zur Entwickelung des Menſchengeſchlechts nothwendige Krankheiten, bringe Thiergifte — was ſelbſt der vielerfahrene Hufeland fürchtete — in das Menſchengeſchlecht, vermehre dadurch andere Krankheiten wie Skroſeln, Tuberkeln, oder erzeuge ganz neue wie Unterleibstyphus, Cholera u. ſ. w.; man übertrage andere Krankheiten mit, ſo daß, wie noch in neueſter Zeit ausgeſprochen wurde, von Skroſulöſen entnommener Impfſtoff ſtets Skroſeln erzeuge [102]). Dann behauptete man nach der Impfung, namentlich nach zu früher, hirnzerrüttende Folgen, Ausſchläge, Drüſenleiden, ſelbſt plötzlichen Tod unter Zuckungen geſehen zu haben [103]); ja man warf den Schutzblattern ſogar ihre zufällige Uebertragung vom Kinde auf die Mutter oder auf andere Kinder vor [104]). Man bemühte ſich zu beweiſen, daß ſie die Empfänglichkeit für Blattern nur für einige Zeit unterdrücken aber keineswegs erſchöpfen, ja nicht einmal die gegen ſich ſelbſt; zugleich ließe ſich nie mit Beſtimmtheit nachweiſen, ob ein Geimpfter nicht etwa ohne wahre Blatternanlage ſei, und im Falle er dieſe nicht beſäße, werde eine unvollſtändige Lymphe fortgepflanzt. Das laſſe ſich aber um ſo weniger nachweiſen, da die äußere Form der Schutzblatter dabei ungefährdet bleiben könne; bei Menſchenblattern dagegen könnten die Irrthümer der Art gar nicht vorkommen [105]). Ueberhaupt beweiſe die Schutzblatter gar nichts, denn ſelbſt Aerzte, die ohne Zweifel Blattern überſtanden hatten, ſahen dennoch regelrechte Schutzblattern an ſich verlaufen [106]).

In Erwägung alles Angeführten ſprachen ſich Viele für den Vorzug der älteren Blatternimpfung aus, da ſie doch am Ende die größte Sicherheit gewähre; man für die Wahl der Lymphe gutartige und bösartige Fälle wohl unterſcheiden könne, nur der Zwanzigſte der Geimpften bedeutender erkranke, und im ſchlimmſten Falle Einer von Zweihundert, im günſtigſten Falle Einer von Tauſend dabei ſterbe [107]). Man führte noch an, daß die in neuerer Zeit unwiderleglich dargethane Abnahme des Schutzes, ſelbſt nach Erneuerung der Lymphe vom Rind, nur durch eine größere Milderung des Blatternverlaufes, erhöht worden ſei, ſo daß der König von Preußen ſich unter dieſen Umſtänden genöthigt ſah, neben der bisherigen

Empfehlung der Schutzblattern, unter Verhütung nachtheiliger Folgen, das Impfen ächter Blattern wiederum zu gestatten. In Frankreich traten noch 1848 Aerzte, die bis dahin fleißige Verbreiter der Schutzblattern gewesen waren, als entschiedene Gegner derselben auf. Schon 1806 hatte Villard die Sterblichkeit an Blattern berechnet und wollte hier einen besondern Verlust an Kindern von 6—8 Jahren bemerkt haben; er behauptete, obgleich die Zahl der Ehen zunehme, bleibe die der Geburten, durch größere Sterblichkeit im zeugungsfähigen Alter, fast unverändert; überhaupt hätte sich die Sterblichkeit im Alter von 20—30 Jahren seit der Einführung von Schutzblattern beinahe verdoppelt, und es wäre daher rathsam mit ihnen einzuhalten. Hiezu kam nun, daß das letzte Annuaire du bureau des longitudes von 1848 unter 269 Blatternleichen 146 im Alter von 15—20 Jahren gezählt hatte. Durch solche Angaben verleitet, wandte sich der französische Privatmann Hector Carnot mit der Behauptung an das französische Impfinstitut, daß zwar viele Kinder durch die Schutzblatternimpfung gerettet, aber desto mehr Erwachsene geopfert würden, und kam mit neuen Vorschlägen, die indessen verworfen wurden, worauf er schriftlich an das französische Volk appellirte. Er stützte sich auf den Ausspruch der modernen Gesellschaft, die behaupte, daß jedes von ihr auferzogene Glied ihr verschuldet bleibe, und lasse diesem der Tod keine Zeit, seine Schuld zu tilgen, so sei es besser, es wäre früher dahingegangen, ohne seinen Mitbürgern zur Last gefallen zu sein.

Den schädlichen Einfluß der Schutzblattern wollte man schon seit 1807 bemerkt haben, gerade als man sich von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugt haben wollte, wie während der Epidemie von Marseille, wo ihre Schutzkraft nicht nachhaltig genug gewesen war oder durch einen epidemischen Einfluß vermindert sein konnte [108]).

Im Jahre 1857 erhoben sich wiederum in Preußen neue Stimmen gegen die Schutzblattern, jedoch waren ihre an die Kammern gerichteten Zumuthungen zurückgewiesen worden. Im darauf folgenden Jahre erschien in Stuttgart vom Mag. Philos. und Stadtpfarrer zu Eslingen M. F. Hochstädter eine neue Anklage unter dem Titel „Die Kuhpockenimpfung vor dem aufgeklärten Theil von Europa, mit Beleuchtung des dem englischen Parlamente in dieser Angelegenheit vorgelegten Blaubuchs“ und während der Verhandlungen der zweiten Kammer in Stuttgart ging eine Petition mit 1042 Unterschriften ein, in welcher die Petitionscommission um Aufhebung des Impfzwanges ersucht wurde. Dabei wurde vorgebracht,

daß man ja die gute Abſicht Jenners durchaus nicht verkenne, daß aber die Blattern vielleicht wie der ſchwarze Tod und andere Seuchen allmälig von ſelbſt nachlaſſen würden und daß man durch die Schutzblattern nur einzelne Kinder rette aber Hunderte einem ſicheren Tode zuführe; daß man wenigſtens den Impfzwang aufheben müſſe, und das Volk durch Belehrung willig machen möge, weil ſonſt Petitionen der Art nicht aufhören würden. Die Antwort darauf lautete, daß wenn auch alles Uebrige den Schutzblattern Vorgeworfene wahr wäre, man ſie ſchon deswegen beibehalten müſſe, weil doch niemand leugnen kann, daß ſeit ihrer Einführung die großen Verheerungen durch Menſchenblattern endlich aufgehört hätten; daß 10,000 Kinder gerettet würden und nur Eines derſelben dabei einer unbedeutenden gefahrloſen Krankheit ausgeſetzt werde; daß der Impfzwang die perſönliche Freiheit keineswegs mehr beſchränke als jedes in einem wohlgeordneten Staate die Geſundheitspolizei gegen anſteckende Krankheiten betreffende Geſetz und daß es genau genommen eine Grauſamkeit wäre, in ſolchen Fällen das Volk erſt durch Belehrung klug werden zu laſſen; daß 300 Aerzte um ihre Stimme von der Kreisregierung befragt, faſt einſtimmig für die Schutzblattern ſich entſchieden hätten. Uebrigens habe das Medicinalcollegium ſchon vor einigen Jahren eine ausführliche Belehrung darüber gegeben. Die Kammer nahm den Antrag auf einfache Tagesordnung in der Sache mit 57 Stimmen gegen 22 an [102]). Eine ähnliche Petition ſoll in demſelben Jahre bei uns an die Ritterſchaft Eſtlands eingegangen ſein.

Mit das Neueſte der Art iſt ein Buch unter dem Titel: Das ärztliche Concordat. I. Das illegitime Bündniß der Staatsgewalt mit den Dogmen der Impfärzte. II Das legitime Bündniß der Wiſſenſchaft mit der Staatsgewalt u. ſ. w., Stuttgart 1861, von einem Ungenannten, in welchem die Vaccination in ſchwülſtiger und verworrener Sprache für die Wurzel alles Uebels und als eine Vergiftung der Menſchheit dargeſtellt wird. Kaum leſens- noch weniger der Widerlegung werth. Einen andern ähnlichen Ausfall ſuchte Wilh. Chriſtern in einer Broſchüre zu widerlegen, die betitelt iſt: Die Vorwürfe und Beſchuldigungen gegen die Kuhpockenimpfung vom Standpunkt moderner Wiſſenſchaft aus, für das größere Publikum beleuchtet und widerlegt, Altona 1861.

Prüft man alles gegen die Schutzblattern Vorgebrachte ſo ergiebt ſich:

1. Das Impfen der Menſchenblattern verdient keinen Vorzug, weil die Ergebniſſe daraus ungünſtiger ſind, als es oberflächlich betrachtet er-

ſcheint, woran offenbar die verſchiedenen Zubereitungsmethoden des Blatterngiftes, ohne welche die Impfung aber wiederum ſehr gefahrvoll wird, Theil haben; denn z. B. in den älteren Epidemien von Marſeille ſtarb 1 Proc. der Geimpften, in Schottland $^2/_3$ derſelben. Was aber den Nachlaß in der Intenſität der Blattern anlangt, ſo hat man während ihrer faſt tauſendjährigen Herrſchaft über Europa noch keine bemerkt, denn Ungeimpfte ſind, wie Beiſpiele neueſter Zeit beweiſen derſelben Gefahr ausgeſetzt.

2. Was die ſchädlichen Folgen der Schutzblattern anlangt wie z. B. von einem Thiergift, die man ebenſo bei zu häufigen Revaccinationen zu fürchten hätte und die ſich beſonders in einem ſonderbaren Benehmen des Impflings ausgeſprochen hätten, ſo ſind darin leicht einfache Fieberphantaſien, wie ſie bei etwas erregbaren Kindern bei jedem Fieber vorkommen können, zu erkennen. Solche Erſcheinungen kommen aber nach der Blatternimpfung häufiger und heftiger vor. Die plötzlichen Todesfälle, welche die Schutzblattern begleitet haben ſollen, ſtanden wo ſie vorkamen nicht erwieſen mit ihnen in einem urſachlichen Verhältniß und konnten von gleichzeitigen anderen offenen und verborgenen Uebeln abhängen. Sollten ſie aber wirklich durch jene bedingt worden ſein, ſo wäre das von der Blatternimpfung um ſo gewiſſer zu erwarten geweſen.

3. In Betreff der Vermehrung anderer Krankheiten durch die Schutzblattern iſt es erwieſen, daß Viele, welche die angegebenen Krankheiten überſtanden hatten, dennoch hart von den Blattern ergriffen wurden und Andere, die nicht geimpft worden waren, dennoch jene Krankheiten überſtehen mußten. Wenn aber mehr Kinder an andern Krankheiten ſtarben, ſo kam es daher, daß die Schutzblattern mehr übrig ließen, und die geringe Vermehrung jener Todesfälle, iſt nicht mit der viel größeren Verminderung dieſer an Blattern zu vergleichen.

4. Die gefürchteten Nachkrankheiten der Schutzblattern beruhen, wo ſie von einiger Bedeutung ſind — denn in der größten Zahl der Fälle erſcheinen gar keine — auf gleichzeitig vorhandenen Anlagen und wirklichen Krankheiten anderer Art, äußern ſich dann ebenſo nach Menſchenblattern und andern fieberhaften Krankheiten, ſtehen aber den Nachkrankheiten der geimpften Menſchenblattern jedenfalls an Bedeutung nach, da dieſe mitunter dauernde Drüſenleiden, Knochenkrankheiten und Blindheit zur Folge hatten.

5. Was die Mitübertragung anderer Krankheiten mittelſt des Impfſtoffs anbelangt, ſo iſt ſie wo ſie überhaupt ſtattfinden kann, wie bei der

Syphilis, Krätze, dem Scharlach, den Masern und Flechten, bei der Blatternimpfung in gleichem Grade zu fürchten. Sie kann aber durch die Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit hinreichend gebildeter Impfer gänzlich vermieden werden.

6. Die freiwillige Uebertragung der Schutzblattern in Familien, die weder gefürchtet noch verhindert werden soll, kann nur als ein zugleich wohlthuender Beweis für vorhandene Blatternempfänglichkeit angesehen werden, da dieselbe dadurch zugleich getilgt werden kann.

7. Solche Fälle, wo keine wahre Blatternanlage vorhanden wäre, wodurch eine untaugliche Lymphe fortgepflanzt werden könnte, sind sehr selten und lassen sich am ganzen Verlauf der Schutzblattern, selbst wenn es unbekannt wäre, ob der Impfling diese oder Menschenblattern überstanden hätte, wohl unterscheiden, denn in solchen Fällen fehlt die sogenannte zweite Röthe, wodurch man aufgefordert wird, die Impfung mit einer Lymphe zu wiederholen, über deren Aechtheit kein Zweifel obwalten kann. Daß aber Fälle der Art selten sind, beweisen die hintereinander zu Tausenden mißlungenen Gegenversuche mit Menschenblatterngift [110]). Und selbst in solchen Fällen nahm man noch einen zeitlich beschränkten Schutz wahr [111]).

8. Die Angaben größerer Sterblichkeit nach Einführung der Schutzblattern, beruhen auf oberflächlichen Berechnungen, denn nach Dieterici nimmt die Sterblichkeit überall und immer vom fünften Lebensjahre bis zum siebenzigsten gleichmäßig in Procenten zu [112]). Villerme suchte zu zeigen, daß die Lebensalter, welche ohnehin am meisten bedroht werden, es auch in Epidemien sind; und nach Quetelets Berechnungen steigt die Lebenscurve bis zum 14. Jahre, in welchem die Lebensfähigkeit am stärksten ist, fällt dann rasch bis zum 30. und nimmt dann gleichmäßig bis zum Greisenalter ab. Die Curve ist bei Weibern regelmäßiger und nimmt nach der Zeit der Zeugungsfähigkeit schneller ab, während sie in derselben geringer war. Dr. Rairot berechnete, daß die Sterblichkeit zwischen dem 20. und 30. Jahre, welche im 17. Jahrhundert 15 Proc. betragen hatte, im 18. Jahrhundert nur 10 und im 19. 11 Proc. betrug und daß die Lebensdauer, welche von 1821—1835 um 41 Tage gefallen war, von da an bis 1843 von 60 auf 120 Tage gestiegen war; so daß, wenn man auf der einen Seite durch die Ausrottung der Blattern beunruhigende Uebervölkerung befürchtete, diese auf der anderen Seite durch Sterblichkeit an andern Uebeln, Schwächlichkeit, Mangel und Entsagung, durch stehende

Armeen, Commis- und Kloſterleben, falſchen Ehrgeiz, Sittenverderbniß u. ſ. w. leicht ausgeglichen werde.

Das ſind eben auch die Gründe, weshalb die Zahl der Familienglieder, die im 17. Jahrhundert 5⅓ Häupter in jeder Familie zählte, im 18. Jahrhundert auf 5⅕ und im 19. auf 3⅗ geſunken war. Dennoch nimmt aber die Bevölkerung in Europa jährlich um eine Million zu, und in Frankreich betrug dieſe Zunahme von 1820 bis 1849 fünf Millionen. Zwar ſind Hundertjährige im Ganzen ſelten, aber die allgemeine Lebensdauer hat ſeit 1807 unter Mitwirkung von Cultur und Wiſſenſchaft um ſieben Jahre zugenommen, gerade zu einer Zeit als man die üblen Wirkungen der Schutzblatternimpfung zu bemerken glaubte. Andere unbekannte Verhältniſſe bewirken es, daß in manchen Ländern die Zahl der Geburten und Sterbefälle ſich ziemlich gleich bleibt oder daß z. B. in der Schweiz ſeit 1820 die Zahl der Geburten abnahm, dagegen die Lebensdauer wuchs und daß England weniger Geburten aber längere Lebensdauer als Belgien zählt [113]).

Die Lichtſeiten der Schutzblatternimpfung bleiben immer die große Gefahrloſigkeit ſelbſt für das zarteſte Alter, während der Schwangerſchaft, bei gleichzeitigen anderen Krankheiten, wie z. B. mäßigem Zahnen, häufiger Bräune, Scharlach, Maſern, Keuchhuſten u. ſ. w.; ferner die kurze Dauer des Unwohlſeins, der große Vortheil, die Impfung auch während Blatternepidemien ohne Gefahr fortführen zu dürfen und ſie ſo unterdrücken zu können. Revaccinationen können alle fünf Jahr, wo es erforderlich ſcheint, an Erwachſenen wiederholt werden, ohne daß man je einen Nachtheil davon geſehen hätte, ſobald die Lymphe nur rein war. Die ſehr wünſchenswerthe Eigenſchaft der Schutzblattern, einfältige Kinder klug zu machen [114]), hat ſich freilich nirgends beſtätigt.

Nur durch die Schutzblattern wäre es überhaupt möglich, die in Europa wenigſtens nicht freiwillig auftretenden Menſchenblattern zu vertilgen und auf ihrem Mutterboden durch Beſchränkung der Fälle der Verſchleppung entgegenzuarbeiten. Die in geordneten Staaten immer ſeltener werdenden Blatternarben ſprechen hinlänglich für die Sache, und Berechnungen zeigen, daß von 1781 bis 1805 auf 292 Lebende eine Blatternleiche, wogegen nach Einführung der Schutzblattern von 1810 bis 1815 auf 1795 eine und von 1818 bis 1831 auf 10,000 eine kam. Von 1832 bis 1846 war das Verhältniß auf 5588:1 und von 1847 bis 1849 auf

3553:1 geſunken[115]), was, wenn nicht eine entſchieden große Blatterndispoſition die Urſache davon war, von Lücken im Impfgeſchäft abzuleiten iſt.

Zugleich erwies ſich, daß in den letzten Epidemien nur $^1/_{10}$ an ächten Blattern befallen war[116]) und daß überhaupt die geographiſche Verbreitung derſelben in den letzten Jahrzehnten weſentlich von dem Umfange, in welchem die Schutzblattern an den wenigen Punkten der Erdoberfläche eingeführt wurden, abhängig war[117]).

So unwiderruflich der Nutzen der Schutzblattern daſteht, ſo ſehr vermag derſelbe noch durch Ordnung, Umſicht und Fleiß erhöht zu werden, und wo dennoch die Menſchenblattern erſcheinen ſollten, kann man verſichert ſein, daß ſie nicht gefahrvoller ſein werden als wo ſich dieſelben an einem und demſelben Menſchen wiederholen; ja es liegen Beobachtungen vor, daß ſie in ſolchen Fällen ſelbſt heftiger als nach Schutzblattern auftreten könne (ſiehe d'Espine, Arch. général de médécine, Juin et Juillet 1859, p. 233).

Ich hatte Gelegenheit mich aus den Kirchenbüchern eines Kirchſpiels in Livland, wo der weiland Conſiſtorialrath Ageluth, ein Ehrenmitglied des Jennervereins, die Impfung mit Sorgfalt und Fleiß handhabte, zu überzeugen, daß in einer Reihe von 30 Jahren es den Blattern nicht gelungen war in das Kirchſpiel einzudringen, obgleich ſie einigemal an ſeinen Grenzen geherrſcht hatten. Als auf dem Feſtlande Amerika's 1838 die Blattern bis zum Bereich der Weſt-Hudſons-Compagnie am Columbiafluſſe verheerend herrſchten, blieb die engliſche Colonie, wo die Impfung ſtreng ausgeführt worden war, frei. Ebenſo geſchah es in Roß, einer frühern ruſſiſchen Niederlaſſung auf der californiſchen Küſte, wo nur wenige Varioloiden erſchienen und ein ſehr alter Aleute ſtarb (ſiehe d. Mediciu. Zeitung Rußlands 1844 Nr. 11).

Die Krankenliſten der preußiſchen Armee von 1840 weiſen nur ſieben Fälle ächter und 21 veränderter Blattern nach, und von den zwei daran Geſtorbenen hatte Einer grade die Blattern in der Jugend ſchon einmal gehabt, der Andere war bei der Impfung überſehen worden[118]). Während der Blatternepidemie von 1857 war die aus 12,000 Mann beſtehende Militairbevölkerung Berlins frei geblieben; 1858 waren nur 8 an Varioloiden und Varicellen erkrankt, darunter 5 Vaccinirte und 2 Revaccinirte und nur ein 67-jähriger hatte ächte Blattern; niemand ſtarb[119]). Von

40,000 Rekruten, die revaccinirt worden waren, kamen nur wenige vereinzelte Fälle von Varioloiden vor [120]).

Und doch möchte an der allgemein in Preußen herrschenden Impfmethode sowie ihrer Ausübung, die durchaus keinen festen Bestimmungen unterworfen ist, noch Manches auszusetzen sein, sonst wäre es kaum erklärlich, warum in der jüngsten Epidemie in den Jahren 1856—60 daselbst 46,878 an Blattern erkrankten und 4078 (d. i. 8,8 Proc.) davon starben [121]). Dabei fanden sich noch 15 Proc. Ungeimpfte, von denen 28 Proc. auf Kinder und 10 Proc. auf Erwachsene kamen; von den Kindern war aber nur ein kleiner Theil für die Impfung zu jung gewesen [122]). In Genf, während dieser seit Einführung der Schutzblattern heftigsten Epidemie, erkrankten 2,1 Proc., von denen 10,8 Proc. starben [123]). In Wien wurden von 1855—59 im Klinikum für Hautkranke 2056 an Blattern behandelt, von denen 6,3 Proc. starben [124]) und wahrscheinlich war der Abgang an diesen noch größer, da man dort auch Varicellen in die Gesammtzahl aufnahm.

Von den Geimpften starben in Berlin 5,2 Proc., in ganz Preußen 7 Proc., im Canton Genf 9 Proc., im Regierungsbezirk Frankfurt 4, in Wien 3 Procent.

Aber selbst noch unter diesen Umständen stellt sich der große Nutzen der Schutzblattern heraus; denn in Preußen starben von den Ungeimpften 23 Proc., von welchen 12 auf Erwachsene und 32 auf Kinder kamen. Im Wiener Klinikum starben von ihnen 14,8 Proc., in Genf 45 Proc. [125]).

Wenn im Jahre 1859 im russischen Reiche von 6706 Blatternkranken 1242 starben [126]), so bezieht sich das ohne Zweifel auf eine große Zahl Ungeimpfter.

So steht nun die Blatternfrage bis zum heutigen Tage, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß lässige Betreibung des Impfgeschäfts, namentlich aber Anvertrauung desselben an Unwissende, unzweckmäßige Maßregeln der Verwaltung, nachlässige polizeiliche Aufsicht, viel zum Wiederaufleben der Blattern beitrugen, so ist es ebenso gewiß, daß sehr allgemein verbreitete falsche Ansichten in Betreff der Eigenschaften des Impfstoffes, sowie der Impfmethode einen ebenso großen Antheil daran haben, da ja, wie Eisenmann richtig bemerkt, die Fälle, wo Kinder von Aerzten nach den Schutzblattern an Blattern erkrankten, nicht selten sind.

Man hatte vergessen, daß die Schutzblattern eine den Blattern nur ähnliche Krankheitsform sind, daß diese Aehnlichkeit, auf welche eben der

Schutz beruht, durch verſchiedene Umſtände erhalten, ja gewiſſermaßen vermehrt, daher aber auch verändert und vermindert werden könne, und verſäumte die über die Natur der Blatternkrankheiten gewonnenen Erfahrungen zur Ausfüllung der Lücken des theils erhärteten, theils willkürlich ausgeübten Impfgeſchäfts zu verwenden.

Dieſe Erfahrungen lehren deutlich:

1) daß man bei der Wahl des Impfſtoffs, ſowie in der Beurtheilung der Güte der Schutzblattern mit größerer Umſicht verfahren müſſe;

2) daß man auf das Alter des Impflings beſondere Rückſicht zu nehmen habe;

3) daß der Impfſtoff in kürzeren Zeiträumen vom Rinde erneuert werden muß;

4) daß man eine größere Zahl von Schutzblattern zu erzielen habe;

5) daß das Abnehmen der Lymphe von ein und demſelben Impfling einem gewiſſen Maße unterworfen bleiben muß;

6) daß die Impfung nach dem Eintritt der Mannbarkeit wiederholt werden muß;

7) daß das Impfgeſchäft den Händen der Unwiſſenheit entriſſen werden und einer genaueren Controle unterworfen werden muß.

---

Dieſer Aufſatz, welcher urſprünglich beſtimmt war, die Einleitung zu einer größeren Schrift über die Natur der Menſchen- und Thierblattern, mit den ſich ergebenden Folgerungen zur nothwendigen Ausfüllung der Lücken des Impfgeſchäfts, zu bilden, ſoll dem größeren Publikum die wahre Sachlage vorführen, indem das Uebrige nur dem Urtheil der Aerzte zu unterwerfen ſein wird. Indeſſen habe ich die Abſicht, da es daran fehlt, in einem der nächſten Monatshefte einen den geſichteten Erfahrungen entſprechenden Leitfaden zum Impfen unſerem Lande zur allgemeinen Benutzung zu übergeben.

Ich ſchließe in der Hoffnung, daß dieſer kleine Beitrag zum Wohl unſeres Landes die Aufmerkſamkeit wohlwollender Leſer in Anſpruch nehmen wird.

J. E. E. Schönfeldt,
pmkt. Arzt zu Dorpat.

## Citate.

[1]) Hollwell, Account of the manner of inoculating for the Smallpox in the East-Indies, London 1767. Th. Moore, History of the Smallpox, London 1815, chapt. I Weimarſches Oppoſitionsblatt 1809 Nr. 307 Dr Bärenſprung, die Krankheiten der Haut, Erlangen 1859 I Lief., p. 11.

[2]) Dr. O. Böthlingk, Akademiker für das Fach der orientaliſchen Sprachen zu St. Petersburg, in einer brieflichen Mittheilung über den Santeja Grantham.

[3]) Klaproth, Asia polyglotta, Paris und Stuttgart 1823. Vorrede.

[4]) G. A. Lietard, Essai sur l'histoire de la médecine chez les Indous, Strasbourg 1858, p. 63

[5]) Chineſ. Schrift, überſ. von Lockhardt, Dublin Journ. 1842 März. Th Moore l. c. p. 22.

[6]) l. c. p. 22.

[7]) Gerſon und Julius Magaz. 1828, Hft. 3, p. 726.

[8]) Philo, Op. omn. Francof. 1692, p. 622.

[9]) Pruner, Krankheiten des Orients, Erlangen 1847, p 464

[10]) Krauſe, Ueber das Alter der Blattern, Hannover 1825.

[11]) Larrey, Recueil des memoires de chirurgie, Paris 1821.

[12]) Hippocrat. Aphorism. Sect. III 19 und 20 Dr Bärenſprung l. c. p. 5.

[13]) Thucydides, de bello Peleponnes. Lib. II, cap. 50.

[14]) Curtii historia, Lib. IX cap. 8 und 9.

[15]) Dionysius Halicarnass. Antiq Rom. Lib. X cap. 53.

[16]) Diodorus, Biblioth. hist. Amstelod. 1735, Lib XIV cap. 70 et 72.

[17]) Herodoti Tetrabibl. Lib. II Serm. 1 cap. 129 (Ven. ap. Ald. 1534, fol. 69).

[18]) Galeni Epid. Hippocrat. Lib VI, comment. 1 Aph. 29 Method. medend. lib V cap. 12, de atra bile cap. 4. Hippocrat aphor Com. III aph. 57. Prorhet Comm. I de venar et arteriar. dissect. cap. 7.

[19]) Veith, Handbuch der Veterinärkunde, Wien 1832, 3. Aufl. Bd. II p. 495. Ruſt, Magaz. Bd. XXX. Hft. 3, S. 403—428.

[20]) Plinii histor nat. lib. XXIV cap 8, lib. XXVI cap. 11, lib. XXVII cap. 18. Prela di Plinio congettura su la storia della vaccinazione, Mailand 1823.

[21]) Humboldt, Kosmos Thl. 2. Heeren's Ideen über Politik, Verkehr und Handel der alten Völker. Göttingen 1815 Thl. 1.

[22]) A. v. Humboldt l. c. Plin. hist. nat. Lib. VI cap. 7

[23]) Eusebii hist. ecclesiast. ed Stroth. Hal. 1779, Lib. VII cap. 21 und 22.

[24]) Reiske, Miscell. ex Arabum monument. Abſchn. I, 572. Bruce Reiſen zu den Nilquellen, Bd. 1, S. 558, überſetzt Leipzig 1790.

[25]) Sprengel, Geſchichte der Medicin 1793, Thl. 2 p. 290. An Inquiry into the Antiquity of the Smallpox etc. in Miscellaneous Works of the late R. Willan, London 1822. Th. Moore l. c. p. 94.

[26]) Bruce l. c. Reiske, Diss. miscell. observ ex Arab. monum. exhib. I Lugdun 1746 p. 9.

[27]) Bruce l. c. Bd. 1 cap. 8.

[28]) Schaufuß, Neue Entdeckungen über das Vaterland und die Verbreitung der Blattern. Leipzig 1805.

[29]) Procopii Persica lib. IV et Gothica lib IV überſetzt Augsburg 1607

[30]) Mead, de origine variol Op. omn. T. I p. 302, Paris 1707

[31]) K. Sprengel, Geſchichte der Ausbreitung der Blattern in den Beiträgen zur Geſchichte der Medicin. Bd. 1 St. 1 S. 7—86. Hurtrel d'Arboval, Wörterbuch der Thierheilkunde, deutſch von Dr Th. Renner, Weimar 1831, Bd 1 p. 258.

[32]) Anastasii biblia de vita pontific, cap. 69.

[33]) Sigberti anal. Marius v. Avanches, chronicon in du Chesne Francor scriptor coaetan Vol. 1 p. 237 Bouquet, Recueil T II p. 16.

[34]) Gregor v. Tours, de miracul. St. Martini L. I cap. 32, L. II cap. 51, L. III cap. 34. Francor hist. L. VI cap. 8, 36, L. IX cap. 13, L. X cap. 27 De gloria confessor. cap. 24.

[35]) Krauſe l. c. p. 156, 159.

[36]) Willan, über die Schutzblatternimpfung, p. 96.

[37]) Th. Moore l. c. p. 37.

[38]) Wendt, Efterretninger om Börnekopper etc. Kjöbenh. 1824, p. 67

[39]) Th. Moore l. c. p. 84.

[40]) Naumann, Krankheiten der Menſchen, Handbuch der mediciſchen Klinik Bd. III Abthl. I p. 576.

[41]) E. Wilſon, Hautkrankheiten p. 114. Dr. A. Hirſch, Handb. d. hiſtor. geogr. Pathologie, Erlangen 1859, Bd. 1 p. 227

[42]) Watson, Lectures islandic. edit. Vol. II p. 657. Wendt l. c. p. 67

[43]) Richter, Geſchichte der Medicin Rußlands, Moskau 1817, Thl. III p. 313

[44]) Müllers Sammlung ruſſiſcher Geſchichten, Thl. V p. 74 und 75. Pallas Reiſen, Thl. III S. 25.

[45]) Richter l. c. p. 349.

[46]) Chapman Lectures, Philadelphia Journ. of med. and phys 1824 Febr.

[47]) Gräfe und Walther Journ. Bd XI Hft. I f. Blattern.

[48]) Transactions Litterary Society of Bombay Allgem. med. Centralzeitung Jahrgang XXVIII St. 57 II.

[49]) Pruner l. c. p. 127 und 128.

[50]) Froriep Not. Bd. XI p. 127

[51]) Hufeland Journ. XXXI Hft. I p. 1

[52]) Edingb. Journ. 1856 Decbr 249.

[53]) Hirſch l. c. p. 221. Med. Zeitung Rußlands, Jahrg. 1844 Nr. 11

[54]) Hufeland Journ. Bd. 17 St. 4 p. 110.

[55]) l. c. Bd. 19 St. 1 p. 71. Naumann, l. c. p. 567—575

[56]) Rhazes de variol. et morbill. überſ. London 1747 und Göttingen 1781.

[57]) Haly Abbas, Theoria Lib. V c. 1. Abu Dschafar, Ahmed's Zad al Mosafar 1080 überſetzt ins Griech. aufgenommen von Synesius de febrib ed. J. A. Bernard, accedit viatica Constantini Africani L. VII Amstelod. 1749. Avicenna, Canon L. IV Tract. 4 cap. 6.

[58]) Lecon. commun. Lib VIII cap. 14.

[59]) Prax. medic. rosa anglica dicta, Augsb. 1595 p. 1071.

[60]) Vidus Vidius, Florenz 1542. Ingrassias, Palermo 1553.

[81]) Veith l. c. Bd. II p. 495.

[82]) Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 87. Huetrel d'Arboval l. c. Bd. 1 p. 240.

[83]) Gerson und Julius, l. c. Hft. 3 p. 126. Maitland, Account of inoculating the Smallpox, London 1722. Medical Essays and Observation publ. by a Society in Edingb. 1747 Vol. 1 p. 285. Rahn, Gemeinnütz. Magaz. Jahrg. II. Heinsius, Gründe für und wider die Blatterneimpfung. Henfler, Briefe über das Blatternbelegen.

[84]) Ежемѣсячныя сочиненія къ пользѣ и увеселенію служащія, Ч. I стр. 37.

[85]) Richter l. c. Thl. II p. 349.

[86]) Полное собраніе законовъ, C. Петерб. 1830 T. XVIII 13204.

[87]) l. c. T. XIX 13755, T XXI 15607

[88]) Hufeland Journ. Bd. 2 St. 2 p. 34. Louis Torf Fastes des calamités publiques. Par. 1858.

[89]) Haen, Quaestiones super methodo inoculand. variol. Vienn. 1757

[90]) Puffendorff, Ausführlicher Vorschlag zur Ausrottung der Blattern, Braunschweig 1792. Scuderi desgl. Schnepfenthal 1794. Eulenberg in der Zeitschrift für gerichtl. und öffentl. Medicin von Joh. L. Casper Bd. XX Hft. 2 p. 847 Berlin 1861.

[91]) Pearson, Analytical review 1798. Hufeland Journ. Bd. 2 St. 2 p. 167, 178.

[92]) Hufeland l. c. Bd. 12 St. 1 p. 66.

[93]) l. c. Bd. 19 St. 1 p. 57.

[94]) Faust, Allgem. Unterhalt. Göttingen 1767 p. 39.

[95]) Naumann l. c. p. 580.

[96]) Diction. des Sc. médic. T. LVI Art. vaccine.

[97]) Sammlung von Veterinärschriften auf Befehl Constantins VII. im Jahre 912 Veterin. med. Lib II ed Sim. Grynaei, Basel 1537 p. 205.

[98]) Salger, De lue vaccarum, Lond. 1718.

[99]) Hufeland Journ. Bd. 13 St. 3 p. 105. Hellwag im nord. Arch. für Natur- und Arzeneikunde, Kopenh. 1801 Bd. 1 S. 48. Provinzialbericht von Schleswig-Holstein 1815 S. 77.

[100]) Th. Beddoes, Oneries respecting a safer method of performing inoculation, London 1796.

[101]) Jenner, über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken, deutsch von J. Ballhorn, Hannover 1799 2. Aufl., latein. von de Carro, Wien 1799.

[102]) Hufeland Journ. Bd. 11 St. 3 XI p. 158, Bd. 19 St. 1 p. 71.

[103]) l. c. Bd. 2 St. 2 VIII p. 81, 184, 187, Bd. 17 St. 4 p. 110, Bd. 6 St. 4 p. 907.

[104]) l. c. Bd. 11 St. 4 X p. 187.

[105]) l. c. Bd. 13 VII p. 164. Полное собраніе законовъ T XXVII 20226, T. XXI 24622.

[106]) Med. Zeitung Russlands, Jahrg. 1 Nr. 2.

[107]) Günthers Gesch. der Vaccin, Köln 1802. Allgem. med. Centralzeitung, Jahrg. XXVIII St. 57 ff.

[108]) Duncan Stewart p. 280.

[109]) Hirsch l. c. p. 220.

[110]) Annales of philosoph. 1832 p. 150.

[91]) Brauer l. c. p. 136.

[92]) Zeitſchrift der Geſellſch. Wiener Aerzte 1858, Nr. 11.

[93]) Heim, über den Stand der Vaccination in England, Heidelberg klinisch. Annal Bd. IV Hft. 1 p. 66. Gerſon und Julius l. c. 1880 Hft. 1.

[94]) Williams, Elements of Medicin p. 49 Hufeland Journ. Bd. 19, St. 1 p 71, Bd. 14 St. IV p. 134.

[95]) Montly Magaz. Febr. 1806 p. 161

[96]) Hufeland Journ. Bd. 1 St. 3, März Nr. 1.

[97]) William, Geſchichte der Menſchenblattern u. d. Vaccine, Sulzach 1849 p. 29.

[98]) Robert, über die Blattern, nach dem Franzöſiſchen von C. W. Günz p. 119.

[99]) Abrégé pratique des maladies de la peau, Bruxelles 1834. Schebel und Cazenave, Neue Entdeck. über die Verhütung der Menſchenblattern bei Vaccinirten, Leipzig 1829. Henke, Zeitſchrift für Staatsarzeneikunde 1828, Vol XV p. 259. Fuchs, Hautkrankheiten p. 1151.

[100]) Sachs Jahrbücher der Medicin 1838 p. 217.

[101]) Froriep Not. Bd. XXIX p. 256.

[102]) Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 70, Bd. 15 St. 2 p. 86—89. Oeſterreich. Wochenſchr. von Raimann und Roſas 1843 IV Nr. 43—46. Zeitſchrift der Aerzte in Wien Nr. 44 und 47.

[103]) Bernhardi, Zeitſchrift für wiſſenſchaftliche Therapie Bd. IV Hft. 3 p. 280.

[104]) Hufeland Journ. l. et l. c.

[105]) l. c. Bd. 12 St. 1 p. 70 und 82, Bd. 14 St. 1 IV p. 94.

[106]) l. c. Bd. 14 St 1 IV p. 98.

[107]) Robert l. c. p. 110. Hufeland Journ. Bd. 12 St. 1 p. 79 und 85, Bd 2 St. 2 VIII p. 180.

[108]) Tagesberichte über die Fortſchritte der Natur- und Heilkunde von Froriep, Weimar 1850 Juli Nr. 164. Gaz. médic. de Paris 1850 Jun. 26 und 30.

[109]) Augsburger Zeitung vom 8. Octbr. 1858, Beilage Nr. 276. Wochenblatt der Zeitſchrift der Aerzte in Wien Nr. 44 und 47, p. 290.

[110]) Hufeland Journ. Bd. 15 St. 2 p. 98.

[111]) l c. p. 44. Bd. 14 St. 1 p. 114.

[112]) Dieterici, Ueber die Vertheilung der Bevölkerung nach Geſchlecht, Alter ꝛc. Berlin 1848 p. 8.

[113]) Vergl. Citat Nr. 77.

[114]) Hufeland Journ. Bd. 15 St. 2 p. 133.

[115]) Dieterici, Mittheilungen des ſtatiſt. Büreaus, 4. Jahrg. Berlin 1851, p 322.

[116]) Lebert, Handbuch der Medicin, Tübingen 1858 Thl. 1 p. 68.

[117]) Hleſch l. c. Abthl. 1 VI.

[118]) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde in Berlin 1841 21. April V.

[119]) Bernhardi l c. p. 228.

[120]) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde 1859 Nr. 51 p. 257.

[121]) Preuß. Med.-Zeitung 1861 Nr. 2 und 3 vrgl. die einzelnen Angaben der Zeitschrift des Vereins für Heilkunde 11. Jahrg. Nr. 51 und 52, 3. Jahrg. Nr. 10.

[122]) Med. Zeitung des Vereins für Heilkunde 1859 Nr. 51 p. 257.

[123]) Med. chirurg. Monatshefte von Friedrich und Vogel, Jahrg. 1859 Septbr.

[124]) Spitalzeitung Nr. 15, Beilage zur wiener med. Wochenschrift Nr. 81.

[125]) Vergl. Citat 122, 123, 124.

[126]) Bericht über den Volksgesundheitszustand ꝛc. für 1859 auf Befehl des Herrn Ministers des Innern. Nach officiellen Berichten zusammengestellt vom Medicinal-Departement. St. Petersburg 1861.

# Die Reiſe des Bibliothekars J. D. Schumacher im Jahre 1721—22.

Der Elſaßer Joh. Daniel Schumacher, welcher im Jahre 1710 in den Dienſt Peters des Großen gezogen worden war und ſowohl in der Stellung als Bibliothekar des großen Monarchen als auch ſpäter bei der Akademie der Wiſſenſchaften eine der einflußreichſten Rollen ſpielte, fand ſich im Jahre 1721 veranlaßt ſeinen hochbetagten Vater zu beſuchen. Dieſe Reiſe erfreute ſich nicht nur der Genehmigung ſeines Herrn, ſondern ſollte für letzteren noch eine Gelegenheit darbieten eine Reihe verſchiedener Wünſche erfüllt zu ſehen. Der neulich von P. Pekarſki in ſeinem Werke über die Wiſſenſchaft und Literatur in Rußland zur Zeit Peters des Großen*) veröffentlichte Bericht Schumachers über ſeine Reiſe, enthält eine ganze Reihe intereſſanter Punkte, deren Mittheilung auch nichtruſſiſche Leſer mehr oder weniger intereſſiren dürfte.

In Folge eines Kaiſerlichen Befehls erhielt Schumacher eine von dem Leibmedicus Laurentius Blumentroſt ausgefertigte Inſtruction zu ſeiner Reiſe nach Frankreich, Deutſchland, Holland und England. Die darin enthaltenen Aufträge beſtanden in folgenden Punkten:

1) Die auf Befehl des Kaiſers angefertigte Karte des Kaſpiſchen Meeres der Académie des sciences in Paris ſammt einem Schreiben des Kaiſers zu überreichen.

*) Наука и Литература въ Россіи при Петрѣ Великомъ. Изслѣдованіе П. Пекарскаго. Спб. 1862. 2 Bände in 8°.

2) Zeichnungen von den verschiedenen auf dem Pariser Observatorium befindlichen Maschinenmodellen anfertigen zu lassen.

3) Bei dem namentlich durch seine Kenntniß in den physikalischen Wissenschaften, besonders der Mechanik bekannten P. Sebastian (Truchet) über verschiedene Werkzeuge und Instrumente, über ein darüber verfaßtes Werk nebst Abbildungen und über die tuba acustica die nöthigen Nachrichten einzuziehen.

4) Mit dem älteren Herrn Du Verney wegen der aus Wachs herzustellenden anatomischen Gegenstände Rücksprache zu nehmen.

5) Den Herrn De l'Isle, den Geographen und Astronomen, und Herrn Du Verney den jüngeren, den Anatomen, für den Dienst des Monarchen zu gewinnen.

6) In Deutschland aber den Herrn Professor Christian Wolff.

7) Mit Orffyraeus wegen des von ihm erfundenen Perpetuum mobile womöglich zu unterhandeln, wenn nämlich Professor Wolff die Sache für nützlich erachtet.

8) Einen Gärtner, welcher in Leyden bei Herrn Court van der Voort gearbeitet hat, nach Rußland zu ziehen.

9) Bei Herrn Fahrenheit verschiedene Thermometer und bei Herrn Muschenbroek verschiedene Maschinen und zur Experimentalphysik gehörige Instrumente zu bestellen.

10) In England irgend einen Mann aufzutreiben, welcher im Stande wäre Experimente anzustellen und die dazu nöthigen Instrumente anzufertigen.

11) Sowohl öffentliche als Privat-Museen zu besuchen und Acht zu geben, in welchen Stücken sich dieselben von dem Museum des Kaisers unterscheiden. Finde es sich, daß das Kaiserliche Museum Lücken hätte, so sollte Sorge getragen werden, dieselben auszufüllen.

12) Eine vollständige Bibliothek für den Kaiser einzurichten und

13) mit Gelehrten in Correspondenz zu treten zur Förderung der Künste und Wissenschaften in den Staaten Seiner Majestät und zumal, um eine Societät der Wissenschaften, ähnlich der in Paris, London, Berlin u. a. O. befindlichen, zu begründen.

Außerdem trug der Leibmedicus Blumentrost ihm auf, einige geschickte Aerzte und Chirurgen, womöglich einen vollkommenen Operateur nach Rußland zu besorgen, chirurgische Instrumente bei dem besten Meister in Paris zu bestellen und auf den Zustand der Medicin in den einzelnen Ländern Acht zu haben.

Die auf der Bibliothek der Akademie der Wiſſenſchaften befindlichen Briefſchaften Schumachers ſetzen uns in den Stand ſeine Reiſe etwas genauer zu verfolgen. Er muß um die Mitte des Februars 1721 von Petersburg, wo er ſeine Braut, die Tochter des Küchenmeiſters der Kaiſerin, Velten, zurückließ, abgereiſt ſein und zwar zunächſt nach Riga, wo er in der Citadelle bei dem Feldapotheker Schweikert abgeſtiegen zu ſein ſcheint. Um die Mitte März war er in Königsberg, von wo er nach Danzig und dann nach Berlin ging. Zu Anfang Juni finden wir ihn ſchon in Amſterdam, wohin er über Hamburg gegangen war. Ein Brief des Archiaters Laur. Blumentroſt, datirt Reval den 1. Juni, den er am 9. Juni in Amſterdam erhielt, fordert ihn auf möglichſt ſchnell nach Paris zu gehen, bevor die Peſt dieſen Ort erreicht habe, um dort das Sendſchreiben des Kaiſers zu überbringen. Es muß die Gefahr nicht ſo groß geweſen ſein, da wie wir unten ſehen werden, er erſt den 9. Auguſt in Paris anlangte. In der Zwiſchenzeit ſcheint er ſeine Geſchäfte in verſchiedenen Städten Hollands betrieben zu haben. In Paris muß Schumacher bis ſpät in den October hinein geblieben ſein, begab ſich dann nach ſeiner Vaterſtadt Colmar, wo er auch ſeine Gymnaſialſtudien beendigt hatte, bevor er die Univerſität zu Straßburg bezog, um ſeinen dort lebenden 70-jährigen Vater zu beſuchen. Dorthin ward ihm am 19. November gemeldet, daß ſein Freund Scherz in Straßburg ſich am letztvergangenen Sonntage habe von der Kanzel herabwerfen laſſen und daß das Hochzeit-Feſtin am 26. November celebriret werden ſolle. Am 19. December hatte er bereits Straßburg verlaſſen und war nach Frankfurt gegangen. Im Februar finden wir ihn wieder in Holland und bis zum April in London, von wo er über Holland nach Hamburg und von dort gegen Ende des Juli nach Lübeck ging, um nach St. Petersburg zurückzukehren.

Wenden wir uns nun wieder zu dem oben angeführten Bericht aus dem Jahre 1722, ſo lautet derſelbe nach der Reihenfolge der einzelnen Paragraphen der Inſtruction, welche der Verfaſſer feſthält, in deutſcher Ueberſetzung alſo:

§ 1. Als ich den 4. Auguſt in Paris anlangte und mit meiner Equipage ſo weit in Ordnung war, daß ich ausfahren konnte, begab ich mich unverzüglich zum Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, Abbé Bignon, und übergab ihm das Schreiben des Herrn Leibmedicus, in welchem dieſer meine Sendung ankündigte.

Sobald jener den Brief geleſen hatte umarmte er mich nach fran-

zösischer Art überaus freundlich und wünschte das Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät und außerdem die Karte zu sehen, ich aber antwortete, daß ich dieselben nicht bei mir hätte und mir überdies befohlen worden, sie in öffentlicher Sitzung zu überreichen, und bat deshalb eine solche anzuberaumen, was er auch, nach vorläufiger Meldung an den Regenten, am folgenden Tage that.

An welchem Tage morgens Herr De l'Isle, der Königliche Geograph, zu mir in die Wohnung kam und mich im Namen der Königlichen Societät einlud, das allergnädigste Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät und die Karte um drei Uhr Nachmittags im Louvre, wo die Sitzung anberaumt war, zu überreichen.

Zur festgesetzten Zeit erschien ich dort, wurde von Herrn De l'Isle dahin geführt, wo ich die erlauchte Societät versammelt sah, wo die Herren Marquis de Torcy, welcher zu der Zeit das Präsidium hatte, der Cardinal Polignac, der Abbé Fleury, der Bischof Fréjus und die übrigen geehrten Mitglieder sich befanden.

Als ich das allergnädigste Schreiben Ew. Kaiserlichen Majestät dem Secretär Fontenelle überreicht hatte, und zwar mit der üblichen Begrüßung, daß mir durch diese Sendung ein überaus großes Glück zu Theil geworden, denn einerseits hätte ich das Glück den allergnädigsten Befehl eines so großen Monarchen zu vollführen, andererseits mit so berühmten Männern bekannt zu werden und aus ihren Vorträgen Nutzen zu schöpfen, wurde das Schreiben mit aller Reverenz gelesen und mit großer Aufmerksamkeit gehört. Darauf dankte der Marquis de Torcy im Namen der Akademie mit aller Reverenz für das allergnädigste Schreiben, zumal weil es ihnen so bewundernswerth vorgekommen, daß ein so berühmter Monarch aus Liebe zu den Künsten und Wissenschaften sich so zu erniedrigen geruht, unter Privatpersonen Platz zu nehmen. Dem Secretär aber befahlen sie ihren allerunterthänigsten Dank an Ew. Kaiserliche Majestät ebenfalls schriftlich auszusprechen, und mir wurde dieser Brief vor meiner Abreise von der Societät übergeben. Darauf las man auch das Schreiben des Herrn Leibmedicus vor den Mitgliedern der Akademie, in welchem er ausführlich auseinandersetzt, was in der Karte verbessert worden und wie man die Absicht habe, in Rußland eine Akademie der Wissenschaften zu stiften und welchen Anfang man schon in dieser Sache gemacht habe.

Darauf las man das Specimen ornithologiae oder eine kurze Beschreibung der von Dr. Messerschmidt in Sibirien gesehenen Vögel als

Probe. Der Einrichtung und der Methode zollte die Akademie ihre Bewunderung und man wünſchte nur, daß auch der übrige Theil der Naturgeſchichte aller ruſſiſchen Provinzen ebenſo umſtändlich beſchrieben und die wichtigſten Gegenſtände colorirt werden möchten, in welchen Dingen die Akademie alle Zeit bereit wäre ihre Meinung abzugeben.

Die Karte bewunderten alle ſehr, da das Kaſpiſche Meer gegen die Anſicht aller Geographen eine andere Geſtalt bekommt, beſonders bei der Bucht von Abſcheron, wo dem Meere keine größere Breite als 15 Meilen zugewieſen wird. Darauf richtete man eine Frage an mich, die ich, wenn ich mich nicht zuvor auf dieſelbe vorbereitet hätte, ſchwerlich hätte beantworten können. Der Cardinal Polignac ſagte, natürlich mit den Worten des Herrn De l'Isle: „Wir ſehen aus der Sondirung, daß das Meer von Aſtrachan bis nach Farabad befahren worden, denn alle Häfen, Seen und Flüſſe ſind fleißig verzeichnet; woher glaubt man denn, daß dieſe Gegend nicht befahren worden und es deshalb unmöglich ſei anzunehmen, ob die gegebene Situation richtig ſei"?

Hierauf antwortete ich, daß dieſe Gegend von denſelben Leuten auf dieſelbe Weiſe ſondirt worden ſei, Ew. Kaiſerliche Majeſtät aber aus einigen Staatsgründen es bis dahin noch nicht zu veröffentlichen geruht, daß es aber zu rechter Zeit der Akademie mitgetheilt werden würde.

Mit dieſer Antwort ſchien ich alle zufriedengeſtellt zu haben, denn man wünſchte, daß der allerhöchſte Gott Ew. Kaiſerlichen Majeſtät auf viele Jahre Wohlſein und Leben verleihen möchte, damit man nicht allein dieſe, ſondern auch alle andern Pläne Ew. Kaiſerlichen Majeſtät, welche es auf die Förderung der Künſte abgeſehen, vollendet ſehen könnte.

Hiermit endigte die Sitzung, nachdem zuvor der Präſident dem Herrn De l'Isle die Karte und Herrn Dauty d'Isnard das Specimen Ornithologiae druckfertig zu machen aufgetragen hatte, um es in die Memoiren zu bringen, dabei befahl er beiden mich überall hinzuführen, alles zu zeigen, was ich zu ſehen wünſchte und mir in allen Stücken zu helfen. Es war nur mein Unglück, daß man wußte, daß ich das Glück habe Bibliothekar bei Ew. Kaiſerlichen Majeſtät zu ſein, denn dieſer Charakter brachte ſie auf den Gedanken, daß ich mit den Bibliothekaren anderer Monarchen gleichſtände. Deshalb war ich genöthigt mich nach ihrer Meinung zu richten und, um den Reſpect meines Herrn aufrecht zu erhalten, eine ſehr theure Equipage haben.

§ 2. Am nächſtfolgenden Tage begab ich mich mit den mir zugewie-

ſenen Männern aufs Obſervatorium, um die dort befindlichen Inſtrumente und Maſchinen anzuſehen. Ich ließ dieſelben durch einen geſchickten Mechaniker mit größter Mühe abzeichnen, weil ſich bei demſelben keine Zeichnung befand, und da viele ohne Bezeichnung des Maßſtabes verfertigt waren, hatte der Zeichner große Schwierigkeiten zu beſtehen. Ew. Kaiſerliche Majeſtät werden erſehen, ob ſie das Lob verdienen, das ihnen gezollt wird.'

In der That habe ich dergleichen an vielen Orten geſehen und was hier nicht erwähnt wird, iſt bereits in Memoiren mit Zeichnungen gedruckt worden, ſowie auch Leonhard Sturm davon Erwähnung gethan und ich deſſen Zeichnungen hinzugefügt habe.

§ 3. Zeichnungen von allerlei Kunſtwerken ſind nicht viel angefertigt, und ſeit der Zeit, als Ew. Kaiſerliche Majeſtät Paris verlaſſen haben, ſind nur 18 beendigt worden, welche Herr v. Reaumur zur Ueberreichung an Ew. Kaiſerliche Majeſtät übergeben hat.

Obwohl die Erklärung derſelben ſchon fertig iſt, iſt ſie noch nicht druckfertig, doch glaubt man, daß ſie bald veröffentlicht werden könne. P. Sebaſtian (Truchet) hat die tuba acustica noch nicht vervollkommnet, die Trommel, welche aus einer ſehr dünnen Membrane beſteht, wird bei feuchter Witterung ſehr ſchwach und dient deshalb denen, welche zu ihrem Gebrauch gezwungen ſind, wenig oder gar nicht. Dieſem Mangel hat er bisher noch nicht abhelfen können und man darf darauf keine große Hoffnung haben, weil Truchet bei dem herannahenden Alter ſehr ſchwach und mißvergnügt wird.

§ 4. Mit Herrn Du Verney, welcher eine Anatomie aus Wachs anzufertigen verſprochen und darüber auf Befehl Ew. Kaiſerlichen Majeſtät mit dem verſtorbenen Herrn Dr. Areskin einen Contract gemacht hatte, habe ich viel Mühe gehabt, denn er hat viel Hinterliſt beurkundet und mir eine Rechnung gemacht, über die ich erſchrecken und mich wundern mußte. Auch zeigte er mir vernichtete Bankbriefe, welche er ſtatt des zu dieſem Zwecke geſandten Geldes anzunehmen gezwungen worden, ſowie auch einen Brief des verſtorbenen Dr. Areskin, welchem zufolge letzterer ihm eine vollſtändige Sammlung billiger anatomiſcher Präparate verſprochen, ſein Wort aber nicht gehalten. Deshalb behauptet er, daß er, weil von unſerer Seite der Contract gebrochen ſei, er ihn auch ſeinerſeits nicht zu halten brauche. Außerdem ſei der Modelirer jenes Körpers geſtorben. Ich dankte Gott, daß ich mit großer Mühe und allerlei Kineſſen das Gehirn

ſammt der Hirnſchaale von ihm erhielt, allein er wollte es mir nicht früher geben, als es die Königliche Majeſtät geſehen, und deshalb erwirkte er die Erlaubniß in Gegenwart Sr. Majeſtät eine Demonſtration des Gehirns vortragen zu dürfen. Bei dieſer Gelegenheit wurde ich der Königlichen Majeſtät von deren Lehrer, dem Herrn Abbé Fleury, Biſchof von Frejus, mit dieſen Worten vorgeſtellt: „Sire, dies iſt Derjenige, welcher das allergnädigſte Schreiben des Kaiſers aller Reußen unſerer Akademie überbracht hat". Worauf Se. Königliche Majeſtät mich zum Handkuß zuließ und der Marſchall von Villeroy antwortete: „Es iſt in der That ein großer Monarch, den jetzt alle übrigen Monarchen als ihr vollkommenes Vorbild betrachten können".

§ 5. Der jüngere Du Verney konnte nicht als Anatom in den Dienſt Ew. Kaiſerlichen Majeſtät treten, da er kurz vorher ſich verehelicht und ſeine Frau durchaus nicht aus Paris fort will. Er iſt der geſchickteſte Anatom in Paris und trägt verſchiedenen Chirurgen, welche von den Königen von Preußen, Dänemark und Schweden dahin geſchickt worden ſind, Anatomie vor. Auch erbietet er ſich, falls Ew. Kaiſerliche Majeſtät einige junge Leute deshalb hinſchicken will, dieſelben mit allem Eifer und Fleiß zu unterrichten.

Herr De l'Isle, der Geograph und Aſtronom, aber nahm jene Gnade mit Freuden an und überläßt die Beſtimmung ſeines Gehalts dem allergnädigſten Ermeſſen Ew. Kaiſerlichen Majeſtät, und da er Bücher und zum Obſerviren nöthige Inſtrumente, auf welche er ſich verlaſſen kann, braucht, bittet er allerunterthänigſt, daß ihm zu dieſem Behufe und zur Beſtreitung der Reiſekoſten 10,000 Livre vorausgezahlt werden. Die Motive oder Urſachen, weshalb er dies thut, ſowie auch was er hier auszuführen geſonnen und was er ausführen kann, hat er in einem Brief an den Herrn Leibmedicus umſtändlich auseinandergeſetzt.

Was ich in Kunſtkammern, ſowie auch in öffentlichen und Privatbibliotheken geſehen und was dort gekauft, werde ich unten in Paragraph 11 und 12 melden.

Nur will ich noch erwähnen, daß, da die Gelehrten kein Encouragement haben und mehr an das tägliche Brot als an irgend welche Speculationen zu denken gezwungen ſind, unter der gegenwärtigen Regierung der Kunſt eher Schaden als Vortheil bevorſteht. Auch iſt zu beachten, daß Herr von Reaumur der Akademie angezeigt hat, als habe er das Geheimniß entdeckt, Gußeiſen ſo weich zu machen, daß man es wie Schmiedeeiſen

feilen, schweißen u. s. w. könne, auch hat er über diesen Proceß Ew. Kaiserlichen Majestät schreiben wollen und wie ich glaube es schon gethan.

§ 6. Nichts hat mir so viel Vergnügen gewährt als die glückliche Erfüllung des Auftrags, welcher mir in Betreff des Hofraths und Professors Wolff gegeben worden war; denn ich habe ihn so beredet, daß er gern darauf einging in den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät zu treten. Anfangs machte mir dies viele Mühe, denn er sagte mir, daß er kein besseres Leben wünsche, daß er einen gnädigen Monarchen, Lob von den Studiosis, eine feste Anstellung und ausreichende Einnahmen habe, die er alljährlich durch seine Schriften, durch die Gesellschaften, Disputationen und von seinem Gehalte 4000 Thaler gewinnen könne und außerdem in einem mäßigen Klima lebe; dagegen sei es unbekannt, ob er das Glück haben würde Ew. Kaiserl. Majestät zu gefallen, ob seine Grundsätze dem Adel und den Gelehrten genehm sein würden, ob er nicht bald es bereuen würde und der Schade, den er in Deutschland durch den Eintritt in den russischen Dienst erleiden würde, ersetzt werden könne; deshalb dürfe man es ihm nicht übelnehmen, wenn er das Bekannte dem Unbekannten vorzöge. Aber alle diese Bedenken habe ich ihm ausgeredet, wie er es selbst in einem Briefe vom September*) 1722 bekräftigt, und habe ihm den Dienst Ew. Kaiserl. Majestät so geschildert, daß er sich nicht mehr weigerte in denselben zu treten.

Die Bedeutung und den Ruhm, den er in der Philosophie und zumal in der Mathematik und Experimentalphysik durch seine Werke bei den Gelehrten verdient hat, sind Ew. Majestät sehr bekannt.

Er verspricht es, falls es nützlich ist, ein Perpetuum mobile zu Stande zu bringen, eine Societät der Wissenschaften zu begründen und sie so zu halten, daß sowohl auswärtige als hiesige Gelehrte Nutzen und Vergnügen daran hätten, und übrigens verspricht er all seine Studien und seine Wissenschaft zum Nutzen des Publikums und der Lernenden zu verwenden und erwartet von Ew. Kaiserl. Majestät nur die allergnädigst confirmirte Vocation und Capitulation.

§ 7. Bevor ich mit dem Erfinder des Perpetuum mobile Orffyraeus sprach, habe ich mich darüber mit dem Herrn Professor Wolff berathen und ihm die Absicht Ew. Kaiserl. Majestät kundgethan, daß obwohl

*) Es ist wohl der fünfte Brief (vom 18. Aug. 1722) in der 1860 von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Sammlung der Wolffschen Briefe gemeint.

Ew. Majeſtät zu allgemeinem Nutzen gern eine gewiſſe Summe hergeben wolle, dieſelbe jedoch nicht umſonſt hinauswerfen möchte. Deshalb bat ich ihn, daß er mir ſeine Meinung darüber ſagen möchte. Er antwortete, daß man darüber faſt nichts ſagen könne, denn obwohl Orffyraeus ein Rad gemacht habe, das ſich ohne äußere Kraft dreht und Schweres aufhebt (anzieht), man deshalb doch nicht ſagen könne, daß es in der That ein Perpetuum mobile ſei und dem Publikum großen Nutzen bringen werde; denn die innere Structur könne man nicht ſehen. Und er befahl mir darüber mit dem Erfinder zu ſprechen und ihm wieder Meldung darüber zu thun, was geſchehen ſolle, dann wolle er ſeine Meinung ſchriftlich geben.

Ich wollte mich ohne alle Zögerung gerade nach Kaſſel und Weißenſtein begeben in der Meinung, den Herrn Orffyraeus dort zu treffen, erhielt aber die Nachricht, daß der Herr Landgraf ihn mit den zerſchlagenen Theilen des Perpetuum mobile nach Carlshafen (früher Siburg genannt) fünf Meilen von Kaſſel geſchickt und ihm ein beſonderes Haus angewieſen habe, damit er beſſer ſeinen Gedanken und Rechnungen nachgehen könne, ſowie auch um einen ſo widerwärtigen Gaſt loszuwerden. Ew. Kaiſerl. Majeſtät geruhen nun allergnädigſt zu hören, weshalb der Erfinder ſeine Maſchine zerſchlagen hat.

Der obenerwähnte Herr Landgraf hatte den Herrn Profeſſor 's Gravesande aus Leyden eingeladen, damit er ihm die phyſiſch-mathematiſchen Experimente, welche in ſeinem Werke veröffentlicht ſind, demonſtrire, und dabei kam das Geſpräch auf das Perpetuum mobile und ob das Rad des Orffyraeus in der That ein Perpetuum mobile ſei. Der Herr Landgraf behauptete es und befahl dem Orffyraeus es dem Herrn 's Gravesande zu zeigen, ohne ihm zu ſagen, wer 's Gravesande wäre. Orffyraeus gehorchte dem Befehl und zeigte ſeine Maſchine in Gegenwart des Herrn Landgrafen. 's Gravesande aber that ſoviel Fragen und wollte ſo dringend die innere Structur ſehen, daß Orffyraeus auf den Gedanken kam, man wolle ſein Geheimniß herausbekommen; weshalb er nichts mehr zeigte und ſobald man fortgegangen war ſeine Maſchine zertrümmerte, damit er nichts zu befürchten habe. Und als ich in Siburg einige Tage mit dem Erfinder verkehrt hatte und ihm ein recht guter Freund zu ſein glaubte, that ich ihm Ew. Kaiſerl. Majeſtät hohe Abſicht kund, worauf ſeine erſte Frage war: „Hat Herr Schumacher Geld?“ Ich antwortete, daß dafür mehr Geld in Bereitſchaft ſei als er zu bekommen gedenke und

daß S. Kaiserl. Majestät große Gnade die Zahlung für seine Erfindung zu zollen wünsche, wenn sie nur die Probe aushielte. „Allerdings wird sie die Probe aushalten und ich bin bereit meinen Kopf zu verlieren, wenn das nicht wahr ist.“ Darauf antwortete ich: „Wollen wir zwei der berühmtesten Mathematiker einladen, welche, nachdem sie zuvor einen Eid geleistet haben, daß sie das Geheimniß nicht verrathen werden und nachdem der Erfinder die Summe deponirt weiß, die Maschine prüfen sollen und damit wollen wir zufrieden sein.“

Hierauf konnte ich von ihm keine Resolution erhalten, denn er blieb bei seiner Meinung, daß die Maschine richtig sei und niemand dieselbe tadeln könne, es sei denn aus Mißgunst. Die ganze Welt sei voll von schlechten Menschen, denen es schwer sei zu glauben und sein letztes Wort nur: „Auf eine Seite legt ihr mir 100,000 Thaler und auf die andere lege ich meine Maschine.“ Mehr konnte ich nicht mit ihm ausrichten, wenn ich auch ein ganzes Jahr mit ihm verkehrt hätte. Deshalb kehrte ich wieder nach Halle zurück und berichtete dem Herrn Professor Wolff darüber, was ich bei Herrn Orffyraeus gethan. Es ist in der That schwer zu glauben, was für Streitigkeiten das Perpetuum mobile hervorgerufen. Herr Professor 's Gravesande glaubt, daß ein Perpetuum mobile nicht den mathematischen Principien widerstreite und obwohl man nicht behaupten könne, daß das Rad des Orffyraeus einen großen Nutzen dem Publikum bringen werde, so streite es doch nicht wider die Vernunft und könne, falls es in die Hände geschickter Mathematiker käme, zu größerer Vollkommenheit gebracht werden. Dieselbe Ansicht hat der deutsche Mathematiker Kaschube, dessen Entwurf und Zeichnung ich von ihm erstanden habe. Herr Mangold, Dr. med. in Rinteln, glaubt auch eins gefunden zu haben und hat darüber eine kleine Schrift veröffentlicht. Ich bin eigends zu ihm gefahren, um darüber bessere Nachrichten einzuziehen. Er hatte aber nichts fertig und alles was er hatte, besteht in der Theorie und in Projecten, und wenn eine hohe Person die Unkosten tragen will, verpflichtet er sich viele Dinge zu machen.

Des Herrn Gärtner Perpetuum mobile, das ich in Dresden gesehen, besteht aus Leinwand, welche mit Sand bestreut ist, und einer schleifsteinartigen Maschine, welche sich von selbst hin und zurück bewegt; aber nach den Worten des Erfinders kann sie nicht gar groß verfertigt werden.

Die französischen und englischen Mathematiker geben nichts auf alle solche Perpetuum mobile's und sagen, daß dies gegen die Principien der

Mathematik sei. Aber der Herr Professor Wolff hat seine Meinung darüber schriftlich gegeben, welche ich hier wörtlich wiederzugeben für gut befunden habe. Denn sie stimmt mit der Meinung fast aller Mathematiker überein und lautet also:

Wahrhaftes Urtheil über das orffyräische Perpetuum mobile.

1) Zuvörderst findet kein Zweifel statt, daß das Rad des Orffyraeus sich nicht durch eine äußere Kraft bewegt, sondern diese Bewegung durch besonders gegen einander gestellte Kugeln bewerkstelligt wird: a) denn ich habe selbst gesehen, wie sich dieses Rad ohne alle äußere Berührung in gleicher und schneller Bewegung, wenn es von außen nicht aufgehalten wurde, drehte. Ein Betrug von außen konnte nicht stattfinden, da es von beiden Seiten frei und offen dalag und auf Wunsch von einem Orte zum andern getragen werden konnte. b) Als das Rad von seiner Stelle gerührt wurde, nahm der Erfinder, welcher bei den dazu erwählten Commissaren eine Probe machte, einige Gewichte, von denen er eines in ein Tuch gewickelt befühlen ließ; und zwar nicht von der Seite, sondern nur der Länge nach durfte man es befühlen, es hatte eine cylindrische Gestalt und war nicht sehr dick. c) Ebenso hörte man, daß die Gewichte in der Richtung, wo das Uebergewicht stattfand, stark anschlugen und daraus erhellt, daß durch ihr Schlagen das Uebergewicht bewerkstelligt wurde. d) S. Durchlaucht der Landgraf von Hessen-Kassel, welcher ein geschickter Beurtheiler mechanischer Dinge ist, hat das Rad inwendig gesehen und mehrere Wochen in einem verschlossenen Gemache, dessen Thüren und Fenster er mit seinem Petschaft versiegelt hatte, gehalten. Er versichert sowohl durch mündliche als gedruckte Zeugnisse, daß die Bewegung nur durch die Gewichte bewerkstelligt wird und so lange vor sich gehen könne als die innere Structur keine Veränderung erleidet.

2) Weil es nach den Demonstrationen der Mathematiker unmöglich ist, daß eine Maschine sich durch eigene Kraft in beständiger Bewegung befinde, deshalb muß eine Materie von außen einige Hülfe gewähren, welche durch die Sinne nicht so bald wahrgenommen werden kann und deshalb nur solchen Männern verständlich ist, welche die Natur genauer kennen. Allein ich glaube, daß die Gewichte, welche durch einige Stäbchen an der Peripherie befestigt sind, also angefertigt sind, daß sie sich von der einen Seite, wo sie leicht sind, erheben und dann durch die Drehung des Rades wieder fallen und durch die Kraft, welche sie durch diesen Fall haben, auf ein an die Peripherie befestigtes Brettchen fallen und auf dasselbe anschla-

gen. Dergestalt erhält das Rad seine Bewegung durch das Anschlagen der Gewichte, wie man es hören kann, die Kraft des Schlagens hat es aber nicht von der Maschine, sondern durch eine dünne unsichtbare Materie, durch welche die Bewegung der fallenden Körper fortwährend beschleunigt wird.

Denn es besteht die Erfindung des Orffyraeus in der Kunst die Gewichte so einzurichten, daß sie sich von der leichten Seite stets erheben, aber durch den Fall wird nach meiner Meinung das hervorgebracht, was er verschweigt. Es ist wahrscheinlich, daß, wie Orffyraeus sagt, jeder die Erfindung begreife, der nur die innere Einrichtung des Rades gesehen.

3) Allein es könnte sein, daß wenn die innere Structur der Maschine bekannt würde, viele Mathematiker sie nicht mehr für ein Perpetuum mobile halten würden, da noch eine äußere Kraft da ist, welche mit hilft; das ist die unsichtbare Materie, durch welche schwere Körper in Bewegung kommen, wenn sie fallen und durch welche die Kraft der Bewegung zunimmt.

4) Da sich nun aber diese Materie überall befindet und unbehindert wirkt, man möge das Rad hinstellen wohin man will, deshalb ist es ebenso, als wenn die äußere Kraft auch nicht hülfe, und seiner Wirkung nach einem Perpetuum mobile gleich nach dem Wunsche der Mathematiker, welche darüber also urtheilen.

5) Inwieweit die innere Structur des Rades unbekannt ist, insoweit ist es unmöglich zu sagen, ob man die Kraft desselben verstärken könne oder nicht; vielleicht nimmt die Kraft nur bis zu einem gewissen Grade zu, dann aber wieder ab, wenn man das Rad größer machen will und auf solche Weise wäre die Vergrößerung schädlich.

6) In dem Zustande, in welchem sich das Rad jetzt befindet, kann man von ihm keine große Wirksamkeit erwarten; als ich dasselbe sah, waren die Speichen sehr dünn, die Nabe aber hohl zum Behuf schnellerer Bewegung des Rades, welche Bewegung zum Aufheben einiger Dinge gar viel beiträgt, aber man kann sie nicht stark anwenden, denn solche dünne Speichen nutzen bald ab und eine solche Nabe zerbricht gar bald. Außerdem ist es ein sehr großer Unterschied, ob sich die Maschine fortwährend bewegt oder nur eine kurze Zeit, wenn sie einige Minuten lang etwas zieht oder aufhebt.

7) Wer das orffyräische Rad zu kaufen wünscht, der sieht entweder

auf die Curioſität oder auf den Nutzen, um es mit Vortheil zur Bewegung einer Maſchine anwenden zu können.

Im erſten Fall muß man das, was im erſten und fünften Punkt vermeldet worden, in Betracht ziehen, in letzterem Falle das, was im 5. und 6. Punkt erwähnt wird.

Christian Wolff,

Den 5. Juli 1721.

Sr. königl. preuß. Majeſtät Hofrath, Profeſſor der Mathematik und Phyſik.

Aus dieſem Schreiben wird Ew. Kaiſerl. Majeſtät erſehen, daß das Perpetuum mobile noch nicht ſehr vervollkommnet iſt. Darauf ſchrieb mir Orffyraeus, daß, da ein gewiſſer Monarch die gedachte Summe allein auslegen will und deshalb dem Publikum ſeine Maſchine mit ſeiner Unterſchrift kund thun, er deshalb Ew. Kaiſerl. Majeſtät allerunterthänigſt erſuche, daß Ew. Kaiſerl. Majeſtät geruhen möchte daran einen gewiſſen Antheil zu nehmen.

§ 8. Bei Herrn Court van der Voort in Leyden, deſſen Liebhaberei die beſte Grundlage hat, wurde ich ausgezeichnet gut empfangen. Den Geſellen, welcher in ſeinem Fruchtgarten arbeitete und in der Fruchtgärtnerei, namentlich was die ſchnelle Erziehung der Frucht anbetrifft, ſehr erfahren iſt, konnte er Ew. Kaiſerl. Majeſtät nicht überlaſſen, da er nur ihn allein hat und ohne ihn auf keine Weiſe auskommen kann. Allein er erbietet ſich einen oder zwei junge Leute, welche deutſch verſtehen, verſtändig ſind, Luſt zur Gärtnerei haben und arbeitsluſtig ſind, in zwei oder drei Jahren ſo in der Kunſt zu fördern, daß ſie hier das ausführen können, was er dort zur Verwunderung ſeiner Nachbarn ausführt. Und wenn jemand die Art und Weiſe ſeiner Impfung, den Wärmegrad, welchen jeder Baum und jede Pflanze erfordert, und die betreffende Anwendung des Thermometers von ihm erlernt, ſowie ſeine unterirdiſche Oefen beſichtigt hat, ſo kann er ſich bald in dieſen Stücken vervollkommnen. Einen Abriß dieſer Oefen habe ich mitgebracht, welcher hier bei den Modellen vorliegt.

Unter andern Dingen, welche in ſeinem Garten befindlich ſind, iſt eine außergewöhnliche amerikaniſche Ananas beſonders bewundernswerth; ein Exemplar habe ich Ew. Kaiſerl. Majeſtät durch die Poſt, vier Bäume mit der Frucht aber zu Waſſer zu ſenden das Glück gehabt, was alles wohlbehalten hier angelangt iſt.

Herr Court van der Voort, dem ich den Zuſtand der Ananaſe Ew.

Kaiſerl. Majeſtät ſchilderte, wundert ſich ſehr, daß die genannten Bäume ſich nicht nur erhalten haben, ſondern manche von ihnen umgeſetzt worden ſind, von denen man ſich auch noch Früchte verſpreche.

§ 9. Einige tragbare Thermometer kaufte ich in Amſterdam bei Herrn Fahrenheit, von denen ich eines dem Herrn Abbé Fleury von Fréjus, das andere dem Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray verehrte, die übrigen aber mitgebracht habe. Einen Schiffsthermometer aber habe ich nicht genommen, da Fahrenheit ſelbſt ſagte, daß man ſich auf ſolche nicht gut verlaſſen könne. Und in der That würde es ſich bei genauerer Unterſuchung ergeben, daß beide Arten nicht ſehr richtig ſind.

Bei Muſſchenbroek in Leyden kaufte ich eine camera obscura, eine lucerna magica und andere Inſtrumente, welche zur Injection nöthig ſind; es ſind dieſelben von dem Herrn Profeſſor 's Graveſande corrigirt. Ich habe oben erwähnt, daß der gedachte 's Graveſande Physica mechanico-Newtoniana experimentis illustrata herausgegeben, wo alle Maſchinen zu den mechaniſchen, ſtatiſchen, hydroſtatiſchen, phyſiſchen und optiſchen Experimenten gezeichnet und gedruckt ſind und verſchiedene Monarchen haben ſolche Maſchinen bei Muſſchenbroek beſtellt und da ich wußte, daß ſolche Maſchinen Ew. Kaiſerl. Majeſtät gefallen, bin ich ihrem Beiſpiel gefolgt und habe dem Meiſter 200 Gulden Handgeld gegeben. Obwohl Muſſchenbroek ein guter Meiſter iſt, ſo arbeitet er dennoch, wenn er nicht von einem guten Mathematiker beaufſichtigt wird, nicht ſehr exact und deshalb habe ich Herrn 's Graveſande gegen ein Honorar von 100 Gulden verpflichtet darauf zu achten, daß jene Maſchinen richtig und ordentlich angefertigt werden. Es iſt in der That nicht viel Geld, allein mit großem Nutzen ausgegeben, und ſo glaube ich, daß Ew. Kaiſerl. Majeſtät es allergnädigſt genehmigen werde.

§ 10. In England iſt ein Parlamentsact zu Stande gekommen, dem zu Folge kein Künſtler es wagen darf ohne Erlaubniß das Land zu verlaſſen oder in den Dienſt eines anderen Monarchen zu treten, und zumal würden es die Hofleute ungern ſehen, wenn jemand in den Dienſt Ew. Kaiſerl. Majeſtät träte. Indeſſen habe ich für den Dienſt Ew. Kaiſerl. Majeſtät für 15 Rubel monatlich einen jungen Mann gewonnen, welcher phyſikaliſche Inſtrumente und eine Luftpumpe ausgezeichnet anzufertigen im Stande geweſen, und ihn in der Abſicht zu mir genommen, um ihn mit den erſten Schiffen hierherzubefördern; allein er verfiel in eine hitzige

Krankheit und ſtarb, wodurch nicht allein ein ſo ausgezeichnetes Subject, ſondern auch das ihm vorgeſchoſſene Geld verloren gegangen.

Ich habe mich dort zuerſt incognito unter fremdem Namen aufgehalten und einige Gelehrte beſucht, als ich aber erſah, daß der Ruhm Ew. Kaiſerl. Majeſtät und Dero Liebe zu den Künſten bei ihnen in hoher Achtung ſtand, gab ich mich zu erkennen und muß in Wahrheit zu ihrem Lobe ſagen, daß man mir darauf viel Ehre erwies und mir jegliche Gelegenheit gab, was es Wunderbares in England giebt zu beſehen. Die königliche Societät erwies mir die Ehre, mich zu ihren Privatſitzungen zuzulaſſen, welche ich, ſo lange ich in London war, fleißig beſucht habe.

Als das Geſpräch auf die Karte des Kaſpiſchen Meeres kam und man die gute Abſicht Ew. Kaiſerlichen Majeſtät in Ihrem Reiche, die Künſte und Wiſſenſchaften zu fördern, lobte, ſprach Dr. Woodward einen Gedanken aus, den ich nicht verſchweigen darf. Er ſagte: „Hätte unſer König eine ſolche Seele von Gott erhalten, ſo könnten wir uns freuen und auf beſſere Aufmunterung hoffen". Was ich aber in Muſeen und Bibliotheken geſehen habe, werde ich im nächſtfolgenden Paragraph vermelden, nachdem ich zuvor Ew. Kaiſerlichen Majeſtät von dem plötzlichen Tode des Hofraths Bonmaſſari allerunterthänigſt berichtet haben werde.

Als gedachter Bonmaſſari den 13. Februar 1722 bei dem venetianiſchen Reſidenten zu Mittag war, traf ihn nach beendigtem Mahle ein Schlaganfall dermaßen, daß er die Sprache verlor und auch bis zu ſeinem Tode ſprachlos blieb und fünf Stunden ſpäter hauchte er in Gegenwart des Reſidenten von Modena und eines venetianiſchen Secretärs Namens Ghilanſoni und in meiner ſeinen Geiſt aus. Die genannten beiden Herren wollten ſeine Briefſchaften und die bei ihm befindlichen Sachen an ſich ziehen, indem ſie vorgaben, der Verſtorbene ſei ein venetianiſcher Edelmann und ſie wären demnach verpflichtet die Papiere zum Beſten ſeiner hinterbliebenen Schweſter an ſich zu nehmen, denn es könnten darunter Wechſelbriefe und Obligationen ſein. Dagegen proteſtirte ich jedoch mit allen Kräften und ſagte, daß er im Dienſt Ew. Kaiſerlichen Majeſtät geſtanden und daß ich im Intereſſe meines Herrn nicht zulaſſen dürfe, daß ſich Fremde in ſeine Angelegenheit miſchten. Sollten ſich Wechſelbriefe und Obligationen, welche der Familie gehörten, darunter finden, ſo würden ſie ihnen zurückgegeben werden. Während wir ſtritten trug der Diener des Verſtorbenen, welchem ich von vornherein das Nöthige anbefohlen hatte, die nöthigſten Papiere zur Aufbewahrung in meine Wohnung. Als

ich aber die Herren nicht anders los werden konnte, befahl ich die Schatulle zu öffnen und zeigte ihnen alle wichtigen Papiere, sie fanden aber nichts und da sie die Armuth des Verstorbenen sahen, ließen sie alles in Stich. Ich aber ließ an dem Abende einen Lieferanten rufen und befahl den Verstorbenen am nächsten Tage um 8 Uhr seinem Range angemessen in Sanct James zu beerdigen. Die Schulden aber, welche er bei Schneidern, Schuhmachern u. a. hinterlassen hatte, habe ich, wie meine Quittungen ausweisen, bezahlt. Unter den Gläubigern war einer, welchen der Verstorbene während seines Aufenthalts in London als Spion gebraucht hatte. Dieser hat mich sehr geärgert, denn er gab eine Ausgabe von 200 Guineen an, welche er zu Geschenken zu verbrauchen gezwungen gewesen und drohte mir mit Arrest, wenn ich ihm diese Zahlung nicht leisten würde. Ich fand mich mit 50 Guineen mit ihm ab und hatte darauf vor in der Provinz Ew. Kaiserlichen Majestät Befehl abzuwarten. Als aber wegen der gedachten Conspiration ein Gerücht aufkam, befürchtete ich, daß mir unter solchem Vorwande irgend eine Widerwärtigkeit zustoßen könnte, weshalb ich nach Holland reiste und daselbst nach zweiwöchentlichem Aufenthalt den allergnädigsten Befehl Ew. Kaiserlichen Majestät mit allerunterthänigstem Respect erhielt, demselben in allen Punkten nachkam und alle Briefe des Verstorbenen wohlbehalten mit mir fortnahm.

§ 11. Beim Besuch der Museen habe ich weder Zeit noch Mühe und Kosten geschont; sobald ich von einem Museum hörte, bemühte ich mich es in Augenschein zu nehmen, und es sind sehr wenige in Deutschland, Holland, Frankreich und England, welche Ew. Kaiserliche Majestät nicht selbst gesehen, weshalb ich es für überflüssig erachte zu specificiren, was ich in denselben gesehen, wie es auch unmöglich ist, solches kurz abzumachen. Allein in Kürze will ich vermelden worans jene Museen bestehn.

In Riga ist das Kabinet des Dr. Martini, welches aus verschiedenen Naturalien, besonders aus sogenannten Petrefacten besteht, allein nichts Außergewöhnliches darbietet.

In Königsberg besitzt der junge Dr. Hartmann seines verstorbenen Vaters Bernstein-Cabinet, welches man betrachten muß, da in demselben erstlich allerlei Bernsteingegenstände sich befinden, zweitens ihre Entstehung genau zu ersehen ist.

In Danzig ist das Museum des Herrn Dr. Brayne berühmt wegen der wunderbaren Sammlung von Bernstein und Salzen und wegen der be-

rühmten Flora Japonica, von der ein Theil in der Berliner Kunſtkammer zu ſehen iſt.

Das Berliner Muſeum wird mehr wegen der hübſchen mit Spiegeln und Schnitzarbeit geſchmückten Gemächer als wegen der Gegenſtände, aus denen es beſteht, geſchätzt. Naturalien giebt es ſehr wenige und ohne Ordnung; die Hauptſache ſind: ſilberne und goldene in Augsburg ciſelirte Gefäße. Auch rühmt man ſehr Hirſchgeweih, welches aus einem Baume hervorkommt, ob es natürlich iſt oder nicht, darüber verlange ich das Urtheil Anderer. Das Königliche Münzcabinet und die Antiquitätenkammer, welche ſich unter der Aufſicht des Herrn De la Croze befinden, ſind aller Achtung werth, nicht allein haben ſie eine große Anzahl neuerer Münzen, Medaillen, Gemmen und anderer griechiſcher und römiſcher Antiquitäten, ſondern es iſt auch alles gut geordnet. Sehr bedauernswerth iſt es, daß es jetzt nicht mehr zunimmt, ſondern täglich abnimmt, da die Königliche Majeſtät ſich mehr darum kümmert, Soldaten zu halten als die Wiſſenſchaften zu fördern.

Von Privatperſonen hat der Geheimrath von Knieſenhauſen ein ſehr hübſches Medaillencabinet, auch hat er eine hübſche Gemäldeſammlung. Zu Hamburg iſt das Muſeum des Herrn Syndicus Anderſon bewundernswerth; wunderbare Sachen e regno minerali kann man nicht beſſer finden; am meiſten zieren daſſelbe Marmorarten, Mineralien und Petrefacte aller Länder, die Medaillen aber ſind nicht ſehr bewundernswerth.

Bei dem Grafen von Löwenhaupt ſieht man eine ſiebenköpfige echidnaähnliche trockene Schlange, ob aber die Köpfe angeſetzt ſind, kann man nicht ſehen, da man ſie nicht umwenden darf und nur vom Rücken her ſehen kann. Man ſchätzt ſie auf 20,000 Thaler, ich glaube jedoch, daß wenn man ſie genau betrachten würde, der Betrug an den Tag kommen würde. Der Herr Landrath von Ahlefeld hat eine hübſche Gallerie, in welcher folgende Originale rühmenswerth ſind: 1) eine Venus von Hannibal Carracci, 2) Bacchanalien von Rubens mit 11 Figuren, 3) Moſes mit den Geſetzestafeln von Raphael Urbinas, 4) zwei weibliche Perſonen von van Dyck, 5) zwei Landſchaften von Tizian und andere künſtliche Gemälde von van Aal, Agricola, Bellini, Hans Pol, Hondius, Karl Morat und Teniers.

Noch iſt dort bei einer Wittwe, deren Mann, wie ich glaube, ſehr auf die Geſundheit zu trinken liebte, ein ganz abſonderliches Cabinet zu ſehen. Der gedachte Liebhaber hat mit großem Fleiß die Trinkgefäße

vieler Nationen geſammelt; ſchwerlich giebt es ein ſolches Gefäß, das dort nicht zu finden wäre.

In Hannover hat der Abbé Molanus ein Münzencabinet von großem Werth; es beſteht aus allerhand Münzen, aber die ſchöne Sammlung Lüneburger Münzen und Thaler, welche auf Befehl einiger Fürſten geſchlagen ſind, iſt bewundernswerth. Seine Naturalien ſind nicht wichtig; von den Reliquien, von denen er ein Verzeichniß hat, werde ich nicht ſprechen.

In Leipzig iſt auch kein öffentliches Muſeum, außer daß in der Rathsbibliothek einige Steine, theure Antiquen und alte Moſaik gezeigt werden. Von Privatleuten haben der Apotheker Lincke und Boſe einige Naturalien; des erſteren Sammlung iſt ausgezeichnet in petrefactis et lapidibus figuralis, unter denen ein ſchwarzer dünner Stein, auf welchem ein Crocodil ganz deutlich zu ſehen iſt, merkwürdig iſt; die letztere Sammlung an animaliſchen und botaniſchen Gegenſtänden, namentlich Saamen. Bei Herrn Koch giebt es einige chemiſche und Kunſtproducte. Die Glaſur, welche er anzufertigen verſteht, ziert Thonſachen gar ſehr. Herr Dr. Lehmann iſt berühmt durch das Modell eines Bergwerks und der zu dem Bergwerk gehörenden Inſtrumente.

Die Dresdner Kunſt- und Naturalienkammer übertrifft die Berliner in vielen Stücken, nur ſchade, daß ſie ſehr zertheilt iſt. Die Naturalienkammer beſteht aus allerlei Naturalien, die Kunſtkammer aus verſchiedenen alten Kunſtgegenſtänden, wie Uhren, Maſchinen, Modellen, verſchiedenen Inſtrumenten und Drechslerarbeiten. Die Antiquitätenkammer beſteht aus römiſchen und griechiſchen Münzen und Antiquitäten, auch ſind dort in einem beſonderen Gemache Zeichnungen und Gemälde. Die Königliche Schatzkammer heißt das grüne Gewölbe. Die Wunderdinge Tillingers, bei welchem Ew. Kaiſerliche Majeſtät früher gewohnt haben, namentlich die mit ſchönen und koſtbaren alten und neuen geſchnittenen Steinen und ſchönen Medaillen geſchmückte Pyramide, die aſiatiſche Embaſſade u. a. m. kommen allen merkwürdig vor. Von Privatleuten hat niemand etwas, außer dem Mechaniker Gärtner und das ſind Modelle. Er hat ein Perpetuum mobile, von welchem ſchon oben geſprochen, einen Stuhl, auf welchem ſitzend man ſich durch eine Feder in ſenkrechter Linie emporheben und ſenken laſſen kann; auch einen Tiſch ſolcher Art, der mit Speiſen und Getränken ſo herabgelaſſen und emporgehoben wird. Noch eine Maſchine, durch welche man bei ſtarker Sonnenhitze im Zimmer kalten Wind hervorbringen kann. Auch verſchiedene Mühlenmodelle hat er, aber wegen

ſeines vorgerückten Alters kann er nichts mehr vervollkommnen und nichts Neues erfinden.

Das Münzcabinet in Sachſen-Gotha, welches früher dem Fürſten von Schwarzburg gehörte, iſt in Deutſchland das vorzüglichſte und ſteht an Ruhm keinem andern, das Königl. franzöſiſche Cabinet ausgenommen, nach; was es Merkwürdiges an Medaillen giebt, findet man daſelbſt.

In Kaſſel iſt die Kunſt- und Naturalienkammer in einem eigens dazu erbauten Hauſe: die Naturalien ſind unten, die Kunſtſachen oben. Von jenen nehmen die Mineralien, Steine, Erdarten und Salze ein beſonderes Zimmer ein; dann die Thiere, drittens Conchylien und Seegegenſtände; viertens Bäume, Kräuter und anderes Botaniſche. Ebenſo ſind die Kunſtgegenſtände geordnet. Die mathematiſchen Inſtrumente liegen beſonders, ſo auch die phyſikaliſchen, die Maſchinen und Modelle — alles in ſo hübſcher Ordnung, daß ich wahrlich ſagen kann, daß ich keine Kunſtkammer in ſolcher Ordnung gefunden habe. Von den Modellen ſind die vom Schloſſer de Grotte zu Weißenſtein die vorzüglichſten und die Flugmaſchine ſehr merkwürdig. Auch giebt es dort eine Menge anderer und guter mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente.

In Amſterdam fand ich bei Scheinvoet eine vollſtändige Sammlung von Conchylien, Mineralien und Zeichnungen.

Dr. Jobelirer hat nicht nur ein vollſtändiges, ſondern auch ein vorzügliches Cabinet an Muſcheln, Korallen und dunkeln Edelſteinen. Sebe zeichnet ſich in Animalien und Mineralien aus. Tencate und Scheldt bemühen ſich auch in dieſem Punkte, erreichen ihn aber nicht.

Das Wildeſche Cabinet iſt rückſichtlich antiker Münzen das beſte in Holland, und da es verkäuflich iſt, habe ich es für gut gehalten, ausführlicher von ſeinem Inhalte Meldung zu thun. Es hat 1) Kaiſermünzen in Gold 166, 2) Conſulares aus Silber 489, 3) aus Metall 71; darunter ſind 143 auf denen kein Name und keine Familie angegeben, 4) eine Series römiſcher Silbermünzen 953, 5) aus Metall 1373, 6) römiſche Kaiſer mit griechiſcher Umſchrift, deren viele noch nicht ediret 409, 7) eine Sammlung der beſten Münzen, welche Herr de Wilde herausgegeben 150, 8) Münzen verſchiedener Länder in Menge, 9) Medaillen mit griechiſcher Legende in Silber und Kupfer 90, 10) macedoniſche Könige in Silber und Metall, darunter einige ſehr ſchön und noch nicht herausgegeben ſind 72, 11) eine Series ägyptiſcher und ſyriſcher Könige 180, dieſe ſind ſehr ſchön und ſo vollſtändig in keiner andern Sammlung,

12) arabiſche, ſamaritaniſche u. a., 39, 13) Planeten 12 aus Gold, ſehr ſchön, 14) dieſelben aus Silber, 15) geſchnittene Steine, welche Herr Wilde herausgegeben 188, 16) dergleichen noch 455, 17) ebenfalls ſehr ſchöne und große 26, 18) verſchiedene von dem Profeſſor herausgegebene Figuren 60, 19) Sacrificium Priapi, alt und ſchön, 20) ein gleiches nur nicht ſo vollkommen, 21) Jupiter in Geſtalt eines Schwans, als Leda Caſtor und Pollux gebiert, nach einer Hebamme eilend, 22 u. 23) verſchiedene andere Figuren und chineſiſche Götzenbilder. Dort befindet ſich auch ein Gemälde von einem ſehr berühmten Meiſter, welches die beiden Brüder De Witte darſtellt.

Obwohl es in dem Uilenbroekſchen Münzcabinet nicht ſehr viel gute Münzen giebt, ſo ſind ſie gut geordnet, obſchon eine große Anzahl derſelben paduaniſche ſind, welche er für ächte hält. Viele Zeichnungen und architectoniſche Entwürfe, griechiſche und römiſche Antiquitäten verleihen dieſem Kabinete eine große Zierde.

Obgleich Profeſſor Ruyſch ſchon ſehr alt und kraftlos iſt, bemüht er ſich dennoch die Anatomie durch Injection zu vervollſtändigen und hat jetzt wieder vier Cabinete mit anatomiſchen Präparaten angefüllt. Unter dieſen zeigt er das rete mirabile, welches er bei einem Menſchen fand, nachdem er das Cabinet ſchon verkauft hatte. Uebrigens ſind die jetzigen Präparate nicht halb ſo gut, als die, welche er früher angefertigt hat. An die Anthropologie darf er nicht denken, denn eine ſolche Sammlung, wie ſie in Ew. Kaiſerlichen Majeſtät Cabinet befindlich iſt, kann weder er noch irgend ein anderer in ſolcher Vollſtändigkeit anlegen.

Der Atlas des verſtorbenen Herrn Bundermaker, welcher aus 102 Büchern beſteht, iſt ſehr ſchön und man kann in Wahrheit ſagen, daß es ſeines Gleichen nicht in Europa giebt, denn er enthält nicht nur die beſten General- und Specialkarten, ſondern auch die Beſchreibung der Hauptſtraßen und Städte jeder Provinz, ſowie auch die Bildniſſe der regirenden Herren und Zeichnungen der in jeder Provinz vorgefallenen Schlachten. Als man ihn in der Auction verkaufen wollte, ſo rapportirte ich darüber und hielt die Auction ein halbes Jahr über den feſtgeſetzten Termin hin, da ich aber keine Antwort erhielt, ward der Atlas dem Könige von Portugal für 10,000 Gulden zu Theil.

Calf in Sardam hat auch eine Sammlung an Naturalien und Antiquen, letztere ſind jedoch beſſer. In Harlem iſt das Vincentſche Naturaliencabinet vorzugsweiſe berühmt, namentlich wegen der Aufbewahrung von

Inſecten, ſowohl auf trockenem als naſſem Wege; ſchöne und gut aufgeſteckte Schmetterlinge giebt es ſonſt nirgends. Von dem Cabinet hat er ſelbſt einen Katalog herausgegeben.

Van der Marck, welcher Geld zur Herausgabe der bibliſchen Figuren hergegeben hat, beſitzt einen großen Schatz an geſchnittenen Edelſteinen.

In Leyden giebt es eine öffentliche Anatomie und eine Naturalienkammer und was in ihnen befindlich iſt, iſt Ew. Kaiſerlichen Majeſtät bekannt; es iſt nichts Neues hinzugekommen, außerdem giebt es davon einen gedruckten Katalog. Es iſt zu bedauern, daß die ... rawenſchen anatomiſchen Präparate nicht beſſer aufbewahrt werden.

Das Gemäldecabinet des Herrn Court van der Voort iſt hübſch. In Haag iſt des Herrn Greffier Vagels (?) Münzcabinet wegen der daſelbſt befindlichen neuen Münzen und Medaillen berühmt.

In Delfſt ſah ich die berühmte Microscopia Leeuvenhoeks; wie weit er es in derſelben gebracht, davon zeugen die von ihm herausgegebenen Werke.

In Utrecht hat Herr van Molen eine hübſche Naturalienſammlung, allein wichtig iſt ſeine Seidenmühle, denn ſie iſt nicht nur ſehr merkwürdig, ſondern auch ſehr brauchbar, da beim Seideſpinnen durch ſie zwei Menſchen mehr machen können, als ſonſt 20 Menſchen. Deshalb hält er dieſelbe ſehr geheim. Allein ich bemühte mich auf alle Weiſe ſie kennen zu lernen, und zu der Zeit befand ſich in Amſterdam ein in den Maſchinen berühmter Mathematiker, Namens Kaſchube; mit ihm berieth ich mich darüber und kam überein, daß er mir in Lakaienlivrê folgen und wenn man mir die Maſchine zeigte, ſie ſorgfältig in Augenſchein nehmen und eine Zeichnung derſelben machen ſollte. Außer der guten Empfehlung, welche ich von ſeinen (des Herrn van Molen) Freunden hatte, bewerkſtelligten die Bernſteingeſchenke, welche ich von Danzig und Königsberg gebracht hatte, mir einen freien Zutritt zu ihm und eine freundliche Aufnahme, ſo daß ich zwei Wochen lang täglich bei ihm ſein mußte. Ebenſo behandelte man auch meinen angeblichen Lakaien; er wurde mit den Leuten, welche nichts Arges von ihm dachten bekannt, ging immer unbehindert zur Maſchine und hatte Zeit genug alles zu beſehen und Zeichnung zu machen, ſowie er auch den Grund- und Standriß, welcher bei den Modellen befindlich iſt, mir von derſelben angefertigt hat.

Dieſen Mann nahm ich mit nach Paris, um mir bei ſolchen Dingen behülflich zu ſein, und gerne hätte ich ihn hierher mitgenommen, wenn er

mir nicht ſo groſse Koſten verurſacht hätte, auſserdem war er von Zeit zu Zeit ſo toll und ungeſtüm, daſs es gefährlich war mit ihm zu leben.

In Antwerpen ſah ich die wunderſchöne Bildergallerie des Canonicus Douart (?). Er hat Stücke von Rubens, Michel Angelo, van Dyck, Pouſſin und dgl. guten Meiſtern, ſchätzt ſeine Miniaturgemälde, deren er viele hat, beſonders hoch.

In Paris ſind öffentliche wie Privatcabinete: die Königliche Naturalien und anatomiſche Kammer in dem Königlichen Medicinalgarten; eine beſteht aus den Naturgegenſtänden des Landes, dieſe aus Skeleten ſowohl von Menſchen als von Thieren. Auf dem Obſervatorium giebt es Modelle mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente; alle, welche nicht in den Memoiren veröffentlicht ſind, habe ich abzeichnen und eine genaue bei den Zeichnungen befindliche Beſchreibung derſelben anfertigen laſſen. Man muſs ſich wundern, daſs es dort nicht mehr und nicht beſſere Sachen giebt. Der Tſchirnhauſenſche Brennſpiegel wird dort zu den beſten Sachen gerechnet. Im Louvre giebt es auch einige Maſchinen, Zeichnungen, Gemälde, von denen es überall Beſchreibungen giebt. Das Modellencabinet in Verſailles hat ſolche alte und theure Stücke, wie es dergleichen nirgends in der Welt giebt. Von dieſen allen faſt habe ich Abdrücke in verſchiedenen Materien mitgebracht. Daneben iſt das Cabinet von St. Cloud, das mit groſsen Koſten zu Stande gebracht iſt, zu loben. Sehr berühmt iſt das Cabinet in St. Geneviève, hat man aber andere geſehen, ſo findet man nur wenig Bemerkenswerthes.

Von Privatcabineten iſt ausgezeichnet an Naturalien und chemiſchen Gegenſtänden das Cabinet des Herrn Geoffroy, an mathematiſchen Gegenſtänden des P. Sebaſtian (Truchet), an Medaillen und alten geſchnittenen Steinen das Cabinet Crozat, des Duc d'Antin und des Herrn Hombert an Gemälden und Drucken, des Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray an mechaniſchen Gegenſtänden; auch befindet ſich dort ein hübſcher Anfang einer anatomiſchen Sammlung aus Wachs. Sein Plan für die Mathematik iſt ſehr ſchön, denn er meint alle Theile in Modelle bringen zu können. In der bürgerlichen Architectur iſt er weit vorgeſchritten und hat allerdings ſchon verſchiedene Modelle von Häuſern, Gewölben, Fenſtern, Thüren, Brücken, Dächern u. ſ. w. wie auch in der Fortification. Man ſieht, daſs dies Cabinet mit guter Ueberlegung angelegt und nutzbar fortgeſetzt wird.

In London hat die Societät ein hübſches Naturalliencabinet, es er-

reicht aber nicht die Cabinete des Herrn Sloane und des Dr. Woodward. Außerdem haben beide eine gute Antiquitätenſammlung; der letztere hat den Ruhm an Steinen und Mineralien und zeigt gegen die Meinung der Meiſten, daß die ſogenannten Conchylienpetrefacten nicht in Stein verwandelt ſind, ſondern ihre Schwere von einer flüſſigen Materie haben, welche zeitweiſe gypſig, mineraliſch und ſteinig iſt und durch die Oeffnungen in ſie eingedrungen iſt. Der Lord Pembroke und Herzog v. Devonſhire haben die vorzüglichſten Medaillencabinete in England, aus denen Herr Haym den Thesaurus Britannicus in italieniſcher und engliſcher Sprache herausgegeben hat.

In Oxford iſt die öffentliche im Univerſitätshauſe befindliche Naturalien- und Antikenkammer berühmt; ſie enthält Naturalien aus allen Naturreichen, Antiquitäten und Medaillen, über welche verſchiedene Bücher gedruckt ſind.

Nahe bei Cambridge hat der Lord Narley ein ſehr hübſches Medaillen- und Antiquitätencabinet. Eine alte Lampe aus Cypern, welche einſt auf dem Altar der Venus geſtanden hat, ſchmückt daſſelbe ſehr. Der genannte Lord ſchenkte mir eine Zeichnung derſelben, welche ich dem Bericht beigelegt habe. Ich habe noch viele andere Cabinete geſehen, es können ſich dieſelben aber mit dieſem Cabinete durchaus nicht meſſen.

Da ich mir die vorzüglichſten Cabinete in Deutſchland, Holland, Frankreich und England geſehen habe und das Cabinet Ew. Kaiſerl. Majeſtät, welches ſeinen Anfang mit einigen Thieren und dem lappiſchen Schlitten machte, genau kenne, kann ich frei herausſagen wodurch es ſich von den übrigen Cabineten unterſcheidet und woran es Mangel leidet.

Was die Naturalien, namentlich Steine, Mineralien und Thiere betrifft, ſo hat Ew. Kaiſerl. Majeſtät daran einen guten Vorrath, es ſind jedoch die Naturgegenſtände dieſes Reichs noch nicht genügend erforſcht. In der Anatomie hat das Cabinet Ew. Kaiſerl. Majeſtät ſeines gleichen nicht. Es wird auch gute Ordnung in demſelben aufrecht erhalten werden, ſobald nur das dazu beſtimmte Haus fertig ſein wird. Kunſtgegenſtände, Gemälde, Kupferſtiche, phyſiſche und mathematiſche Inſtrumente, Antiquitäten und Medaillen ſind in demſelben in ſehr geringer Zahl, ſolche ſind aber ſehr nöthig, deshalb habe ich in Folge meiner Inſtruction mich bemüht dem Mangel abzuhelfen, beſonders in Betreff des Medaillencabinets, deſſen Ew. Kaiſerl. Majeſtät gar ſehr bedarf. Das Cabinet, welches ich mit Zahlungscontract auf zwei oder drei Monate in Hamburg bei

Peter Grewe gekauft und dann Ernst Goverts bezahlt hat, hat früher dem berühmten Lüders zugehört; ihm bot die Königin Christine, als das Cabinet noch in gutem und vollständigen Zustande war, 10,000 Thaler dafür, denn man kann sagen, daß es damals das berühmteste in Deutschland war. Er hat sich aber durch dasselbe zu Grunde gerichtet, denn nach seinem Tode blieb nichts nach, um seine Schulden zu bezahlen und seine Erben, welche sich nicht helfen konnten, versetzten das Cabinet für eine gewisse Summe an Juden, diese nahmen aber nur die goldenen und silbernen Münzen und nachdem sie dieselben in verschiedene Säcke gethan hatten, versiegelten sie dieselben mit dem Siegel der Erben. Als aber die Zinsen dafür sehr angewachsen waren, kaufte einer der Erben, Peter Grewe, die Sammlung los und in solcher Gestalt verkauft er dieselbe Ew. Kaiserl. Majestät für 8000 Thaler Banco. Mit dem Sack wiegt das Gold 2043 Ducaten, das Silber aber 3600 Loth. Eins ist nur schade, daß da die Münzen sehr durch einander geworfen sind, derjenige, welcher sie ordnen wird, viele unruhige Nächte haben wird.

Während meines Aufenthalts wurde das Ew. Kaiserl. Majestät bekannte Cabinet des Herrn Chevalier auf einer Auction verkauft, es bestand aus Antiquitäten und alten Steinen. Auf dieser Auction kaufte ich zwei Cylinderspiegel mit einigen Figuren, große und kleine geschnittene Steine älterer und neuerer Zeit, Carneole, Lapis lazuli, Sardonyxe, 66 an der Zahl, alte Lampen und eine Menge alter Spiegel und Ringe, auch einige alte Flöten, wie es das Register ausweist. Ew. Kaiserl. Majestät ist es sehr bekannt, daß in Holland häufig solche Auctionen sind, daß für sie ein Termin festgesetzt wird und nach Ablauf desselben ohne Rücksicht angefangen wird, weshalb es unmöglich ist auf den Befehl seines Herrn zu warten; denn wo ich eine solche Auction antraf und ersah, was man mit Nutzen aus derselben erhalten könnte, habe ich es gewagt auch ohne Befehl Ew. Kaiserl. Majestät zu handeln, in der Hoffnung, daß dies von Ew. Kaiserl. Majestät allergnädigst genehmigt werden würde.

In Amsterdam wurde unter Leitung des Herrn Court van der Voort eine sehr schöne Orangerie versteigert und ein kostbares Cabinet von Gemälden, welche von den besten Meistern herrührten, und da es im Medicinalgarten keine Orangerie giebt und in die neue Bibliothek und Kunstkammer Gemälde sehr hineingehören und diese Sachen nicht sehr theuer verkauft wurden, habe ich die Orangerie und einige Gemälde durch Herrn Larwood und Sohn jene für 823 Gulden, diese für 8382 Gulden gekauft.

Da aber im Medicinalgarten noch kein Platz für eine Orangerie ist, hat der Herr Archiater dieselbe Ihrer Majestät der Kaiserin übergeben und ist dieselbe bereits bezahlt. Die Gemälde sind einstweilen in der Kunstkammer, aber noch nicht bezahlt, die Zahlung dafür verlangen Elmsall und Evans, die Correspondenten Larwoods und Sohn, täglich von mir und lassen mir keine Ruhe; deshalb bitte ich Ew. Kaiserl. Majestät allerunterthänigst, allergnädigst zu befehlen, daß das Geld den Herren Elmsall und Evans ausgezahlt werde; die mathematischen und physikalischen Instrumente habe ich in Leyden von Musschenbroek, in England von Deane, in Frankreich von Vigneron und Eßling, in Berlin von Doppler u. a. gekauft, was ich alles in der Rechnung angeben werde.

§ 12. In meiner Instruction ist mir noch aufgetragen rücksichtlich einer vollständigen Bibliothek Nachricht einzuziehen und darüber Bericht zu erstatten. In Hamburg, im Haag, in Frankreich und England sind zur Zeit meiner Anwesenheit sehr schöne Bibliotheken verkauft worden, und aus ihnen habe ich einige nothwendige Bücher gekauft, daß aber in allen Facultäten vollständige Bibliotheken verkauft worden sind, kann ich in Wahrheit nicht sagen; eine solche Auction kommt schwerlich vor, man müßte denn deshalb einem berühmten Buchhändler einen Auftrag geben, was nach meiner Ansicht füglich geschehen könnte. Einem solchen Buchhändler wird eine Copie des Bibliothekkatalogs gegeben, aus welcher er ersehen kann, was für Bücher in einem bestimmten Fache sind, um dieselbe baldigst auszufüllen. Damit aber kein Betrug stattfinde, muß man mit anderen correspondiren und Kataloge mit Bibliothekspreisen zu erhalten suchen. Ich habe das Verzeichniß der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät in Holland bei dem berühmten und erfahrenen Buchhändler Waesberge gelassen und die Bücherverzeichnisse mit dem Preise von 16 Jahren mit großer Mühe verfaßt, und somit hängt es nur von dem Willen Ew. Kaiserl. Majestät ab die Bibliothek in wenig Jahren ohne große Kosten zu vervollständigen, was allerdings geschehen muß, wenn das Innere dem Aeußern des Gebäudes entsprechen soll. Obwohl ich, wie schon erwähnt worden, eine hinlängliche Zahl von Büchern gekauft habe, so sind dies doch nur die allernothwendigsten, welche man in einer öffentlichen Bibliothek haben muß, ein Werk ausgenommen, welches ich nur der Curiosität wegen gekauft habe. Es ist bekannt, daß Mainz, Straßburg und Harlem unter einander über die Erfindung der Buchdruckerkunst in Streit sind und daß die ersten Bücher ohne Angabe des Orts und des Jahres gedruckt

wurden. Nun giebt es in holländischer Sprache ein Buch mit dem Titel Speculum salutis. Es enthält in Holz geschnittene biblische Figuren, welche das Geheimniß des Glaubens mit Unterschriften darstellen. Dieses Werk soll in Harlem gedruckt sein als man in Mainz noch nichts vom Drucken wußte. Professor Scriverius sagt in seiner Harlemischen Geschichte, daß er dieses Buch in lateinischer Sprache besitze, welchem viele widersprachen und es nur für Prahlerei gehalten haben. Dieses Buch habe ich, allmächtigster Kaiser, zufällig in Holland gefunden und es verdient in der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät eine Stelle einzunehmen. Denn aus ihm kann man ersehen, wie Kunst anfänglich nicht vollkommen ist, sondern allmälig durch viele Verbesserungen zur Vollkommenheit gebracht wird.

Was die Bibliotheken betrifft, so sind dieselben entweder öffentliche oder private, und fast jede freie Stadt kann sich rühmen zum Besten des Publikums eine Bibliothek zu haben; von den Königen, Fürsten und Universitäten, welche fast über den Vorrang streiten, wollen wir schweigen, denn der Bericht darüber würde Ew. Kaiserl. Majestät langweilig sein, zumal wenn ich jede Bibliothek umständlich beschreiben wollte. Deshalb werde ich nur die hauptsächlichsten beschreiben, das aber, was sie enthalten, nicht aufführen, weil darüber die über sie veröffentlichten, gedruckten oder schriftlichen Kataloge, welche ich mitgebracht habe, genügende Auskunft geben.

Außer der Kaiserlichen Bibliothek in Wien verdient in Deutschland die erste Stelle die Wolfenbüttelsche. Die Königliche Bibliothek in Berlin ist auch berühmt, wenn man die Spanheimsche hinzurechnet. In Holland ist die Hauptbibliothek die Universitätsbibliothek in Leyden. In Frankreich kann keine Bibliothek sowohl an Quantität als an Qualität der gedruckten und handschriftlichen Werke sich mit der königlichen vergleichen, denn es sind in ihr etwa 80,000 gedruckte Bücher und 17,000 Handschriften und obwohl der Katalog der königl. Bibliothek noch nicht gedruckt ist, so habe ich doch ein Project desselben mitgebracht. Die Handschriften hat Montfaucon zum größern Theil katalogisirt. Die vorzüglichsten und ältesten griechischen Codices sind Nr. 1095 und 2245, der erstere besteht aus verschiedenen Büchern des alten und neuen Testaments. Das Merkwürdigste ist, daß im 12. Jahrhundert ein Schreiber die alte Schrift abgekratzt und statt derselben Ephraemi Opera darüber geschrieben hat, sieht man aber genauer hin, so kann man die alte Schrift lesen. Der andere Codex, welcher im 7. Jahrhundert abgeschrieben zu sein scheint, enthält die Briefe des Apostels Paulus.

Ueber die Leydener Bibliothek hat Montfaucon in seiner Palaeographia umständlich gesprochen und dann Maichel von der Pariser Bibliothek.

Die Universitätsbibliothek in Oxford kommt der zu Cambridge fast gleich, denn jene ist reicher an Handschriften, diese aber durch die Einverleibung der Bibliothek des Bischofs von Ely reicher an Druckwerken. Es schmückt dieselbe besonders der Codex Bezae, welcher die vier Evangelisten und die Apostelgeschichte enthält und aus dem 5. und 6. Jahrhundert herzurühren scheint. Es hat eine solche Aehnlichkeit mit dem oben erwähnten Codex unter Nr. 2245 der königl. Bibliothek zu Paris, daß einige glauben, er sei von derselben Hand geschrieben.

In London sind viele öffentliche Bibliotheken, aber die Cottoniana, deren Katalog ich mitgebracht habe, ist die beste, aber die Bücher mit vergoldeten Buchstaben in derselben sind nicht schön.

Privatbibliotheken habe ich mehr als 200 gesehen, die beste derselben und auf jetzige Art eingerichtete ist in Frankreich beim Marschall d'Estrées, welcher dieselbe durch Auctionen, in welchen er viel gewonnen hat, sehr vergrößert hat; in England beim Lord Sunderland und Lord Harley. In Deutschland fand ich keine Privatbibliothek, welche werth gewesen wäre aufgeführt zu werden; doch habe ich gehört, daß die Bibliothek des Prinzen Eugen den genannten nicht nur gleichkommt, sondern sie sogar übertrifft. Es ist ihre Absicht nicht nur ihre Bibliotheken mit den theuersten und schönsten, sondern auch mit den ältesten Büchern anzufüllen und sie sehen dabei mehr auf die Curiosität und die Kostbarkeit als auf den Nutzen. Und deshalb halten sie ihre Buchhändler in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, welche stets den Befehl haben Bücher zu kaufen, wenn auch zu sehr hohem Preise, wie ich gesehen habe, daß der verstorbene Lord Sunderland für eine Ausgabe des Homer 50 Guineen bezahlt hat. Viele halten dies für eine Krankheit und nicht für eine wahre Liebe der Wissenschaften.

Der berühmte Mencke, durch den die Leipziger Acta eruditorum herausgegeben wurde, besitzt eine vollständige historische Bibliothek. Ich glaube, daß man ihn dazu bewegen könnte, dieselbe an Ew. Kaiserl. Majestät zu verkaufen.

Die Anordnung der Bibliotheken ist verschieden, denn jeder Bibliothekar folgt seinem Gutdünken. Die gewöhnlichste und bequemste Anordnung ist jedoch, wenn die Bücher nach den Wissenschaften und nach ihrer Größe aufgestellt werden. Ich glaube aber, daß man nicht zu sehr der

Materie folgen darf, damit die Schönheit, welche in einer öffentlichen Bibliothek erforderlich ist, nicht verloren gehe. Außerdem kann ein Buch zu verschiedenen Facultäten gerechnet werden. Ich werde mich bemühen in der Bibliothek Ew. Kaiserl. Majestät dies zu beachten: das Gebäude ist dazu schön und bequem, nur fehlt es uns an guten und auserwählten Werken. Und falls es Ew. Kaiserl. Majestät allergnädigst gefallen sollte eine gewisse Summe dazu anzuweisen, so kann man die Bibliothek in kurzer Zeit in einen guten Zustand bringen. Ebenso kann man auch die Duplicate Ew. Kaiserl. Majestät gegen andere neue Bücher vertauschen und das Uebrige nach und nach zu Wege bringen.

§ 13. Außerdem ist es das beste Mittel die Bibliothek und die Kunstkammer zur Vollkommenheit zu bringen, wenn man mit gelehrten Männern und Liebhabern der Künste und Wissenschaften Correspondenz unterhält, welche, wie ich glaube, schon so bestellt ist, daß man hoffen darf Nutzen und Vergnügen zu haben, namentlich in Riga mit dem Dr. Martini, in Königsberg mit dem Dr. Hartmann, in Danzig mit Jacob Brayne, in Berlin mit dem Herrn de la Croze und Jablonsky, in Hamburg mit dem Herrn Syndicus Anderson, Fabricius, Wolff, in Hannover mit Herrn Eccard und Keußler, in Leipzig mit Herrn Dr. Schacher, mit dem Hofrath Mencke und dem Dr. Lehmann, in Halle mit dem Professor Wolff und dem Dr. Hoffmann, in Dresden mit dem Bibliothekar, in Cassel mit dem Dr. Wolfrath und Orffyraeus, in Eisenach mit dem Astronomen Wagner, in Rinteln mit dem Dr. Mangold, in Amsterdam mit dem Herrn Le Clerc, Clermont und Limiers, welcher gegen ein geringes Gehalt für Ew. Kaiserl. Majestät Bücher schreiben will, in Leyden mit Herrn Boerhave, Burmann und 's Gravesande, in England mit Herrn Sloane, Dr. Woodward und dem berühmten Anatomen St. André, Desaguliers, Herrn Halley und Herrn Wanley, auch mit dem Mechaniker Deane und mit dem Optiker Charlett u. s. w., in Paris mit Herrn Du Verney, Winslow, du Bos, Jussieu, Danty, d'Isnard, Herrn Pajot Comte d'Ons-en-Bray, Herrn Reaumur, Varignon, Montfaucon, Herrn Fontenelle und de l'Isle, in Straßburg mit Dr. Scheidt, Scherz, Böcler, Linck und Lederlin. Mit allen genannten Männern habe ich stark verkehrt. Allermächtigster Kaiser: der Anfang ist schon gemacht und es hängt nur von dem Willen und Befehl Ew. Majestät ab, daß es weiter gefördert, mit Nutzen und Freude zu Ende gebracht werde.

Johann Daniel Schumacher.

Dieſem Berichte wäre nur noch eine kleine Charakteriſtik Schumachers beizufügen, welche man in Büſchings Beyträgen zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen Bd. III, S. 199 finden wird. Abgeſehen davon, daß er auf ſeiner Reiſe mehr das Aeußere im Auge hatte, war er im Ankauf der von ihm Speculum salutis genannten Seltenheit hinters Licht geführt worden. Dieſes Werk, welches im Laufe des vorigen Jahrhunderts von manchem Beſucher der akademiſchen Bibliothek in St. Petersburg angeſtaunt worden iſt und in neuerer Zeit Gegenſtand eines gelehrten Streites zwiſchen dem Niederländer Noordzieck und dem bisherigen Director der erwähnten Bibliothek, unſerem berühmten Landsmann K. E. v. Baer, wurde, hat ſich als eine Biblia pauperum erwieſen — bekanntlich ein Erzeugniß der Pfiſterſchen Officin in Bamberg, welches mit dem Anſpruch der Niederländer auf die Erfindung der Buchdruckerkunſt nichts zu ſchaffen hat. Durch vorſtehenden Bericht erſt erfährt man, wie das Werk nach St. Petersburg gekommen iſt, noch iſt es aber nicht ermittelt, durch wen es in Holland an Schumacher gelangte.

A. Schiefner.

# Das Kupfergeld 1656—63 in Rußland.

## Ein Beitrag zur Geſchichte der Finanzkriſen.

(Schluß.)

### Die Entwerthung der Kupfermünze.

Ein Nationalökonom des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſagt einmal: Münzverſchlechterung ſei ein eben ſo unwirkſames Mittel den Staatshaushalt zu heben, als wenn jemand, um dem Tuchmangel abzuhelfen, die Elle kürzer macht. Und allerdings: Geld, als der allgemeine Werthmeſſer muß möglichſt ſtabil erhalten werden, und hat ſich dennoch als eine Elle von elaſtiſchem Gummi erwieſen, ſo daß eine Geſchichte der Preiſe nothwendig zugleich eine Geſchichte der Münzveränderungen ſein muß. Oft wird noch in unſern Tagen die Entwerthung des Geldes mit Theuerung verwechſelt, während die letztere nur eine ſcheinbare iſt, inſofern ſie in der erſteren ihren Grund hat. Und dies namentlich war der Fall in Rußland 1658—63, wo der Rubel in Kleinſilbergeld dem Rubel in Kupfergeld gewichen war, eine Berechnung auf Silber eintrat und eine Preisrevolution alle Verhältniſſe erſchütterte. Das Agio auf Kupfergeld oder der Preis des letztern ausgedrückt in Silbergeld iſt das Regulativ für die Preisſteigerung auf Waaren.

Sowohl für die Geſchichte der Entwerthung des Kupfergeldes als auch für die Preisſteigerung der Waaren fehlt es nicht an mancherlei Angaben. Indeſſen beziehen ſich dieſelben alle erſt auf die Zeit vom Herbſt 1658 an. Von dem 1. September dieſes Jahres an bis zur Ab-

ſtellung der Kupfermünze im Sommer 1663 ſteigern ſich die Mißverhältniſſe in immer ſchnellerem Tempo; der Werth der Kupfermünze fällt mit immer beſchleunigter Bewegung.

Wir ſehen, daß man den Zeitpunkt der Kupfergeldemiſſion mit ziemlicher Sicherheit in den Anfang 1656 ſetzen kann. Wenn alſo die Entwerthung des Kupfergeldes erſt im Herbſt 1658 begann, ſo iſt es allerdings höchſt beachtenswerth, daß ſich dieſe Münzen etwa 2½ Jahre hindurch in ihrem Nominalwerthe haben erhalten können. Daß dieſes aber der Fall war, bezeugt auch Kotoſchichin *), welcher ausdrücklich erwähnt, das Kupfergeld habe ſich lange Zeit hindurch (многое время) in gleichem Werthe mit dem Silbergelde erhalten und ſei im ganzen Reiche ſehr beliebt geweſen. Dann aber ſei das falſche Kupfergeld erſchienen und da ſei es billiger geworden". Dafür habe ein Rubel in Kupfergeld einen Rubel in Silber gegolten, dann 2, 3, 4, 5, 6, 7, 10, 11, 15 und 17 Rubel in Kupfergeld einen Rubel in Silbergeld.

Gordon ſchreibt ebenfalls die Entwerthung der Kupfermünze dem falſchen Gelde zu **). Er bemerkt: „die Urſache, warum die Kupfermünze von Tag zu Tage ſchlechter wurde, war, weil viel davon heimlich zur See eingebracht und in Moskau und anderen Städten von Privatperſonen geprägt wurde." Aehnliche Aeußerungen finden wir im Theatrum Europaeum und auch die Regierung ſprach nochmals von der Falſchmünzerei als der Urſache der Entwerthung des Kupfergeldes und klagte namentlich darüber, daß die Falſchmünzer für alle Waaren, welche ſie einkauften, ſo hohe Preiſe bezahlt hätten ***).

Daß die Menge falſchen Kupfergeldes zur Entwerthung beitrug, iſt gewiß, ob dieſelbe aber als alleiniger Grund der Geldkriſis bezeichnet werden kann, iſt doch eine andere Frage.

Leider beſitzen wir keine genauen Angaben über den Anfang der Falſchmünzerei, dagegen recht genaue über das Agio auf Kupfergeld. Letzteres

*) „И ходили тѣ мелкіе мѣдные денги многое время съ серебряными заровно и возлюбили тѣ денги всѣмъ государствомъ, что великіе люди ихъ за товары принимали и выдавали", und einige Seiten weiter heißt es (S. 88) „въ денгахъ почало быть воровство великое, а тѣ денги годъ отъ году подешевѣли, сперва ходили рубль противъ рубля, а потомъ почали ходить по 2 и по 3 и по 4 и по 5 и по 6 и по 7 и по 10 и по 15 и по 17 рублевъ мѣдныхъ денегъ за серебряный рубль".

**) Gordons Tagebuch I S. 306.

***) П. С. З. I № 344.

beginnt, wie wir ſpäter ſehen werden im Herbſt 1658. Was nun die Falſchmünzerei anbetrifft, ſo darf man vermuthen, daß ſie bereits recht früh ihren Anfang genommen habe, jedoch beziehen ſich die uns bekannten, dieſen Gegenſtand betreffenden Actenſtücke erſt auf den Herbſt 1661.

Andere Gründe für die Entwerthung des Kupfergeldes liegen recht nahe. Schon die Menge des neugeprägten Geldes muß den Preis desſelben gedrückt haben. Freilich können wir nicht wiſſen, woher Meyerberg ſeine Notiz ſchöpft, daß der Zar allmälig 20 Millionen ausgegeben habe, aber daß die Menge des ausgegebenen Kupfergeldes ſehr bedeutend geweſen ſein muß, wird am ausdrucksvollſten durch den Umſtand beſtätigt, daß ſämmtliche Preisnotirungen aus dieſer Zeit, von denen wir wiſſen, ſich auf Kupfergeld beziehen. Nur ein ſehr großes Quantum Kupfergeld konnte eine ſo gewaltige Preisrevolution bewirken, wie diejenige war, von der wir in dem folgenden Abſchnitte berichten werden.

Ein ferner ſehr wirkſamer Grund der Entwerthung des Kupfergeldes war das Streben der Regierung das Silber an ſich zu ziehen. Nachmals hat der Zar ſeinen Unterthanen den Vorwurf gemacht, ſie hätten das Kupfergeld gering geachtet und das Silbergeld gierig zuſammengeſcharrt; aber dazu hatte die Regierung das Beiſpiel ſelbſt gegeben, wie Meyerberg ſehr anſchaulich ſchildert*), und wie die bereits von uns angeführte Reihe von Erlaſſen der Regierung beſtätigt.

Schon die Beſchränkung, daß die Regierung rückſtändige, vor dem Jahre 1656 fällige Steuern in Kupfergeld anzunehmen ſich weigerte**), konnte Bedenken erregen. Noch fataler mag der Eindruck des Erlaſſes vom Juli 1656 geweſen ſein***), nach welchem zwei Drittheile der Zölle und Steuern in Silbergeld gezahlt werden ſollten. Am allerſchlimmſten aber mochte die Verordnung wirken, deren in der Urkunde vom 12. Februar 1659 erwähnt iſt, nach welcher die Regierung die großen Silbermünzen einzog und dagegen Kupfermünzen ausgab†). Ein geeigneteres Mittel das Vertrauen zum Kupfergelde zu untergraben konnte es ſchwerlich geben.

Man denke ferner, daß die Regierung ſelbſt, bei Entrichtung von

*) „animadvertens populus, quod Aula monetam suam parvi faceret, minoris ipse fecit.

**) A. A. S. IV № 90 und II. C. 3. I № 204.

***) A. A. S. IV № 93.

†) A. A. S. IV № 110.

Steuern u. ſ. f., wie wir zeigten, auch ſpäterhin Silbergeld verlangte, während ſie ſelbſt das ganze Land durchaus ſyſtematiſch deſſelben beraubt hatte, ſo wird man es begreiflich finden, wenn das Publikum auch ſeinerſeits darnach ſtrebte, ſich in den Beſitz des edlen Metalls zu ſetzen. So mußte denn das Agio auf Silbergeld reißend ſchnell wachſen.

Die früheſte Notiz über die Entwerthung der Kupfermünze bezieht ſich auf den Zeitraum vom 1. September 1658 bis zum 1. März 1659. Daß die Verordnung erlaſſen worden ſei, die größeren Silbermünzen einzuziehen, wird in einer Urkunde vom 12. Februar 1659 geſagt. Die Gleichzeitigkeit des Anfanges der Entwerthung und jener Verordnung mag auf einen Cauſalzuſammenhang dieſer beiden Ereigniſſe ſchließen laſſen.

Der ruſſiſche Hiſtoriker Solowjew hat eine andere Auslegung dieſes Ereigniſſes. Er meint, daß das Kupfergeld ſich in ſeinem Nominalwerthe gehalten habe, ſo lange die auswärtigen Angelegenheiten günſtig verliefen und daß namentlich der Abfall des kleinruſſiſchen Hetmans Wygowski von Rußland, wodurch der polniſche Krieg in die Länge gezogen wurde, auf ein Fallen des Kupfergeldwerths von Einfluß ſein mußte*). Es ſcheint uns, daß man die Analogie mit modernen Verhältniſſen nicht ſo weit treiben dürfe. Wenn heutzutage eine verlorene Schlacht oder auch nur das Gerücht von einer militäriſchen oder diplomatiſchen Niederlage den Curs der Staatspapiere drückt, ſo liegt die Beſorgniß zu Grunde, daß der Staat in Folge der Verlegenheiten, darin er ſich befindet, ſeinen Verpflichtungen nicht werde nachkommen können. Da nun bei dem Kupfergelde des Zaren Alexei von einer Einlösbarkeit deſſelben nicht die Rede war, ſo hatte der Staat mit der Ausgabe dieſer Münzen nicht eigentlich Verpflichtungen übernommen. Die Barometer an dem ruſſiſchen Geldmarkt von 1658 mochten daher nicht im Entfernteſten ſo empfindlich ſein, als die Barometer an allen Börſen heutzutage, wo der geringſte Luftzug in der politiſchen Atmoſphäre ein Steigen oder Fallen der Preiſe bewirkt. Freilich beſitzen wir kein hinreichendes Material über die damals herrſchenden Stimmungen in Bezug auf die Ereigniſſe in Kleinrußland. Daß von jedem Siege und von jeder Niederlage dort im Publikum bis zu den tiefſten Schichten hinab weit mehr die Rede war, als namentlich die officiellen

*) XI S. 272. „При благопріятныхъ для государства обстоятельствахъ кредитъ былъ силенъ и мѣдныя деньги держались въ цѣнѣ два года: начали падать съ Сентября 1658 года т. е. съ измѣны Выговскаго, которая затянула войну."

Hiſtoriker glauben, iſt gewiß. Aber die Creditverhältniſſe in jener Zeit waren doch anderer Art als heute. Der Staatscredit beſtand nicht ſo ſehr in dem Vertrauen, daß der Staat ſeine übernommenen Verpflichtungen erfüllen werde, als vielmehr in einem abſtracten Bauen auf die Autorität des Fürſten, welcher als ſolcher Einſicht mit Macht vereinige, die Verantwortlichkeit allein trage und eine Art Vorſehung auf Erden abgebe. Der Agent des Zaren Puſchkarj, in dem von uns angeführten Geſpräche mit dem Hetman Wygowski, dachte gewiß nicht an Einlösbarkeit des Creditgeldes, als er dem Kupfergelde des Zaren Alexei das Wort redete. Für ihn iſt das Bildniß des Zaren Alles. Den mancherlei Kupfergeldprojecten, welchen wir in der ruſſiſchen Geſchichte dieſer Zeiten begegnen, liegt der Gedanke zu Grunde, daß nicht der Feingehalt der Münze, ſondern das Gepräge mit dem Bildniß und dem Namen des Zaren derſelben den Werth verleihe. Auch in den Schriften Iwan Poſſoſchkows begegnen wir, ſo oft er Münzverhältniſſe betrachtet, dem Gedanken an Zwangscurs. Aber freilich: wie jeder Autorität der Gedanke der Macht zu Grunde liegt, ſo muß mit dem Glauben an die Macht des Fürſten auch dieſe Art Staatscredit ſchwinden, und in dieſem Sinne ſtimmen wir Solowjews Anſicht bei, daß der Unſtern in Kleinrußland den Werth der Kupfermünze herabgedrückt haben mag. Dennoch aber will es uns nicht wahrſcheinlich erſcheinen, daß der Abfall des Hetmans Wygowski auf die Entwerthung der Kupfermünze ſo ſtarken Einfluß geübt habe, als jenes Streben der Regierung das Silbergeld an ſich zu ziehen, deſſen wir in dem Obigen ausführlicher gedachten.

Wir beſitzen zwei ausführliche Tabellen in Bezug auf die Entwerthung der Kupfermünze oder das Anſchwellen des darauf zu zahlenden Aufgeldes im Verhältniß zu Silbergeld. Beide Tabellen wurden auf Befehl der Regierung, die eine in Moskau, die andere in Nowgorod zuſammengeſtellt*). Wir ſtellen ſie neben einander und erhalten folgende Ueberſicht:

| 1 Rubel in Silbergeld koſtete | in Moskau | in Nowgorod |
|---|---|---|
| Sept. 1658 — 1. März 1659 | 104 K. Kpfgld. | 103 K. |
| — 1. Juli „ | 108 „ „ | Auguſt 105 „ |
| — 1. Sept. „ | 110 „ „ | |
| — 1. Dec. „ | 115 „ „ | bis 1. Jan. 1660 108 „ |
| — 1. März 1660 | 130 „ „ | „ 1. Mai „ 112 „ |
| — 1. Juni „ | 160 „ „ | |

*) M. C. 3. I № 339 und A. A. 9 IV № 144.

| 1 Rubel in Silbergeld kostete | | in Moskau | | | in Nowgorod | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Sept. 1658 — | 1. Sept. 1660 | 170 | K. Kpfgld. | bis | 1. Sept. 1660 | 120 | K. |
| — | 1. Dec. „ | 180 | „ „ | | „ 1. Dec. „ | 125 | „ |
| — | 1. März 1661 | 2 | R. „ | | „ 1. März 1661 | 140 | „ |
| — | 1. Juni „ | 2¼ | „ „ | | „ 1. Juni „ | 150 | „ |
| — | 1. Sept. „ | 2½ | „ „ | | „ 1. Sept. „ | 170 | „ |
| — | 1. Dec. „ | 3 | „ „ | | „ 1. Dec. „ | 250 | „ |
| — | 1. März 1662 | 4 | „ „ | | „ 1. März 1662 | 5 | R. |
| — | 1. Juni „ | 6 | „ „ | | „ 1. Juni „ | 8 | „ |
| — | 1. Sept. „ | 8 | „ „ | | „ 1. Sept. „ | 10 | „ |
| — | 1. März 1663 | 9 | „ „ | | | | |
| — | 1. April „ | 10 | „ „ | | | | |
| — | 1. Mai „ | 12 | „ „ | | „ 1. Mai 1663 | 10 | „ |
| — | 15. Juni „ | 15 | „ „ | | „ 15. Juni „ | 12 | „ |

Die Vergleichung dieser beiden Tabellen läßt die Frage entstehen, wie es möglich war, daß das Agio in Moskau und Nowgorod gleichzeitig eine verschiedene Höhe erreicht, daß die Entwerthung in Nowgorod anfänglich nicht so rasch vorwärts schreitet wie in Moskau, daß sie dort überhaupt nicht so weit zu gedeihen scheint wie an dem letzteren Orte? Freilich sind die Cursdifferenzen, welche heutzutage das Geschäft der Arbitrage ermöglichen, analoge Erscheinungen; die Wechselplätze weichen in ihren Notirungen vielfach von einander ab; indessen bewegen sich diese Abweichungen in der neuesten Zeit stets in den bescheidensten Grenzen; in Grenzen, welche durch Vervollkommnung der Credit- und Verkehrsanstalten immer näher zusammengeschoben werden. In der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mußte, bei geringer entwickelten Credit- und Verkehrsverhältnissen, und namentlich bei der gewaltigen Ausdehnung Rußlands, der Spielraum für Cursdifferenzen ein weit größerer sein. Die große Unverhältnißmäßigkeit, welche bei der Vergleichung der beiden Entwerthungstabellen von Moskau und Nowgorod sich herausstellt, findet ein merkwürdiges Seitenstück in den Geldspeculationen, welche damals mit Sibirien gemacht wurden

Die Regierung klagt, wie wir sahen, darüber, daß viele russische Kaufleute aus Gewinnsucht Kupfergeld nach Sibirien zu bringen pflegten, um es dort gegen Silbergeld einzuwechseln, wobei sie zweimal so viel Kupfergeld gaben als Silbergeld erhielten*).

*) Доп. къ А. И № 120 „вдвое больше мѣдныхъ денегъ“.

Wenn ſich nun dieſer Curs: „zweimal ſo viel Kupfergeld“ auf den Nominalwerth bezieht, ſo iſt das für die erſte Hälfte des Jahres 1662 (jene an den Bereſowſchen Wojewoden gerichtete Urkunde iſt vom 15. Juni 1662) ein unerhört günſtiger Curs, da wie aus obiger Tabelle zu erſehen iſt, in Moskau und in Nowgorod in der erſten Hälfte des Jahres 1662 1 Rubel in Silbergeld mit 4—8 Rubel in Kupfergeld bezahlt wurde*).

So erſcheint denn die Frage in Betreff der Kupfergeldentwerthung nicht blos zeitlich, ſondern auch räumlich ſehr complicirt; die Vergleichung der hier und da in den Berichten der Zeitgenoſſen verſtreuten Bemerkungen über das Verhältniß zwiſchen Kupfer und Silber mit jenen Tabellen ergiebt ebenfalls keine Uebereinſtimmung.

Gordon kam 1661 bei der ruſſiſchen Grenze an und verkaufte dort, in Rußland, ſeinen Paßgänger, welchen er in Warſchau für 30 Thaler gekauft hatte, für 9 Rubel Kupfermünze, „von welchen einer etwa 2 Thaler ausmacht“, wie er ſehr naiv bemerkt**). Freilich galt in gewöhnlichen Zeiten ein Rubel 2 Thaler, aber mit dem Kupfergelde hatte es, namentlich zur Zeit dieſes von Gordon abgeſchloſſenen Handels, doch eine andere Bewandtniß. Der arme Gordon, welcher meinte, für ſein Pferd mit den 9 Rubeln Kupfermünze 18 Thaler erhalten zu haben, wurde wohl ſchmählich betrogen. In Moskau galt Ende Juli 1661 der Rubel in Silbermünze, wie aus obiger Tabelle hervorgeht, 225 Kopeken in Kupfergeld. Somit hätte Gordon, vorausgeſetzt, daß die Entwerthung an der Grenze gleichmäßig mit derjenigen in Moskau vorſchritt, ſein Pferd für etwa 4 Rubel in Silber oder 8 Thaler fortgegeben und ſich alſo um 10 Thaler betrogen geſehen. Es war nicht ſchwer dem neuangekommenen Ausländer vorzuſpiegeln, daß zwiſchen Kupfer- und Silbergeld kein Unterſchied beſtehe, indeſſen mag damals an der Grenze in der That ein günſtigeres Verhältniß beſtanden haben als in Moskau. Zwei Monate ſpäter, Anfang

*) Nehmen wir als Durchſchnittscurs in dieſer Zeit in Moskau 6 Kupferrubel = 1 Silberrubel an, ſo läßt ſich berechnen, daß man, wenn man in Sibirien für 2 Kupferrubel 1 Rubel in Silber kaufte und letzteres nach Moskau brachte, dabei 300 % gewann. Man erſchien z. B. mit einer Summe von 600 Rubel in Kupfergeld in Sibirien, wechſelte dort 300 Rubel Silbergeld ein und kam damit nach Moskau, wo man dafür 1800 Rubel Kupfergeld erhielt, oder man kaufte in Moskau mit 100 Rubeln in Silbergeld 600 Rubel Kupfergeld, reiſte damit nach Sibirien und tauſchte dieſelben gegen 300 Rubel in Silbergeld ein. Freilich ſind hievon die Reiſe- und Transportkoſten in Abzug zu bringen.

**) I 286.

September 1661, kam Gordon in Moskau an und bemerkt gleich darauf*), es seien damals 4 Kupferkopeken auf 1 silbernen gegangen. Nach obiger Tabelle dagegen war in jenem Zeitpunkt das Verhältniß wie 2½ 3:1 in Moskau und wie 170—250:100 in Nowgorod. Anfang 1662 bemerkt Gordon, 5—6 kupferne Kopeken hätten 1 silbernen gegolten, während in der obigen Tabelle für jenen Zeitraum in Moskau die Notirung 4, in Nowgorod 5 sich findet.

Im Theatrum Europaeum heißt es an einer Stelle, man könne 5 kupferne Dengi für 1 silberne bekommen und an einer andern**), daß 100 Rubel in Kupfergeld nur 10 Rubel Silbergeld werth seien. Beide Notirungen sind für das Jahr 1662 gemeint: die erstere stimmt mit der Angabe der obigen Tabelle, die letztere scheint in Vergleichung damit fast zu hoch gegriffen, da erst in den letzten Monaten des Jahres 1662 in Nowgorod der Curs von 10 Rubeln, in Moskau der von 8—9 Rubeln vorkommt.

Leider bringt Kotoschichin eine Entwerthungstabelle ohne chronologische Angaben, so daß man sich derselben nicht als Controle der officiellen Angaben bedienen darf. In seiner Darstellung findet in Bezug auf diesen Gegenstand lediglich die Notiz Beachtung, daß das Kupfergeld zur Zeit der höchsten Entwerthung, als es abgestellt wurde, sich zum Silbergelde verhalten haben solle wie 1:17, was ein etwas stärkeres Stadium der Entwerthung andeutet als die officiellen Angaben***).

*) I 291.

**) S. 689 und 647

***) Wenn der englische Arzt Collins, Present State of Russia S. 127 davon spricht, das Kupfergeld sei gefallen „from one hundred to one till at last it was called in" so ist das wohl eine Verwechselung mit dem nachmals eingetretenen Staatsbankerott, wo die Regierung, wie wir sehen werden, bei der Einziehung des Kupfergeldes den unerhört niedrigen Satz von 1 % gelten ließ. Der Realwerth des Kupfers ist schwerlich je 100 mal geringer gewesen als der des Silbers, und der erstere ist doch wohl, wenn nicht äußere gesetzliche Bestimmungen anders verfügten die Minimalgrenze für den Preis von Kupfergeld bei Berechnung auf Silbergeld, so daß ein Agio von 10,000 % wie dasjenige, dessen Collins erwähnt, als ein Unding erscheint. In Schuberts Münzkatalog findet sich S. 29 eine Entwerthungstabelle, deren Quelle der Verfasser nicht angiebt, die indessen in einigen Angaben mit der Tabelle in H C. 3. übereinstimmt Nur wird dabei bemerkt, zwischen dem 1. und 11 Juni 1663 habe ein Rubel in Kupfermünze 2 silberne Kopeken gegolten. Das Verhältniß der Realwerthe von Kupfer und Silber läßt ganz gut eine solche Entwerthung zu, nur daß sich nirgends sonst eine Andeutung darüber findet, als bei Schubert. Wir müssen hier, wie auch sonst schon bei einer frühern Gelegenheit den Mangel an Citaten beklagen. Solche Dinge sind auch im geringsten Detail wichtig.

## Die Theuerung.

Der Entwerthung der Kupfermünze mußte eine Erhöhung der Preiſe nur in dem Falle entſprechen, wenn der Kupferrubel die Münzeinheit darſtellte. Wenn dies wirklich der Fall war, ſo iſt darin zugleich der ſtärkſte Beweis enthalten, daß das Kupfergeld in der Circulation die Hauptrolle ſpielte. Wenn aus der Höhe der Preisnotirungen geſchloſſen werden kann, daß dieſelben ſich auf das entwerthete Kupfergeld beziehen, wenn bei dieſen Preisnotirungen ferner in Bezug auf ihre ungewöhnliche Höhe ſich eine gewiſſe Uebereinſtimmung ergiebt, ſo bedarf es keines ſchlagenderen Beweiſes für unſere Anſicht, daß das Silbergeld durch die große Maſſe Kupfergeld faſt ganz verdrängt erſcheint.

Sehen wir zu, wie es ſich mit Preisangaben aus jener Zeit verhalte. Betrachten wir zunächſt die Berichte der Zeitgenoſſen.

Gordon kam im Auguſt 1661 nach Pleskow und „fand dort Alles wegen des niedrigen Werthes der Kupfermünze außerordentlich theuer“ *). Im Januar 1662 klagt er, daß der Sold, da er in Kupfergeld ausgezahlt werde, nicht reiche**). Daraus geht hervor, daß die Preiſe in Kupfergeld ausgedrückt wurden. Die Offiziere hatten nur Kupfergeld zum Beſtreiten ihrer Ausgaben; ihnen wenigſtens mußten Preiſe gemacht werden, deren Höhe der Entwerthung der Münze entſprach.

Das Theatrum Europaeum ſpricht von einer unglaublichen Theuerung und einer zehnfachen Preisſteigerung in Folge der Entwerthung der Kupfermünze, „maßen die Officirer von ſolcher nichtiger Müntze keinen ehrlichen Unterhalt nicht haben konnten, indem ein Obriſter, welcher ſeiner alten Beſoldung nach, 50 Rubelen monatlich zu empfangen hatte, ſie höher nicht als für 5 Rubelen außgeben konnte.“ Das deutet offenbar auf Preisnottrungen in Kupfermünze.

Der Engländer Collins berichtet***), alle Preiſe ſeien ſechsmal ſo hoch als gewöhnlich, und auch er ſchreibt dieſen Umſtand der Entwerthung des Kupfergeldes zu.

---

*) I S. 287.

**) I S. 306.

***) Present State of Russia S. 45. All things are become scarce; every thing six times the rate that it was formerly and Coppermoney is not valued.

Meyerberg ſpricht von einem Preiſe auf Weizen, der vierzehnmal höher geweſen ſei als der gewöhnliche*).

Kotoſchichin erzählt ebenfalls von dem Mangel, den die Offiziere und Soldaten litten, weil ſie alle ihre Einkäufe mit Kupfergeld zu machen gehabt hätten. Er fügt hinzu, daß alle ſtrengen Verbote den Preis wegen der Kupfermünze zu ſteigern nichts fruchteten, das Silbergeld ſei geſchwunden und für Kupfergeld ſei alles ſehr theuer geweſen**).

Alle dieſe Angaben von Zeitgenoſſen deuten darauf hin, daß die Preiſe in Kupfergeld notirt wurden und daß demnach das Kupfergeld in der Circulation ſo gut wie ausſchließlich herrſchte. Dies wird übrigens auch durch die Preisnotirungen, welche in Staatsurkunden vorkommen, beſtätigt.

Die Regierung hatte, wie wir ſahen, ſich bei Ausgabe des Kupfergeldes bereit erklärt, für die Waaren, welche ſie ſelbſt feilbot, Kupfergeld als Bezahlung anzunehmen. Der Branntweinverkauf gehörte zu den umfangreichſten Geſchäften, welche die Regierung betrieb: es fanden darin koloſſale Umſätze ſtatt, und wenn nun die Regierung alle Preiſe in die Höhe gehen ſah und zugleich für den Branntwein Kupfergeld annehmen mußte, ſo kam ſie natürlich auf den Gedanken, den Branntweinpreis zu ſteigern. Es finden ſich in der That einige Urkunden vor, worin die Regierung den Wojewoden befiehlt den Branntwein „wegen der hohen Kornpreiſe" („для хлѣбныя дороговли" oder „для нынѣшнія дорогія цѣны") zu höheren Preiſen zu verkaufen. Die Vergleichung verſchiedener ſolcher Urkunden ergiebt folgende Tabelle des Preiſes von Branntwein***):

| | | für ein Glas | für einen Krug | für einen Eimer |
|---|---|---|---|---|
| | 1653 | 150 Kop. | 120 Kop. | 75—90 Kop. |
| 15. März | 1660 | 250 „ | 2 Rub. | 150 „ |
| 21. Juni | „ | 2 Rub. | 160 Kop. | 1 Rub. |
| 16. October | „ | 4 „ | | 3 „ |

*) Iter in Moscoviam S. 93 man habe einen Aufſtand gefürchtet, weil das Volk praesertim cum tantâ premeretur annonae caritate, ut tritticum bis sepluplicato pretio emere deberet celeraque res cibaria et vestiaria impenso veniret.

**) „Хотя о тѣхъ деньгахъ былъ указъ жестокій и казни, чтобъ для нихъ товаровъ и запасовъ никакихъ цѣною не подвышати: однако на то не смотрили" . . „въ государствѣ серебрянымъ деньгамъ учала быть скудость а на мѣдныя было все дорого".

***) П. С. З. I № 285, 309, 341. А. А. Э. IV № 117 Доп къ А. И IV № 73.

| | | für ein Glas | für einen Krug | für einen Eimer |
|---|---|---|---|---|
| 2. October | 1661 | 5 Rub. | | |
| 16. October | „ | 4 „ | 3 Rub. | 3 Rub. |
| 26. September | 1662 | 5 „ | 5 „ | 5 „ |
| 15. September | 1663 | 2 „ | 150 Kop. | 1 „ |

Aus dieſer Tabelle erſieht man, wie ſehr die Preiſe, welche ſich auf die Zeit vor der Ausgabe des Kupfergeldes und die Zeit nach der Verrufung deſſelben beziehen, von den in Kupfergeld ausgedrückten abweichen. Freilich findet, wie man ſieht, auch während der fortſchreitenden Entwerthung des Kupfergeldes, im Sommer 1660 eine Preisermäßigung ſtatt, freilich entſpricht ſelbſt ein ſo hoher Preis wie 5 Rubel für den Eimer Branntwein im September 1662 nicht ganz der Entwerthung der Kupfermünze, welche damals: 8—10 Rubel Kupfergeld = 1 Rubel Silbergeld notirt wurde; dennoch liegt offenbar dieſer Steigerung des Branntweinpreiſes die Kornheuerung zu Grunde und die Urſache der angeblichen Kornheuerung war wohl vor allem die Verwandlung des Silberrubels als Münzeinheit in den Kupferrubel als Münzeinheit.

Daß die Getreidepreiſe in dieſer Zeit ebenfalls eine exorbitante Höhe erreichten, erfahren wir aus anderen Urkunden. In einer Verordnung an den Wojewoden von Smolensk den Fürſten Dolgorukow vom December 1661 wird von der Obrigkeit der Preis für Roggen zu 3 Rubel das Tſchetwert und für Haſer zu 1½ Rubel das Tſchetwert feſtgeſetzt*). Bei Vergleichung dieſer Preiſe mit den Getreidepreiſen vom Jahre 1652**), wie wir ſie in dem Kaſſabuche des Patriarchen Nikon vorfinden, und mit den Angaben über ſolche Preiſe aus dem Jahre 1671***), ergiebt ſich folgende Tabelle:

| | 1652 | 1661 | 1671 |
|---|---|---|---|
| 1 Tſchetwert Roggen | 40 Kop. | 3 Rub. | 50 Kop. |
| 1 „ Haſer | 30 „ | 1½ „ | 24—30 „ |

ſo daß der Roggen- und Haſerpreis in der Zeit des Kupfergeldes 5—7 mal höher erſcheinen als zu gewöhnlichen Zeiten.

Auch für den Salzpreis in der Zeit des Kupfergeldes finden wir eine

*) П. С. З. I № 317.

**) ſ. Временникъ Bd. XIII.

***) Записная книга о продажѣ хлѣба въ 7179 (1671) in dem Временникъ Bd. VI Смѣсь S. 1 — 15.

Notiz in einem Erlaß vom 4. November 1661*), in welchem den Aufkäufern der Vorwurf gemacht, daß ſie maßloſen Vortheil erzielten und das Pud Salz 50—60 Kopeken theurer verkauften als ſonſt. Vor der Einführung des Kupfergeldes koſtete Salz, wie wir aus Nikons Kaſſabuch erſehen, nur 20 Kopeken das Pud.

Dieſe Angaben genügen für den Beweis, daß die Theuerung eine relative war und ihren Grund in der Entwerthung des Kupfergeldes hatte, und daß ferner die uns bekannten Preisnotirungen ſich auf Kupfermünze beziehen, woraus denn zu folgern iſt, daß das Silbergeld ſo gut wie vollſtändig aus dem Verkehr geſchwunden war.

## Theuerungspolizei.

Die Regierung hatte, wie ein ungeſchickter Lootſe das Staatsſchiff in ein gefährliches Meer voll Klippen, Sandbänke und Brandungen geſteuert. Es war natürlich, wenn ſie den Weg in ein günſtigeres Fahrwaſſer ſuchte, wenn ſie bemüht war, durch verſchiedene Maßregeln den beſtehenden Uebelſtänden abzuhelfen. Nur finden wir weder in den Handlungen noch in den Aeußerungen der ruſſiſchen Regierung irgendwo eine Spur von Schuldbewußtſein, ja auch nur einigermaßen die Einſicht davon, daß all der hereingebrochene Jammer der Münzrevolution zuzuſchreiben ſei, daß alſo die Regierung ſelbſt die allerſchwerſte Verantwortlichkeit übernehmen müſſe. In Bezug auf die national-ökonomiſchen, finanz- und polizei-wiſſenſchaftlichen Anſichten jener Zeit iſt das Protokoll einer Sitzung höchſt anziehend, welche in der Zeit der Theuerung im Herbſte 1660 auf Veranlaſſung der Regierung ſtattfand**). Der Zar hatte ſich an die verſammelten kaufmänniſchen und induſtriellen Agenten der Krone und an die nichtofficiellen Kaufleute mit der Frage gewandt, woher in der Stadt Moskau und im ganzen Lande eine ſo gewaltige Theuerung des Getreides entſtanden ſei und wie man wohl einem ſolchen Mißſtande abhelfen ſolle? Alle Lebensmittel und alles Vieh ſei ungleich theurer als früher. Ob eine ſolche Theuerung wohl dem Umſtande zuzuſchreiben ſei, daß in Moskau und andern Städten

*) A. A. Э. IV № 126.

**) П. С. З. I № 286 und С. Г. Г. и Д. IV № 18. Именный данный Боярамъ объ истребованіи мнѣнія торговыхъ людей, о причинѣ дороговизны въ Москвѣ хлѣба и другихъ съѣстныхъ припасовъ, и о средствахъ помочь этому недостатку, съ пріобщеніемъ отвѣтовъ ихъ.

Aufkäufer von Korn, Lebensmitteln und Vieh ihr Wesen trieben und den Preis so stark steigerten? Ob der Zar nicht den Branntweinverkauf abstellen sollte, damit das Getreide wohlfeiler werde.

Die Handelsagenten der Krone (Gosti) meinten, das Korn sei theuer in Folge von Mißwachs, in Folge allzustarken Branntweinbrennens und Bierbrauens und in Folge von Kornwucher und Aufkäuferei. Früher sei aus der Ukraine Zufuhr nach Moskau gekommen, jetzt aber hätte das Korn der Ukraine andere Märkte gefunden. Zunächst solle der Zar den Branntweinverkauf einstellen; ferner solle man den Strelzy ihren Lohn in Getreide auszahlen lassen; sodann müsse man den Aufkäufern und Kornwucherern das Handwerk legen oder denselben wenigstens verbieten vor 6 Uhr auf den Märkten zu erscheinen; dann würden die Bauern aus den umliegenden Flecken und Dörfern ihr Korn nach Moskau fahren und dasselbe billiger verkaufen als die Aufkäufer, und es werde mehr Korn und zu billigeren Preisen an den Markt kommen.

Die Meinung der Vertreter der Gilden und Zünfte von Moskau über diesen Gegenstand lautete: in früheren Jahren, vor der großen Pest, sei viel Getreide nach Moskau gebracht worden und dasselbe sei billig gewesen. Aber als zur Strafe für die vielen Sünden der Menschen die Pest hereingebrochen sei, da seien viele Menschen gestorben und auch viele Pferde gefallen. Von den übrigbleibenden Menschen seien viele im Dienste des Zaren erschlagen worden, andere dienten noch bis zur Stunde, daher habe die Zahl der Ackerbauer abgenommen und diesem Menschenmangel sei die Theuerung zuzuschreiben. Ferner habe man in früheren Jahren den Geistlichen und den Strelzy und dem Gesinde bei Hofe den Lohn in Naturalien, in Korn gegeben, jetzt aber erhielten sie ihren Lohn in Geld und seien in den letzten Zeiten ebenfalls als Käufer von Korn aufgetreten was früher nicht der Fall gewesen wäre. Außerdem hätten früher viele Kammergüter (дворцовыя села) Korn nach Moskau in die Vorrathskammern des Zaren geliefert, während sie jetzt ihre Abgaben in Geld entrichteten. Wenn ferner die Bauern im Winter ihre Vorräthe auf Schlitten aus den Provinzen zur Hauptstadt brächten, da kauften die Wucherer alles zu wohlfeilen Preisen auf und verkauften es zu sehr hohen. Ebenso lauerten im Sommer die Kornwucherer den Getreidebarken auf, welche die Moskwa herabzukommen pflegten, um Alles aufzukaufen, die Preise in die Höhe zu schrauben und unermeßliche Reichthümer zu erwerben. Allerdings verkauften auch mancherlei Bauern Korn und Lebensmittel zu sehr hohen

Preiſen; welchen Grund ſie dazu hätten, ſei unbekannt; das müßten die Verkäufer wohl am allerbeſten ſelbſt wiſſen. Ob, wenn man den Branntweinverkauf abſtellen wollte, das Korn billiger würde, wüßten ſie nicht; das ſei von Gottes Willen abhängig.

Der Zar fragte nun, ob man denn die Aufkäufer und Kornwucherer kenne. Die Antwort lautete, daß man ihre Namen nicht wiſſe. Einige Kornhändler wurden indeß namhaft gemacht, die vielleicht darüber genauere Auskunft zu geben vermöchten.

Die Gilden und Zünfte flehten, man ſolle den Aufkäufern das Getreide abkaufen. In vielen Städten, namentlich in Rjäſan, Nijni-Nowgorod, Temnikow u. a. werde Kornwucher getrieben. Das von der Regierung den Kornwucherern abgekaufte Korn ſoll man zu niedrigen Preiſen an die Armen verkaufen, den Aufkäufern aber den Preis, den ſie verlangten zahlen. Auch das Aufkaufen von Fiſchen ſollte der Zar verbieten, denn der maßlos hohe Fiſchpreis ſei ausſchließlich der Aufkäuferei zuzuſchreiben. Schließlich baten die Vertreter der Gilden und Zünfte, daß, wenn man den Branntweinverkauf verbiete, bei Kranken und Wöchnerinnen eine Ausnahme gemacht würde, wogegen die Geiſtl einwandten, daß durchaus kein Branntweinverkauf geſtattet ſein ſollte, weil bei ſolchen Ausnahmen leicht Mißbrauch eintrete.

Schließlich einigten ſich alle dahin, daß alles geſchehen ſolle, wie es dem Zaren gefallen werde.

Aus den Berichten der Zeitgenoſſen haben wir geſehen, daß Vielen die Urſache der Preisſteigerung, der innige Zuſammenhang derſelben mit der Entwerthung des Kupfergeldes bekannt war, um ſo mehr darf man ſich wundern, daß weder die Regierung ſelbſt noch auch die von ihr berufene Verſammlung von Kaufleuten von der Haupturſache der Theurung reden. Eine ganze Reihe ferner liegender Urſachen werden genannt: allzuſtarkes Branntweinbrennen, Kornwucher, Verwandlung der Naturalwirthſchaft in Geldwirthſchaft, die Entvölkerung durch Peſt und Krieg u. ſ. w. Von dem zerrütteten Geldſyſtem ſpricht niemand. Wir wagen nicht zu behaupten, daß niemand daran gedacht habe.

Die von der Regierung ergriffenen polizeilichen Maßregeln zeigen allerdings, daß ſie wenigſtens kein klares Bewußtſein von den Vorgängen hatte. Sie ſchreitet vor allem gegen Kornwucher und Aufkäufer ſehr energiſch ein. Eine ganze Reihe von Actenſtücken giebt über das Verfahren der Regierung Auskunft.

Am 15. October 1660 wird an den Wojewoden von Kaluga geſchrieben, er ſolle den Verkauf von Getreide in den Dörfern verbieten und dagegen anbefehlen, daß alles Getreide in die Städte gebracht werde*).

Am 5. December 1660 erfolgte ein ſtrenger Befehl an alle Städte in der Nähe von Moskau, in der Ukraine und im Norden von Rußland, alles Korn ſoll unverzüglich gedroſchen und zum Verkauf in die Städte gebracht werden. Niemand darf Korn bei ſich aufſpeichern. Wer mit ſeinem Getreide zurückhält, läuft Gefahr, daß daſſelbe confiſcirt werde**).

Am 3. October 1661 wird ein ähnlicher Befehl wie der vorhergehende nach Koſchira (Komups) geſchickt***) und ein paar Tage ſpäter an den dortigen Wojewoden geſchrieben, man habe in Erfahrung gebracht, daß in jener Gegend Soldaten Hungers geſtorben ſeien, weil man ihnen entweder gar kein Korn oder nur zu enormen Preiſen habe verkaufen wollen.

An den Wojewoden von Sjewsk (Сѣвскъ) wird am 12. October 1661 der Befehl erlaſſen, er ſollte dafür ſorgen, daß die Einwohner der Dörfer ihr Korn an die Soldaten zu feſtgeſetzten Preiſen verkauften, damit keine Hungersnoth eintrete †).

Der Wojewode von Wologda erhält einen Befehl vom 4. November 1661, die Kornproducenten jener Gegend zu veranlaſſen, daß ſie auf allzugroßen Gewinn verzichten und zu mäßigen Preiſen verkaufen ſollten ††).

Dem Wojewoden von Smolensk wird im December 1661, vorgeſchrieben, zu welchen Preiſen dort Heu, Hafer und Roggen verkauft werden ſolle. Auch müßten die Gutsherren darauf Acht haben, daß ihre Bauern alle Vorräthe zu Markte brächten †††).

Aus einer Urkunde vom 8. April 1662*) iſt zu erſehen, daß in dieſem Jahre in Nowgorod außerordentlich wenig Getreide an den Markt gekommen war. Die Regierung verordnete deshalb, daß die Steuern, welche zur Beſoldung des Heeres verwandt werden ſollten, in Korn und nicht in Geld erhoben würden. Bei dieſer Gelegenheit erfahren wir, daß die Steuernden viel lieber in Kupfergeld zahlten als in Naturalien. In einer an den Wojewoden von Perm gerichteten Urkunde vom 29. No-

*) П. С. З. I № 284.
**) П. С. З. I Нум. 287.
***) Собраніе Максимовича Bd. II, S. 50.
†) П. С. З. I. Нум. 311
††) А. А. Э. IV Нум. 126.
†††) П. С. З. I Нум. 317
*) А. А. Э. IV Нум. 133.

vember 1662*) wird bemerkt, der frühere Wojewode habe den Befehl erhalten die Steuer zum Unterhalt der Miliz in Naturalien zu erheben; indeſſen habe er ſich von manchen Einwohnern jener Gegend beſtechen laſſen und geſtattet, daß ſie Geld ſtatt Getreide zahlten. Derſelbe Vorwurf wird nun dem Wojewoden gemacht, an den dieſe Urkunde gerichtet iſt: auch er erlaube ſich ähnliche Durchſtechereien, thue, was ihm nicht befohlen ſei, laſſe ſich in ſchnöder Habſucht mit Geld und guten Worten beſchwatzen und erhalte Geld ſtatt Naturalien.

Solcher Art waren die polizeilichen Maßregeln, welche der Theuerung ſteuern ſollten. Aber wenn ſchon überhaupt bei ſo allgemeinen Calamitäten polizeiliche Maßregeln ſich in der Regel unwirkſam zu erweiſen pflegen, ſo war dieſes um ſo mehr hier der Fall, wo man den Grund des Uebels nicht kannte oder nicht kennen wollte. Man hatte die Diagnoſe der Krankheit durchaus falſch geſtellt, und die kleinen Mittelchen, welche man dagegen anwandte, waren der Art, daß das Uebel ihrer ſpottete. Nur hier und da ſcheint die Regierung geahnt zu haben, daß das zerrüttete Geldſyſtem die Haupturſache alles Jammers und Elends ſei, wenn ſie z. B. darüber klagt, daß die Falſchmünzer für alle Waaren ſo übermäßig hohe Preiſe zahlten, wenn ſie das Publikum vor dem falſchen Gelde warnte, wenn ſie die Soldaten und Offiziere für den Sold in entwertheter Kupfermünze durch Naturallieferungen zu entſchädigen ſuchte u. dgl. m.

## Jammer und Elend.

Die Regierung konnte nur helfen durch Reorganiſation des Geldſyſtems. Sie zögerte damit, ſo daß die Kriſis von Ende 1658 bis Mitte 1663 alſo 4½ Jahre lang immer weiter und weiter gedieh; immer weitere Kreiſe, immer tiefere Schichten der Geſellſchaft wurden in den Strudel des Bankerotts mit hineingezogen. Ueberall Hunger und Elend, Mangel an Vertrauen, Stockung in jedem Zweige der wirthſchaftlichen Thätigkeit — ein unerträglicher Zuſtand.

Leider hat die Geſchichtswiſſenſchaft bisher wenig auf die Erſcheinungen in den Maſſen geachtet; wir beſäßen ſonſt wahrſcheinlich mehr Material, um uns den unausdenklichen Jammer, die namenloſen Leiden der Bevölkerung Rußlands in den Jahren 1658—63 zu vergegenwärtigen.

*) Доп. къ А. И. IV. Нум. 107.

Doch iſt genug vorhanden, um wenigſtens einige Züge von dem Bilde zu entwerfen.

Soldaten und Beamten mußten zu den Erſten gehören, welche von dem Unglück betroffen wurden. Ihr Lohn bleibt unverändert, während die Preiſe bei Befriedigung ihrer Bedürfniſſe ins Ungemeſſene ſtiegen. Die Klagen Gordons und die Berichte in dem Theatrum Europaeum, die Schilderung Kotoſchichins und einzelne Andeutungen in officiellen Urkunden zeigen deutlich, wie die Auszahlung des Lohnes in Kupfermünze einer Reduction deſſelben auf etwa 10 % gleichzuachten war. Dieſe Leute waren dem ſchrecklichſten Mangel preisgegeben: ſie thaten Fußfälle, der Zar ſollte ihre Lage verbeſſern, es regnete Bittſchriften von allen Seiten, und daß ſolche Bitten nicht ganz erfolglos waren, zeigt eine Urkunde, aus welcher zu erſehen iſt, daß die Regierung an ſolche Bittſteller Mehl, Zwieback u. dgl. m. vertheilen ließ *).

Nichts ſchildert den troſtloſen Zuſtand, in welchem dieſer Theil der Bevölkerung ſich befand, lebhafter als jene Bittſchrift der Soldaten und Beamten vom Terek, deren wir bereits erwähnten. Sie erzählen darin, wie in Folge des Kupfergeldes aller Handel und Verkehr mit den orientaliſchen Völkern ſtocke, wie die Regierung immerfort Silbergeld von ihnen verlange und den Lohn in Kupfergeld auszahlen laſſe und ſchließen: „So ſind wir denn deine Knechte, die für dein Heil beten ganz zu Bettlern und nackt und blos geworden, und haben uns tief in Schulden geſteckt und Haus und Hof, Hab und Gut, Weib und Kind verſetzt, und gerathen immer tiefer ins Verderben und ſterben Hungers“ **).

Aber wie auch fernere Kreiſe durch Stockung im Handel und Verkehr entſetzlich leiden mußten, zeigt das Beiſpiel Sibiriens. Die Regierung klagt wiederholt, es ſei in Sibirien eine ſchreckliche Theuerung: die Preiſe aller Waaren ſeien um das Vierfache höher als ſonſt. Als Urſache dieſer Theuerung wird von der Regierung der Umſtand angeführt, daß alle Waarenausfuhr von Rußland nach Sibirien aufgehört habe. Die Kaufleute brächten immer nur große Maſſen Kupfergeld und gar keine Waaren nach Sibirien, und da ſei denn Theuerung die unvermeidliche Folge. Wir

*) ſ. Собр. Максимовича II S. 50.

**) Доп. къ А. И. IV Нум. 154. „Мы богомольцы и холопы твои обѣднили и обнищали и стали наги и босы . . мы обѣднили и обнищали великими долгами и дворишка и животишка и дѣтишка закладывали и со всякія нужи вконецъ погибаемъ и помираемъ голодною смертью“.

haben geſehen, wie es vortheilhaft geweſen ſein muß Kupfergeld nach Sibirien zu transportiren, offenbar, weil dort die Entwerthung deſſelben nicht ſo weit vorgeſchritten ſein mochte als in Rußland. Einem ähnlichen Grunde dürfte auch die Stockung des Waarenimports zuzuſchreiben ſein. Die Theuerung oder Preisſteigerung mag in Sibirien ebenfalls nicht ſo weit vorgeſchritten geweſen ſein, als im übrigen Rußland, was ſich als eine nothwendige Folge der geringeren Entwerthung des Kupfergeldes ergiebt. Wenn nun die Waarenpreiſe in Sibirien niedriger ſtanden als in Rußland, ſo muß es ebenſo unvortheilhaft geweſen ſein, Waaren dorthin zu importiren, als wie wir geſehen haben der Import von Kupfergeld großen Vortheil bot. Die Klage der Regierung, die Waarenpreiſe in Sibirien ſeien auf das Vierfache der gewöhnlichen Höhe geſtiegen, beziehen ſich auf den Sommer 1662 *), eine Zeit, wo in Rußland bereits 6—8 Kupferrubel für 1 Silberrubel bezahlt wurden, ſo daß hier die Preisſteigerung auf manche Waaren weiter gediehen ſein mochte, als auf das Vierfache der gewöhnlichen Höhe. So theuer eingekaufte Waaren konnten freilich zum Export nach Sibirien nicht geeignet ſein.

Es iſt uns heutzutage leichter als es damals der Regierung geweſen zu ſein ſcheint, einen Einblick zu thun in das feine Nervengeflecht der volkswirthſchaftlichen Thätigkeit. Die Regierung klagt heftig und erbittert die Kaufleute als die Urheber der Theuerung an, ſtatt ſich die Frage zu beantworten, woher es denn nicht mehr vortheilhaft war, wie ſonſt Waaren nach Sibirien zu importiren. Man hatte mit dem Kupfergelde der Agiotage Thor und Thüre geöffnet und war außer Stande ſich auch nur die Thatſache dieſer Erſcheinung zu vergegenwärtigen. Man hatte ſtatt des ſoliden Werthmeſſers eines geordneten Geldſyſtems chimäriſche Tauſchwerthe geſchaffen, die ſich als Werthmeſſer wie Ellen von elaſtiſchem Gummi erwieſen und verwunderte ſich höchlichſt, als man dadurch Stockungen im Handel und Verkehr hervorgebracht ſah. Man hatte die gewöhnlichen Handelswege zerſtört und ſchalt nun die Privatleute, wenn ihre Speculation ſich nun Wege zu bahnen ſuchte.

Kotoſchichin erzählt, wie die Bauern ihre Waaren: Heu, Holz und Lebensmittel nicht mehr zu Markte brachten, weil ſie dieſelben nicht gegen das ſchlechte Geld hergeben wollten. Man denke nur, mit welchen Störungen und Verluſten für das geſammte Güterleben dergleichen Erſcheinungen verbunden zu ſein pflegen. Alle Creditverhältniſſe waren unter-

*) А. А. Э. IV Нум. 168 und Доп. къ А. И. IV Нум. 120.

graben. Die Wojewoden berichteten aus den Provinzen, es sei fortwährend Streit zwiſchen den Gläubigern und Schuldnern: die Schuldner brächten ihre Schuld zur Abzahlung an die Gläubiger in Kupfergeld in die Gerichtsbehörden, und die Gläubiger weigerten ſich ſolches Geld ohne ausdrücklichen Befehl vom Zaren anzunehmen, indem ſie verlangten, daß ihre Schuldner ſie in Silbergeld befriedigten *). Manche Städte, wie z. B. Mohilew ſehen ihren ganzen Handel und Wohlſtand durch die Kupfermünze vernichtet **). Collins ſchildert den Ruin des Staates mit folgenden Worten ***): „Das Reich iſt in den letzten zehn Jahren ſo verarmt, entvölkert und verdorben, daß es ſeine frühere Blüthe nicht wieder wird erreichen können".

Meyerberg erzählt, Bauern, Bürger und Edelleute hätten, wie ſie überhaupt mit ihrem Gelde zu thun pflegten, die Kupfermünze in die Erde gegraben, um es dort aufzuheben und ſeien nachher mit Schrecken gewahr geworden, daß ihr Geld von der Feuchtigkeit des Bodens gelitten habe und ganz verdorben ſei. Er fügt hinzu, daß er und ſeine Collegen von der Kaiſerlichen Geſandtſchaft während ihres Aufenthalts in Moskau einen Aufſtand gefürchtet hätten, weil die Verzweiflung in den tiefſten Schichten der Geſellſchaft ſo gewaltig geweſen ſei.

Und allerdings mußte ein ſolcher Jammer alle Bande der Sittlichkeit lockern. Falſchmünzerei und allerlei Speculationswuth war eingeriſſen. Die durch Kupfergeld veranlaßte Brodloſigkeit hatte ein hungerndes Proletariat geſchaffen, welches jeden Augenblick bereit war die beſtehende Ordnung umzuſtürzen; es war wie Gewitterſchwüle in der Luft, man hatte das Gefühl, als ſtehe man auf einem Vulkan. Meyerbergs Befürchtungen ſollten ſich nur zu buchſtäblich erfüllen.

## Der Aufſtand.

Schon im Jahre 1648 war es in Moskau wegen allerlei finanzieller Bedrückung, 1652 in Pskow und Nowgorod wegen Korntheuerung, Salzmangel u. dgl. zu furchtbaren Exceſſen von Seiten des Volkes gekommen. Im Sommer 1662 kam es nun zu einer Kriſis, deren Gewaltſamkeit und

*) [ Соловьевъ, Исторія Россіи XI S. 272.

**) Kochowski l. c. II, 519.

***) „This empire is impoverished, depopulated and spoiled so much in ten years, as it will not recover its pristine prosperity". Present State of Russia p. 45.

Gefahr alles Bisherige weit hinter ſich ließ, und deren Urſachen wohl ganz beſonders in wirthſchaftlichen Mißſtänden zu ſuchen ſind.

Unſere Quellen dafür ſind: die nach dem Aufſtande über denſelben erlaſſenen Urkunden der Regierung, welche durchaus keines Zuſammenhanges zwiſchen dem Kupfergelde und dem Aufſtande erwähnen; die Berichte der Zeitgenoſſen: Kotoſchichin, Meyerberg und Gordon, nach welchen der Aufſtand mit dem Kupfergelde ſehr innig zuſammenhing, und namentlich Solowjews Darſtellung, welche zum Theil aus ungedruckten Urkunden geſchöpft iſt und mancherlei Ergänzendes enthält.

Der Hergang war kurz folgender:

Im Frühling 1662, nach Oſtern verbreitete ſich in Moskau das Gerücht, daß der Pöbel ſich zuſammenthue, um die Häuſer einiger Großen zu plündern und zu zerſtören. Als Urſachen des Haſſes gegen die Großen wurden angegeben: die Münzveränderung und die Falſchmünzerei, die Salzſteuer und die drückende Einkommenſteuer, welche der Fünfte hieß (пятая деньга). Die Namen: Miloſlawſki, Streſchnew, Rtiſchtſchew, Chitrow, Schorin, Kadaſchewez wurden unter Drohungen und Verwünſchungen genannt. Rtiſchtſchew hatte zur Ausgabe von Kupfergeld gerathen, Miloſlawſki, Schorin und Kadaſchewez hatten die Falſchmünzerei im Großen betrieben und waren ſtraflos ausgegangen; Schorin mag außerdem als Steuereinnehmer verhaßt geweſen ſein. Er erhob den Fünften und ſcheint, wie aus einer etwas unverſtändlichen Stelle in Kotoſchichins Darſtellung hervorgeht, dabei Unterſchleiſe verübt zu haben. Kotoſchichin bemerkt ferner, daß namentlich die Strafloſigkeit der reichen und vornehmen Falſchmünzer das Volk ſo ſehr gegen ſie aufbrachte, daß man einen Anſchlag machte, ſie dadurch zu verderben, daß man ſie als Verräther und Ueberläufer in den polniſchen Angelegenheiten denuncirte *).

Am 25. Juli 1662 früh Morgens gährte und wogte der Pöbel in Maſſen auf den Plätzen und in den Straßen von Moskau. Es war ein Meeting: man berieth über den Fünften **). Die Berathung wurde durch

*) Es verdient Beachtung, daß man in jenen Zeiten u. A. auch den berühmten Patriarchen Nikon als Urheber der Kupfergeldoperation bezeichnet hat, wie aus dem Berichte Glavinichs, eines Genoſſen Meyerbergs, zu erſehen iſt, ſ. Wichmann, Sammlung zur Geſchichte des ruſſ. Reichs VII. Es findet ſich nirgend eine Beſtätigung dieſer Annahme, aber erwähnenswerth iſt dieſe Notiz immerhin, weil ſie zur Charakteriſirung der erregten Situation beiträgt.

**) Allerdings finden wir kurz vor der Kataſtrophe vom 25. Juli eine Verordnung wegen der пятая деньга II. C. 3. I Hym. 322 vom 15. Juni 1662.

das Gerücht unterbrochen, an einem Pfoſten auf dem großen Marktplatze ſei ein Papier angeheftet, das man leſen müſſe *). Man ſtürzte dahin und las: „Verräther ſind: Ilja Danilowitſch Miloſlawſki, Fedor Michailowitſch Rtiſchtſchew, Iwan Michailowitſch Miloſlawſki und Waſſili Schorin". Vergebens ſuchten Polizeibeamten das Papier zu entfernen, vergebens bemühten ſich einige höhere Beamten das Volk zu beſänftigen. Man entriß ihnen das Papier, ſchrie und tobte, las die Namen der „Verräther" unter ſtets neuen Drohungen und Verwünſchungen und beſchloß endlich in das nahegelegene Dorf Kolomenskoje auszuziehen, wo der Zar gerade ſeinen Sommeraufenthalt gewählt hatte.

Der Zar feierte an dem Tage das Geburtsfeſt ſeiner Tochter und war gerade in der Kirche, als der Volkshaufe, mehrere tauſend Menſchen, herankam. Er ſah die Pöbelmaſſen durchs Fenſter, hörte ſie die Namen Miloſlawſki's und Rtiſchtſchews wiederholen, errieth den Zuſammenhang und befahl den Miloſlawſki's und Rtiſchtſchew ſich in den Frauengemächern des Palaſtes von Kolomenskoje zu verbergen. Die Zarin, die Zarewitſchs und Zarewnen waren halb todt vor Angſt und ſaßen zitternd in ihren Gemächern. Der Pöbel ſtörte des Zaren Andacht: er mußte auf die Treppe hinaustreten. Die Namen der „Verräther" wurden verleſen, ihre Auslieferung verlangt, man wollte Lynchjuſtiz üben. Der Zar verſprach, es ſollte eine Unterſuchung eingeleitet, die Schuldigen ſollten beſtraft werden. Man traute nicht: einer der Meuterer hielt den Zaren an den Knöpfen ſeines Rockes feſt und fragte: „Wem ſoll man Glauben ſchenken"? Der Zar ſchwor bei Gott und gab einem der Meuterer die Hand darauf, daß Allen ihr Recht werden ſolle. Die Maſſen brachen auf, zurück nach Moskau. Alexei hatte verboten mit gewaffneter Hand gegen ſie einzuſchreiten, aber nach Moskau ſchickte er den Bojaren Fürſten Iwan Andrejewitſch Chowanſki, um die Situation dort zu überwachen.

Ein anderer Pöbelhaufe hatte mittlerweile in Moskau Schorins Haus zu plündern begonnen. Schorin ſelbſt hatte ſich nur mit Mühe durch die Flucht retten können. Der Fürſt Chowanſki ſuchte vergebens den Pöbel zu beruhigen: er kehrte nach Kolomenskoje um, und der plündernde Haufe von wiederum einigen tauſend Menſchen folgte ihm nach.

*) Nach Gordons Darſtellung waren an verſchiedenen Stellen Zettel angebracht, deren Inhalt den Salzpreis, den Steuerdruck und das Kupfergeld betraf. Nach Kotoſchichin war die Anklage gegen die Großen ausführlich motivirt durch eine Erzählung von ihren verrätheriſchen Umtrieben mit Polen.

Man begegnete dem ersten Volkshaufen, der bereits nach Moskau zurückkehrte, veranlaßte ihn zum zweitenmale nach Kolomenskoje zu ziehen, und wiederum belagerten die Pöbelmassen den Zaren, der sich schon angeschickt hatte selbst nach Moskau zu reiten.

Die Meuterer lärmten so heftig, der Zar solle die Verräther herausgeben, sonst werde man sich ihrer auf andere Weise bemächtigen, daß der Zar sich entschloß mit bewaffneter Hand gegen die Massen einzuschreiten. Auf einen Wink Alexei's stürzten die Palastwachen, die Strelzy und die herbeigeeilten ausländischen Söldner auf die unbewaffneten Volkshaufen. Etwa hundert ertranken im Flusse, über siebentausend wurden niedergemacht und gefangen. Die Meisten waren nur aus Neugier mitgekommen. Der eigentlichen Meuterer waren nur ein paar hundert.

Nun begann das Bestrafen, Foltern, Brennen, Brandmarken und Hinrichten „auf gut moskowitisch", wie das Theatrum Europaeum ziemlich treffend bemerkt. Mehrere hundert wurden gehängt, Anderen schnitt man Arme und Beine ab und verschickte sie nach Kasan, Astrachan und Sibirien. Noch Andere wurden geachttheilt *).

So verlief der Aufstand. Die Regierung deutet nirgends einen Zusammenhang des Kupfergeldes mit diesem Aufstande an, während die Zeitgenossen eines solchen erwähnen, so daß alle Historiker bisher den Aufstand als eine Folge der Kupfergeldemission darstellen **). So viel geht aus Kotoschichins Erzählung mit Gewißheit hervor, daß die Anklage wegen verrätherischer Umtriebe in Polen nur ein vorgeschobener Vorwand war, um die Großen zu verderben. In einer oder der andern Weise mußte die Wuth gegen die Regierung oder gegen die Privilegirten, welche bei der Steuerhebung und bei der Kupfergeldoperation sich unrechtmäßig bereichert hatten und straffrei ausgingen, sich Luft machen.

Die Regierung hatte von ihren Unterthanen maßlose Opfer verlangt; sie hatte, den Eingebungen tollkühner Finanzmänner Gehör gebend, die Kupfergeldnoth herbeigeführt; sie hatte endlich schlechte Gerechtigkeit geübt, indem sie die kleinen Diebe strafte und die großen, die dem Hofe nahe-

*) Um zu erfahren, wer den Anschlag gegen die Großen geschrieben hätte, ließ man von allen, welche schreiben konnten, im ganzen Lande Autographen sammeln. Die Vergleichung derselben mit dem angeschlagenen Zettel lieferte indessen kein Resultat. Eine seltsame Art Untersuchung, welche von der geringen Verbreitung des Schreiben Könnens zeugt.

**) Einige haben sich verleiten lassen, der Zar habe das Kupfergeld sogleich nach dem Aufstande abgestellt. So Kostomarow, Storch, Adelung, Chaudon, Schubert u. A.

ſtanden, laufen ließ. Und als nun der Aufſtand ausbrach, wußte ſich die Regierung nicht anders zu helfen als durch die äußerſte Grauſamkeit: ſie machte den Eindruck eines Arztes, der ſeine Kranken prügelt und zugleich die meiſte Schuld hat an ihrer Krankheit.

---

## Abſtellung des Kupfergeldes.

Zwiſchen dem Aufſtande und der Abſtellung des Kupfergeldes liegt ein ganzes Jahr. Der Aufſtand hatte im Sommer 1662 ſtattgefunden und erſt im Sommer 1663 entſchloß ſich die Regierung das zerrüttete Münzſyſtem in das frühere Geleiſe zu bringen. Dennoch iſt ein Zuſammenhang zwiſchen dem Aufſtande und dieſen Maßregeln nicht unwahrſcheinlich, weil nach der Ausſage Gordons und Kotoſchichins die Regierung aus Furcht vor Unruhen die Münzreorganiſation vorgenommen haben ſoll *)

Am 11. Juni 1663 erſchien ein Geſetz **), in welchem verordnet wurde: die Münzhöfe für Kupfergeld in Moskau, Pskow und Nowgorod eingehen zu laſſen, alle Prägſtöcke und Stempel nach Moskau zu ſchicken, in Moskau den früheren Münzhof für Silbergeld wieder einzurichten und auf demſelben vom 15. Juni an Silbergeld zu prägen. Gehalte ſollten fortan nur in Silbergeld gezahlt; Steuern, Zölle und die Zahlungen für den Branntwein, den die Regierung feilbieten ließ, nur in Silbergeld erhoben werden. Im Handel und Verkehr zwiſchen Privatleuten ſollte der fernere Gebrauch des Kupfergeldes verboten ſein: daſſelbe ſollte ganz und durchaus aufhören.

Indeſſen bedurfte man noch vieler Feſtſtellungen, um dieſe Angelegenheit zu regeln. Wie ſollte es mit den rückſtändigen Steuern, wie mit früher contrahirten Schuldverhältniſſen zwiſchen Privatleuten gehalten werden? Und dann, was ſollte mit der im Umlauf befindlichen Kupfergeldmünze werden?

Was rückſtändige Steuern und Privatſchuldverhältniſſe anbetraf, ſo ſollte die in Kupfergeld ausgedrückte Geldſumme auf Silbergeld berechnet

*) Gordons Tagebuch I S. 325 „in der Abſicht einem Aufſtande, den man beſorgte vorzubeugen". Kotoſchichin erzählt „умышля царь, чтобъ еще чего межъ людьми о деньгахъ не учинилося, велѣлъ тѣ мѣдные деньги отставить".

**) II С. 3. Нум. 338. „Объ уничтоженіи въ Москвѣ и въ прочихъ городахъ денежнаго мѣднаго дѣла, о заведеніи въ Москвѣ серебрянаго монетнаго двора, о выдачѣ жалованья серебряными деньгами и о сборѣ пошлинъ тѣмъ-же монетою.

werden *). Zu dem Ende mußte dann die Regierung genaue Tabellen über die Entwerthung der Münze zuſammenſtellen laſſen und mit welcher Genauigkeit dies geſchah, haben wir zu ſehen Gelegenheit gehabt **).

In Betreff der im Umlauf befindlichen Kupfergeldmenge wurde verordnet: das in den Händen der Krone in allen den verſchiedenen Behörden befindliche Kupfergeld ſollte verzeichnet, verſiegelt, aber nicht ausgegeben werden. Den Privatleuten wurde auf das Strengſte verboten ***) Kupfergeld bei ſich zu halten. Es ward jedem freigeſtellt, entweder das in ſeinen Händen befindliche Kupfergeld einzuſchmelzen und zu kupfernen Gegenſtänden zu verwenden, oder daſſelbe in den Regierungskaſſen vom 15. Juni an gegen Silbergeld einzuwechſeln, und zwar zum Satze von 1 Kopeken Silbergeld für 1 Rubel Kupfergeld.

So die officiellen Verordnungen, welche nichts mehr und nicht weniger als eine Bankerotterklärung des Staates im koloſſalſten Stile ausſprechen. Es iſt ein Bankerott, bei welchem der Schuldner ſeinen Gläubiger mit dem hundertſten Theil der ſchuldigen Summe abfindet.

Der Satz von 1 % beim Einziehen des Kupfergeldes iſt doch verzweifelt niedrig und es iſt nicht recht eigentlich abzuſehen, wie die Regierung darauf kam gerade ihn zur Baſis der Einlöſung des Kupfergeldes zu wählen. Es gab zwei andere Normen, welche näher gelegen hätten.

Erſtens hätte die Regierung den im Handel und Verkehr in den letzten Tagen beſtehenden Cours der Kupfermünze bei Einwechſelung derſelben gegen Silbergeld annehmen können. Dieſer Cours war nach den officiellen Urkunden, wie wir ſehen 15 Rubel Kupfermünze für 1 Rubel in Sil-

*) П. С. З. I Ию. 342. 23 Juni 1663. „Долги платить серебряными деньгами противъ записи, какъ срокъ писанъ, считая противъ того, какъ въ которомъ году и мѣсяцѣ и числѣ противъ кабальнаго и записнаго срока ходили мѣдныя деньги.

**) ſ. d. nebeneinandergeſtellten Tabellen aus П. С. З. I Nr. 399 vom 15. Juni 1663 und А. А. Э. IV Nr. 144 vom 4. November 1663.

***) П. С. З. I Nr. 343 vom 26. Juni 1663. О недержаніи никому у себя мѣдныхъ денегъ, о промѣнѣ оныхъ въ казнѣ на серебро по курсу и о продоставленіи каждому свободу употреблять ихъ въ передѣлъ на мѣдныя вещи мѣдныя деньги сливать, а не сливъ, деньгами никому у себя не держать. А похочетъ кто принести въ Государеву казну и деньги принимать на Москвѣ іюня съ 1. числа 2. недѣли (also vom 15 Juni an) а въ городѣхъ мѣсяцъ, а давать за мѣдныя деньги за рубль серебряныхъ по двѣ деньги. А кто у кого похочетъ купить деньги въ какое мѣдное дѣло на сливку: и тѣмъ дружка у дружки деньги купить повольно, а мѣдныхъ денегъ отнюдъ бы никто не держалъ.

bergeld, oder nach Kotoſchichins Angabe noch ein wenig ſchlechter: 17 Rubel in Kupfermünze für 1 Rubel in Silbergeld. Bei der Annahme eines ſolchen bereits thatſächlich beſtehenden Verhältniſſes hätte die Regierung den Inhabern der Kupfermünze nicht weniger geboten, als ſie auf dem Privatwege zu erlangen im Stande waren *). Der Satz von 15—17 Rubel Kupfergeld = 1 Rubel Silbergeld wäre 6 % geweſen, alſo das Sechsfache von dem, was die Regierung ihren Gläubigern bot **).

Zweitens hätte die Regierung als Grundlage für die Einziehung des Kupfergeldes das thatſächlich zwiſchen den beiden Metallen, Kupfer und Silber, beſtehende Realwerthverhältniß annehmen können. Daſſelbe war, wie unſere Unterſuchung in einem früheren Abſchnitt (das Kupfergeld und das Budget) ergeben hat, wie 1:62½. Normalerweiſe hätte im Handel die Entwerthung des Kupfergeldes nicht weiter gehen können, als bis zu dem Werth des Kupfers. Die Minimalgrenze für die Verringerung des Nominalwerthes war der Realwerth. Hätte die Regierung den Inhabern der Kupfermünze den Realwerth derſelben erſtatten wollen, ſo mußte ſie für etwa 62½ Kopeken Kupfergeld 1 Kopeken Silbergeld zahlen. Der Satz von 1:62½ wäre 1,6 % geweſen, alſo über die Hälfte von dem mehr was ſie wirklich bot. Man hatte einmal den Rechtsboden verlaſſen, ſo hätte doch wenigſtens ein ökonomiſches Princip zur Grundlage der Einziehungsoperation gedient. Aber indem man ſich bereit erklärte das Kupfergeld zu 1 % ſeines Nominalwerthes einzuwechſeln, bot man den

*) Die ruſſiſche Regierung hätte bei einem Einlöſungsſatze von 6 % ganz ſo gehandelt, wie ſie 1862 handelte, wo die Bank ermächtigt wurde das entwerthete Papiergeld zu demſelben Curſe gegen edles Metall einzulöſen, welcher eben damals im Publikum beſtand. Es wäre eine Art Sanction des einmal beſtehenden Aufgeldes geweſen und die Inhaber des Kupfergeldes hätten wenigſtens keinen größern Verluſt erlitten, als ohne Regierungsmaßregeln. Uebrigens iſt zwiſchen 1663 und 1862 noch der große Unterſchied, daß, da einmal das Kupfergeld völlig aufhören ſollte, alle gezwungen werden mußten das in ihren Händen befindliche Geld entweder einzulöſen oder einzuſchmelzen, während 1862, wo nur ein Theil des Papiergeldes aus der Circulation verſchwinden ſollte, es jedem freiſtand das in ſeinen Händen befindliche Papiergeld zu dem von der Regierung gleich am Anfange der Einlöſungsperiode gebotenen Curſe einzuwechſeln oder auch einen in Ausſicht geſtellten günſtigeren Curs abzuwarten.

**) Wir reden hier von Staatsgläubigern, weil namentlich die Einwechſelungsperiode die Analogie dieſes Kupfergeldes mit dem Papiergelde ſpäterer Zeiten noch greller hervortreten läßt. Indeſſen ſcheint die Regierung die ganze Zeit hindurch keinen Augenblick den Gedanken gehabt zu haben, als hätte ſie den Inhabern des Creditgeldes gegenüber irgendwelche Verpflichtungen zu erfüllen.

Inhabern weniger als ſie erhielten, wenn ſie ihr Geld in Gegenſtände von Kupfer: Keſſel, Becken u. dgl. m. verwandelten.

Schon der Vorſchlag das Kupfergeld, welches anfänglich einen dem Silbergelde gleichen Nominalwerth gehabt hatte, in kupferne Gegenſtände zu verwandeln, mußte ſchmählich erſcheinen. Es war als hielte die Regierung ihre Unterthanen für wohlhabend genug ihren kupfernen Hausrath in einen ſilbernen zu verwandeln*). Aber noch viel ſchmählicher war es, wenn die Regierung früher dem Kupfer einen Nominalwerth beilegte, welcher höher war als der Realwerth des Silbers, und ſpäter einen Nominalwerth, welcher niedriger war als der Realwerth des Kupfers ſelbſt!

Soviel iſt gewiß, daß bei den damals beſtehenden Werthverhältniſſen zwiſchen Kupfer und Silber es vortheilhafter ſein mußte, das Kupfergeld in kupferne Gegenſtände zu verwandeln, als daſſelbe in den Regierungskaſſen zu dem Satze von 1 % gegen Silbergeld einzuwechſeln. Wir finden über dieſen Punkt eine beſtätigende Bemerkung bei Kotoſchichin, welcher erzählt, es ſei den Inhabern von Kupfergeld freigeſtellt geweſen es einzuſchmelzen oder einzuwechſeln und hinzufügt: „die armen Leute wechſelten das Kupfergeld ein, die Reichen ſchmolzen es ein.“ Es liegt am Tage, daß die Reichen, welche über Capital und Credit verfügten, Verbindungen und bei höherer Bildung genauere Einſicht in die Sachlage hatten, von der Vergünſtigung des Einſchmelzens Gebrauch machten und mit ihrem Kupfergelde nicht an die Regierungskaſſen zu gehen brauchten, während den Armen der zwar verluſtbringendere aber einfachere Weg der Einlöſung vorbehalten blieb.

Leider beſitzen wir für jene Zeit in Bezug auf die Einwechſelungsoperation keine Urkunden, welche mit den Bankausweiſen unſerer Tage verglichen werden könnten, ſo daß wir über die Menge des zur Einlöſung präſentirten Kupfergeldes ſo gut wie ausſchließlich auf unſere eigenen Vermuthungen angewieſen ſind. Es iſt allerdings nicht wahrſcheinlich, daß mehr Kupfergeld zur Einlöſung präſentirt als eingeſchmolzen worden ſei, weil erſteres doch unvortheilhafter als letzteres war**). In Gordons Tage-

*) Es wäre etwas in dieſem Falle faſt Analoges, wenn heutzutage eine Regierung, welche Papiergeld ausgegeben, den Inhabern deſſelben allen Ernſtes freiſtellen wollte, es entweder zu etwa 1 % einzuwechſeln oder als Maculatur oder zu Tapeten oder in Papiermühlen zu verwenden.

**) Hier kann übrigens die Frage entſtehen, ob nicht die große Menge des auf den Markt geworfenen Kupfergeldes den Kupferpreis ungewöhnlich herabgedrückt haben müſſe.

buche finden wir die Notiz *), es seien am 16. Juni einige hundert Rubel eingewechselt worden und den folgenden Tag desgleichen. Einige hundert Rubel erschienen im Vergleich mit der im Umlaufe gewesenen Kupfergeldmenge als sehr unbedeutende Posten. Eine fernere Notiz Gordons liefert zu dieser Regierungsmaßregel einen sehr beredten Commentar. Er erzählt: „Diejenigen, welche von dieser Veränderung einige Tage vorher Nachricht hatten, kauften, soviel als sie nur konnten, für ihre Kupfermünze. Einige Kanzleibediente kauften von den Holzhändlern eine große Menge Zimmerholz auf und mißbrauchten dazu den Namen des Zaren und waren so geschäftig auch allerlei andere Sachen überall aufzukaufen, so daß die klügsten, besonders unter den Krämern ihre Buden schlossen, weil sie eine Veränderung in der Münze vermutheten.“ Ein solcher Vorgang beweist, daß man im Publikum von jeder Münzveränderung eine noch weitere künstlich gesteigerte Entwerthung derselben erwartete. Ein solches Mißtrauen gegen die Regierung ist sehr charakteristisch. Die Krämer *besorgen* eine Veränderung in der Münze und diese Besorgniß erscheint als nur zu gerechtfertigt **).

Eine fernere Frage wäre, ob nicht die gewaltige Verringerung der Tauschmittel wiederum eine Preisrevolution zur Folge gehabt hätte. Leider fehlt es über diese Dinge an statistischen Angaben, so daß wir darauf verzichten müssen dieselben genauer zu untersuchen.

*) I S. 324.

**) In Betreff des Einlösungscurses finden wir bei Gordon und Kotoschichin Angaben, welche mit den in den Staatsurkunden enthaltenen nicht übereinstimmen. Gordon erzählt S. 324 „Als die Kupfermünze verrufen wurde, wurde zugleich bekannt gemacht, daß ein jeder, der dergleichen in die Schatzkammer bringen würde, dafür Silber erhalten sollte. Den 16. Juni wurden einige hundert Rubel an Personen von allerlei zu Standen zu 1 gegen 10 ausgewechselt, den folgenden Tag desgleichen, welches in der Absicht geschah, einem Aufstande, den man besorgte, vorzubeugen. Indessen war der größte Theil des Volkes und vornehmlich die Soldaten mit dieser Veränderung so wohl zufrieden, daß man den Privatverlust nicht achtete“. Hier sind offenbar Widersprüche. Allerdings wäre der Satz von 10 % geeignet gewesen „Aufständen vorzubeugen“, das Publikum zu besänftigen, nur daß nicht von irgend welchem „Privatverlust“ die Rede sein konnte, wenn die Regierung 10 % gab, während man auf privatem Wege bei dem Verhältniß von 1 : 15 – 17 nur 6 % erhielt. Auch jene Besorgniß der Krämer hätte sich bei dem Einlösungssatz von 10 % als ungegründet erwiesen. Wenn es vortheilhafter erschien die Kupfermünze *vor* der Reform durch Ankauf von allerlei Waaren loszuwerden; so muß eben diese Reform nichts anderes gewesen sein als, wie Gordon sie nennt, eine „Verrufung“ der Kupfermünze. Kotoschichin hat ebenfalls eine abweichende Angabe, er erzählt: „царь велѣлъ принимать тѣ мѣдныя деньги въ царскую казну на Москвѣ и городѣхъ и за рубль мѣдныхъ денегъ положено было платить серебряными по

Welche Verluſte für das Publikum aus dieſer Einwechſelungsoperation erwuchſen, zeigt eine Stelle in Collins Schrift über Rußland. Derſelbe erzählt nämlich: „das Kupfergeld wurde endlich zum Verderben vieler Menſchen eingezogen. Viele erhenkten ſich, andere vertranken den Reſt ihres Vermögens und ſtarben am Trunke.“ Solche Aeußerungen ſind beredt*). Sie enthalten eine ſtrenge Kritik dieſer Maßregel, welche den größten Theil des in den Händen der Privatleute vorhandenen Geldvermögens auf den ſechsten Theil reducirt hatte.

Wenn die Regierung ſich erbot Kupfergeld gegen Silber einzuziehen, geſchah dies auch nur zu dem Satze von 1 %, ſo iſt dies ein Beweis, daß ſie über Baarvorräthe verfügte. Es muß etwas Wahres geweſen ſein an jenen Gerüchten, der Zar habe „unerſchöpfliche“ Schätze, tesori inesausti nach Vimina's Ausdrucke. Man hatte in allen den Regierungsbehörden die Zahlungen in Kupfergeld einzuſtellen befohlen und mußte nun dieſelben mit den nöthigen Baarvorräthen von edlem Metall verſehen, um die Regierungsausgaben damit beſtreiten zu können. Und in der That finden wir auch hier und da Angaben darüber, daß die Regierung ihre Schatzkammern auszubeuten ſich entſchloß. So wird z. B. in einer Urkunde an

---

10 денегъ“. Das wäre 5 % ein Satz, welcher dem thatſächlich beſtehenden Werthverhältniß zwiſchen Kupfer- und Silbergeld faſt gleichgekommen alſo rationeller geweſen wäre als 1 %, dennoch haben wir viel mehr Grund den officiellen Urkunden Glauben zu ſchenken als einem Memoirenſchriftſteller. Sablozki О цѣнностяхъ ꝛc. S. 83 bemerkt hiebei von Kotoſchichins Notiz etwas dunkel: Это явная ошибка по несоразмѣрности отношения цѣны мѣди къ цѣнѣ серебра. Wir haben keinen Grund zu vermuthen, daß die Regierung bei der Einlöſungsoperation eine ſolche соразмѣрность habe berückſichtigen wollen. Bei Berch I 161 iſt es nur ein Flüchtigkeitsfehler, wenn er bemerkt, die Einlöſung habe ſtattgefunden „съ полученiемъ за мѣдный рубль двухъ денегъ серебромъ, т. е. за 200 мѣдныхъ рублей одинъ рубль серебромъ“; ein Rubel enthält 200 Dengi. Schubert bemerkt le Czar ordonna de ne plus continuer à faire de ces monnayes et de les racheter à raison d'un Copec par Rouble de ceux qui desiraient la rendre“, als wenn die Regierung auf die Wünſche des Publikums in ſolchen Dingen Rückſicht zu nehmen pflegte, oder die Einlöſung zu einem ſolchen Satze etwas Wünſchbares geweſen ſein könnte. Wir erlauben uns an dieſer Stelle darauf aufmerkſam zu machen, daß noch kein Hiſtoriker oder Numismatiker über die auffallende Niedrigkeit des Satzes von 1 % auch nur ein Wort verloren hat. Man ſcheint denſelben bisher ganz natürlich gefunden zu haben.

*) „The Coppermoney fell from hundred to one till at last it was call'd in, to the undoing of many men. Divers haug'd themselves, others drunk away the residue of their states and dyed with drinking.

den Wojewoden Matwei Tregubow nach Turinsk an der ſibiriſchen Grenze vom 8. Juli 1663*) von der Abſtellung der Kupfermünze genau berichtet und zugleich die Anzeige gemacht, man habe die Summe von 297 Rubel 12¼ Kopeken in Silbermünze an ihn abgeſendet, damit er fortan die Verwaltungskoſten aus dieſer Summe beſtreite. Auch Gordon berichtet, daß ſogleich nach dem 15. Juni 1663 die Offiziere ihren Sold in Silber ausbezahlt erhalten hätten. Dagegen finden wir in der mehrerwähnten Bittſchrift der Soldaten und Beamten vom Terek, vom 13. Juni 1664 die Klage: früher hätten ſie ihren Lohn in Kupfergeld erhalten, für welches man nichts habe kaufen können, für das letzte Jahr jedoch hätten ſie gar kein Gehalt erhalten, ſo daß ſie nun unentgeltlich dem Zaren dienten. Daran knüpft ſich dann die dringende Bitte, ihnen den Lohn nicht länger vorzuenthalten**).

Es hat, wie es ſcheint, ſchwer gehalten eine pünktliche Vollziehung der reſtaurirenden Erlaſſe vom Juni zu bewirken. Die Kupfermünze verſchwand nicht ſo raſch als die Regierung wünſchen mochte. Davon zeugt eine Urkunde vom 21. Januar 1664, welche nach Pſkow abgeſchickt wurde***). Hier wird Bezug genommen an die Abſtellung des Kupfergeldes im Jahre 1663 und dann erzählt, daß in der neueſten Zeit in Moskau und in anderen Städten verſilbertes, mit Queckſilber überzogenes und auch verzinn-

*) П. С. З. I Нум. 344.

**) Доп. къ А. И. IV Нум. 154 „на 1½ годъ (vom 1. September 1663 bis zum 1. September 1664) жалованья намъ не дано ничего и по се число служимъ мы безъ твоего денежнаго жалованья“ u. ſ. f. Wir haben bei dieſer Gelegenheit noch eines Falles zu gedenken, den wir nicht zu deuten vermögen. Aus einer Urkunde an den Wojewoden von Woroneſh Jakow Taliſchtſchew iſt zu erſehen, daß einige Schiffer und Fuhrleute (гребцы и кормщики) ſich geweigert halten, den Lohn in Silber zu empfangen. Einer von ihnen, Sergufchka Poſtowalow, hatte deshalb am 30. Juli 1664 an den Zaren eine Bittſchrift gerichtet und ſollte dafür körperlich gezüchtigt werden. Die Regierung äußerte ſich über die Vermeſſenheit dieſer Leute mit großer Strenge und Erbitterung; ſ. d. Воронежскіе акты изд. Н. Второвымъ и К. Александр. Дольникомъ кн. III 72—73 Нум. CXXIX. Ein anderer Fall begegnet uns П. С. З. I Нум. 305, wo einige Edelleute ihr Gehalt von 50 Rubeln nicht hatten annehmen wollen und dafür zur Verantwortung gezogen wurden. Die Urkunde, welche von dieſem Ereigniß berichtet, iſt vom 15. Auguſt 1661. Man darf vermuthen, daß der Sold, den anzunehmen ſie ſich weigerten, ihnen in Kupfergeld angeboten ſein mag, während in dem obenangeführten Falle die Annahme von Silbergeld verweigert wurde.

***) А. А. Э. IV Нум. 147. Царская грамота во Псковъ о запрещеніи всякихъ чиновъ людемъ держать у себя мѣдныя деньги, серебрить ихъ лудить и ртутить.

tes Kupfergeld zum Vorſchein gekommen ſei; man ſolle deshalb das frühere Verbot Kupfergeld zu gebrauchen durch öffentliche Ausrufer wiederum verkünden laſſen und ſämmtliches Kupfergeld, deſſen man habhaft werden könne, nach Moskau ſchicken. Eine ähnliche Verordnung wird noch am 17. Mai 1664 an den Wojewoden von Woroneſh abgefertigt*). So dauerten alſo noch monatelang nach Abſtellung des Kupfergeldes die Nachwehen dieſer Operation fort und allerdings muß dieſe Art Falſchmünzerei durch Verſilbern, Verzinnen u. ſ. ſ. der Kupferkopeken ſehr lucrativ ſein. Die Gelegenheit dazu lag um ſo näher als Kupfer- und Silberkopeken gleiches Gewicht und Gepräge hatten.

So endete denn das Kupfergeld und das frühere Geldſyſtem des Silberkleingeldes trat wieder ein. Der engliſche Geſandte Carliſle, welcher 1663, wahrſcheinlich in der zweiten Hälfte, nach Rußland kam, berichtet, die Ruſſen hätten nur eine Art Geld, nämlich Silberkopeken**). Daß auch der frühere Curs von ungefähr 50 Kopeken für den Thaler und 100 Kopeken für den Ducaten wieder eingetreten war, erfahren wir aus Kilburger, welcher in ſeinem Verzeichniß der Preiſe auf ausländiſche Waaren von 1671 notirt: Ducaten 114–125 Kopeken, Thaler 55 bis 58 Kopeken***).

## Nachtrag.

Während des Druckes der vorſtehenden Unterſuchung kam uns der ſoeben erſchienene fünfte Band des „Archivs für hiſtoriſche und praktiſche Nachrichten in Bezug auf Rußland" zu Geſichte. In demſelben iſt eine Abhandlung abgedruckt: „Ueber die Finanzkriſis in Rußland 1659—63 von N. Suworow"†). Der Verfaſſer theilt einiges höchſt anziehende urkundliche Material mit, welches uns die Wirkungen der Geldkriſis in Wologda veranſchaulicht. Es ſind Epiſoden aus dem Geſchäftsleben jener Zeit, welche wenigſtens einige Streiflichter werfen auf die damaligen kriti-

*) ſ. d. Воронежские акты l. c. S. 70—71 Nr. CXXVII. Auch Kilburger, Kurzer Unterricht vom ruſſiſchen Handel, in Büſchings Magazin III S. 307 bemerkt noch im Jahre 1671: „Unter den Kopeken ſind viele falſche, verſilberte, kupferne und bleyerne".

**) Carliſle, A relation of three embassies etc. London, 1669 S. 68: „As for their money, they have but one kind wiche they call Copeca, ... 'tis of Silver".

***) Kilburger a. a. O. S. 307.

†) Архивъ историческихъ и практическихъ свѣдѣній относящихся до Россіи 1861—61 г. Книга пятая С. Петербургъ 1863. О финансовомъ кризисѣ въ Россіи въ 1659—63 г. Н. Суворова.

ſchen Verhältniſſe. Ueberaus erfreulich iſt es bei dieſer Gelegenheit zu erfahren, welche reiche Fülle von Nachrichten noch in den verſchiedenen in Rußland verſtreuten Archiven vorzüglich für ſolche Stoffe, wie der unſere, vorhanden ſein mag.

Obgleich die in unſerer Unterſuchung gewonnenen Reſultate durch das von Herrn Suworow zuſammengeſtellte urkundliche Material nur beſtätigt werden, ſo theilen wir doch gern dieſe neuen Beiträge mit, weil wir dadurch einige Pinſelſtriche hinzuerlangen zu dem Bilde von der wirthſchaftlichen Zerrüttung, welches wir zu entwerfen verſuchten. Es handelt ſich um einige Angaben in Betreff der Steuererhebung in Silbergeld, der Entwerthung des Kupfergeldes und der Theuerung.

Steuererhebung in Silbergeld. Wir haben in dem Obigen auf verſchiedene bei der Steuererhebung vorkommende Fälle aufmerkſam gemacht und geſehen, daß die Regierung die Steuern bald in Silber-, bald in Kupfergeld erhob. Unter den in Wologda aufgefundenen Archivalien findet ſich eine Urkunde vom 4. November 1662*), in welcher die Regierung dem Erzbiſchof von Wologda Marcellus den Befehl ertheilt, die Steuern in Kleinſilbergeld zu erheben. Dieſer Fall iſt um ſo erwähnenswerther, als aus einem anderen ebenfalls in dem Archiv zu Wologda aufgefundenen Actenſtück auf den Mangel an Silbermünze geſchloſſen werden kann.

Der Archimandrit des Sſolowezkiſchen Kloſters Bartholomäus ſchreibt an den Erzbiſchof von Wologda (nach Herrn Suworows Anſicht bezieht ſich der Inhalt des Briefes auf den Juli oder Auguſt des Jahres 1662), es ſeien verſchiedene Bittſchriften nach Moskau an den Zaren abgeſchickt worden und darunter eine, worin gebeten werde, der Zar möge befehlen, daß das Kloſter ſein Salz in der ganzen Umgegend gegen weißes d. h. Silbergeld und nicht gegen Kupfer verkaufen, oder wenigſtens Getreide als Zahlung für das Salz annehmen dürfe, „weil in dem Schatze des Kloſters ſehr wenig Silbergeld ſich befinde und gar kein ſolches mehr einkomme, obgleich man deſſen zu mancherlei Einkäufen bedürfe.“

Entwerthung des Kupfergeldes. Für die Geſchichte des Agio's fanden ſich in den Archiven zu Wologda mancherlei Angaben.

*) Herr Suworow bemerkt „4 November 1663“ weil er nach dem Vorgange der damaligen Zeit den 1 September als den Jahresanfang annimmt. Uns ſcheint es conſequenter, da wir doch die Zeitrechnung nach Erſchaffung der Welt in die chriſtliche verwandeln, in unſerer Darſtellung den 1. Januar als den Jahresanfang anzunehmen.

In dem Kaſſabuche einer geiſtlichen Anſtalt daſelbſt finden ſich einige Preisnotirungen in Silber- und Kupfergeld zugleich, woraus natürlich auf das Verhältniß dieſer Münzen zu einander geſchloſſen werden kann.

Vom 1. November 1661 bis 20. Februar 1662 galt Roggen 6 Rub. Kupfergeld und 2 Rub. Silbergeld; vom März bis 13. Mai 1662 16 Rub. Kupfergeld und 4 Rub. Silbergeld; vom 13. Mai bis 16. Juni 1662 4 Rub. Silbergeld; einmal wurde in dieſem Zeitraum das Tſchetwert Roggen mit 36 Rub. in Kupfergeld bezahlt.

Desgleichen wurde ebenfalls im Sommer 1662 für das Tſchetwert Haſer bezahlt: in Silbergeld 1 Rub. 50 Kop. und einmal in Kupfergeld 14 Rubel.

Vergleichen wir das aus dieſen Angaben ſich ergebende Agio in Wologda mit dem gleichzeitigen Agio in Moskau und Nowgorod (ſ. unſere Tabelle oben), ſo erhalten wir folgende Ueberſicht:

| in Wologda | | gleichzeitig in Moskau und Nowgorod |
|---|---|---|
| Februar 1662 | 300 % | 300 % |
| Mai „ | 400 % | 400—800 % |
| Juni „ | 900 % | 800 % |

ſo daß die Höhe des Agio's an den verſchiedenen Orten als ziemlich übereinſtimmend erſcheint.

Herr Suworow macht den Verſuch nachzuweiſen, daß die Höhe des Agio's in manchen Fällen von der Regierung feſtgeſtellt worden ſei und bringt ein Actenſtück bei, welches allerdings einen Beleg für ſeine Anſicht enthält. In einem Actenſtück vom Jahre 1680 wird ausdrücklich erwähnt, „daß im Jahre 1662 nach dem Befehle des Zaren (по Государеву указу) 1 Silberrubel 3 Kupferrubel gegolten habe.“ Ueber die Wirkung ſolcher Befehle oder wie weit dieſelben beobachtet wurden, wiſſen wir nichts. Wenn wir auch allerdings Grund haben zu vermuthen, daß bei Geſchäften der Krone mit Privaten die Cursbeſtimmung von der erſteren abhing, ſo iſt es doch nicht wahrſcheinlich, daß die Regierung mit ſolchen Beſtimmungen für den Verkehr überhaupt hätte durchdringen können. Die Thatſache der Entwerthung mußte ſie hinnehmen; die Entwerthung aufhalten oder derſelben eine Grenze zu ſetzen lag nicht in ihrer Gewalt.

In dem angeführten Kaſſabuche wird bemerkt, daß die Gebühren für vollzogene Trauungen in der Weiſe erhoben worden ſeien, daß in dem einen Falle 30 Kopeken in Kupfer oder 10 Kopeken in Silber, in dem

anderen Falle 60 Kopeken in Kupfer oder 20 Kopeken in Silber gezahlt wurden, was ebenfalls ein Agio von 300 % ergiebt. Weil ſich dieſe Notiz auf das Jahr 1663 zu beziehen ſcheint, dürfen wir uns über die Niedrigkeit des Agio's im Vergleich zu den gleichzeitigen Notirungen in Moskau und Nowgorod wundern.

Im Jahre 1662 (es iſt unbekannt in welchem Monate) ſchreibt ein Beamter in Wologda an den Erzbiſchof Marcellus: „Deinem Befehle zufolge habe ich in die verſchiedenen Ortſchaften die Verordnung geſchickt, die Steuern entweder in Silbergeld oder doppelt ſoviel in Kupfergeld (пошлины сбирать серебряными деньгами или медными вдвое) zu erheben. Es ſoll damit gehalten werden, wie Du befohlen haſt. Die Leute reden jetzt viel darüber." (О томъ государь и по се число молвы въ мірѣ много). — Was das Aufgeld in dieſem Falle anbetrifft, ſo erſcheint daſſelbe (200 %) im Jahre 1662 im Vergleiche zum Aufgelde in Moskau und Nowgorod auffallend niedrig. Worüber ſo viel geſprochen worden, wie der Beamte ſchreibt, iſt nicht deutlicher angegeben. Daß dem Gerede ein Befehl der Regierung über das Agio zu Grunde gelegen habe, wie Herr Suworow vermuthet, geht wenigſtens aus ſeinen Mittheilungen nicht hervor; daß aber die Entwerthung des Kupfergeldes überhaupt viel zu reden geben mochte, iſt mehr als wahrſcheinlich.

Sehr bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß 1660—61 in der Umgegend von Wologda ein Agio von 10 % angetroffen wird. In dem Kaſſabuche des Spaſſoprilužkiſchen Kloſters wird erwähnt, es ſei mehrmals Silbergeld gegen Kupfergeld eingewechſelt worden und zwar folgendermaßen:

„Am 10. Nov. wechſelte der Kaſſirer ein 200 Rbl. gegen rothes Geld (Kupfergeld). Es wurde dabei ein Aufgeld (надавш) von 20 Rubel bezahlt". Daſſelbe geſchah

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| am 17. Novbr. 1660 | mit | 200 | Rub., | wobei | 20 | Rub. | Aufgeld | bezahlt | wurden |
| „ 26. Decbr. 1660 | „ | 100 | „ | „ | 10 | „ | „ | „ | „ |
| „ 12. März 1661 | „ | 100 | „ | „ | 10 | „ | „ | „ | „ |
| „ 19. März 1661 | „ | 3 | „ | „ | 30 | Kop. | „ | „ | „ |

Vergleicht man dieſe Angaben mit den gleichzeitigen Notirungen in Moskau und Nowgorod, ſo ſieht man, daß in Wologda das Vertrauen zu dem neuen Gelde nicht ſo ſchnell und ſtark fiel als in den obengenannten Städten. Im September bis December 1660 ſtand das Kupfergeld in Moskau 170—180 Kopeken = 1 Rubel Silber, in Nowgorod 120—125 Kopeken = 1 Rubel Silber.

Preissteigerung der wichtigsten Lebensmittel. Wir haben oben einige auf die Jahre der Krisis bezügliche Preisnotirungen von Roggen, Hafer und Salz mitgetheilt und können unsere Angaben nun mit einigen aus dem Archiv zu Wologda geschöpften ergänzen.

| | | |
|---|---|---|
| Das Tschetwert Roggen galt im September 1660 | 120 | Kopeken |
| „ October 1660 | 150 | „ |
| „ Januar 1661 | 3 | Rubel |
| „ Februar und März 1661 | 450 | Kopeken |
| „ April und Mai 1661 | 360 | „ |
| „ Juni 1661 | 5 | Rubel |
| „ Sept., Oct. u. Nov. 1661 | 6, 7, 8 | Rubel |
| „ December 1661 | 9 | Rubel |
| „ Januar 1662 | 12 | Rubel |
| „ März 1662 | 17 | Rubel |
| „ Mai 1662 | 25 | Rubel |

In dem obenerwähnten Kassabuche finden sich folgende Preisnotirungen für das Tschetwert Roggen in Kupfergeld ausgedrückt:

| | | | |
|---|---|---|---|
| im September 1661 | 4 | Rub. — | 450 Kopek. |
| vom 14. Novbr. 1661 bis 20. Febr. 1662 | 6 | „ | |
| vom 24. März bis 13. Mai | „ 16 | „ | |
| vom 13. Mai bis 16 Juni | „ 36 | „ | (einmal bezahlt). |

Vergleicht man diese Ziffern mit den früher mitgetheilten Preisnotirungen, so finden wir noch ungünstigere Verhältnisse, als wir oben zu betrachten Gelegenheit hatten. 1652 stand Roggen 40 Kopeken 1671 50 Kopeken.

Der Preis für das Tschetwert Hafer wurde in Wologda notirt:

| | | |
|---|---|---|
| im September, October und November 1661 | 2 Rub. bis | 2 Rub. 50 Kop. |
| im December 1661 | 3 „ | |
| im Januar 1662 | 5 „ | |
| im März 1662 | 7 „ | |
| im Mai 1662 | 10 „ | |

und nach andereu Angaben

| | |
|---|---|
| vom Nov. 1661 bis 20 Febr. 1662 | 1 Rub. 60 Kop., 2 Rub., 2 Rub. 50 K. |
| vom 20. Febr. bis 24. März 1662 | 4 „ |
| vom 24. März bis 13. Mai 1662 | 5 „ |
| vom 13. Mai bis 16. Juni 1662 | 8 „ |
| einmal bezahlt | 14 „ |

Dieſe Preiſe erſcheinen als außerordentlich hoch, da 1652 das Tſchetwert Haſer mit 30 Kop. und 1671 ebenfalls 24—30 Kop., freilich in anderen Gegenden des Reiches, bezahlt ward.

Das Pud Salz galt im Kleinhandel (въ разноску)

| | | |
|---|---|---|
| im September, October und November 1661 | 90 Kopeken | = 1 Rubel |
| Januar 1662 | 1 Rubel 80 Kopeken. | |
| Februar 1662 | 225 — 240 Kopeken. | |

und nach einer andern Angabe im Großhandel (цѣлыми мѣхами)

| | | |
|---|---|---|
| Anfang Auguſt 1661 | 41 — 42 | Kopeken |
| Ende Auguſt 1661 | 57 — 58 | „ |
| September 1661 | 73 | „ |
| October 1661 | 60 | „ |
| Januar 1662 | 91 | „ |
| Februar 1662 | 180 | „ |

1652 war der Salzpreis 20 Kopeken.

Vergleicht man die ſich auf den Februar 1662 beziehenden Angaben der Preiſe und des Aufgeldes mit einander, ſo ergiebt ſich daraus, daß die Preisſteigerung viel bedeutender war als das Agio. Der Salzpreis war im Februar 1662 geſtiegen auf das 12-fache; Haſer auf das 8—16-fache; Roggen auf das 12-fache; das Agio betrug 400—500 %, ſo daß Agio und Preisſteigerung einander nicht entſprechen.

Daß die Theuerung auch in und um Wologda in den weiteſten Kreiſen verbreitet war, erſieht man aus der mehrfach in den dortigen Urkunden wiederholten Bemerkung, daß „wegen allgemeinen Brodmangels" aus den Vorrathskammern der geiſtlichen Anſtalten Korn an die armen Leute verkauft worden ſei. In einem Actenſtück endlich wird erwähnt, man habe den Zaren in einer Bittſchrift erſucht, er ſolle befehlen, daß die Kaufleute in den umliegenden Ortſchaften Getreide kaufen dürften, weil man ſtarken Mangel leide.

A. Brückner.

---

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

# Die Grafen Nikita und Peter Panin.

Nach dem Ruſſiſchen des P. Lebedew.

Die Staatsarchive Petersburgs und Moskau's enthalten ein maſſenhaftes, noch wenig ausgebeutetes Material zur ruſſiſchen Hof- und Staatsgeſchichte im 18. Jahrhundert. Erſt in den letzten Jahren iſt das eine oder andere dieſer Archive einigen ruſſiſchen Schriftſtellern zugänglich geworden und manche intereſſante, wenn auch meiſtens auf dem Gebiete der Anekdote ſich bewegende Darſtellungen ſind daraus geſchöpft worden. Auch das in dieſem Jahre erſchienene Buch des Herrn Lebedew, aus welchem hier ein Auszug gegeben wird, beruht weſentlich auf der Benutzung neuer archivaliſcher Quellen. Es iſt ein Beitrag zur Geſchichte des Kaiſers Paul und der zweiten Hälfte der Regierungszeit Katharina's. Gegen gewiſſe Folgerungen, welche der Verf. gezogen hat, iſt ſchon der Widerſpruch in der ruſſiſchen Literatur laut geworden. Auf dieſe Discuſſion einzugehen konnte aber um ſo weniger Sache unſeres deutſchen Auszuges ſein, als man ſich in demſelben vielmehr bemüht hat, auch das Raiſonnement des Verf. ſelbſt hinter die Thatſachen zurücktreten zu laſſen. Es ſind vereinzelte aber merkwürdige Striche zu einem Bilde, deſſen Ausmalung erſt in unſeren Tagen möglich zu werden anfängt.

Am 6. November 1796 durchlief das beſtürzte Petersburg die Nachricht, die Kaiſerin liege, vom Schlage gerührt, im Sterben und es ſei keine Hoffnung zur Rettung vorhanden.

Da erinnerte man ſich des in Gatſchina lebenden Thronfolgers. Couriere eilten zu ihm von allen Seiten, ſo daß faſt hundert Schlitten ſeinem Zuge aus Gatſchina folgten. In der Hauptſtadt erwartete man die Entwickelung der kommenden Dinge mit Bangen. Es war ein merkwürdiger Moment, über den Roſtopſchin folgende Aufzeichnung hinterlaſſen hat*).

„Nachdem der Großfürſt an dem Tſchesmiſchen Pallaſt vorübergefahren, ſtieg er aus dem Wagen. Ich lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf die Schönheit der Nacht; ſie war ganz ſtill und klar, nur 3° Kälte, der Mond trat bald aus den Wolken hervor, bald verbarg er ſich hinter ihnen; es war tiefe Ruhe. Von dem Wetter redend, bemerkte ich, wie der Kaiſer ſeinen Blick auf den Mond richtete, und ſah bei dem vollen Scheine desſelben Thränen ſeine Augen füllen und über ſeine Wangen hinrollen. Von der Bedeutung des Tages ganz ergriffen und mit Herz und Seele dem ergeben, der den ruſſiſchen Thron beſteigen ſollte, dachte ich mit plötzlicher Klarheit an die Wichtigkeit der nächſten Eindrücke auf das Gefühl des von Geſundheit ſtrotzenden, von Ungeſtüm und ſeltener Phantaſie erfüllten, an Selbſtbeherrſchung nicht gewohnten Autokraten, und den Abſtand zwiſchen mir und ihm vergeſſend und ſeine Hand ergreifend ſagte ich: „Ah! Monseigneur, quel moment pour vous“, worauf er mit kräftigem Händedruck erwiderte: „Attendez, mon cher, attendez! j'ai vécu 42 ans. Dieu m'a soutenu, peut-être me donnera-t-il la force et la raison pour supporter l'état duquel il me destine. Espérons tout de sa bonté!“

In der That ſchon 42 Jahre alt war der neue Herrſcher. Wir müſſen hier auf die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit zurückgehen, um nachzuweiſen, wie eine Verkettung außergewöhnlicher Umſtände ihn ſeiner Mutter entfremdete und von der Regierung Katharina's ſich eine Vorſtellung zu bilden veranlaßte, als ob ſie eine Zeit des Verfalls, der Unordnung und allgemeiner Zügelloſigkeit für Rußland geweſen wäre.

Paul wurde geboren am 19. September 1754 nach neunjähriger Ehe Peters III. mit Katharina. Seit der Geburt von den Eltern mit ungewöhnlicher Gleichgiltigkeit behandelt, fand das Kind eine Beſchützerin in der Kaiſerin Eliſabeth, welche ſich bis zu ihrem Tode faſt nie von ihm trennte. Aber auch hiedurch konnte die Mutterſorge nicht erſetzt werden.

*) In einer in der Kaiſerl. öffentlichen Bibliothek aufbewahrten Handſchrift, welche von der Moskauſchen Geſellſchaft der Geſchichtsfreunde in ihrer Zeitſchrift herausgegeben worden iſt.

Katharina selbst erzählt 10 Jahre später, daß der Thronerbe Rußlands einst in der Nacht aus der Wiege gefallen, ohne daß jemand es gehört hatte. Man findet am Morgen beim Aufstehen den Großfürsten nicht in seiner Wiege und erblickt ihn im festesten Schlaf auf dem Fußboden liegen. Vom dritten Jahre an wurde ihm außer den Kinderwärterinnen ein Aufseher beigeordnet; aber wahrscheinlich waren Hofintriguen, zum Theil wohl auch die schlecht-getroffene Wahl die Ursache, daß von 1758 bis 1760 dreimal die Aufseher gewechselt wurden, nämlich: Scherebzow, Skawronski und Bechtejew. Der letztgenannte wurde am 29. Juni 1760 durch Nikita Iwanowitsch Panin ersetzt, der bis zur Volljährigkeit, d. i. bis 1795 bei der Person des Großfürsten als Haupterzieher mit dem Titel eines Ober-Hofmarschalls verblieb. Wie Panin sein Amt verwaltete und seinen Beruf erfüllte, kann man aus den Erzählungen der Zeitgenossen schließen. Vorzüglich lehrreich sind in dieser Beziehung die Memoiren Poroschins. Obgleich nur die Jahre 1764 und 1765 umfassend, gewähren sie doch einen klaren Einblick in die Umgebung des jungen Thronfolgers.

Lassen wir die diplomatischen und administrativen Fähigkeiten Panins bei Seite und bleiben wir bei ihm als dem Erzieher des künftigen russischen Herrschers stehen, so drängt sich uns die Frage auf, war er selbst und die von ihm gewählten Personen ihrer Stelle würdig, flößten sie ihrem Zöglinge Liebe zum Vaterlande und Volke ein, machten sie ihn vertraut mit der Geschichte und den Sitten Rußlands, belehrten sie ihn über die Ursachen der Macht und Stärke des Landes, gaben sie ihm endlich einen richtigen Begriff über die historische Bedeutung der Regierung Katharina's II. im Vergleich mit den Regierungen ihrer Vorgänger, was allein ihren Sohn und Nachfolger bewegen konnte, die großen Ideen seiner Mutter zum Vortheil Rußlands fortzuführen?

Leider müssen wir sagen, daß weder Panin selbst noch die übrige Umgebung des Großfürsten ihren großen Beruf verstanden; eine Ausnahme machte der gutmüthige, von Allen aber im allgemeinen wenig beachtete Semen Andrejewitsch Poroschin. Dieser dem jungen Kronprinzen vollkommen ergebene Mann wurde mehrere Male bei ihm von den übrigen Lehrern verleumdet, und, nachdem er sich 4 Jahre hindurch in der Umgebung Pauls befunden, zur Armee geschickt, wo die Nachricht, daß er nicht unter dem Grafen Rumänzow, sondern unter dem Grafen Peter Panin, dem Bruder seines früheren Chefs bei der Erziehung Pauls, stehen

würde, seinen Tod beschleunigte; er starb 1769. Gewiß wog der Zorn der Panins schwer, wenn diese bloße Nachricht genügend war, der durchaus unbedeutenden Krankheit Poroschins eine gefährliche Wendung zu geben, sie zu einer tödtlichen zu machen. Wenn man die ruhige, gutmüthige, kindlich-offene Natur Poroschins kennt, die sich in seinen Denkwürdigkeiten so klar ausspricht, so muß man annehmen, daß zwischen ihm und den Panins, die er anfangs bewundert hatte, etwas Fürchterliches vorgefallen sein muß. Die letzten Seiten der Denkwürdigkeiten Poroschins, welche dem Grafen Panin nicht in die Hände fielen, erregen den Gedanken, daß zwischen ihnen bedeutende Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Erziehung des Thronfolgers und in Betreff seiner vorzugsweise deutschen Umgebung entstanden waren.

Ueber den Charakter Panins spricht sich sogar Bantysch-Kamenski folgendermaßen aus: „Man wirft ihm Faulheit vor, welche, wie man annehmen muß, in seiner vollblütigen Constitution ihren Grund findet.“ Viel offener sprechen sich ausländische Minister und Gesandte aus, welche Gelegenheit hatten, zu Panin in Privatbeziehungen zu treten. Der französische Agent Corberon schrieb von ihm am 9. April 1778:

„Ausschweifend seinem Temperamente nach und faul, sowohl aus Grundsatz als aus Gewohnheit, ist er doch stets bemüht, sich für den geringen Einfluß auf den Geist seiner Gebieterin schadlos zu halten. Stolz in seinen Manieren, schmeichelnd und artig gegen Ausländer, die er bei der ersten Bekanntschaft bezaubert, kennt er nicht das Wort: nein; aber selten folgt die Ausführung seinen Versprechungen, und wenn auch Widerstand von seiner Seite selten ist, so waren doch die Hoffnungen, die man auf ihn baute eitel. In seinem Charakter ist eine gewisse Feinheit, aber nicht die durchdachte, gefährliche Feinheit eines Mazarin, welche man eher Doppelzüngigkeit nennen könnte; die Feinheit Panins war mehr in kleinen Zügen sichtbar; verbunden mit tausend angenehmen Eigenthümlichkeiten, ließ sie den, der mit ihm von Geschäften sprach, vergessen, daß er sich beim ersten Minister der Kaiserin befand, sie ließ den Zweck der diplomatischen Sendung und die Vorsicht aus den Augen verlieren, welche man bei einer so anziehenden und gefährlichen Unterhaltung beobachten muß“.

Der englische Gesandte Harris spricht am 26. Januar 1778 fast dasselbe aus: „Gutes Naturell, großer Ehrgeiz, ungewöhnliche Standhaftigkeit sind die drei charakteristischen Züge Panins“.

Ein anderer englischer Diplomat äußert sich unterm 4. August 1772 in folgenden scharfen, aber nicht ganz unwahren Ausdrücken: „Die Erziehung des Großfürsten wurde vernachlässigt, vielleicht mit Absicht, was zum großen Theil dem faulen und üppigen Charakter Panins zuzuschreiben ist".

Nach diesen Zeugnissen der Ausländer wollen wir die in dem Buche Poroschins zerstreuten Charakterzüge Panins zusammenstellen, wobei wir noch bemerken, daß Poroschin anfangs ein leidenschaftlicher Verehrer desselben war.

Um seinen Eifer zu zeigen, erzählt Poroschin, erdachte Panin ein Mittel, welches auf die Phantasie des Großfürsten einwirken und ihn von muthwilligen Streichen und schlechtem Betragen zurückhalten sollte: es wurde nämlich eine besondere Zeitung gedruckt und dem Knaben zur Lectüre gegeben. In derselben wurde in einem besonderen Abschnitte „aus Petersburg" aller Vergehen und kleinen Sünden des Thronfolgers erwähnt und dem Knaben versichert, daß diese Zeitung in ganz Europa circulire.

Den 10. October 1764 notirt Poroschin: Se. Excellenz befahl vor ihn ein Kohlenbecken zu stellen, kochte Austern mit englischem Bier und verbrannte sich dabei eine Manschette. Der Großfürst befahl zu seinem Stuhl einen Schemel zu bringen, stieg auf denselben und sah mit großer Aufmerksamkeit und Heiterkeit zu, wie die Suppe gekocht wurde und Panin während dessen Brod in kleine Stücke für die Suppe schnitt.

Den 5. November. Als Se. Excellenz Nikita Iwanowitsch Alle mit Schweinsbraten bewirthete, und Alle zum Essen nöthigte, geruhte der Großfürst zu bemerken: „Ew. Excellenz räth Allen Schweinsbraten zu essen, weil Sie selbst ihn sehr lieben".

Diese Leidenschaft für gutes Essen wurde vom Großfürsten bemerkt und reizte den 9-jährigen Knaben häufig zu Scherzen gegen den 46-jährigen Erzieher.

Den 11. März 1765. Man servirte Hummer oder eingemachte Krebsscheeren mit scharfem Essig und Pfeffer. Der Großfürst verlangte davon, als er den Teller aber der Nase genähert, gab er ihn sofort mit den Worten zurück: „Pfui, wie das stinkt"! Panin nahm den Teller an sich und meinte, daß es sehr gut rieche. Se. Hoheit erwiederte ihm darauf: „möglicherweise haben die, welche Sie früher gegessen haben, noch schlechter gerochen, und deshalb scheinen Ihnen diese gut zu sein".

Den 5. October. Seine Excellenz Nikita Iwanowitsch war heute

nicht bei Tiſche und iſt wegen Unwohlſeins heute Morgen gar nicht ausgegangen. Wie man glaubt hat er geſtern bei Sr. Hoheit zuviel Waſſermelonen gegeſſen.

Den 9. Auguſt. Nikita Iwanowitſch erzählte heute von einem Miniſter Zinzendorf, welcher einen ſo feinen Geruchſinn hatte, daß er ins Zimmer tretend, riechen konnte, welche Speiſe nicht genug oder zu viel geſalzen war.

Den 6. September. Man ſprach wieder ſehr viel von franzöſiſchen Paſteten.

Man kann vielleicht Auſtern, Hummern ꝛc. lieben, ſich an Waſſermelonen übereſſen und von franzöſiſchen Paſteten ſprechen, und dabei doch eine Erziehung ſo leiten, daß, um mit den Worten Panins zu ſprechen, weder in Handlungen noch Worten Etwas zugelaſſen wird, was auch nur im geringſten die Tugendkeime mit welchen der Menſch geboren wird, verderben könnte. Es kommt aber noch hinzu, daß Panins Geſpräche mit ſeiner Geſellſchaft ſich meiſtens auf Frauenzimmer richteten, wobei man ſich in den Ausdrücken nicht genirte und ohne Umſchweife alle Liebesintriguen und Klatſchereien des damaligen Hofes und der vornehmen Geſellſchaft wiedererzählte. Alles das mußte in dem Knaben eine ungewöhnliche Verliebtheit entwickeln; die Lectüre des Gil Blas *), mit der ihn Poroſchin fortwährend unterhielt, trug gewiß auch dazu bei.

Den 10. November. Man unterhielt ſich über die Trennung MM.'s von ſeiner Frau, ſcherzte viel über ihre Reize und Panin bemerkte, ſie würden Vielen zu Theil, dem Manne bliebe aber nichts übrig.

Den 28. November. Peter Iwanowitſch Panin ſchickte ſich zu einer Reiſe nach Moskau an, um ſeine häuslichen Angelegenheiten nach dem Tode ſeines Neffen zu ordnen und ſagte ſcherzend zu mir, daß er ſeine hieſigen Liebesangelegenheiten mir natürlich nicht anvertrauen werde.

Den 27. Februar 1765. Man unterhielt ſich größtentheils von Stallgeſchichten und dem Verhältniſſe zwiſchen Strogonow und ſeiner Frau. Nikita Iwanowitſch war in dieſen beiden ſo verſchiedenen Converſationen ſehr ſatyriſch.

*) An vielen Stellen der Denkwürdigkeiten wird dieſer Lectüre erwähnt. Paul unterbrach einmal den Vorleſer, als die Erzählung ihm unſchicklich erſchien. Poroſchin bemerkt hierüber, „Als wir im zweiten Bande an die Abenteuer zwiſchen dem Connetable und Blanca kamen, ließ der Großfürſt mich aufhören".

Den 6. März. Bei Tiſche drehte ſich die Unterhaltung um die Streiche und Abenteuer des Italieners Caſanova.

Den 25. März. Hierauf ſcherzte Se. Excellenz über meine Abenteuer mit einer gewiſſen Dame.

Den 26. September. Se. Hoheit ſcherzte mit dem Hofmarſchall viel wegen ſeines Commandos über die Hoffräulein.

Den 3. October. Nach den Lectionen kam das Geſpräch darauf, daß Se. Hoheit nun ſchon zwölf Jahre alt ſei. Scherzweiſe wurde geäußert, es rücke die Zeit heran, wo der Großfürſt heirathen müſſe. Er erröthete und lief verſchämt aus einer Ecke in die andere, ſagte aber endlich: „wenn ich heirathe, werde ich meine Frau ſehr lieben und eiferſüchtig ſein".

Prophetiſche Worte, welche nach ſeiner Vermählung mit Natalia Alexejewna im Jahre 1773 zum Unglück in Erfüllung gingen.

Den 7. October. Auf der Maskerade war Se. Hoheit ſehr heiter und tanzte viel; ich bemerkte, daß er auch ein gewiſſes Händchen zu drücken geruhte.

Den 9. October. Als man vom Obſervatorium herabſtieg, fragte der Graf Grigor Grigorjewitſch Orlow, ob der Großfürſt nicht die Hoffräulein beſuchen wolle; ſie wohnten ganz in der Nähe. Der Thronfolger hatte große Luſt hinzugehen, wußte aber nicht, was er in Gegenwart der Kaiſerin antworten ſollte. Dieſe entſchied den Zweifel und geruhte dem Großfürſten zu ſagen, er könne hingehen. Nie war ihr Gebot mit ſolchem Vergnügen erfüllt worden; mit ihm gingen Nikita Iwanowitſch und Graf Grigor Grigorjewitſch. Man ging durch alle Zimmer der Hoffräulein. Nach der Rückkehr in ſeine Gemächer erzählte der Großfürſt mit beſonderem Entzücken von dieſer Expedition und ſagte Jedem, der hinzukam: errathe, wo ich heute geweſen bin. Nach der Erzählung vertiefte er ſich in Liebesgedanken.

Den 18. October. Nach dem Unterrichte ſpielte der Großfürſt an dem Fenſter, welches nach dem Hofe geht und den Fenſtern der Hoffräulein gegenüber ſteht. Von dort aus ſahen dieſelben herüber und wechſelten Blicke und Winke mit dem Großfürſten, beſonders unſere Modedame (Wera Tſchoglokow).

Den 13. December. Als unter Anderem das Geſpräch auf die Schauſpielerin N. kam und Jemand meinte, ſie ſähe übel aus, ſagte der

Großfürſt: „c'est qu'elle a passé par plusieurs mains“, ohne zu wiſſen, was das bedeutet. Nikita Iwanowitſch lachte ungeheuer darüber.

Den 11. December 1765. Dann erzählte mir Se. Hoheit, wie er ſich auf dem Landſitz des Ober-Hofmarſchalls Sievers amüſirt. Dort ſei ſeine geliebte Wera Tſchoglokow geweſen, er hat ſich viel mit ihr unterhalten und mit ihr getanzt. „Ich ſagte ihr, was ich Dir ſchon oft geſagt habe, daß ich nämlich immer mit ihr zuſammen ſein möchte“. Als ſie geäußert, ſie wünſche ſehr die Hand des Großfürſten küſſen zu dürfen, hatte er geantwortet, er wünſche noch viel mehr die ihrige zu küſſen. Auf der Rückfahrt fuhr ſie in einem kleinen Schlitten vor dem Großfürſten, und wenn ſie ſich umwandte, warfen ſie ſich gegenſeitig Kußhändchen zu. Der Großfürſt ſagte ihr: „Je crois que nous n'aurons pas de sitôt une journée aussi favorable“, und ſie antwortete: „Assurément, Monseigneur“. Se. Hoheit ſagte auch, daß es ihr vielleicht angenehmer ſein würde, wenn Divier an ſeiner Stelle geſeſſen hätte, worauf ſie erwiederte, daß er ohne Grund an ihr zweifle, daß ſie Divier haſſe u. ſ. w.

Gewiß ſind das Kindereien; iſt es aber vernünftig, in einem Knaben Leidenſchaften zu wecken, ihre Entwickelung zu befördern und ſogar noch ſeine Eitelkeit dadurch zu reizen, daß man ihm zu fühlen gab, daß er noch ein Kind ſei, mit dem man ſpiele? Die Erzieher Pauls goſſen abſichtlich Oel ins Feuer.

So führte Panin den erſten Theil des von ihm ſelbſt entworfenen Programms durch: ſeinem Zöglinge weder in Worten noch Thaten etwas Schädliches nahetreten zu laſſen, um nicht die Keime der Tugend zu zerſtören. Wir haben geſehen, wie die oft unanſtändigen Unterhaltungen über Frauen, Liebe und Liebesintriguen die empfängliche Natur Pauls früh zur Reife brachten; ſie bildeten ihn vorzeitig aus und riefen, wie wir ſchon bemerkten, den Hang zur Träumerei hervor, in einem Knaben, deſſen ganze Aufmerkſamkeit auf eine thätige Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und auf die Vorbereitung zu ſeinem hohen Berufe hätte gerichtet werden müſſen.

Die Perſonen, welche den Thronfolger umgaben und unter Panins Aufſicht ſeine Erziehung leiteten, entſprachen ihrer Aufgabe bei weitem nicht. Aepinus, Oſterwald, der Zeichnenlehrer Grekow, ſelbſt Poroſchin konnten kaum ſich ſelbſt einer gründlichen Kenntniß der von ihnen gelehrten

Fächer rühmen *); Poroschin ragt unter ihnen noch hervor durch seine Liebe zum Großfürsten und sein Streben, ihm gründliche Kenntnisse von Rußland und dem russischen Volke beizubringen. Aber Osterwalds und Aepinus Intriguen, später durch Panin selbst geschürt, vereitelten seine Bestrebungen. Er verstand nicht, sich gegen seine Nebenbuhler zu behaupten, und hatte sich auch bei Paul nicht in Respect gesetzt, der ihm in Momenten guter Laune auf den Bauch klopfte, ihn an den Rockschößen zupfte und sich absichtlich das Essen von ihm zerschneiden ließ, als Poroschin gerade einen kranken Finger hatte.

Es ist zu bemerken, daß alles in Gegenwart Panins geschah, der dem Knaben volle Freiheit ließ, sich über seinen ungeschickten Aufseher lustig zu machen; überhaupt erlaubte Panin bei Tische Jedem zu sprechen, was ihm in den Sinn kam und ließ sich selbst häufig fortreißen. Die Aufsicht und Sorge Panins für den Thronfolger beschränkte sich darauf, daß nach dem Mittagessen, bevor man Sr. Hoheit den Kaffee reichte, Panin denselben gewöhnlich erst kostete. Wenn der Großfürst das Schmecken des Kaffees nicht selbst gesehen hatte, so fragte er den Kaffeeschenken: „Ist die Approbation erfolgt"? — Wir wissen nicht, ob Katharina diese Stückchen kannte, oder ob sie ausschließlich dem erfinderischen Geiste Panins angehörten und als Beweis seiner alles umfassenden Sorgfalt für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit seines Zöglings dienen sollten.

Das Ansehen Poroschins bei Paul fiel mit jedem Tage; man beobachtete seine Gewohnheiten, seine Eigenthümlichkeiten in der Unterhaltung, seine Leidenschaft für gutes Essen u. s. w. Alles dieses diente als unerschöpfliches Thema für die Witzeleien des Thronfolgers und seiner deutschen Umgebung, so daß das Witzeln und Sticheln auf Poroschin der gewöhnliche Zeitvertreib nach den Unterrichtsstunden war. Der gutmüthige Mensch schmollte, sprach sich mit dem Großfürsten aus, erklärte sich gegen Panin — Alles vergeblich. Die Verfolgungen wurden immer hartnäckiger und erreichten endlich am Schluß des Jahres 1765 ihr Ziel: die Entfernung Poroschins.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß die zu große Nachsicht Poroschins

*) Die Lehrer Pauls waren: Aepinus für höhere Mathematik, Astronomie und Physik, Poroschin für Kriegswissenschaften, russische Geschichte und Geographie, Geheimrath Osterwald für allgemeine Geschichte und Geographie, Balletmeister Grange für den Tanz; Tremamondo für die Fechtkunst, Grekow für das Zeichnen, Capellmeister Manfredini für das Clavier, Schauspieler Beaumont für Declamation.

gegen die Launen des Großfürſten und ſeine Verwöhnung über alles Maß gingen und ohne Zweifel der Hauptgrund, der ihm von Allen gezeigten Mißachtung waren. Er war der Vertraute bei den verliebten Scherzen des Thronfolgers, überbrachte alles, was man ihm anvertraute, an die Adreſſe, und gab oft Anlaß zu Scherzen, welche die Grenzen des Anſtandes und der Beſcheidenheit von Seiten des Schülers weit überſchritten.

Den 16. December 1764. Grangé brachte das Buch: Les cérémonies réligieuses de tous les peuples, welches er zum Leſen aus der Bibliothek Sr. Hoheit genommen hatte, zurück. Als er hinausgegangen war, fanden wir im Buche drei Briefe von ihm an eine Tänzerin Juſt, die angefangen, aber nicht beendigt waren. Seine Hoheit lachte beim Leſen ſehr.

Aber man beſchränkte ſich nicht auf das Leſen dieſer fremden Briefe, ſondern ſchrieb ſie zu Ende und ſchickte Grangé ſeine Correſpondenz zu, wobei alle Vorſichtsmaßregeln getroffen wurden, um den Zuſender zu verheimlichen und den armen Tänzer auf eine falſche Spur zu leiten.

Den 17. December 1764. Nachdem der Großfürſt ſich angekleidet, ſetzte er ſich mit mir im Schlafzimmer an einen Tiſch und befahl, die geſtern erwähnten drei Briefe Granges zuzuſiegeln. Dieſes that ich und adreſſirte ſie an Grange. Se. Hoheit ließ noch ein Zettelchen ſchreiben und hineinlegen. Auf dieſem ſtand:

Instruction pour M. Grangé de bonne part.

Dorénavant, il ne faut pas laisser ses lettres dans un livre que l'on rend à un autre. Il faut premierement feuilleter et visiter ce livre, avant que de le rendre. Autrement, on risque de découvrir ses petits secrets.'

Dieſes Couvert ſandte Se. Hoheit durch den Bedienten Andruſchka ab, indem er ihm befahl, ſich ſo ſchlecht als möglich zu kleiden und Niemand bei der Abgabe des Briefes zu ſagen, von wem derſelbe komme, und ſofort wegzugehen, was denn auch geſchehen iſt.

Eine ſolche Nachſicht trug denn auch ihre Früchte; den Verleumdern gelang es, den Großfürſten gegen Poroſchin einzunehmen, indem ſie ſeine Abweſenheit benutzten. Zuerſt zeigte ſich Kälte, dann kam es zu einer leidenſchaftlichen Erklärung, und als der beſtürzte Poroſchin ſeine Unſchuld betheuerte, ſowie, daß er durch nichts den Zorn des Großfürſten verdient habe, unterbrach ihn dieſer heftig mit den Worten: „Du haſt es; ich weiß

jetzt, was alles dieſes bedeutet, was Du vorher mit mir geſprochen, und habe alles dem Grafen Panin erzählt".

Faſt einen ganzen Monat dauerte die Unzufriedenheit des Großfürſten gegen Poroſchin, darauf traten zeitweilig das frühere Vertrauen und die alte Zärtlichkeit wieder ein, aber die Intrigue behielt doch endlich die Oberhand und obgleich Poroſchin ſich mit Panin ausgeſprochen, und ihm ſein Tagebuch gezeigt hatte, ſo ſchwieg Panin dennoch und der Großfürſt blieb verſtimmt; die Folge war das plötzliche Abbrechen des Tagebuchs mit dem 13. Januar 1766 und die Entlaſſung Poroſchins.

So nahm denn, Dank den epikuräiſchen Neigungen und Gewohnheiten Panins, die Erziehung des Großfürſten eine ganz eigenthümliche Richtung: die Hofmeiſter verzogen ihn, ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit, krochen zu gleicher Zeit vor Panin und entfernten Alle, die irgend wie ihrem Einfluſſe hinderlich ſein konnten. Bei Paul befand ſich allerdings ein Mann, welcher ſich durch Geiſt und Kenntniſſe auszeichnete, ſein Religionslehrer, der Archimandrit (ſpäter Metropolit) Platon; aber derſelbe zog ſich ſo viel als möglich zurück, denn ihn beſchäftigten andere Gedanken und Pläne; er wollte eine beſondere Bedeutung am Hofe Katharina's dadurch haben, daß er die Rolle des ruſſiſchen Maſſillon ſpielte, und ſich bei der Erziehung des Thronfolgers nur in ſoweit betheiligte, als letzterer des Religionsunterrichts bedurfte. Mit Beredtſamkeit gegen die Unſittlichkeit donnernd, bewirkte er, daß Katharina und ihr Hof während ſeiner Predigten reichlich Thränen vergoſſen, dabei aber verſtand Platon ſich vor dem hochfahrenden Panin zu mäßigen und dehnte ſeine Nachgiebigkeit ſo weit aus, daß er ſogar einmal im Winterpalais der Probe einer Vorſtellung im Marionettentheater am Tage der Geburt Mariae in ſeinem geiſtlichen Ornate beiwohnte. (Poroſchins Tagebuch, am 8. September 1765). Bedarf es eines ſtärkeren Beweiſes der Fügſamkeit des Religionslehrers Sr. Hoheit vor den Mächten dieſer Welt?

Die Leichtfertigkeit, mit der alles geſchah und in der Umgebung des mit großer Beobachtungsgabe, ſcharfem Gedächtniß und empfänglichem Sinne ausgeſtatteten Großfürſten beſprochen wurde, erreichte die äußerſte Grenze, wenn es ſich um Einladung von Gäſten handelte, die gewöhnlich den Kreis am Mittagstiſche bildeten. Der griesgrämige und ſchweigſame Saldern, Alexander Strogonow, Iwan und Sachar Tſchernyſchew und noch einige unbedeutende Perſonen waren ſtehende Gäſte, und wurden eigentlich nur

eingeladen, um den witzigen Höflingen und dem Großfürsten Gelegenheit zu geben, ſich über ſie luſtig zu machen. Von den oft unangemeſſenen Tiſchgeſprächen laſſen wir uns von Poroſchin noch ein Paar Beiſpiele erzählen.

Den 29. October 1764. Wir ſaßen bei Tiſch. Se. Excellenz Graf Nikita Panin ſpeiſte nicht mit uns. Von Fremden war nur Graf Alexander Strogonow zugegen. Ich habe heute Mittag viel gelitten; wie kann es anders ſein, wenn Folgendes paſſirt. Jemand, der alle großen Eigenſchaften Peters des Großen mit Stillſchweigen übergangen, hielt es für angemeſſen nur hervorzuheben, daß der Kaiſer ſich häufig betrunken und ſeine Miniſter mit dem Stocke gezüchtigt habe; ein Anderer fügte hinzu, daß, als der Kaiſer einen ſeiner Generale, einen Deutſchen, mit dem Stocke geſchlagen, dieſer ausgerufen habe: „die Hand des Herrn hat mich getroffen"; der erſte Erzähler ſagte noch, daß in der Geſchichte nur Peter und der Vater des jetzigen Königs von Preußen als ſolche drakoniſche Monarchen bekannt ſeien. Als er darauf anfing Karl XII. zu loben und ich ihm entgegnete, daß Voltaire gemeint, Karl XII. hätte verdient in Peters Armee der erſte Soldat zu ſein, fragte der Großfürſt ihn: „Iſt dem wirklich ſo"? — worauf Jener Sr. Hoheit erwiderte, Voltaire könne es wohl geſchrieben haben, es ſei aber gewiß die ärgſte Schmeichelei. Als ich endlich von den Briefen des Kaiſers ſprach, die er aus dem Auslande an ſeine Miniſter geſchrieben, und deſſen erwähnte, daß man zur beſſern Auffaſſung ſeiner Geſchichte dieſe leſen müſſe, bemerkte Jener nichts weiter, als daß dieſe Briefe dadurch lächerlich ſeien, daß der Zar in ihnen ſich einige Male Piter unterzeichne und Myn Heer Admiral überſchreibe. Ich geſtehe, daß ſolche Geſpräche mich ſehr unangenehm berührten und es mich viele Mühe koſtete, mein Mißvergnügen zu verbergen und Herr meiner Heftigkeit zu bleiben. Ich überlaſſe es dem Urtheile der ganzen gebildeten und unparteiiſchen Welt, ob es paſſend war, daß der Thronfolger, der leibliche Urenkel Peters des Großen, ſolchen feindſeligen Unterhaltungen beiwohnte?

Den 13. October 1764. Se. Excellenz Graf Panin erzählte, wie ein General von ſich ſelbſt in großer Geſellſchaft geſagt habe, daß er ſeit Kindesbeinen lange Finger gehabt und daß, als er einmal bei Boris Scheremetjew etwas entwendet und dieſer ihn dafür mit dem Stocke geprügelt, dieſe Gewohnheit wie fortgeblaſen geweſen wäre. Derſelbe General habe einſt, als er beim Hetmann Raſumowski war, geäußert, daß

die Leute jetzt äußerſt empfindlich geworden, man dürfe ſie nicht einmal ſchelten, während man ſie früher durchgeprügelt, ohne daß Jemand ein Wort geſagt.

Den 9. December 1764. Se. Excellenz (Panin) und Graf Iwan Tſchernyſchew meinten, daß wenn man an anderen Orten ſo unachtſam leben wollte, wie wir hier, dort ſchon längſt alles geſtohlen und ermordet wäre: wir verſchlöſſen die Pforte mit einem Holzriegel, der Hof ſei von einem nichtsnutzigen Plankenzaun umgeben, während man in anderen Ländern Burgen baue, die Thore mit Schlöſſern und eiſernen Riegeln verſchlöſſe, und ſelbſt dort werde mitten in der Stadt geſtohlen und geraubt. Beide meinten, die Urſache dieſer Sicherheit liege in der Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit des Volkes, Graf Strogonow aber ſagte: „Croyez-moi que ce n'est que bêtise. Notre peuple est ce que l'on veut bien qu'il soit.“ Auf dieſes Letztere erwiderte Se. Hoheit: „Aber wie? Iſt es etwa ſchlecht daß unſer Volk ſo iſt; wie ſollte es denn nach deinem Wunſche ſein? Hierin liegt nach meiner Meinung noch nichts Schlechtes. Daher kommt es, daß Alles nur davon abhängt, daß die gut ſind, welchen es zukommt zu wollen, daß das Volk ſo oder anders ſei.“ — Man ſprach von den Polizeimeiſtern. Graf Strogonow bemerkte: „Wo ſoll man bei uns einen ſolchen Mann hernehmen, der eine große ihm anvertraute Gewalt nicht mißbraucht“; worauf der Thronfolger traurig erwiderte: „Wie, mein Herr, giebt es etwa bei uns gar keine ehrlichen Leute?“ — Strogonow verſtummte.

Bald nach dem Geſpräche über Peter den Großen ſagte der Großfürſt, als Poroſchin ihm den Brief Voltaire's über ſeinen Urgroßvater vorgeleſen hatte, ſehr gelaſſen: „Aber der ſchmeichelt!“ Ebenſo äußerte er ſich lächelnd über eine ſchwülſtige Lobrede auf die Kaiſerin Eliſabeth: „das iſt gewiß ein Product des Narren Lomonoſſow.“

Wir beſchränken uns auf dieſe Beiſpiele und bemerken nur noch, daß die Anſchauung des Großfürſten von den Ruſſen ſich darnach gebildet und ihm die Ueberzeugung von ihrer geringen Fähigkeit für geiſtige Arbeit, Kunſt und die höheren moraliſchen Eigenſchaften eingeflößt wurde.

So entſtand in dem Knaben der erſte Zweifel an den Eigenſchaften und Fähigkeiten ſeiner künftigen Unterthanen; er wuchs mit den Jahren und ging über in die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit der Ausländer, beſonders der Deutſchen gegenüber den Ruſſen. Umſtände, beſonders aber ſeine Umgebung beſtärkten ihn in dieſer Richtung; der Einfluß der Ge-

brüder Panin, beſonders Peters, und des Feldmarſchalls Rumänzow befeſtigten ſchließlich Paul in ſeinen Ueberzeugungen oder Vorurtheilen. Später nahm an den Angelegenheiten des Verſtandes das Herz Theil. Man ſchilderte Paul die Geſchichte ſeines Vaters, der das Wohl Rußlands gewollt, aber nicht verſtanden, nicht gewürdigt worden ſei; da regte ſich bei dem Jünglinge in der erſten Zeit ſeiner Thätigkeit der Wunſch, ſeinem Vater in Allem nachzufolgen und die von ihm angefangenen, aber im erſten Anfange unterbrochenen Reformen auszuführen.

Man beſchuldigt Katharina des Mangels an Liebe, Aufmerkſamkeit und Sorgfalt für ihren Sohn und Nachfolger; die Erkaltung zwiſchen ihm und ihr fing eigentlich erſt nach ſeiner Reiſe ins Ausland im Jahre 1776 an, auf die Erziehung ihres Sohnes hatte ſie aber wenig Einfluß, da die Panins aus einer noch unerklärten Urſache in dieſer Beziehung völlig unabhängig waren, als ob ſie die Verantwortlichkeit auf ſich genommen hätten, dem Lande den legitimen Thronfolger zu bewahren.

Zum Beweiſe der unbeſchränkten Selbſtändigkeit Panins bei der Erziehung Pauls mögen hier zwei Briefe Katharina's an den Cabinets-Secretär Jelagin Platz finden.

Zarskoje-Selo, den 5. Mai 1768.

Iwan Perfiljewitſch, ich befinde mich in großem embarras wegen der Pocken A. P's, wenn es nach mir ginge, ſo brächte ich den Großfürſten gleich hierher und Niki(ta) Iwa(nowitſch) könnte nach ein paar Tagen ihm folgen; ich glaube aber, daß Letzterem dieſes ſchwer ankommen wird; Ihr kennt ſeine Abneigung gegen Ortsveränderungen, außerdem hätte er ſich jetzt von ſeiner Braut zu trennen; meinen Sohn aber in der Stadt zu laſſen iſt mir beſorglich und ich fürchte, daß die häufigen Hin- und Herſendungen auch meinem Sohne Gefahr bringen; ich weiß auch, daß eine Ueberſiedelung hierher mir Uebles bringen wird. Denn die Conferenzen mit den Miniſtern und die deshalb nöthigen Fahrten derſelben hierher werden mich geniren; aber wenn nur der Großfürſt geſund bleibt, achte ich deſſen nicht; an Nik(ita) Iwa(nowitſch) kann ich deshalb nicht ſchreiben, damit ich nicht das Unangenehme ſeiner ohnehin üblen Lage ſteigere; denn wenn (wovor uns Gott bewahre) der Großfürſt die Pocken bekommt, ſo wird das Publikum ihm ohnehin Vorwürfe machen. Thue mir den Gefallen, beſprich dies alles, aber wie von dir aus, mit Nik. Iwan., und was Ihr beſtimmt, davon benachrichtige mich; ich bin ſehr unruhig und kann meinen Geiſt nicht auf Beſſeres richten, denn in dieſer kritiſchen Lage

iſt Alles ſchlecht. Gott wird auch dieſe Wolke vorüberführen wie ſo viele andere. Lebe wohl! Ich überlaſſe Euch mit dieſem Briefe zu machen was Ihr wollt.

Ohne Datum. Dienstag 9 Uhr morgens.

Iwan Perfiljewitſch, ich laſſe hier alles für die Ankunft des Großfürſten einrichten. Es ſcheint mir nur, daß die Aerzte Nik. Iw. eine ſehr lange Friſt geſetzt haben, denn er hat, ſobald ſich nur Flecken gezeigt, das Scheremetjewſche Haus verlaſſen; ſie laſſen ihn zwei Wochen Quarantaine halten, aber ich ſehe, daß ſie, ebenſo wie ich, den Muth verloren haben, und mithin kann ich, obgleich ich es für eine unnütze Vorſicht halte, ſie nicht tadeln. Grüße den Grafen Nik. Iw. und ſage ihm, daß wir nach meiner Meinung beide nichts verſehen werden, wenn er ſich in der nächſten Woche hierher begiebt, denn eine Fahrt von 25 Werſt kann wohl als Purification gelten. Verſichere ihn, daß ich den Großfürſten ſehr pflegen werde. Lebt wohl!*)

Bei genauer Einſicht in die bis jetzt unbekannt gebliebenen Schriftſtücke, welche ſich auf das Knaben- und Jünglingsalter Pauls beziehen, wird die Geſchichte mit der Zeit die Frage entſcheiden, warum Katharina, die ohne Zweifel um alles, was bei dem Thronfolger vorging, wußte, das Uebel nicht mit der Wurzel ausgerottet und den Grafen Panin von ihrem Sohne nicht entfernt hat. Das lag aber, wie wir früher bemerkten, offenbar nicht in ihrem Willen: ſie hatte ſich am 28. Juni 1762 unter Anderem auch mit Hülfe der Panins zur Kaiſerin gemacht; ſie mußte gewiſſermaßen als Pfand ihren Sohn, den legitimen Nachfolger Peters III. in den Händen derſelben zurücklaſſen, und die Panins ließen von Zeit zu Zeit Katharina ihre Macht und ihren Einfluß fühlen. Den entſchiedenſten Verſuch zu einer dauernden Befeſtigung dieſes Einfluſſes machten ſie zur Zeit des Pugatſchewſchen Aufſtandes, in dem Augenblicke, als die Angelegenheiten eine unerwartet ſchlechte Wendung nahmen und es Pugatſchew gelang Kaſan und Saratow zu zerſtören. Um von dieſer Intrigue zu erzählen, müſſen wir etwas weiter ausholen.

*) In demſelben Jahre 1768 berief Katharina, um den furchtbaren Verheerungen der natürlichen Blattern Grenzen zu ſetzen und ihren Sohn und Nachfolger zu ſichern, den Dr. Thomas Dimsdale aus England und verſuchte an ſich die Wirkungen der Impfung, dann erſt wurde Paul geimpft. Dieſes Ereigniß iſt in einem Basrelief im großen Saale des Kreml-Palaſtes verewigt, mit der Aufſchrift: „Mit eigener Gefahr rettet ſie Andere.“

Am 27. November 1770 hatte Graf Peter Panin sogleich nach der Einnahme Benders seine Dienstentlassung erbeten — nach Bantysch-Kamenski wegen zunehmenden Podagra's; wenn man sich aber dessen erinnert, daß Rumänzow für den Sieg am Kagul (den 20. Juni 1770) zum Feldmarschall ernannt wurde, während Panin für Bender nur den Georgenorden erster Classe erhielt (den Rumänzow für Larga bekommen hatte) und wenn man alle übrigen Umstände in Erwägung zieht, so lassen sich die wahren Motive Panins, seinen Abschied zu nehmen, nicht verkennen: den 16. September erfolgte die Uebergabe von Bender, ein Courier konnte Petersburg mit dieser Nachricht in 10 Tagen erreichen; die Antwort der Kaiserin und den Orden konnte Panin nach weiteren 12 Tagen, d. i. am 8. October, erhalten, und gerade darnach erfolgte der Anfall von Podagra, welcher ihn um seinen Abschied einkommen ließ. Katharina gewährte denselben mit dem größten Bedauern und schrieb im Rescripte: „daß sie in Panin einen geschickten Feldherrn verliere, dessen Thaten immer ihre volle Zufriedenheit erworben hätten."

Der mitten aus den kriegerischen Operationen sich zurückziehende Panin siedelte nach Moskau über und wurde dort das Orakel aller aus irgend einem Grunde von Katharina in den Schatten gestellten Aristokraten. Länger als drei Jahre wartete der gekränkte ehrgeizige Mann auf seine Stunde, endlich bot sich eine erwünschte Gelegenheit: die Panins triumphirten und träumten schon von einer unumschränkten Gewalt unter Pauls Namen; da stießen sie gerade zu dieser Zeit auf einen Gegner, der ihnen zu mächtig war — auf Potemkin.

Ungeachtet alles ihres Scharfblicks in Staatsgeschäften, hatte Katharina im Anfange die Wichtigkeit des Pugatschewschen Aufstandes unterschätzt und diese Empörung für einen bloßen Räuberstreich gehalten, ähnlich denen, die schon zweimal im Ural vorgekommen waren. Aber als Karr und Freymann geschlagen, Reinsdorf in Orenburg eingeschlossen worden und der Aufstand das ganze Land von Jekaterinenburg und Ufa bis Astrachan und Kamyschin ergriffen hatte, sah die Kaiserin die Nothwendigkeit energischer Maßregeln ein und mußte eine Concession machen. Sie wandte sich an einen der Freunde Rumänzows, an Bibikow, der damals auf die Seite der Unzufriedenen getreten war. Geduldig ließ sie sich von ihm das Liedchen von dem russischen Sarafan vorsingen, „welcher zu Allem tauge, aber, wenn nicht nöthig, unter die Bank geworfen werde"; es gelang ihr, den beleidigten General ihre frühere Ungnade vergessen zu

machen und ihn zu bewegen, den Oberbefehl über die gegen Pugatſchew kämpfenden Truppen zu übernehmen. Indem Katharina aber Bibikow auf dieſen wichtigen Poſten ſandte, fühlte ſie ihr Alleinſtehen und beſchloß ſich auf einen Mann zu ſtützen, deſſen ſtaatsmänniſche Fähigkeiten ihr ſchon längſt bekannt waren. Sie kannte ſeinen unbändigen Charakter, ſeinen feſten Willen und ſeine ungewöhnliche Beharrlichkeit in der Erreichung des einmal vorgeſteckten Zieles.

Der Erwählte war Potemkin, der perſönliche Feind der Panins. Faſt an demſelben Tage, an welchem Katharina Bibikow zu ſich berief, am 4. December 1773, ſchrieb ſie an Potemkin nach der Türkei, wo er Siliſtria blockirte: „Sie, Herr Generallieutenant und Ritter, ſind, wie ich vermuthe, ſo mit der Belagerung von Siliſtria beſchäftigt, daß Sie nicht Zeit haben Briefe zu leſen, und obgleich ich bis jetzt noch nicht weiß, ob Ihnen das Bombardement gelungen, ſo bin ich nichtsdeſtoweniger überzeugt, daß alles, was Sie übernehmen, nur aus glühendem Eifer ſowohl für meine Perſon als für das geliebte Vaterland, dem Sie gern dienen, hervorgeht. Da ich aber meinerſeits ſehr wünſche, eifrige, tapfere, kluge und geſchickte Perſonen mir zu erhalten, ſo bitte ich Sie, ſich nicht unnütz in Gefahren zu ſtürzen. Es iſt möglich, daß Sie, wenn Sie dieſen Brief geleſen haben, die Frage ſtellen werden, wozu er geſchrieben worden; hierauf will ich Ihnen antworten: damit Sie eine Beſtätigung meiner Geſinnung für Sie erhalten, denn ich bin Ihnen ſtets wohlgeneigt."

Potemkin verſtand den nur ihm verſtändlichen Sinn des Briefes; die häufigen Geſpräche mit der Kaiſerin in ſeiner Stellung als Berichterſtatter des heiligſten Synods (dies war mit dem Titel eines Kammerjunkers ſein früheres Amt) hatten ihn ſchon längſt mit der Ausdrucksweiſe Katharina's bekannt gemacht und ihn gelehrt, zwiſchen den Zeilen zu leſen. Er ſah, daß man ihn nöthig hatte und eilte nach Petersburg. Im Januar traf Potemkin dort ein und wurde ſchon im Februar zum General-Adjutanten und Vice-Präſidenten des Kriegscollegiums ernannt.

Mit der Erhebung Potemkins begann auch das Intriguenſpiel zwiſchen ihm und den Panins, welches bisher nur in einem falſchen Lichte geſehen worden iſt.

Während im Jahre 1774 die Friedensunterhandlungen mit den Türken ſich hinſchleppten und Katharina, um den Friedensſchluß zu beſchleunigen, von Rumänzow beharrlich Angriffsoperationen verlangte, begann gleichzeitig die Empörung, welche den ganzen Landſtrich an der Wolga er-

griffen hatte, allmälig immer größere und gefährlichere Dimenſionen anzunehmen. Am 9. April ſtarb der zum Oberbefehlshaber gegen Pugatſchew ernannte Bibikow und die Truppen blieben ohne Anführer, da man den unentſchloſſenen Fürſten Schtſcherbatow hierzu nicht brauchen konnte. Vorher ſchon hatte Rumänzow dem Befehle des Kriegscollegiums nicht gehorcht, indem er Suworow unter dem nichtigſten Vorwande bei der Armee zurückhielt; als ſich darauf Katharina anfangs Juli entſchloß, das Commando dem Fürſten Golizyn anzuvertrauen, wurde der Courier, der dieſen Ukas überbringen ſollte, in Niſchni aufgehalten, weil die Wege nicht ſicher ſeien. (Geſchichte des Pugatſchewſchen Aufſtandes, Thl. VI, S. 162).' In dieſer ſchwierigen Lage entſchloß ſich die Kaiſerin eine außerordentliche Verſammlung von Perſonen, die am meiſten ihr Vertrauen beſaßen, zuſammen zu berufen und eröffnete die Verſammlung mit der Erklärung, daß ſie ſelbſt zur Rettung Moskau's und des Kaiſerreiches den Oberbefehl über das Heer übernehmen werde. Alle ſchwiegen, nur Nikita Panin entſchloß ſich zu bemerken, daß der Aufruhr einer verächtlichen Volksmaſſe nicht ſolche äußerſte Maßregeln erheiſche, und auf ſeinen Bruder Peter aufmerkſam zu machen, der ſich außer Dienſt befinde, indem er ſich für ihn verbürgte, daß er bei aller ſeiner Hinfälligkeit ſich nicht weigern werde, das Vaterland zu retten, ja daß er in einer Sänfte zu Felde ziehen werde, wenn Ihre Majeſtät geruhen wolle, ihm das Commando anzuvertrauen und keinen anderen fähigeren General im Auge habe.

Und wen konnte man im Auge haben? Schtſcherbatow zeigte ſich unfähig, Suworow wurde durch Rumänzow zurückgehalten, der an Golizyn abgefertigte Courier war wegen Unſicherheit der Wege zurückgehalten; während in Petersburg, wohl nicht blos zufällig, die Gedanken und Handlungen des in Moskau lebenden Peter Panin erzählt wurden: überall wiederholte man die Worte, die er bei der Nachricht von der Einnahme Kaſans durch Pugatſchew geſagt hätte: „Thut, was ich zu thun entſchloſſen bin", und ſeine Antwort auf die Frage, wozu er ſich entſchloſſen: „zu ſterben." Zur Bekräftigung dieſer Worte aber bewaffnete Panin ſeine Hausleute und Bauern und wollte mit ihnen zum Kampf gegen die Empörer ziehen indem er ſich dem Befehlshaber der erſten beſten kämpfenden Abtheilung unterordnete.

Damals gab es zwiſchen Petersburg und Moskau weder Telegraphen noch Eiſenbahn, ſelbſt Couriere reiſten ſehr langſam, daher konnten ſolche Details nur durch eine Perſon mitgetheilt werden, welche mit den häus-

lichen Verhältniſſen des ſtolzen und unnahbaren Eroberers von Bender genau bekannt waren. Schade, daß das Tagebuch Poroſchins 8 Jahre früher aufhört; man würde durch daſſelbe vielleicht erſehen können, wie dem Thronfolger die Nachrichten über Pugatſchew mitgetheilt worden. Daß man ſie Paul mitgetheilt und ſie ihn ſehr beſchäftigten, dafür könnten wir aus der Correſpondenz zwiſchen Katharina und Potemkin den Beweis liefern. Ohne Zweifel ſprach man in dem engen Kreiſe, der Paul umgab und in dem Nikita Panin nach wie vor die wichtigſte handelnde Perſon war, von allen Ereigniſſen des Aufſtandes; von der Unfähigkeit der Führer, die gegen den Empörer geſandt wurden, und von den vergeblichen Anſtrengungen des einzigen wahren Sohnes des Vaterlandes, Rußland zu retten. Nicht längſt hatte er die Reihe der ruſſiſchen Siege mit dem Namen Bender bereichert und jetzt gab er, ungeachtet ſeines qualvollen Leidens, mit ſeiner Perſon das Beiſpiel des Muthes und der Selbſtverleugnung und wollte ſich mit einer Schaar ſeiner Bauern dem erſten beſten Offizier unterordnen — eine That, würdig eines alten Römers!

Dieſe Gerüchte gingen ins Volk über und Katharina war gezwungen nachzugeben; ſie billigte die Idee Nikita Panins und ſagte: „Niemand als Peter Panin kann Rußland retten; ich habe ihn mit Bedauern aus dem Dienſte entlaſſen und wagte es blos deshalb nicht, ihn zu dieſer Aufgabe zu berufen, weil er ſich außer Dienſt befand.“

Graf Nikita Panin benachrichtigte ſofort ſeinen Bruder hiervon, und am 29. Juli 1774 wurde das Allerhöchſte Reſcript unterſchrieben, durch welches Panin der Oberbefehl über alle Truppen gegen Pugatſchew und über die Gouvernements Kaſan, Orenburg und Niſchni-Nowgorod übertragen wurde, mit der unbeſchränkten Vollmacht, alle ihm geeignet ſcheinenden Hülfsmittel und Maßregeln zur Erfüllung ſeiner Aufgabe in Anwendung zu bringen.

Dieſer höchſte Kriegsrath, in welchem darüber entſchieden wurde, wer der Retter Rußlands ſein ſolle, war nur eine theatraliſche Schauſtellung. Denn ſchon früher hatte Katharina mit dem eigenſinnigen und beleidigten Peter Panin mit Hülfe ſeines Bruders und deſſen Zöglings, des Thronfolgers, Unterhandlungen angeknüpft. Die ihr geſtellten Bedingungen waren hart. Sie ſchrieb darüber an Potemkin:

„Aus den beiliegenden Schriftſtücken wirſt Du erſehen, daß der Herr Graf Panin aus ſeinem Bruder den unumſchränkten Gebieter in dem beſten Theile meines Reiches, den Gouvernements von Moskau, Orenburg,

Kasan und Nischni-Nowgorod machen will, sous-entendus die übrigen. Wenn ich das unterschreibe, wird nicht blos Fürst Wolkonski (Commandirender in Moskau) bitter böse sein, sondern ich selbst bin durchaus nicht sicher; aber vor der Welt lobe und preise ich den obersten Lügner und meinen persönlichen Beleidiger mehr als alle Sterblichen in meinem Reiche, aus Furcht vor Pugatschew. Hier hast Du die Schriftstücke, beliebe sie zu lesen und zu bekennen, daß die hochfahrenden Ränke dieser Leute Alles übersteigen. Ich schließe Bibikows Instruction an zur Confronterie (sic). Auch der Punkt ist nicht schlecht, in welchem gesagt ist, er könne Jeden, wo derselbe sich auch befinde, wie, wo und wann er wolle mit dem Tode bestrafen."

Nachdem Katharina ihr Herz vor Potemkin ausgeschüttet, beschloß sie, auf Potemkin gestützt, zu handeln. Vor allem wurde beschlossen, die künftigen Rechte des Grafen Peter Panin zu beschränken; es wurde ihm in der That die Gewalt in den Gouvernements Nischni-Nowgorod, Kasan und Orenburg ertheilt; das Moskausche blieb aber unter dem Fürsten Wolkonski. Zugleich wurde Suworow befohlen, das Commando über alle gegen Pugatschew dirigirten Truppen zu übernehmen und zur Disposition Panins zu bleiben. Suworow eilte von der Armee so rasch herbei, daß er bei dem Grafen Panin fast an demselben Tage erschien, an welchem dieser das Rescript in Betreff seines Ober-Commando's erhielt. Diese Theilung der Gewalt und Stellung Suworows gegenüber Panin, verminderte die Wichtigkeit des Letzteren bedeutend.

Indessen Panin glaubte sein Ziel erreicht zu haben. Der hinfällige, schwache Greis genas mit einem Male. Er stieg ungeheuer in der öffentlichen Meinung und erhob sich zu dem Ruhme eines Retters des Vaterlandes. Die Titulatur, welche er sich im Eingange seiner Armeebefehle gab, lautete: „Ich, oberster Feldherr der Heere Ihrer Kaiserlichen Majestät, meiner Allergnädigsten Monarchin Katharina der Zweiten, Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen, welche von allen Seiten zur Vernichtung des Verräthers, Staatsfeindes und Empörers Jemelka Pugatschew und aller seiner verruchten Gesinnungsgenossen herbeigeeilt sind, General und Ritter Graf Panin, thue hiermit kraft der mir von Ihrer Majestät verliehenen Vollmacht kund und zu wissen . . . ."

Die Geschichtsschreiber der Zeit Katharina's finden nicht Worte genug, die Thaten Panins zu preisen. Bantysch-Kamenski behauptet sogar mit komischer Uebertreibung, Pugatschew, der einst bei der Belagerung von

Bender zugegen gewesen, sei vor dem bloßen Namen Panins nach Zarizyn geflohen. Und in der That: Panin kam und siegte, bevor er gesehen hatte. Freilich wenn man die Zeitfolge der Ereignisse berücksichtigt, so kann man sich leicht überzeugen, daß die Wirksamkeit Panins und selbst Suworows, der unter ihm befehligte, sehr unbedeutend war. Am 29. Juli wurde Panin zum Oberbefehlshaber ernannt; am 6. August gelang es noch Pugatschew Saratow zu zerstören, aber hier holten ihn Muſel und Michelsohn ein und der Letztere schlug nach einer hartnäckigen Verfolgung am 25. August den Empörer aufs Haupt, gerade zu der Zeit, als Panin erst in Kerensk ankam; am 14. September brachten die eigenen Genossen Pugatschews diesen nach Jaizki-Gorodok und übergaben ihn dem Gardecapitain Mawrin; als Suworow einige Tage darauf hier anlangte, übernahm er die Abführung des gefangenen Usurpators nach Simbirsk. Auf diesen letzten Umstand wollte man in Petersburg besonderes Gewicht legen und es gelang den Thronfolger zu bereden, die Sache in diesem Lichte der Kaiserin darzustellen, welche nach der Unterredung mit dem Großfürsten an Potemkin schrieb: „Paul hat Recht; Suworow hat dabei weiter keinen Antheil gehabt, als sich zu strapaziren, und er langte erst nach Beendigung der Kämpfe und Gefangennehmung des Räubers an.“ Diese Worte zeigen, wie die Getreuen Panins für seinen Ruhm besorgt waren.

In der That aber war die Berufung zweier militärischen Berühmtheiten gegen Pugatschew eine fast unnütze Maßregel gewesen. Nicht Panin, nicht Suworow war es beschieden, sich mit dem falschen Peter III. zu messen; Michelsohn hatte das vorweggenommen; aber Panin und Suworow nahmen Theil an dem Triumph.

Suworow freilich erhielt die erwartete Belohnung nicht, bat um Urlaub und wurde des Dienstes entlassen. Aber bald wandte ihm die Kaiserin wieder ihre Gnade zu; er war im Süden nöthig, wo sich ihm durch Potemkins Vermittelung ein weites Feld selbständiger Thätigkeit eröffnete, anfangs unter Rumänzow in der Krim, dann aber unter dem Oberbefehl Potemkins selbst.

Panin dagegen hatte mit der Unterdrückung des bei seiner Ankunft fast schon niedergeschlagenen Aufstandes den Gipfel seines Ruhmes und seiner Popularität erreicht. Seine Reise durch die ihm untergebenen Gouvernements war ein Triumphzug. Ein festlicher Empfang folgte dem andern und man wetteiferte in der Verherrlichung des „Retters des Vaterlandes.“ Die Palme errang aber der Simbirskische Adelsmarschall Pochwisnew,

welcher Panin anredete als „die Ehre, den Ruhm und die Zierde des ruſſiſchen Adels — das würdige Werkzeug der durch die große Katharina waltenden göttlichen Vorſehung — den Lebenſpender für ſeine Mitbrüder."

Aus Penſa ſiedelte Panin nach Simbirsk über. Hier hielt er förmlich Hof. Mit dem frühen Morgen füllten ſich die Appartements des Oberbefehlshabers mit Offizieren aller Regimenter, Adjutanten und Ordonanzen; um Mittag fuhren die Generale vor: Golizyn, Ogarew, Tſchorba, Michelſohn; unterdeſſen war Graf Panin in einem weiten Schlafrock von grauem Atlas und einer franzöſiſchen, mit roſafarbenen Schleifen gezierten Nachtmütze aus den innern Gemächern hervorgekommen. Schweigend ging er den Empfangsſaal auf und ab, Keinen bemerkend, zuweilen ſeinen Schritt anhaltend, die Augenbrauen zuſammenziehend und auf irgend jemand einen zornigen Blick werfend oder nach ſeiner Gewohnheit mit den Augen blinzelnd. In beſonderen Fällen ließ der Graf eine Donnerrede gegen Dieſen oder Jenen los, aber auf eine dreiſte Antwort oder auf eine beißende Wahrheit ſtoßend, wurde er ſo gerührt, daß ihm die Thränen herabſtrömten (Derſchawins Memoiren).

In Simbirsk erfolgte die Zuſammenkunft Panins mit Pugatſchew, welche von Puſchkin ausgezeichnet beſchrieben worden iſt. — „Man führte — ſchreibt Puſchkin — Pugatſchew auf den Hof zum Grafen Panin, welcher ihn auf der Treppe, umringt von ſeinem Stabe, erwartete. — Wer biſt Du? fragte er den Gefangenen. — Jemeljan Iwans Sohn Pugatſchew, antwortete dieſer. — Wie haſt Du, Räuber (воръ), gewagt, Dich Zar zu nennen? — Ich bin nicht der Rabe (воронъ), antwortete Pugatſchew mit einem Wortſpiele und nach ſeiner Gewohnheit ſich bildlich ausdrückend: ich bin nur ein Raben-Junges (вороненокъ), der große Rabe fliegt noch. — Da Panin bemerkte, daß die Kühnheit Pugatſchews dem Volke, welches ſich in den Hof gedrängt hatte, imponirte, ſchlug er dem Uſurpator ins Geſicht, ſo daß Blut floß, und riß ihm ein Büſchel Haare aus dem Barte. Pugatſchew fiel auf die Kniee und bat um Gnade" .... Wer erkennt in dieſer Beſchreibung nicht den Panin, der durch die Nachricht allein, er werde Poroſchins Chef ſein, deſſen unbedeutender Krankheit eine todtbringende Wendung geben konnte.

Solange Pugatſchew in Simbirsk war, ließ Panin bei der Ankunft jedes Fremden von Diſtinction ihn zu ſich führen. Dieſer hatte ſich, ſchwer geſeſſelt, gleich bei ſeinem Eintritt auf die Kniee zu werfen. — „Biſt Du geſund, Jemelka?" fragte der Graf. — „Keine Nacht ſchlafe ich, immer-

fort weine ich, Väterchen, gräfliche Erlaucht", antwortete der falſche Peter III. — „Hoffe auf die Gnade der Kaiſerin!" ſagte Panin, und Pugatſchew wurde abgeführt. Und ähnliche quälende Fragen und Vertröſtungen auf die Barmherzigkeit der Kaiſerin gegen den Verbrecher, der nur den Block und das Beil erwarten konnte, wiederholten ſich oft — einzig um zu zeigen, daß Pugatſchew ſich in der Gewalt Panins befinde.

Jeden Mittag wurden Gäſte nach beſonderer Auswahl geladen; nach dem Diner legte ſich der Graf hin; um 6 Uhr fuhren bei ihm (wie in Petersburg beim Kaiſerlichen Palais) die Generale und Stabsoffiziere vor und es wurde für den Grafen ehrerbietigſt eine Partie Whiſt arrangirt. Zuweilen fuhr der Oberbefehlshaber mit einer ungeheuren und glänzenden Suite auf die Jagd, und alle Begegnenden beeilten ſich dann, die Straße zu räumen, um nicht durch irgend etwas Se. Erlaucht zu erzürnen.

Katharina konnte nicht umhin, ungeachtet Panins und ſeiner Partei Macht, ihn ſelbſt die Nutzloſigkeit der ihm ertheilten Vollmacht fühlen zu laſſen. Unter den Gnadenbriefen, welche bei Gelegenheit des Friedensſchluſſes von Kutſchuk-Kainardſchi ertheilt wurden, war auch einer an Panin, zu welchem die Kaiſerin folgende Anweiſung gab:

„Dem Grafen Panin 1) eine Belobigung mit Anführung ſeines eifrigen Wunſches und ſeiner Bitte, ihm die Dämpfung des inneren Aufſtandes anzuvertrauen und des Umſtandes, daß gleich beim Beginn ſeines Commando's Gott ſein Unternehmen durch Ergreifung des Uebelthäters geſegnet; 2) für ſeine eifrigen Bemühungen erhält er einen mit Diamanten gezierten Degen; 3) als Zeichen des kaiſerlichen Wohlwollens das Kreuz und den Stern des Andreas-Ordens mit Brillanten; 4) zur Verbeſſerung ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe 60,000 Rubel."

Gleich darauf wurde Panin, am 9. Auguſt 1775, entlaſſen und die unter ſeinem Vorſitz geſtandene Commiſſion zur Dämpfung der inneren Unruhen aufgehoben. Das an ihn darüber erlaſſene Reſcript kann als ein Meiſterſtück diplomatiſcher Kunſt gelten. Nur wenn man den wirklichen Zuſammenhang der Begebenheiten kennt, kann man die beißende Schärfe mancher Ausdrücke verſtehen, mit denen die Monarchin dem widerſpenſtigen und herrſchſüchtigen Unterthanen ihre zeitweilige Demüthigung vergalt. Das Reſcript findet ſich unter den Beilagen zu Puſchkins Geſchichte des Pugatſchewſchen Aufſtandes. Wir theilen daſſelbe als Beweis mit, daß

unſere Geſchichtsforſcher nicht immer in den eigentlichen Sinn hiſtoriſcher Dokumente einzudringen verſtanden haben.

„Ich bin überzeugt, Graf Peter Iwanowitſch — ſchrieb die Kaiſerin — daß Sie jetzt, wo alle inneren Unruhen aufgehört haben, überall Ruhe in vollem Maße hergeſtellt und Amneſtie verkündet iſt, eine innere Genugthuung empfinden werden, wenn Sie jetzt auch die Commiſſion aufgehoben ſehen, in der Sie ſich durch Ihre freiwillig eingreifende Thätigkeit auf immer um das Vaterland verdient gemacht haben, wofür ich Ihnen bereits öffentlich meine beſondere Erkenntlichkeit kundgethan habe. Ich beweiſe Ihnen dieſelbe hiermit nochmals durch Bezeugung meiner Dankbarkeit für Ihre nützlichen Bemühungen und entlaſſe Sie von der Commiſſion für die Beſchwichtigung der inneren Unruhen, welche Gott ſei Dank nicht mehr exiſtiren, ſo daß auch die betreffende Geſchäftsführung ſchon aufgehört hat und es Ihnen nur noch übrig bleibt, die Acten derſelben den Gouverneuren oder wem ſie ſonſt competiren zu übergeben. Im Uebrigen ſeien Sie verſichert, daß ich Ihre Verdienſte niemals vergeſſen werde und ich meinerſeits nie aufhören werde, Ihnen wohlgeneigt zu ſein.“

Die Worte des Reſcripts ſind ungewöhnlich gnädig; aber Worte konnten Panin nicht befriedigen, da andere Generale, mit welchen er den Ruhm des letzten Türkenkrieges theilte, freigebiger belohnt waren: Rumänzow erhielt den Beinamen „Ueberſchreiter der Donau“ (Sadunaiski), Dolgorukow wurde der Krimiſche genannt, Orlow der Tſchesmiſche; nur der Feldmarſchall Golizyn, welcher ſeine Untauglichkeit im erſten Feldzuge bei den Operationen gegen Chotin bewieſen hatte, wurde etwas weniger als Panin belohnt.

Nach ſeiner Entlaſſung lebte Peter Panin in Moskau, getragen von der allgemeinen Verehrung. Hier beſchäftigte er ſich, die Handlungen Katharina's zu kritiſiren und Friedrich den Großen zu bewundern, ſo feindſelig deſſen Politik auch gegen Rußland war. Mit dem Großfürſten Paul blieb er in ſteter Verbindung, anfangs durch ſeinen Bruder Nikita, dann durch ſeinen Freund, den Feldmarſchall Rumänzow. Mit dem Mai 1778 begann ein directer Briefwechſel Peter Panins mit dem Großfürſten, der ſehr folgenreich geworden iſt. Einige Auszüge aus dieſen intereſſanten Briefen werden wir weiter unten mittheilen.

(Fortſetzung folgt).

# Erinnerungen an Guſtav von Mengden*).

Wer in der Domkirche zu Riga das „ewigwährende Erbbegräbniß“, welches Guſtav Mengdens Vater, weiland der „erzſtiftiſchen livländiſchen Ritterſchaft Oberſter und Landrath Otto v. Mengden Anno 1651 den 23. Juni für ſich und ſeine Erben und Erbnehmer gekauft“ — aufſuchen wollte, der würde einen Fehlgang thun. Denn der in Stein gehauene Ritter, welchen noch Gadebuſch vor 80 Jahren auf jenem Erbbegräbniſſe ſah und welchen Brotze ungefähr um dieſelbe Zeit als das vermeintliche Bildniß des Stifters ſammt der Inſchrift in ſauberer Zeichnung ſeinem großen auf der Rigaſchen Stadtbibliothek befindlichen Sammelwerke vorſorglich einverleibte: er iſt längſt verſchwunden zuſammt der Inſchrift. Der Altarchor, wo damals noch jenes Erbbegräbniß ſeinen Platz gehabt, zeigt jetzt keine Spur mehr davon; hat doch vor der nivellirenden und tünchenden Hand einer Zeit, welche zu voll von dem Anſpruche war, Geſchichte zu machen, als daß ſie den geſchichtlichen Denkmalen die ſchuldige Achtung zu zollen fähig geweſen wäre — kaum das Grabmal Reinhards Gnade gefunden. Wohl aber finden ſich, zwar nicht mehr im Altarchore, ſondern am Ende des linken Seitenſchiffes der Domkirche jene Mengdenſchen Wappenſchilder wohlerhalten, von welchen die genannten beiden livländiſchen Alterthumsforſcher genaue Beſchreibungen geben, und zwar, rechts, zunächſt dem Altarchore der Schild Guſtav Meng-

*) Aus der Einleitung zu den nächſtens auf Supſcription erſcheinenden, aus G. v. Mengdens „Sonntagsgedanken“ und „David“ geſchöpften Chorälen.

dens, links in der Ecke der Schild von Guſtavs jüngſtem Sohn Carl Friedrich und dieſem gegenüber ſeines Vaters Otto.

Das Geſchlecht unſeres ſammt Vater und Sohne in der Rigaſchen Domkirche ruhenden Autors — denn ſo mag er uns einſtweilen nicht nur um der geiſtlichen Lieder willen heißen, welche gedichtet, ſondern auch um der Chorale willen, deren Ueberlieferung wir jedenfalls ihm verdanken — hat, wie ſo viele der zu herrmeiſterlichen Zeiten in Livland eingewanderten deutſchen Adelsgeſchlechter, zur Heimath Weſtphalen, wo — der Ueberlieferung nach, zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts der Vater des aus der Geſchichte bekannten livländiſchen Herrmeiſters Johann Mengden genannt Oſthof mit Gütern anſäſſig war. Eines derſelben hieß Steinberg, ein zweites Oſthof, ein drittes Schloß Mengede, etwa zwei Meilen von Dortmund in der Grafſchaft Mark. Ein Bruderſohn des Herrmeiſters aber, Engelbrecht v. Mengden, ſcheint der erſte ſeines Stammes geweſen zu ſein, welcher ſich, beiläufig 1475, dem Todesjahre ſeines fürſtlichen Oheims, in Livland häuslich niederließ und auch ſofort in deſſen äußerſtem Süden das Gut Altenwoga „nebſt ſieben Dörfern“ erwarb: eine Beſitzung, welche dann Jahrhunderte lang den Kern eines ſpäter anſehnlich vergrößerten Grundvermögens der Familie ausmachte.

Da es nicht im Plane dieſer Zeilen liegen kann, eine vollſtändige Genealogie und Geſchichte der Familie Mengden zu liefern, ſo ſei nur beiläufig erwähnt, daß ein Enkelſohn dieſes erſten Engelbrecht und zugleich Großvater unſeres Guſtav Mengden derſelbe Georg v. Mengden iſt, welcher — vermählt mit Margaretha v. Vietinghof gen. Scheel — in einem für die livländiſche Rechtsgeſchichte bedeutſamen, durch ein Urtheil des Polenkönigs Siegesmund III. im Jahre 1615 erledigten Erbrechtsfalle eine Rolle geſpielt hat. Sein Sohn aber war der Vater Guſtavs, Otto v. Mengden, der Stifter jenes verſchwundenen „ewigwährenden Erbbegräbniſſes“, nach welchem wir uns in der Domkirche vergeblich umſahen. Bei dieſem ausgezeichneten Manne von nachhaltiger Wirkſamkeit für die politiſche Entwickelung Livlands mit einigen Andeutungen zu verweilen, erheiſcht ſowohl das gegenſtändliche Intereſſe als auch die Pflicht der Dankbarkeit gegen einen der hervorragendſten unſerer politiſchen Bahnbrecher. Nur ſei zuvor auch noch ſeines Vetters im zweiten Grade Engelbrecht Mengden, des Hofgerichts-Vicepräſidenten (geb. 1587 † 1650) gedacht, welcher mit dem von ihm verfaßten und nach ihm benannten, im Jahre 1643 von der livländiſchen Ritterſchaft der ſchwediſchen Regierung, wiewohl

ohne Erfolg, zur Beſtätigung vorgelegten, noch jetzt im Archive der Ritterſchaft vorfindlichen Landrechtsentwurfe nach Hilchen und vor Budberg, Schrader, Buddenbrock und Samſon ſeinen Namen auf denkwürdige Weiſe in die Annalen unſerer Rechtsgeſchichte eingeſchrieben hat.

Von Otto Mengdens (geb. 13. April 1600, † 26. Februar — oder 16. Januar? — 1681) Jugendgeſchichte iſt leider nichts Näheres bekannt. Jedenfalls hat er ſchon in jungen Jahren Gelegenheit gehabt, die anerkennende Aufmerkſamkeit Guſtav Adolphs auf ſich zu lenken. Denn ſchon im Jahre 1625, vier Jahre nach der Einnahme Rigas, da er erſt 25 Jahre zählte, ward er von jenem Retter Livlands mit den Gütern Ogershof und Oſelshof belehnt, woraus ſich ſchließen läßt, daß er zu den erſten Livländern gehört haben wird, welche ihre Dienſte und namentlich auch ihr Schwert dem Schwedenkönig zur Verfügung ſtellten. Auch ſein erſtes öffentliches Auftreten iſt bezeichnend genug, wie für die Epoche ſo für den Mann. Dem proſelytenmacheriſchen und wortbrüchigen Polen war zwar der Krug zu Waſſer gegangen, bis ihn — zunächſt für Livland — nach vorläufigem zwar verſtändlichen aber unverſtandenen Anklopfen Karls IX. — jener große proteſtantiſche Held zerſchlagen. Gleichwohl hegte er noch eine Weile die Hoffnung auf fernere Zugänglichkeit dieſer Quelle; und ſo gab es denn noch manchen nachträglichen Kampf, ehe Polen in dem Frieden von Oliva ſeinen Anſprüchen auf Livland allendlich entſagte. An einem dieſer Kämpfe ſehen wir nun Otto Mengden thätigen Antheil nehmen. Im Jahre 1635 nämlich überraſchte er als Rittmeiſter mit der livländiſchen Adelsfahne, d. h. mit der bewaffneten Mannſchaft, welche der beſitzliche Adel vermöge ſeiner Lehnspflicht oder des ſogen. „Roßdienſtes“ ins Feld zu ſtellen hatte und durch ein aus ſeiner eigenen Mitte gewähltes Offizierscorps befehligte, — das Schloß Sunzel im ſüdlichen Livland, wo ſich eine polniſche Beſatzung feſtgeſetzt hatte, und ließ dieſelbe „über die Klinge ſpringen“. Dieſer blutige Akt der Säuberung des Landes von denjenigen, welche es verſchmäht hatten, gerechte und verfaſſungstreue Schirmherren des Landes zu ſein, erſcheint als die letzte kriegeriſche Bethätigung Otto's. Denn in demſelben Jahre ward er durch Beſtellung zum Landrichter im Kokenhuſenſchen Kreiſe zum friedlicheren Kampfe des Rechts gegen die Gewalt berufen. Doch wartete ſeiner noch durchgreifendere Thätigkeit zur Wiederherſtellung ſeines zerrütteten Vaterlandes.

Im Jahre 1643 nämlich ſcheint bei Gelegenheit einer Muſterung der

livländiſchen Adelsfahne das Bewußtſein von der Nothwendigkeit einer politiſchen Wiederherſtellung Livlands nach der kriegeriſchen und neben der judiciären wie adminiſtrativen in den Kreiſen des livländiſchen Adels nach langer Unterbrechung den erſten entſchiedenen Ausdruck gefunden zu haben, und ganz beſonders Otto Mengden, wie der Hauptträger jenes Bewußtſeins, ſo das kräftigſte Organ von deſſen Ausdruck geweſen zu ſein. Auf ihn namentlich führt Karl Friedrich Schoultz in ſeinem handſchriftlichen „Verſuch einer Geſchichte Livlands“ jene Wiederherſtellung zurück; auch wird er als in demſelben Jahre 1643 erwählter erſter livländiſcher „Ritterſchaftshauptmann bei Schwediſchen Zeiten“ genannt. Vier Jahre ſpäter ſpricht er, jetzt bereits livländiſcher Landrath, auf dem Landtage das kräftig ſinnige Wort: „Es iſt hohe Zeit, daß das verwickelte Garn unſerer Verfaſſung einmal auseinandergelegt werde“. Und ſofort an die Spitze einer Deputation nach Stockholm geſtellt, erreichte er in der That das Nächſte und Dringendſte: Beſtätigung der Landesprivilegien und Erweiterung des Landrathscollegii auf zwölf Landräthe. Die wichtigſte Errungenſchaft dieſer denkwürdigen Deputation, nämlich Betrauung der Landräthe mit der Function, die einzigen Aſſiſtenten des Generalgouverneurs und der Regierung des Landes zu ſein — dieſe Errungenſchaft in lebendiger Wirkſamkeit zu erhalten, lag freilich bei der Lauheit und übelangebrachten Sicherheit ſeiner Collegen nicht in ſeiner Macht, wie eifrig er auch nach dieſem Ziele ſtreben mogte. Dieſer Entwickelungspunkt iſt denkwürdig und lehrreich genug, um bei des Landraths Karl Friedrich Schoultz Worten über den nur zu bald erfolgten Verluſt jenes Rechts zu verweilen. „Wenn dieſes — ſo ſagt er — nachher eine Abänderung gelitten, ſo kann die Ritterſchaft wohl niemandem anders, als ſich ſelbſt die Schuld davon beimeſſen. Sie hatte ſchon in den vorigen Jahren die Verordnung gemacht und auch beſtätigen laſſen, daß allezeit zwei Landräthe in Riga reſidiren ſollten. Da ſie aber nicht auch zugleich zu der Unterhaltung derer Reſidirenden etwas bewilligen wollte (wie es doch höchſt billig geweſen wäre und auch nachher wirklich geſchah), ſo blieb dieſe Verordnung allzeit unerfüllt. Otto Mengden ſtritte heftig für die Reſidirungen und ſtellete auch einen Revers von ſich, daß er in ſeiner Reihe unfehlbar reſidiren wolle. Allein weder ſeine Vorſtellungen noch ſein Exempel konnten die übrigen Landräthe (die auch vielleicht nicht ſo bemittelt, wie er, waren) zur Nachfolge bewegen. Endlich mußte der Generalgouverneur, welcher eine ſo weitläuftige Verwaltung ohne Hülfe unmöglich be-

ſtreiten konnte, um die Aſſiſtenzräthe anhalten, die ihm auch 1650 beſtanden wurden. Nun wurde erſt die Ritterſchaft ihres Fehlers gewahr. Sie ſuchte die Aſſiſtenzräthe zu écartiren und bot dagegen die Hülfe derer beſtändigen reſidirenden Landräthe an. Allein es war ſchon zu ſpät, und es wurde ihr geantwortet, daß die Aſſiſtenzräthe denen Landräthen und ihren Verrichtungen nicht hinderlich ſein ſollten". — Das Nothwendige geſchieht eben allemal irgendwie; aber, daß es, als ſolches erkannt, durch uns geſchehe, und nicht durch fremde Potenzen, iſt das beſtändige Strebensziel deſſen, welcher überzeugt iſt, daß das Wie, und damit oft der ganze Werth des Geſchehenen weſentlich davon abhängt, von welcher Seite her zuerſt mit klarer Einſicht und feſtem Willen Hand an das Werk gelegt wird.

Im Vorübergehen ſei noch bemerkt, daß Otto Mengden, nachdem er ſeinen Grundbeſitz theils durch die Heirath mit ſeiner erſten Gemahlin, Gertrud v. Roſen, theils durch directe Erwerbung anſehnlich vergrößert hatte, im Jahre 1653 von der Königin Chriſtina in den ſchwediſchen Freiherrnſtand unter dem Titel eines Freiherrn von Altenwoga erhoben ward.

Doch war ihm höhere Genugthuung vorbehalten, indem er, ſelbſt noch im erſten rüſtigen Greiſenalter ſtehend, erlebte, daß ſein Sohn Guſtav ihm mit den beſtbegründeten Anſprüchen in den höchſten landespolitiſchen Functionen ebenbürtig zur Seite treten durfte. Bei Darſtellung des Sohnes werden wir auf Züge dieſer Art zurückkommen. Hier ſei nur noch eines Umſtandes gedacht, welcher beweiſt, wie erfüllt er von der Ueberzeugung geweſen, daß Livland ſeine ſtärkſte Stütze allezeit finden müſſe in treuem Feſthalten an ſeinen geſchichtlichen Ueberlieferungen und an ſeinem guten urkundlichen Rechte. Zum Jahre 1668 nämlich bemerkt K. Fr. Schoultz, der Landrath Otto Mengden habe ſeine dem Vaterlande geleiſteten rühmlichen Dienſte damit beſchloſſen, „daß er eine anſehnliche Sammlung von Urkunden, alten Receſſen und Nachrichten, die ihm, wie er ſagt, 2000 Thaler*) gekoſtet haben ſollen, dem Ritterſchafts-Archive einverleibte".

*) Als Maßſtab für den damaligen Werth der Summe mögen folgende Ziffern dienen, mit welchen einige Jahre ſpäter Guſtav Mengden ſeine verſchiedenen Immobilien abſchätzte, z. B.

| | | | |
|---|---|---|---|
| das Gut Idzell | mit | 8000 | Thaler. |
| das Gut Lappier | „ | 6000 | „ |
| das Gut Sinohlen | „ | 6000 | „ |
| das Gut Golgowsky mit Weiſenhöfchen | „ | 4700 | „ |
| ein ſteinernes Haus in der Schloßſtraße zu Riga | „ | 3000 | „ |
| ein hölzernes Haus in Riga „im Kloſter" | „ | 1800 | „ u. ſ. w. |

In ſeiner bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Rede habe er die denkwürdigen Worte geſprochen: „Es iſt Schande für einen Livländer, wenn er die Verfaſſungen ſeines Vaterlandes nicht kennt“.

Den öffentlichen Angelegenheiten des Landes ſcheint übrigens Otto Mengden ſeine thätige Mitwirkung bis in das höchſte Alter erhalten zu haben. Wenigſtens finden wir ſeinen Namen noch unter einer wichtigen Urkunde, welche Johann Reinhold Patkul in der „Gründlichen jedoch beſcheidenen Deduktion“ ſeiner Unſchuld 1701 veröffentlichte, und welche die für Otto Mengdens Streben bezeichnende Ueberſchrift trägt: „Ein Statutum de An. 78 vom Officio der Landräthe und wie man auf Landtagen erſcheinen ſoll“. Drei Jahre ſpäter, kurz vor Vollendung ſeines 81ſten Lebensjahres iſt er, wie unter dem Wappenſchilde in der Domkirche noch heute zu leſen iſt, am 26. Februar, — nach einer von ſeinem Sohne Guſtav hinterlaſſenen handſchriftlichen Bemerkung jedoch ſchon am 16. Januar 1681 — „ſanft und ſelig im Herrn entſchlafen“.

Ein eigenthümliches Spiel des Zufalls hat gewollt, daß, wie das Todesdatum des Vaters zwiſchen dem kirchlichen Monumente und dem Zeugniſſe des Sohnes, ſo wiederum das Geburtsdatum des letzteren zwiſchen deſſen eigenem Zeugniſſe und dem kirchlichen Monumente ſtreitig iſt. Das letztere — und, wahrſcheinlich nach ihm, auch noch andere adelsgeſchichtliche Autoritäten — nennen den 17. April 1625 als den Geburtstag Guſtav Mengden's. Dagegen wurde noch vor etwa 80 Jahren in der Mengdenſchen Familie ein eigenhändiges Notizenbuch deſſelben aufbewahrt, aus welchem durch Vermittelung des Gatten einer ſeiner Deſcendentinnen, des durch ſeine Karte von Livland bekannten Landraths Grafen Ludwig Auguſt Mellin zu Kolzen (geb. 1754 † 1835) Gadebuſch einen Theil ſeiner Nachrichten über die Familie Mengden überhaupt und über Guſtav Mengden insbeſondere bezogen hat. Dieſes alte Buch trug, laut einer Originalangabe des genannten Grafen Mellin den Titel:

„Ausführliches Handbuch, worin alle Richtigkeit ſowohl der Einnahme als Ausgabe zu finden, ſolches auf allen begebenden Fall der Sterblichkeit hinterlaſſen von mir Guſtaf v. Mengden, welches ich in Richtigkeit zu bringen angefangen im Jahre unſerer Erlöſung 1657, meines Alters aber im 30ſten Jahre“.

Hiernach wäre das Geburtsjahr Guſtav Mengdens nicht, wie die Inſchrift in der Domkirche beſagt, 1625, ſondern 1627, eine Annahme,

welche von der ſonſt unbeſtrittenen Angabe unterſtützt wird, daß die Heirath ſeiner Eltern erſt im Jahre 1626 ſtattgefunden hat.

Eine Paradoxie aber liegt in dem genealogiſchen Zuge, daß Guſtav Mengden unter ſeinen Ahnen ſowohl väterlicher als mütterlicher Seite einen Namen aufzuweiſen hat, welcher Alles ſymboliſirt, was er in den Jahren ſeiner höchſten politiſchen Geltung Verderblichſtes und Verhaßteſtes zu bekämpfen haben ſollte: den Namen Haſtfer. Denn nicht nur war jener Engelbrecht Mengden, der erſte Erwerber des Stammſitzes Altenwoga, mit einer Haſtfer vermählt; auch eine Aeltermutter von Guſtavs Mutter war eine geborene Haſtfer. Der Herausgeber wagt nicht zu entſcheiden, ob dieſe beiden Ahnfrauen Guſtav Mengdens ſtammverwandt ſeien mit jenem Haſtfer, deſſen Namen noch jetzt für jeden ſeiner Landesgeſchichte kundigen Livländer ſprüchwörtlich iſt für Alles, was nur einen gewaltthätigen, ungerechten und räuberiſchen Statthalter eines übelberathenen Fürſten unauslöſchlicher geſchichtlicher Brandmarkung überliefern kann. Jedenfalls würde die Paradoxie einer ſolchen Stammverwandtſchaft vielleicht dazu beitragen können, die weitere Paradoxie zu erläutern, nach welcher, wenn wir Gadebuſch trauen dürfen, Guſtav Mengden bei dem Generalgouverneur Grafen Haſtfer „ſo wohlgelitten“ geweſen wäre, „daß dieſer ihm bisweilen die Geheimniſſe ſeines Herzens offenbarete“. Ob dieſe Herzensoffenbarungen gegenſeitig geweſen, darüber freilich ſchweigt die Geſchichte.

Alles was uns von Guſtav Mengden bekannt iſt: ſein frühzeitiger Eintritt in den öffentlichen Dienſt, ſeine raſche und glänzende Laufbahn in demſelben, ſeine nachweislich großen politiſchen Erfolge, das Anſehen, deſſen er nicht etwa blos bei der Mehrheit ſeiner Landsleute und Standesgenoſſen, ſondern ſelbſt bei politiſchen Gegnern, ja Feinden, genoß; — ferner ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die unverkennbaren Spuren wiſſenſchaftlicher Bildung, namentlich auch ſchätzbarer Rechts- und Verfaſſungs-Kenntniß; endlich ſeine Sprache in Rede und Schrift, ja ſelbſt ſeine höchſt ausgeſchriebene, wohlgefällige und doch individuell ausgeprägte und ſchwungvolle Handſchrift: alle dieſe Wahrnehmungsquellen nöthigen uns zu der Annahme, er ſei nicht nur von Natur mit einem lebhaften, leicht auffaſſenden, ſchnell und fruchtbar verarbeitenden Geiſte und kräftigen Willen begabt geweſen, ſondern habe ſich auch einer für jene Zeit, für ſein Land und ſeinen Stand gewiß mehr als gewöhnlichen, ſorgfältigen und zweckmäßigen, aber auch willig und dankbar aufgenommenen Ausbildung jener vorzüglichen Anlagen zu erfreuen gehabt. Dieſe Thatſache wirft einerſeits

ein um ſo vortheilhafteres Schlaglicht auf das Verdienſt, welches die Eltern um die Leitung ſeiner Jugend gehabt haben müſſen, als dieſe ſelbſt in ziemlich jugendliche Jahre der Eltern und überdies in eine vielbewegte, ja ſtürmiſche Zeit ſeiner allernächſten Heimath fiel, — läßt aber auch andererſeits um ſo lebhafter alle nähere Kunde von der beſondern Art dieſer Jugendbildung vermiſſen, als deren Kenntniß ohne Zweifel ein lehrreiches Stück livländiſcher Sittengeſchichte im zweiten Viertel des ſiebenzehnten Jahrhunderts darbieten müßte. Ja, der Herausgeber leugnet nicht, daß er nur ungern auf die Anſchauung eines zuverläſſigen Bildniſſes ſeines Helden verzichtet. Sollte nicht unter den gewiß in der Familie erhaltenen Ahnenbildern ſich ein ſolches vorfinden? Vielleicht auch vervielfältigen, oder doch ſonſt allgemeiner zugänglich machen laſſen? Auf dem Ritterhauſe wäre jedenfalls der Platz eines ſolchen und wohl auch eines von ſeinem Vater. Denn Beide — Vater und Sohn — verdienen ganz eigentlich als Stifter und Mehrer des livländiſchen Landesſtaates, wie er ſich nach dem Zerfalle Geſammtlivlands ausgebildet hat, ja als Männer gefeiert zu werden, welche dem politiſchen Livland in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts ſo ſehr ihren Stempel aufzudrücken wußten, daß man die Zeit von 1635 bis 1688 füglich die Mengdenſche Periode Livlands nennen könnte. Doch kehren wir von dieſer Abſchweifung zu den poſitiven Daten aus dem Leben Guſtav Mengdens zurück.

Schon im Jahre 1655, alſo in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren, war auch er zugleich Landrichter und Landmarſchall, und im Jahre darauf, 1656, ſehen wir ihn gleichwohl — unter der Anführung des Generalmajors Streiff*) und des Obriſten Aderkaß, als Oberſtwachtmeiſter oder Major der livländiſchen Adelsfahne oder, wie es heißt „von den livländiſchen Landſaſſen“ in einem Gefechte an der Aa wider die unter Alexei Michailowitſch ins Land gedrungenen Ruſſen tapfer in den Feind „einſetzen.“ Er ward hier verwundet; der Sieg aber verblieb dem nur 480 Reiter ſtarken Häuflein der „livländiſchen Landſaſſen“ über 3500 Ruſſen.

Als dann unmittelbar nach dem Tode des kriegeriſchen Karl Guſtav das Jahr 1660 dem ſchwediſchen Reiche und auch Livland den für ſeine innere Entwickelung dringend nöthigen Frieden gebracht hatte, wendete ſich auch Guſtav Mengden von kriegeriſchen zu friedlichen Landesdienſten.

*) Fünf und dreißig Jahre ſpäter, in den Tagen Johann Reinhold Patkuls, war ein Streiff von Lauenſtein livländiſcher Landmarſchall. Etwa ein Sohn des Generalmajors, oder gar derſelbe?

Denn das Jahr der Friedensſchlüſſe zu Oliva und Kardis brachte ihm die Landrathswürde, welche er demnächſt bis an ſein Lebensende mit hervorragender Thätigkeit und entſprechendem Erfolge bekleidete, und zwar — was in der Geſchichte des Landrathscollegii vielleicht als einzige Ausnahme von der Regel daſteht — zwanzig Jahre lang als College ſeines Vaters. Schon Karl Friedrich Schoultz bemerkt hiezu: „War es außerordentlich, daß Vater und Sohn zugleich in einem Collegio ſaßen, ſo konnte auch eine ſolche Ausnahme bei ſo außerordentlichen Verdienſten am erſten Statt finden.“

Die erſte Verrichtung, welche Guſtav Mengden als 33-jährigem Landrathe zufiel, beſtand darin, daß er als Haupt der ſolennen Deputation ſich nach Stockholm*) begeben mußte, welche allemal nach erfolgtem Regierungswechſel vom livländiſchen Landtage nach der jedesmaligen Reſidenz des Monarchen entſendet zu werden pflegt, um die Rechte des Landes aufs Neue in Erinnerung und zur Anerkennung zu bringen und auch ſonſt, je nach Umſtänden, Zweifelhaftes feſtſtellen, Streitiges ſchlichten zu laſſen. In dieſem Falle galt es überdies, die durch den Krieg gänzlich zerrüttete Adminiſtration und Juſtiz wiederherzuſtellen.

Unter den der Schlichtung harrenden Streitfragen figurirten damals in erſter Linie gewiſſe Grenz- und Competenz-Conflicte zwiſchen dem Lande und der Stadt Riga, deren nähere Darlegung hier zu weit führen würde, welche übrigens, zwar an ſich untergeordneter Art, damals eine gewiſſe gehäſſige Rivalität nährten, viel ſ. g. „dickes Blut“ auf beiden Seiten verurſachten und den Frieden zwiſchen Stadt und Land, welchen unter ſich ſelbſt, daheim, herzuſtellen und zu befeſtigen, dem ABC-einer geſunden livländiſchen Politik angehört haben ſollte, vor dem auswärtigen Fora ſuchen ließ. Hierauf bezieht ſich die Bemerkung des trefflichen Karl Friedrich Schoultz: „Indeſſen muß man doch ſowohl dieſe Händel**), als auch den nachherigen (d. h. hier, nach 1647 vorgekommenen) Mißbrauch der

*) Schon 1657 war er einmal in eigenen Angelegenheiten hingereiſt und war ihm, dem damaligen Landmarſchall, eine Bitte um Confirmation der Privilegien, zugleich aber auch die Summe von 84 Thalern mitgegeben worden, „womit die königliche Kanzellei zu einer baldigen Expedition ermuntert werden ſollte.“ — „Eine Summe — bemerkt Karl Friedrich Schoultz, 1778 — womit die heutigen königlichen Kanzelleien wohl ſchwerlich zu ermuntern wären.“

**) Zwiſchen der ſtädtiſchen Staroſtei Lemſal und der landgerichtlichen Jurisdiction.

burggräflichen*) Gewalt als die beiden Hauptquellen des zwiſchen Land und Stadt eingewurzelten Haſſes anſehen: welcher Haß die ganze Schwediſche Regierungszeit hindurch und ſolange noch das burggräfliche Gericht exiſtirte, zum großen Schaden beider Theile, fortdauerte. Und wollte Gott daß (1773) kein Funken davon übriggeblieben wäre!"

Jene Delegation kehrte erſt im Spätherbſte 1662 aus Stockholm nach Livland zurück und ſofort ward mit Genehmigung des Generalgouverneurs Benedictus (Bengt) Oxenſtierna auf den 8. Januar 1663 ein allgemeiner Landtag ausgeſchrieben, zu welchem ſich denn auch, wie unſere Quelle beſagt, „der Adel mit den Landſtänden" einfand.

Dieſer Landtag wurde mit beſonderer Feierlichkeit abgehalten, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt wird, „in dem modo und form alß wie bey den Reichstägen in Schweden auf dem Reichsſaale zuzugehen pfleget." Auch hatte der Adel „bei großer frequentz und etzliche Hunderte ſtark die propositionen nebſt der relation der Deputirten auß dem Reiche anzuhören, ſich mit Getrange (Gedränge) eingefunden."

Nun trat die Delegation vor und legte deren Haupt, der Landrath Baron Guſtav v. Mengden, von ihrer Verrichtung in einer die ſchriftliche Relation erläuternden längern Rede Rechenſchaft ab, aus welcher hier einige für den Redner und ſeine Zeit bezeichnende Stellen folgen mögen:

„Der hundert und mehrjährige Streit, den Eine Edle Ritter- und Landſchaft mit Einem Edlen Rath der Stadt Riga und dem Burggrafen derſelben gehabt, ja der vor unaufheblich gehalten worden, der hat vermittelſt Ihr Kgl. Majeſtät Unſers allergnädigſten Königs und Herrn fleißig und ſorgfältigſte Unterſuchung und drauf ergangenes hohes kgl. Urtheil nunmehr mit dieſer von uns, Einer Edlen Ritter- und Landſchaft nach dem Reiche Ablegirten beſchehenen Verrichtung einen guten Ausſchlag und Ende und iſt dieß, ſo ich hiemit zeige, das Königliche Dekret und Spruchgeheiß darüber, welches forderſt billig zu aller Sicherheit ein Edler Rittersmann und Landſaß alß ein Schildt und Waffen in allen ſeinen Angelegenheiten ſo offt er zur Stadt kommen wird, bei ſich tragen ſoll."

„Du mein liebes Vaterland Livland, ich habe Dir billig bei dieſen Zeiten gar höchlich zu gratuliren, daß Du hierin zu der alten Freiheit wiedergelanget, daß Du aus der offters ausgeſtandenen Verunruhigung zur Zufriedenheit, aus der Widrigkeit der nachtheiligen Rechte zum ſichern

*) Das burggräfliche Gericht war eine Abtheilung des Rigaſchen Magiſtrats, welche über in der Stadt begangene Delicte von Edelleuten ſtrafrechtlich erkannte.

Wege der heiligen Gerechtigkeit und kurz, daß Du aus der finſtern Ungewißheit in die himmelklare Gewißheit... biſt annu geſetzet worden .... Der Ausgang hat es auch dargethan und trag ich hier den Palmzweig mit Freuden in meinen Händen und hoffe, es werde mit mir einjeder von der Edlen Ritter- und Landſchaft nu forderſt fröhlicher und wohlgemuther zur Stadt kommen, da er in der alten güldenen Freiheit und edeln Rechten das Seine verthädigen und nicht mehr, wie bisher, obtutu authoritatis Burggrabialis mit den unbefugten Banden des Arreſts wird beſtricket werden können."

Zum beſſern Verſtändniſſe dieſer Stelle erzählt uns K. Fr. Schoultz, daß einige Jahre früher der Burggraf einen jungen livländiſchen Edelmann, welcher ſich Abends zuvor eines Straßenexceſſes ſchuldig gemacht hatte, inmitten eines ſolennen Aufzuges der Ritterſchaft nach dem Schloſſe hatte verhaften und gefangen ſetzen laſſen. Auf dieſen Vorfall wird hier angeſpielt, wie auch angedeutet, inwiefern, nach der erwirkten königlichen Entſcheidung das burggräfliche Gericht in ähnlichen Fällen durch Zuziehung von Standesgenoſſen des Angeklagten verſtärkt werden, überhaupt aber der Proceß nicht mit dem Arreſt anfangen ſollte.

Eine fernere beachtenswerthe Stelle der Rede lautet:

„Häuſer und Plätze in Riga möget ihr hinführo erben, kaufen, pfänden, heuren und beſitzen, ſo wie die Bürger aus der Stadt (Riga nämlich) Landgüter an ſich bringen und beſitzen und ſeid forderſt nicht mehr wie bishero vor Fremde in Riga zu halten."

Aus der in 20 Punkten abgefaßten königlichen „Reſolution" wird dann unter vielem Andern mitgetheilt, daß „das königliche Hofgericht wieder retabliret, ingleichen das königliche Oberkonſiſtorium laut des von Königl. Majeſtät Carolo IX. glorwürdigſter memorie Euch Anno 1602 allergnädigſt ertheilten privilegii wieder eingerichtet ſein ... die praesentationes officialium, wie brauchlich, obſerviret bleiben; Ein jeder bei ſeinem Rechte geſchützet und Keiner ... mit unbeeidigten Kommiſſorialrichtern beſchweret ... werden ſoll. Die höchſt beſchwerliche Schießerei iſt im Lande nu ganz aufgehoben und der im Burglager liegende Reuter ſoll vorm Landgericht ſtehen und ſich auf Euere Klage richten laſſen"; auch ſollen des „Pater Meinkens, als Emissarii, päpſtiſche attentata krafft 4. Punkts § 2 Instrumenti pacis (sc. Olivensis) aufs Aeußerſte in Livland abgewendet ... werden."

Nachdem ſodann ſowohl dieſe königliche „Reſolution“ als auch das königliche „Dekret“ unter allſeitiger vom Redner erbetener „geneigter Stille und Aufmerkung“ entſiegelt, verleſen und deponirt worden, ergriff der „Senior der Herren Landräthe, Herr Baron Otto v. Mengden“ das Wort, um dem Danke des Landes gegen die Herren Deputirten Ausdruck zu leihen.

Gerechtes Selbſtgefühl möchte hier wohl das Herz des alten Herrn ſchwellen, wenn er ſich ſagte, daß der Dank, welchen er von Amts wegen auszuſprechen hatte, vor Allen dem eigenen Sohne und zugleich dem raſch zum Meiſter gereiften eigenen politiſchen Schüler galt, welcher die Tradition der väterlichen Politik noch unter den Augen des Vaters mit ſo warmer Hingebung an ſein Land und mit ſo hohem Geſchicke fortführte. Damals hatten wir eben noch eine ſtetige Tradition und Schule der Landespolitik, welche nicht mit jedem Triennio in ihr Gegentheil umzuſchlagen drohte.

Mit beſonderm Nachdruck hebt auch Otto Mengden hervor, wie es „der gegenwärtigen Herren Deputirten Fleiß, Sorgfalt, Arbeit und Mühe“ gelungen ſei, die zwiſchen der Ritterſchaft und der Stadt Riga „über hundertjährige geſchwebte controversia“ . . . „glücklich, ja glücklich“ . . . . zum Austrage gebracht worden: „Viele unſerer Vorfahren und Väter, die ſo ſehnlich danach getrachtet, die haben es bei ihren Lebzeiten nicht dahin bringen noch ſolches erlangen können; es ſei der große Gott davor für und für erſt gepreiſet und gedanket!“ u. ſ. w.

Von beſonderm Nachdrucke aber mußten gewiß für alle Zuhörer aus dem Munde des nun ſchon ergrauten Helden von Schloß Sunzel Worte ſein, wie folgende:

„Erkennet's, geliebte Mitbrüder, und beherziget es wohl, daß nichts minder als durch glorieuſe Waffen auch durch herrliche Geſetze, decreta und resolutiones Ihre Königl. Majeſtät ſich decoriret und bekrönet wollen machen; erwerbet den Ruhm auch daraus, wie Ihr im jüngſten Kriege durch Euere tapfere Thaten erworben, daß einem Edelmann trefflich wohl anſtehe, ſeines Vaterlandes löbliche Geſetze, Rechte und Statuten zu wiſſen!“

Nach dem Vater richtete dann nochmals der Sohn die Rede an die Verſammlung und ermahnte ſämmtliche Mitglieder der Ritter- und Landſchaft — „wohlmeinendlich“ — „exemplariſche Abſchriften von ſolcher königlichen Reſolution und Dekret zu allen benöthigten Fällen auszunehmen,

zumalen in betroffenen Gegenbegebniſſen turpe Nobili, jus in quo versaretur ignorare!“

Aus den nun folgenden funfzehn Jahren liegen uns nur ſpärliche Lebensnachrichten über Guſtav Mengden vor, obgleich nicht zu bezweifeln iſt, daß in den Acten der Ritterſchaft ſein Name in amtlicher Eigenſchaft vielfach auch während dieſer Zeit vorkommen, u. a. die im Jahre 1675 von der ſchwediſchen Regierung erlangte förmliche Anerkennung des Landesrechtes, die Richter zu erwählen („jus praesentandi justitiarios“), kaum ohne ſeine weſentliche mitwirkende Thätigkeit zu denken ſein wird. Doch läßt uns auch dieſer Theil ſeines Lebens nicht ganz ohne nachweisliche Lebenszeichen, und zwar zuerſt in derjenigen Richtung, welche nähern Bezug auf den Hauptgegenſtand dieſer Veröffentlichung — nämlich die Chorale — hat. In dem alten von dem bekannten livländiſchen Generalſuperintendenten Magiſter Johannes Breverus herausgegebenen „Rigaſchen Geſangbuche“ nämlich, und zwar in einer Ausgabe v. J. 1664, kommen einige geiſtliche Lieder vor, deren Dichter mit den Initialen „G. V. M.“ auch „G. v. M.“ unterzeichnet iſt, namentlich die Lieder Nr. 225, p. 183 („Freut Euch, Gottes Kinder“) und Nr. 765, p. 582 („Jeſu, haſt Du mein vergeſſen“). Wer dieſe Lieder mit denjenigen der beiden größeren Sammlungen vergleicht, aus welchen unſere Chorale gezogen ſind („Sonntagsgedanken eines Chriſten“ und „Der verfolgte, errettete und lobſingende David“) und welche anerkanntermaßen Guſtav Mengden zum Verfaſſer haben, wer ferner gewiſſe ſymboliſche Tändeleien mit der Namenschiffer „G. V. M.“ berückſichtigt, auf welche wir weiter unten bei Beſprechung jener beiden Sammlungen deren Verfaſſer antreffen werden, — der wird, zumal auch keine chronologiſche Schwierigkeit dieſer Annahme entgegenſteht, vielmehr aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Sammler und Herausgeber des „Rigaſchen Geſangbuches“ die Berückſichtigung eines probehaltigen inländiſchen geiſtlichen Dichters nur höchſt willkommen geweſen ſein wird, nicht zweifeln, in jenen zwei geiſtlichen Liedern Dichtungen Guſtav Mengdens vor ſich zu haben.

Außer dieſem poetiſchen Lebenszeichen ſtoßen wir während dieſer Zeit nur noch auf die beiden vereinzelt daſtehenden Notizen, er ſei im Jahre 1666 als ſchwediſcher „bevollmächtigter Miniſter“ an den Friedensunterhandlungen mit den Ruſſen zu Pluſamünde betheiligt geweſen, und habe dann im Jahre 1671 — laut jenem von ihm ſelbſt geführten „Handbuch“

— in Begleitung des livländiſchen Generalgouverneurs Claudius Tott eine Reiſe nach Schweden gemacht.

Bei ſolcher Unergiebigkeit der Quellen für die Geſchichte ſeines öffentlichen Lebens iſt vielleicht hier der Ort, ſeines häuslichen Lebens zu gedenken.

Schon im Jahre 1650, alſo in dem ſehr jugendlichen Alter von 23 Jahren, hatte ſich Guſtav Mengden ehelich verbunden mit einem preußiſchen Fräulein Barbara Fink v. Finkenſtein, deren Ahnherr Konrad aus dem Schloſſe und Stammhauſe Finkenſtein in Steiermark ſchon zu Ordenszeiten nach Preußen gekommen war. Aus dieſer ſeiner einzigen Ehe wurden ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren, welche letztere ſämmtlich verheirathet wurden und zwar an Otto v. Mengden, Otto v. Treyden, Jürgen Albedyll, Guſtav Meck*) und Georg Leopold v. Glaſenapp. Von den Söhnen wird weiter unten die Rede ſein.

Da ſein Vater nur ſieben Jahre vor ihm ſtarb, als er ſelbſt ſchon ein Vierundfunfziger war, ſo gelangte Guſtav Mengden erſt in ungewöhnlich ſpäten Jahren in den Beſitz der väterlichen und mütterlichen Erbgüter. Doch muß er ſchon früh die Mittel gefunden haben, ſich eigenen Grundbeſitz anzulegen. Denn ſeiner eigenen Angabe gemäß hatte er ſchon im Jahre 1655 von einem gewiſſen Frommhold Pahrum das Gut Weiſenhöfchen (welches Letzterer „vom Landrath Gotthard Wilhelm Budberg erhandelt") und zwar „auf Harriſch und Wieriſch Recht," gekauft, und vier „zu Golgowsky gehörende" Geſinde gepfändet, welche ſpäter in eigenthümlichen Beſitz verwandelt worden zu ſein ſcheinen. Hiezu kam dann, etwa 20 Jahre ſpäter (1675) das Gut Zarnikau, zu deſſen voller Bezahlung er ein bis dahin erſpartes baares Kapital von 10,436 Rthlr. verwendete. Wann und wie Guſtav Mengden in den Beſitz der Lehngüter Abgunſt und Lubey und des Höfchens Guſtavsholm gekommen, welches letztere er ſelbſt als „Wohlerworbenes" bezeichnet, liegt ebenſowenig vor, als das Nähere über ſeine drei Häuſer in Riga, von welchen ein hölzernes „im Kloſter", ein ſteinernes in der Schloßſtraße und ein drittes eben ſolches am Markte belegen war, welches letztere er ſelbſt bezeichnet als das von ihm „von Grund aus erbaute . . . freiherrliche Haus", mit der Beſtimmung, auf den älteſten Sohn zu vererben.

Nach Erwähnung der Bezahlung des Zarnikauſchen Kaufſchillings ſagt dann Guſtav Mengden in jenem vom Grafen Mellin benutzten „Hand-

*) Die Frau v. Meck heirathete in zweiter Ehe einen Generalmajor von Horn.

buche“ (1657—1675): „Und was an contanten Vermögen geweſen, iſt in den Hochzeiten meiner Töchter undt der Zeit meines Unfalls drauf gegangen, biß daß mir Gott nach Ableben meines ſeeligen Herrn Vatters, und meiner Wiederkunfft ins Landt, etwas beſchert hat, wie weiter zu ſtehen iſt.“

Worin jener ſein „Unfall“ beſtanden, werden wir bald ſehen. Zuvor ſei nur noch eines der hervorragendſten Momente in ſeinem öffentlichen Leben gedacht.

Im Jahre 1678 nämlich, nachdem die vormundſchaftliche Regierung an deren Spitze Hedwig Eleonora, die Wittwe Karl Guſtavs, geſtanden, durch die mittlerweile erfolgte Volljährigkeit ihres Sohnes, Königs Karls XI, beendigt worden und dieſer die Zügel der Regierung ergriffen hatte, ſandte die livländiſche Ritterſchaft abermals eine Delegation nach Schweden, um nunmehr die Landesprivilegien von dem jungen Könige ſelbſt beſtätigen zu laſſen. Doch ſchon handelte ſichs nicht mehr blos um das, was gemeinhin unter den Landesprivilegien verſtanden wird, d. h. um das auf örtlichem Herkommen, örtlichen Statuten, auf Tractaten und ſonſtigen fürſtlichen Verbriefungen beruhende öffentliche oder Verfaſſungsrecht; vielmehr fehlte es keineswegs an Vorzeichen, welche die Livländer um ihre unter dem Schutze aller Autoritäten ſeit mehr als 500 Jahren erworbenen Privatrechte, um Nutzung, Beſitz und Eigenthum beſorgt machen mußten.

An die Spitze dieſer Delegation zur möglichſten Beſchwörung des heraufziehenden Sturmes ward von dem livländiſchen Landtage abermals Guſtav Mengden geſtellt. Die Delegation fand den König gegen die Dänen zu Felde liegend und erhielt auch, nach ausführlicher Darlegung aller ihr vom Lande committirten Angelegenheiten, die königl. „Reſolution“ vom 10. Mai 1678 aus dem „Hauptquartier Lungby vor Chriſtianſtadt.“

Soweit übrigens Worte tröſten können, mußten die Delegirten getröſtet heimkehren und auch ihren Committenten Troſt bringen. Ja, Guſtav Mengden konnte ſtolz ſein auf die gewonnene Ausbeute an königlichen — Worten. Denn faſt nie — weder vorher noch nachher — iſt Livland mit Worten beſſer und ausreichender bedient worden als bei dieſer Gelegenheit. Nicht nur wurde in Bezug auf das öffentliche Recht alles billigerweiſe zu Erwartende in den unzweideutigſten Ausdrücken gewährt; auch die von der Delegation verlautbarten privatrechtlichen Beſorgniſſe wurden auf das Feierlichſte zurückgewieſen und Livland, um Guſtav Mengdens eigenen Ausdruck zu brauchen, „aller Furcht und Beſorgung wegen

der Reduction, ſo die Stände in Schweden bewilliget" — „entfreyet." Ja, die königliche Gewährleiſtung alles obwaltenden öffentlichen und bürgerlichen Rechts war eine ſo umfaſſende, ſo rückhaltloſe, daß man, ſo zu ſagen als Königs-Pſycholog, ganz eigentlich behaupten kann, Johann Reinhold Patkul ſei 1707 an der königlichen Reſolution vom 10. Mai 1678 geſtorben; denn ſein in den Augen der beiden letzten ſchwediſchen Beherrſcher Livlands ganz eigentlich todeswürdiges Verbrechen beſtand im letzten Grunde darin, daß er, und mit ihm Livland, für die Phraſen vom 10. Mai 1678 ein beſſeres Gedächtniß hatte als der Phraſeolog, oder, noch kürzer geſagt, in ſeinem und ſeines Landes gutem Rechte.

Im Jahre 1678 aber erſchien der Erfolg den Livländern in roſigerem Lichte, und man kann Karl Friedrich Schoultz nur beiſtimmen, wenn er zu demſelben bemerkt: „Livland hatte nunmehro die höchſte Stufe desjenigen Glückes, deſſen es unter der Schwediſchen Regierung nur fähig ſein konnte, erſtiegen. Allein — ſo fügt er hinzu — dieſe höchſte Stufe lag auch recht am Rande eines Abgrundes von Verderben."

Sei es nun, daß ſchon 1678 die Livländer nur als läſtige Rechtspedanten hatten abgeſpeiſt werden ſollen, ſei es daß Karl Friedrich Schoultz mit ſeiner ſarkaſtiſch ausgedrückten Hypotheſe einer königlichen Sinnesänderung*) Recht hat: der Roſenſchimmer ſollte keine drei Jahre dauern.

Das Hereinbrechen des Verhängniſſes aber — welches, nach einer höhern als in den Cabineten herkömmlichen Ausgleichungsmethode, jetzt ſo gut ein ſchwediſches als ein livländiſches werden ſollte, wie früher die polniſch-jeſuitiſche Proſelytenmacherei und Kirchenräuberei ſo gut ein polniſches als ein livländiſches Verhängniß geweſen war — das Hereinbrechen deſſelben ſollte jedoch Guſtav Mengden nicht auf vaterländiſchem Boden erleben, ſondern im Exile. Ihn hatte nämlich mittlerweile ein perſönliches Verhängniß ergriffen, bei welchem zu verweilen nicht ohne Intereſſe iſt, einmal, weil es tief einſchnitt in ſeine perſönlichen und Familienverhältniſſe, dann aber, weil hinſichtlich der Darſtellung des fraglichen Ereigniſſes deſſen Gewährsmänner nicht ganz einig ſind.

*) Karl XI. ſah, wie K. Fr. Schoultz ſagt, „wohl ein, daß es weder ſeine Beſtimmung noch ſein Talent ſei, als Kriegsheld in der Welt zu glänzen und durch Eroberungen von ſeinen Nachbarn ſeine Macht zu vergrößern. Er wandte alſo die ihm gleichwohl angeerbte Eroberungsbegierde gegen ſeine eigenen Unterthanen, als deren Güter und Rechte viel leichter ohne Gefahr und nur durch einen Federſtrich in dem Kabinet zu Stockholm erobert werden konnten."

Am 1. Oct. 1679 war ein Artillerie-Generalmajor Jakob Stael v. Holſtein in einem Duelle erſchoſſen worden, an welchem der Obriſtlieutenant Otto Reinhold Mengden, einer der Söhne Guſtavs, aber auch dieſer ſelbſt Antheil genommen hatte; welchen namentlich, blieb lange zweifelhaft und iſt es gewiſſermaßen noch. Die Wittwe des gewaltſam ums Leben Gekommenen, Anna Sophie geborene Ungern Sternberg trat beim Königl. Hofgerichte zu Dorpat, nach dem damals beſtehenden Rechte als peinliche Privatanklägerin gegen Guſtav Mengden auf, und zwar, wie es in dem noch aufbewahrten Urtheile heißt: in puncto beſchuldigten Assassinii oder berathſchlagter Ermordung der Privatanklägerin ſeligen Ehemannes", — während in einem, wie es ſcheint, ſofort nach der That auf unmittelbaren Befehl des Königs abgehaltenen Generalkriegsgerichte Otto Reinhold Mengden deſſelben Falles wegen peinlich verfolgt wurde. Vater und Sohn ſcheinen ſich alsbald den Folgen des gegen ſie eröffneten peinlichen Verfahrens durch die Flucht außer Landes entzogen zu haben: letzterer nach Kurland, erſterer — vielleicht auch dorthin, vielleicht aber nach Preußen. Nachdem aber der Sohn vom Generalkriegsgerichte mittelſt eines dem Herausgeber nicht vorliegenden Urtheils ſchuldig befunden und, als contumax, zum Tode verurtheilt worden war, ſprach das livländiſche Hofgericht mittelſt Urtheils d. d. „Dorpat, d. 4. Febr. Anno 1682" den Vater „von ſolcher peinlichen Anklage ſammt der ordinären Todesſtrafe" frei, verurtheilte ihn aber gleichwohl arbiträr zur Erlegung von „Drey tauſendt Daler Schwediſcher Silber Müntz" — „ad pios usus", — weil er „auff unterſchiedene Weiſe vor und in dem an ſich ſelbſt ſo hochverbotenen Duell gar merklich übelgethan".

Beide Erzähler dieſer Begebenheit, Ludwig Auguſt Graf Mellin und, nach ihm, Gadebuſch *), ſchließen ſich der gerichtlichen Auffaſſung dahin an, daß Otto Reinhold den Generalmajor Stael v. Holſtein erſchoſſen habe, und dieſe Annahme wird von dem Umſtande unterſtützt, daß derſelbe nie wieder in die Heimath zurückkehrte, ſondern bis an ſeinen auf dem Gute Groß-Kalben 1687 erfolgten Tod in Kurland blieb, wohin ihm auch der Vater ſein volles Erbtheil (beiläufig „beſtehend in 6300 Rthl. Alb.") übermachte; Guſtav Mengden dagegen, nachdem er — ſeinen eigenen Worten zufolge — „wegen des Unfalls mit dem Generalmajor Stael v. Holſtein außerhalb Landes" hatte gehen müſſen, konnte ſpäter in jenes „Hand-

*) Nämlich in ſeiner handſchriftlichen Livländiſchen Adelsgeſchichte, in ſeiner gedruckten Livländiſchen Bibliothek herrſcht die entgegengeſetzte Anſicht.

buch“ ſchreiben: Anno 1682 d. 15. Februar hat mich der allgütige Gott nach erhaltenem gedeihlichem Urtheil in der Staelenſchen Sache (da ich aus dem Lande flüchten mußte) wiederumb friſch und geſund nach Riga zurückgebracht“. Weit kann er alſo nicht geweſen ſein, da das „gedeihliche Urtheil“ erſt unter dem 4. Februar deſſelben Jahres ergangen war. Merkwürdiger aber iſt ein außergerichtliches Geſtändniß, das er in demſelben „Handbuch“, mindeſtens 8 Jahre nach dem Ereigniſſe ablegt, und welches auf die ganze Angelegenheit ein überraſchendes und eigenthümliches Licht wirft. Dort nämlich leſen wir: „Anno 1687 habe ich meinem Schwiegerſohn dem Herrn Majoren Georg Leopold Glaſenapp von Kokenhuſe und Kaima mein Gut Lappier *) für 400 Rthl. verarrendiret, da aber Mißwachs und ſeine vielen Bemühungen bei der Staelſchen Verfolgung (den ich zuletzt zu erſchießen das Unglück hatte) ihn in manche Unkoſten gebracht, ſo habe ihm Vieles von der Arende erlaſſen“.

Ueber Anlaß und Hergang des ganzen Handels mögen die Acten beider Proceſſe, falls ſie in irgend einem Archive ſich erhalten haben ſollten, kulturgeſchichtlich intereſſante Züge genug enthalten. Die Mühe weiterer Nachforſchung möchte ſich vielleicht belohnen. Das obenangeführte hofgerichtliche Urtheil gedenkt „ſorgfältiger Verleſung und reiffſinniger Erwägung beider Theile gegen einander eingelegter weitläuftiger Satzſchriften, dabei allegirter und producirter Inquiſitions-Acten, peinlich Angeklagtens eigener, auch deſſen bereits zum Tode condemnirten Sohnes, Obriſtlieutenant Otto Reinhold v. Mengdens Briefe und Suppliquen, Sr. des Herrn General-Gouverneurs Excellencen Reſcripts, der Medicorum, des Prieſters, des Chirurgi und anderer Perſonen Atteſtaten, des Generalkriegsgerichts wider beſagten Obriſtlieutenant Mengden eröffneten Urtheils ſammt anderen Documenten“ — wie auch „fleißiger Beſichtigung der in des ſeligen Herrn Generalmajors Staelens bei der Erſchießung angehabten Rocke befundenen Löcher und der aus deſſen Haut mittelſt eines gelinden Schnittes ausgenommenen geplätteten Kugel“ u. ſ. w.

Der Hauptgewährsmann aller dieſer Dinge, Graf Mellin, ſagt dann weiter: „Der alte Guſtav Mengden iſt ſeit dieſem Vorfall ſehr ſchwermüthig geworden, und anſtatt ſeiner ſcherzhaften poetiſchen Laune, davon noch Manches vorhanden iſt, verfiel er auf die geiſtliche Poeſie. Man hat ein ganzes dickes geiſtliches Geſang- und Gebetbuch von ihm“ u. ſ. w.

*) Die Güter Lappier, Sinohlen und Ibzell hatte er von ſeiner Mutter, Gertrud v. Roſen geerbt.

Dieſe wenig kritiſche Bemerkung iſt aber nachweislich grundlos. Denn obgleich hier offenbar die Quelle der gegenwärtig herausgegebenen Chorale gemeint iſt, obgleich ſowohl die Zeit ihres erſten Erſcheinens (1686), ihre Datirung aus des Dichters „Pathmo“ und die zuläſſige Vermuthung, daß der Arbeitsgewohnte, plötzlich dem Kreiſe ſeiner Thätigkeit Entrückte in ſeinen „Nebenſtunden“, wie er deren damals Jahre lang fortgeſetzte unfreiwillige hatte, mit dem Grafen Mellin zu reden, „ſich gerne mit der Dichtkunſt“ beſchäftigte, die Zuſammenſtellung jenes „dicken“ Buches während des Exils höchſt wahrſcheinlich erſcheinen läßt, — ſo trägt doch jene Vorausſetzung, als könnte geiſtliche Poeſie nur der Schwermuth entſpringen, allzuſehr den Stempel der befangenen „Philoſophie“ des ſogen. „philoſophiſchen Jahrhunderts“, als daß wir uns ihr überlaſſen dürften. Beruht ſie doch offenbar nur auf einem höchſt ſubjectiven Rückſchluſſe, nicht auf hiſtoriſchen Zeugniſſen. Sie wird aber auch geradezu durch entgegenſtehende hiſtoriſche Zeugniſſe widerlegt. Denn erſtlich mußten wir es ſchon oben wahrſcheinlich finden, daß Guſtav Mengden drei volle Luſtren vor ſeinem „Unfall“, mit Anerkennung als geiſtlicher Dichter hervorgetreten ſei (1664), und dann beziehen ſich gerade die einzigen uns zugänglichen von jenen auch in des Grafen Mellin Augen beifallswürdigen „launigen ſcherzhaften Gedichten in plattdeutſcher Sprache“ auf die ſchwediſche Güterreduction, welche gerade *während der Zeit* ſeines „Unfalls“ grell genug in den Geſichtskreis ſeiner Landsleute trat, um die Zielſcheibe einer damals vielleicht nicht undankbaren politiſchen Satyre abzugeben.

Wir dürfen uns den Sohn des *Alten von Sunzell*, wo ſogar „Weib und Kind“ zuſammt der polniſchen Beſatzung hatte „über die Klinge ſpringen“ müſſen, und der doch auch, wenn man dem Schilde in der Domkirche trauen darf, „ſanft und ſelig in dem Herrn entſchlafen“ iſt, nicht *allzuſentimental* vorſtellen. Kehrte er doch aus ſeinem preußiſchen oder kurländiſchen „Pathmo“ — den Stoff zu jenem in die „Lappierſche Arrendefrage“ eingeſchalteten außergerichtlichen Geſtändniſſe in ſeines Herzens wohlverwahrtem Schreine — unmittelbar nach erlangtem „gedeihlichem“ Urtheile, als ein vom „allgütigen Gott“ Heimgeführter, „friſch und geſund“ nach Riga zurück!

Hier hatte ſich während ſeiner Abweſenheit die politiſche Bühne gar ſehr verändert. Im Jahre 1681 war ſein Vater, volle achtzig Jahre alt, geſtorben, und ſeit demſelben Jahre war auch, allen Verſicherungen und Beruhigungen von 1678 zum Hohne die Güterreduction auf Livland aus-

gedehnt und auch ſofort ins Werk geſetzt worden. Faſt möchte man glauben, die Gegenwart der beiden Mengden, Vater und Sohn, habe der ſchwediſchen Staatsraiſon gleichſam einen moraliſchen Zügel angelegt gehabt, und ſie habe in ihrer vollen und wahren Geſtalt ſich Livland erſt zu zeigen gewagt, nachdem den einen der Tod, den andern die Widrigkeit des Lebens abgerufen.

Es iſt uns nicht überliefert, aus welchem Jahre namentlich die ſchon erwähnten Spottgedichte ſtammen. Der leichtfertige Ton, welcher in denſelben herrſcht, paßt kaum zu dem Ernſte der Situation, wie ſie ſich dem patriotiſchen Gemüthe, dem politiſchen Blicke des ſie aus der Nähe Beobachtenden darſtellen mußten. Sie ſind zunächſt gegen die fünf Mitglieder der Reductionscommiſſion gerichtet, oder, wie ſie genannt werden, die „fief Düwelskinder“ Loveſien, Wallerſtät, Güldenberg, Okermark und Tenger. Aus alle dem und aus dem Fehlen Robert Lichtone's, welcher als Präſes der livländiſchen Reductionscommiſſion ſo vielfältig ſeinen Namen in die livländiſchen Briefladen eingeſchrieben hat, möchte man ſchließen, daß uns auch in dieſem Spottgedichte ein Erzeugniß der unfreiwilligen Muße des Exilirten, etwa aus den Jahren 1679 oder 1680 vorliegt, da der Satyriker nur erſt die ſchwediſche Reduction im Auge haben und ſich überdies durch den doppelten Schutz der Anonymität und des Exiles geſichert glauben konnte. War doch ſchon die Reduction der ſchwediſchen Güter auch für Livland drohend und gehäſſig genug, um allenfalls auch von hier aus eine ſelbſt noch viel ſchärfere Geißel zu verdienen. Denn iſt einmal der Damm des Rechts durchbrochen, dann iſt die Richtung, welche die verheerenden Gewäſſer der entfeſſelten Staatsraiſon einſchlagen werden, ſchwer zu berechnen, und dem auf ſeinem Holme vielleicht noch nicht Erreichten darf es nicht verargt werden, wenn er in dem ertrinkenden Nachbarn den vorauseilenden Schatten des auch ihm vorbehaltenen Verhängniſſes ſieht und auf Rettung ſinnt, ehe denn auch ihn die Fluth ereile.

Olde Vader, lewe Gott,
ſo leſen wir im Eingange, —
Watt is dat för enne Rott,
Dhe heer mit thò Kercke geit *),
Dhe heer alle Dinge deit,

*) Karl XI. war, was man gemeinhin einen „frommen“ Herrn nennt, ſo mochten denn ſeine Kreaturen auch beſonders fleißige und augenfällige Kirchgänger ſein.

Dhe dat Krumme machet recht,
. . . . . .
. . . . . .
Dhe den König macket blind,
Dhe doch gnädig iß geſinnt.

Dann heißt es z. B. von Güldenberg, welchem die bei der Reduction vorfallenden Liquidationen mit den depoſſedirten Eigenthümern obliegen mochten:

He betahlt man mit Papier*),
Datt wert veelen Lüden dhür u. ſ. w.

Nachdem noch von Okermark geſagt worden:

. . . he iß des Königs Hert;
Dat deit veelen Lüden Schmert —

und von den vier Zuerſtgenannten:

Deſe veer ſyn ſchlimme Dew (Dieb')
Karel hefft ſie alle lew (lieb) —

kommt der fünfte, Tenger, an die Reihe:

. . . he iß dhe ſtarke Brand
Dhe dat olde Schwedenrecht**)
Uth der Höllen upgeſöcht
. . . . . .
He ſagt: „Karel, griep man to***);
Un mackt em dat Hert recht ſro.
. . . . . .

„Wat" — läßt ihn unſer Satyriker zu ſeinem hohen Gönner ſprechen:

Wat ſeh gy de Brewe nah?
König Karel, Fathata †),
Privilegen, old Pappier
Döcht nicht better als int Füer.

*) Wahrſcheinlich mit Anweiſungen auf den weder zahlungswilligen noch zahlungsfähigen Staatsſchatz.

**) Es war bekanntlich die fixe Idee der ſchwediſchen Regierung, den Livländern das deutſche Recht zu nehmen und das ſchwediſche Recht zu obtruduren.

***) „Greif nur zu"! Dies iſt bekanntlich von jeher die Sirenenſprache der Höflinge und politiſchen Charlatane geweſen: „Greif nur zu nach Allem, was Dich gelüſtet, ohne Dich um das verbrieſte Recht zu kümmern, das doch zu nichts gut iſt, als „ins Feuer" geworfen zu werden!

†) Vielleicht eine Interjection der Geringſchätzung, wie „Paperlapa" oder dgl.

Wie platt auch die Sprache dieſer leicht hingeworfenen Verſe klingen mochte: der ſchwediſche Abſolutismus in ſeiner abſoluten Verachtung des Rechts mußte ſich durch dieſelben doch aufs empfindlichſte getroffen fühlen; denn ſeine innerſten Motive waren durch dieſelben bloßgelegt: — Zugrunderichtung der durch Beſitz und Bildung relativ politiſch unabhängigen Klaſſen, neben entſprechender Anregung der Maſſen, welche allezeit nur zu bereitwillig ſich von allen ſittlichen Banden ſocialer und beſonders privatrechtlicher Verpflichtungen entbinden laſſen. Es entſpricht daher völlig dem Charakter Karls XI., welcher neben der Güterreduction auch noch dem livländiſchen Adel mit den erbaulichſten Phraſen die Aufhebung der Leibeigenſchaft ans Herz legte, ſpäter aber, als er, durch die Reduction im Beſitz von $^5/_6$ des livländiſchen Grundeigenthums, die ſchönſte Gelegenheit hatte, als Volksbefreier zu glänzen, die Fortdauer der Leibeigenſchaft ganz in der Ordnung fand, — dieſem Charakter entſpricht es vollkommen, wenn wir hören, er habe im erſten Zorne gedroht, den anonymen Verfaſſer jenes Spottgedichtes auf die Reductionskommiſſion rädern zu laſſen. Guſtav Mengden aber muß doch wohl ſein Terrain gekannt und die beſondere Gunſt, in welcher er noch von früher her ſowohl beim Könige, als auch beim Grafen Haſtfer geſtanden, nicht überſchätzt haben, wenn er, wie wir ſpäter hören, gerade jener blutdürſtigen Drohung zufolge aus der Anonymität heraustrat und ſich ſelbſt dem erzürnten Herrſcher als Verfaſſer jener verfänglichen Scherze angab. Denn ſeine Rechnung ſchlug ihm ein: anſtatt des Rades ward ihm für diesmal nur eine Verwarnung und — vielleicht als humoriſtiſche Anſpielung auf den Galgenſtrick — eine goldene Kette *).

Daß übrigens Mengden von dem Augenblicke an, da die Reduction über Livland verhängt worden, auch fern vom Vaterlande mit demſelben in Verbindung trat und ihm die regeſte Theilnahme zuwandte, das beweiſen zwei Urkunden, welche uns Johann Reinhold Patkul als Beilage zu ſeiner „Deduction" erhalten hat. Beide beziehen ſich auf die während Mengdens Exil in Livland eröffnete Reduction und gehören dem Jahre dieſer Eröffnung ſelbſt, 1681, an. Die erſte iſt eine aus „Dyzen" vom $^{10}/_{20}$ März 1681 datirtes Schreiben Guſtav Mengdens an die „Landräthe des königlichen Fürſtenthums Livland" — ſeine, wie es in der An-

*) Hat dieſe Anekdote Grund, ſo würde ſie beweiſen, daß die Selbſtentlarvung Guſtav Mengdens entweder vor oder nach dem Staelſchen Prozeſſe ſtattfand, da nicht anzunehmen iſt, der König werde einem Contumax eine goldene Kette gegeben haben.

rede heißt, „hochgeehrten und geneigten Herren und Collegen, werthe Gönner und Freunde“.

Seine Widerſacher unter dem livländiſchen Adel haben offenbar ſeine Abweſenheit benutzt, um ihn für die Ausdehnung der Reduction auf Livland verantwortlich zu machen. Wie unſinnig auch eine ſolche Anklage an ſich ſein mochte, für die Leidenſchaft, welche ohne zu prüfen verdammt, fehlt es nicht an dem Scheine eines Anhaltpunktes.

Die mit großen Gütercomplexen („Staroſteyen“) in Livland ausgeſtatteten ſchwediſchen Magnaten lebten zwar meiſt in Schweden, geſielen ſich aber doch darin, nicht nur für ihre Staroſteyen eine von den Landgerichten unabhängige eigene Gerichtsbarkeit in Anſpruch zu nehmen, ſondern auch den Umfang der Staroſteyen ſelbſt nach Möglichkeit zu vergrößern, indem oft die nichtigſten Vorwände, z. B. Grenzſtreitigkeiten, ergriffen wurden, umliegende kleinere Güter per fas et nefas zu annectiren. Dieſer „um ſich freſſenden Gewalt der Staroſteyen“ nachdrücklich entgegenzutreten, war eine Hauptaufgabe früherer Delegationen des livländiſchen Landtages nach Stockholm geweſen und namentlich war Guſtav Mengden im Jahre 1678 ausdrücklich — wiewohl gegen ſeinen eigenen Rath — dahin inſtruirt worden, die Möglichkeit einer Einlöſung ſelbſt ſolcher Güter durch die Erben ihrer früheren Beſitzer zu erwirken, welche von letzteren an die Beſitzer der Staroſteyen verkauft worden waren; auch war die inſtructionsmäßige Thätigkeit der Delegation in Stockholm nicht ohne Erfolg geweſen, und hatte die livländiſche Ritterſchaft „auf öffentlichem Landtage nach angehörter und verleſener Reſolution und Relation die damaligen Abgeordnete bedankt und insbeſondere über die Einziehung und Eingeung der ſtaroſteyiſchen Gewalt gefrolocket.“ Hatte Guſtav Mengden für ſeine Perſon ſolches Vorgehen gemißbilligt, ſo war es geſchehen, weil er in einem ſo kritiſchen Momente die Erbitterung der mächtigſten ſchwediſchen Ariſtokraten aufzuregen für bedenklich hielt; vielleicht fand auch er es ſchon eben ſo „ungerecht“, wie hundert Jahre nach ihm Karl Friedrich Schönig, „weil man einen freiwillig geſchloſſenen Handel rückgängig zu machen verlangte.“ Dem ſei aber wie ihm wolle: das livländiſche Landrathscollegium hatte ſich veranlaßt geſehen, ihm unter dem 10. März 1681 eine in 27 Punkten abgefaßte Schrift zuzufertigen, gegen deren Beſchuldigung, als hätte er durch eigenmächtige Antaſtung der Staroſteyen das Reductionsunglück über Livland heraufbeſchworen, er ſich nun abweſend vertheidigen ſollte. Auf dieſe Zumuthung nun, welche freilich um ſo ſonderbarer er-

ſcheint, als zugleich die Landräthe ihren abweſenden Collegen für unſchuldig erklärt hatten, iſt jenes Schreiben Guſtav Mengdens die Antwort. Wie leichtfertig und leicht zu widerlegen jene gehäſſige Anſchuldigung auch ſein mochte, ſo verwahrte er ſich doch gegen jede directe Einlaſſung, ſolange ihm nicht eröffnet würde, „wer oder welche diejenigen ſeyn", welche ihn beſchuldigten. „Denn, fügte er hinzu, ich muß wiſſen, wider wen ich mich vertheidigen ſoll."

Gleichwohl unterläßt er nicht, ſeinen Collegen diejenigen Momente in Erinnerung zu bringen, welche ganz beſonders ſie in Stand hätten ſetzen können, dieſen Angriff von Amtes wegen zurückzuweiſen, indem nämlich das Material zu ſolcher Zurückweiſung nur aus dem ihnen zugänglichen Ritterſchaftsarchiv hervorgelangt werden durfte, während ihm augenblicklich „keine Aſſiſtenz noch Kanzelley" zu Gebote ſtehe. Daß man ihn, und vielleicht auch ſeine Mitdeputirten, „nunmehr eines ſo lange prämeditirten, königlichen Werkes Urheber" ſein laſſen wolle, könne er, in Bezug auf ſeine Perſon nicht anders erklären, „als daß einiger Privatorum Haß und verwundetes Intereſſe dieſes auf die Bahn bringen und über den bereits durch großen Unfall geniedrigten Zaun — ſteigen wollen." Er ſchließt dann mit folgenden kräftigen Worten: „Ich bedanke mich ganz dienſtlichen für der Herren Landräthe guter Interpretation und weiln mich eine ganze E. Ritterſchaft bei der Relation auf öffentlichem Landtage nicht allein aller Imputation entfreyet, ſondern noch dazu bedanket, achte ich noch zur Zeit gar unzeitig zu ſeyn, einigen namenloſen und intereſſirten Anfeindern ohne formirte Beſchuldigung per Apologiam zu antworten und bitte dienſtlich, in Beſinnung meiner beſtändig geleiſteten treuen Dienſte, die ich nun über 30 Jahre*) ohne Beſchuldigung präſtiret, ſolcher Verfolger Afterredungen zu untertreten. Welche doch dieſen Vorwurf nicht propter interesse et bonum publicum, ſondern nur de privato et propter privatum commodum auf die Bahn bringen. Und da man am Könige und dem ganzen Reich nichts gewinnen kann, will man an mir, als einem Gedruckten, zum Ritter werden. Gott aber und der König werden nach ihrer Gerechtigkeit mich einſten wiederbringen, alsdann wird breiter erhellen, wer dem bono publico am beſten gewollt."

Es ſcheint nicht, als hätte dieſer kurzſichtige und feindſelige Verſuch Guſtav Mengden um ſeinen politiſchen Ruf zu bringen, für ihn weitere

*) Hiernach hätte ſein Dienſt im Jahre 1651 oder gar ſchon 1650, alſo da er 23 bis 24 Jahre alt war, begonnen. Vgl. oben p. 222.

ernſte Folgen gehabt. Sonſt hätte er ſchwerlich auf dem bald darauf, am 12. Juli 1681, eröffneten Landtage der livländiſchen Ritterſchaft jenes gewichtige „Pro Memoria“ beibringen laſſen, welches die zweite der oben erwähnten Urkunden bildet, und welches ein wahres Muſter-Promemoria eines Livländers für ſeine Landsleute genannt werden darf, wenigſtens ſo lange, als ſichs darum handeln kann, mit Waffen des Rechts zu kämpfen.

„Ne quid temere, ne quid timide!“ Mit dieſem Zurufe, welcher verdiente, an anſehnlicher Stelle des Ritterſaales als Wahlſpruch des livländiſchen Landtages zu prangen und von da als Grundſtimmung in die Bruſt jedes redenden und votirenden Mitgliedes des livländiſchen Landtages ſich zu ſenken, eröffnet Guſtav Mengden ſeine Anſprache an ſeine Mitbrüder. Nachdem er ihnen ſodann die lange Reihe der Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Herrmeiſter und Könige in Erinnerung gebracht, auf deren Wort, wie auch auf den Wortlaut der Livland betreffenden Staatsverträge zu bauen ſei und daraus den Angelpunkt ſeiner Argumentation abſtrahirt: „Ergo Rex modernus tenetur jure pactorum“, ſtellt er folgende ſchneidende Parallele auf:

„Hat man's (nämlich „exemplum“) nicht in recenti an dem rebellirenden und verrätheriſchen Adel in Schonen*), welcher nicht allein jure pactorum reſtituiret, ſondern bei allen vorigen Donationen und Poſſeſſionen conſervirt worden; geſchiehet ſolches Verräthern und Rebellen, was ſollte nicht Livland, als der getreueſten Provinz, welches vor allen andern große Kriege, Durchzüge, Contribution, Einquartierung u. ſ. w. ausgeſtanden, geſchehen!“ Eine Betrachtung, wie ſie damals weder zum erſten noch zum letzten Male ſich dem denkenden Livländer hat aufdrängen müſſen!

Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir das ganze Pro Memoria wiedergeben. Ganz beſonderes Gewicht legt deſſen Verfaſſer mit Recht auf die von ihm ſelbſt nur drei Jahre früher heimgebrachte königliche Reſolution: dieſe ſei nicht nur überhaupt von dem höchſten Werthe, ſondern hauptſächlich deswegen, im Vergleiche zu den Confirmatorien der früheren ſchwediſchen Monarchen Livlands ſo rückhaltslos günſtig für die Livländer, weil ſie die erſte königlich ſchwediſche nach dem Frieden von Oliva erlaſſene ſei. Karl IX., Guſtav Adolph, Chriſtina und Karl Guſtav hätten ſich, zumal in Beſitzzuſicherungen zurückhaltender äußern müſſen, weil ihr politiſcher Beſitz Livlands ein nur erſt factiſcher geweſen ſei, kein

*) Damals ſchon ſeit bald 30 Jahren ein zwiſchen Schweden und Dänemark ſtreitiger Beſitz um den auch noch jüngſt Karl XI. gerungen.

völkerrechtlich anerkannter. Hierauf — nämlich auf die Reſolution von 1678 — müſſe man, ſo verlangt Guſtav Mengden, als auf ein feſtes Fundament bauen, und keineswegs, es koſte Tod oder Leben, abweichen; „denn Gott und der König iſt an ſein Wort gebunden.“ Auch ſollte man ſich hüten, über die obſchwebende große Frage der Anwendbarkeit der Reductionsgrundſätze auf Livland mit den ſchwediſchen Reichsſtänden — und am wenigſten vermittelſt einer bevollmächtigten Deputation — zu unterhandeln, „ſondern ich ſage, das ſicherſte ſey, hie in Livland die propositiones, da die ganze Ritterſchaft, Landſtaat und Kanzellei und alſo ander Beweisthum und das ganze Corps iſt, anzuhören, und als eine freie und an dero Reichstage nie gebundene Ritterſchaft zu reſolviren“ . . . „Denn Unterthanen können über andere Unterthanen nichts gebieten. Das Verlangen ſtehet ihnen, uns aber die Bewilligung und dem Könige die Gnad und das Recht ſeiner Vorfahren offen“ . . . „Welches dann ein crimen zu gedenken wäre, daß Ihro Majeſtät die Hände dergeſtalt ſollten gebunden ſein, daß ſie nicht dieſelbe Macht haben ſollten, die ein Erzbiſchof oder Herrmeiſter in Livland gehabt*) und daß er von gedachten ſchwediſchen Ständen ſollte verbunden werden, ſeine gegebene königliche Hand zurückzuziehen! . . . „Sondern halte die vor Feinde Ihrer Majeſtät und Seiner Reputation, die Ihn derzeſtalt abmalen“ . . . Hätten die ſchwediſchen Stände in die Reduction gewilligt, ſo ſei das eben ihre Sache, nicht Livlands, „cum quilibet suae fortunae faber“. Ganz beſonders gefährlich aber würde es ſein, dieſen ganzen ſchweren Rechtshandel auslaufen zu laſſen in materielle Unterhandlungen vermittelſt einer etwa in das Reich zu entſendenden ampel bevollmächtigten Deputation. „Da ſei Gott vor, daß das aufkommen ſollte, und es iſt zu gefährlich, daß Zwei oder Drei an einem abgelegenen Ort, da ſie keine Rückkehr von der ganzen Nobleſſe haben, traktiren ſollten. Und möchten daher endlich die Landtäge ganz ſchwinden und dürfte man nur immer Deputatos nach dem Reiche über alle Angelegenheiten zu traktiren begehren. Wo wolle das hinaus? So wäre man auf einmal geſchlagen“! Sollte eine Deputation nach Schweden gehen, ſo möge es nur geſchehen, um — ohne zu unterhandeln — das gute urkundliche Recht darzulegen und aufrecht zu halten. Darum ſorge man vor allem, daß ihnen das einſchlägige archivaliſche Material möglichſt vollſtän-

*) Nämlich erblichen Beſitz unwiderruflich zuzuſichern.

dig zur Verfügung geſtellt werde. „Denn — ſo mahnt Guſtav Mengden — wer fechten will, muß Gewehr haben“! Die Deputation müſſe nur — das rathe er „als ein guter Freund dieſer Provinz“ — äußerſten Falles ſich die Berufung auf „einen öffentlichen Landtag“ vorbehalten. „Und geſetzt, daß man nolens volens alsdann etwas eingehen müßte, ſo bliebe dennoch zum Wenigſten Species libertatis“ — die Form der Freiheit — „indem man ſelbſten und nicht die Stände und Unterthanen in Schweden reſolviret“.

So hatte Guſtav Mengden, wenngleich aus der Ferne, mit ſicherer Hand und ſcharfem Griffel ein für allemal diejenige Stellung und Haltung hingezeichnet, welche Livland in Kriſen von ſolcher Schwere einnehmen müſſe, um ſein gutes vertragsmäßiges öffentliches Recht weder durch Leichtfertigkeit zu vergeben, noch durch Furchtſamkeit. Freilich war es weder dem aus der Ferne Mahnenden noch dem bald auch perſönlich Anweſenden und Eingreifenden möglich, die phyſiſche Gewalt der ſchwediſchen Tyrannei zu brechen. Was aber ſeines Amtes war, das hat er gethan: mit Rath und That ſtand er — wie die vielen verfloſſenen, ſo auch die wenigen Jahre, die ihm noch zu leben übrig blieben, feſt da als „pater patriae et defensor justitiae“! So auch noch auf dem Landtage von 1686.

Und wenn noch heute in der Bruſt jedes echten Livländers das Gefühl von dem unſchätzbaren Werthe der Continuität des Rechts nicht nur nicht erloſchen, ſondern vielfach gerade in erhöhtem Sine und Maße neu angeregt erſcheint, ſo erfordert die Gerechtigkeit und Dankbarkeit, daß er ſich bewußt werde, wie viel Guſtav Mengden durch ſein ebenſo feines als feſtes Walten zur Mehrung und Befeſtigung dieſes beſten Stückes aus unſerm unveräußerlichen deutſchen Stammkapitale beigetragen hat.

Das Härteſte zu erleben, was einen Patrioten ſeines Schlages betreffen konnte: den Umſturz der Landesverfaſſung — das ſollte ihm erſpart bleiben. Ja ſchon der letzten Rechtskämpfe, welche dieſer Kataſtrophe unmittelbar vorangingen, ſollte er weder Mithandelnder noch Zeuge ſein. Denn ein für Kräfte, wie die ſeinigen, frühzeitiger Tod ereilte ihn — ſchon ſieben Jahre nach dem Vater, ein Jahr nach dem Sohne — im 62ſten Jahre eines Lebens, deſſen größere Hälfte der Arbeit fürs Vaterland angehört hatte.

Während ſein vielleicht erſter, ſeinem Geſchlechte durch Verſchwägerung beſonders nahe ſtehender und jedenfalls durch Ueberlieferung einigen

Materials verdienter Biograph, der Landrath Ludwig Auguſt Graf Mellin von ihm wenig mehr zu ſagen weiß, als: „Er ſoll ein frommer, rechtſchaffener Mann, ein fleißiger, mühſamer Wirth und zärtlicher Vater geweſen ſein“, — den öffentlichen Charakter in Guſtav Mengden aber faſt gänzlich verkennt, oder, vielleicht im engſten Wortverſtande, ignorirt, widmet ſeinem Andenken Gadebuſch die Worte: „Dieſer ebenſo geſchickte als eifrige Patriot ging am 16. Chriſtmonates 1688 aus der Welt, gerade zu der Zeit, wo Livland einen ſo erfahrenen Steuermann am meiſten nöthig hatte. Patkul, welcher an ſeine Stelle trat, konnte die beſte Abſicht von der Welt haben: aber ſeine Hitze verderbete Alles. Vortrefflich, wenn ſeinen aufbrauſenden Wein Mengden mit ſeinem ſtillen aber hellen Waſſer hätte mäßigen können“. — Ein, ſoweit es Patkul angeht, wohl allzukühles und, ſo zu ſagen, receptartiges Urtheil, das ſeine beſte Ergänzung an folgender Stelle aus Karl Friedrich Schoultzens Verſuch findet, wo er zum Jahre 1690 bemerkt: „Der Landrath Guſtav Mengden, welcher einige dreißig Jahr das Ruder derer Ritterſchaftsangelegenheiten mit aller Geſchicklichkeit und Klugheit geführt hatte, war nun geſtorben, und der gar zu bekannte Johann Reinhold Patkyll tritt bei dieſem Landtage zuerſt auf das Theater. Seine tiefe Einſichten, ſeine Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeiten und ſein patriotiſcher Eifer liegen in gedruckten Acten offenbar zu Tage. Seine etwas übermäßige Hitze und Rachſucht, welche ihn ſelbſt ins größte Verderben ſtürzte, waren von der Vorſehung zu Mitteln beſtimmt, ſein Vaterland von dem Verderben zu erretten. Ich will glauben, daß ohne ſeine heftigen Proceduren es nicht ſo arg geworden wäre, als es hernach wurde. Ich glaube aber auch, daß Livland alsdann ewig ein ſiecher Staatskörper geblieben wäre. In der That war es ſchon ſo weit gekommen, daß der durchlöcherte Boden des Faſſes ganz ausgeſchlagen werden mußte“.

Haben wir nun aber mit dieſer Betrachtung ſchon über Mengden hinausgegriffen in eine Zeit, welche — was zu ſeinen Lebzeiten noch ſchien auf Rechtswegen anhängig bleiben zu können — auf blutig weltgeſchichtlichen Wegen zum Austrage brachte, ſo bleibt uns — im weitern biographiſchen Sinne — nur noch übrig, einen raſchen Blick auf Guſtav Mengdens Nachkommen zu werfen; wenigſtens in der nächſtfolgenden, gleichſam noch unter dem friſchen Eindrucke alles deſſen ſtehenden Zeit, was ſowohl er als ſein Vater ihrem Lande geweſen waren.

Die überlebenden drei Söhne bekleideten ſämmtlich die höchſten Lan-

desämter: Magnus Guſtav, Erbherr auf Zarnekau und Sinohlen, als Landmarſchall, Johann Albrecht, Erbherr auf Idzell, und Karl Friedrich, Erbherr auf Lappier, als Landräthe. Durch ſeine öffentliche Thätigkeit und ſeine Schickſale am bekannteſten von dieſen Brüdern iſt der Landrath Johann Albrecht Mengden geworden. Er war nebſt Vietinghof und Budberg, als Mitdelegirter Johann Reinhold Patkuls in Stockholm geweſen, und ward auch gleich ihm und den beiden Genoſſen, im Jahre 1664 daſelbſt verurtheilt, „Ehre, Gut, die rechte Hand und das Leben zu verlieren“, ſpäter jedoch, gleich Budberg und Vietinghof, begnadigungsweiſe „auf ſechs Jahre in die Feſtung Marſtrand geſetzt“; eine Haft, aus welcher ihn und ſeine Mitgefangenen loszubitten, erſt wenige Tage vor Karls XI. Tode, deſſen Mutter, der hochbetagten Wittwe Karl Guſtavs, Hedwig Eleonore, gelang. Eine Tochter Johann Albrechts wurde die Gemahlin des beſonders durch ſeinen Antheil an den erſten bäuerlichen Reformen in Livland bekannten Generalgouverneurs Grafen Browne.

Der Landmarſchall Magnus Guſtav hinterließ einen Sohn, Ernſt Reinhold, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts livländiſcher Landrath geweſen iſt. Geſchichtlich bekannter aber ſind deſſen beide Schweſtern geworden, zumal die ältere, Auguſte Juliane, welche ein bewegtes und in erſchütterndem Glückswechſel verlaufendes Leben lebte: bald auf der Höhe der Hofgunſt, bald im Elende der Staatsgefangenſchaft; während die jüngere, Maria Aurora, die Gemahlin jenes verwegenen Hofarztes, nachmaligen Grafen L'Eſtocq wurde, welcher durch ſeine Leitung des Staatsſtreiches von 1741 unmittelbar einen bedeutenden Einfluß auf die Geſchicke des ruſſiſchen Reiches, mittelbar auch Europas übte. Das Andenken Maria Auroras aber, deren Lebenstage, wenn wir nicht irren, ſich bis in das 19. Jahrhundert erſtreckten, bleibt noch jetzt in Segen; wenigſtens für alle diejenigen Nutznießer des unter dem Namen des „L'Eſtocqſchen“ bekannten Legats für mittelloſe Studirende, welche wiſſen, daß es eine Großtochter Guſtav Mengdens war, die ihnen die Mittel zu ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung ſtiftete.

Auch der jüngſte von Guſtavs Söhnen, der Landrath Karl Friedrich Mengden, derſelbe, deſſen Grabſchild in der Domkirche zu Riga neben dem väterlichen und dem großväterlichen gegenüber hängt, hinterließ einen Sohn, Guſtav Reinhold, welcher, vielleicht noch vor ſeinem vorhin erwähnten Vetter Ernſt Reinhold, das Amt eines livländiſchen Landraths bekleidete. Guſtav Reinhold Mengden ſtarb im Jahre 1755, Ernſt

Reinhold wahrſcheinlich ſpäter; beide aber ſchloſſen ſomit eine, mehr als ein Jahrhundert umfaſſende Periode der Mengdenſchen Familiengeſchichte ab, während welcher, in viet auf einander folgenden, mit Otto Mengden anhebenden Generationen, die livländiſche Landrathswürde in dieſem Geſchlechte erblich geworden zu ſein ſcheinen konnte.

W. v. Bock.

# Ueber den Conſervatismus auf dem Felde der Pädagogik.

Actus-Rede, gehalten am 20. December 1862 im Gymnaſiumsſaale zu Riga.

---

Betrachten wir die menſchliche Natur nach ihren urſprünglichen Kräften und Anlagen; ſuchen wir uns der Quellen bewußt zu werden, aus welchen unſere Denk- und Handlungsweiſe entſpringt; forſchen wir nach den letzten Gründen, worauf ſich unſere Neigungen und Abneigungen, unſere Hoffnungen und Befürchtungen, kurz worauf ſich alles zurückführen läßt, was das Menſchenleben innerlich und äußerlich bewegt: ſo ſtoßen wir unter tauſend andern Widerſprüchen, welche ſich in dieſem wunderbaren Mikrokosmus zuſammen finden, auf zwei einander widerſtreitende Triebe, die ſich gleich mächtig und unabweisbar bethätigen, ich meine die Anhänglichkeit an das Alte und das Verlangen nach dem Neuen. Das Feſthalten an dem, was durch ſein langes Beſtehen einen gewiſſen Nimbus der Ehrwürdigkeit und die Macht der Gewohnheit erworben hat; das Fortrücken in demſelben Gleiſe, in dem man ſich einmal eingefahren; die Fortſetzung einer Thätigkeit, in die man ſich eingelebt; der unangetaſtete Beſitz deſſen, was man errungen; die ungeſtörte Fortdauer der Verhältniſſe, mit denen man ſich einmal vertraut gemacht: wer ſollte es verkennen, daß daran das menſchliche Herz mit ſtarken, ſchwer zerreißbaren Banden gefeſſelt iſt? Und doch: „Die Welt wird alt und wird wieder jung, und der Menſch

hofft immer Verbeſſerung". Er hofft ſie nicht bloß, es drängt ihn auch gewaltig mit Hand anzulegen, Altes umzugeſtalten und Neues zu ſchaffen, die gebahnten Wege zu verlaſſen und noch unbetretene einzuſchlagen, über das Beſtehende den Stab zu brechen und alles Heil von einer beſſeren Zukunft zu erwarten. Wie im Leben des Einzelnen, ſo im Völker- und Staatsleben treten dieſe polariſchen Gegenſätze hervor und bilden durch ihre Conflicte recht eigentlich das Thema, um welches ſich die ganze Entwickelung des Menſchengeſchlechts dreht. Conſervatismus und Liberalismus, Reaction und Radicalismus und ähnliche Schlagwörter, wie ſie, lauſchen wir den Stimmen der Gegenwart, unſer Ohr umſchwirren, bezeichnen ſie nicht Gegenſätze, die ſo alt ſind, als die Weltgeſchichte, Gegenſätze, die unter verſchiedenen Völkern und in verſchiedenen Zeiten vielfach modificirt, aber im Weſentlichen immer als dieſelben hervortreten und ſich geltend machen?

Und war es nicht von jeher die Summe der Staatsweisheit und der Triumph der Geſetzgebung, jene divergirenden Momente ins Gleichgewicht zu bringen und zwiſchen dem unbedingten Feſthalten an dem Beſtehenden und dem unbedachten Drängen nach vorwärts die rechte Mitte zu halten? Die wunderbare Harmonie, in welche die Weisheit des Schöpfers jene beiden Kräfte ſetzte, die wir unter dem Namen der Centripetal- und Centrifugalkraft kennen, zwingt die Weltkörper unverrückt ihre Bahnen zu wandeln, wie das harmoniſche Zuſammenwirken der bewegenden Kraft und des dieſelbe regulirenden Pendelſchlags unſere Uhren im richtigen Gange erhält, und wahrlich der hätte den Stein der Weiſen gefunden, wer in der Regelung aller menſchlichen Verhältniſſe, bei dem Antagonismus der Beſtrebungen ein Gleiches vermöchte. Wenn aber auf allen Gebieten des Lebens das Wohlbefinden und Gedeihen von dem wenigſtens mehr oder weniger richtigen Verhältniſſe abhängt, in welches jene Momente zu einander gebracht werden: wie ſollte ſich dies nicht auch auf dem Gebiete der Schule bemerklich machen? Iſt dieſe doch ein Abdruck des Volkslebens, aus dem ſie hervorgegangen und dem ſie ihre Dienſte weiht; iſt ſie doch ein Spiegelbild deſſen, was jedes Volk hochſtellt und vorzugsweiſe erſtrebt; findet doch dieſes in den Anſtalten, welche ihm das kommende Geſchlecht heranbilden ſollen, naturgemäß ſeinen adäquaten Ausdruck. Betrachten wir freilich die eigenthümliche Stellung, die wir als Deutſche dem großen Reiche gegenüber, dem wir angehören, einnehmen; bedenken wir, daß unſere Schulen weniger durch ein hinter uns ſtehendes Volk gedrängt und

beſtimmt werden, weniger der Ausfluß eines eigenthümlichen Volkslebens ſein können, daß ſie zum großen Theil in ihrer Geſtaltung und Verfaſſung weniger in communalen Anſchauungen und Beſtrebungen wurzeln als durch oberſte Staatsbehörden modulirt und geleitet werden: ſo könnte es ſcheinen, als ob dieſelben auch weniger als andere den Schwankungen ausgeſetzt ſein müßten, welche die wechſelnden Tendenzen des Zeitgeiſtes mit ſich führen.

Dieſe Schwingungen aber des jedes Zeitalter beherrſchenden Geiſtes, reichen ſie nicht auch hinauf bis in die höchſten Regionen? Und muß nicht, je mehr dort von Perſönlichkeiten abhängt, der Wechſel individueller Anſchauungen und Anſichten deſto fühlbarer ſich nach unten hin kund geben?

Mehr als zwei Decennien ſind es, ſeitdem an dieſer Anſtalt mir mein Wirkungskreis angewieſen ward; mehr als zwei Decennien ſind es, ſeitdem mir zum erſten Male die Ehre zu Theil ward, mit einigen Worten die Schulfeier einzuleiten, die Sie hochgeehrte Verſammlung heute durch Ihre Gegenwart beehren. Blicke ich auf den hier verlebten Zeitabſchnitt zurück, ſo finde ich der Veränderungen gar viele, welche in den weſentlichſten Beziehungen auch dieſe Anſtalt erfuhr. Die Tendenzen, von welchen die uns gegebenen Vorſchriften ausgingen; die Ziele, die man uns ſteckte, die Maßſtäbe, nach welchen man unſere Leiſtungen beurtheilte; die Grundſätze, nach welchen die Disciplin geregelt, die Bildungsmittel, auf welche ein beſonderes Gewicht gelegt ward, die Ordnung, welche in der Aneignung des zu Lehrenden befolgt, die Art, wie die Lehrgegenſtände nach einzelnen Klaſſen vertheilt werden ſollten; kurz der ganze äußere und innere Organismus unſerer Anſtalt war einem mannigfaltigen Wechſel unterworfen. Jahre freilich vergingen auch wohl, ohne daß neue, das Weſen des Schullebens berührende Anordnungen den gewohnten Gang unterbrachen; aber in deſto raſcherer Folge, in deſto reicherer Fülle ſtellten ſich dann ſolche mit dem Wechſel maßgebender Perſönlichkeiten ein. Fern ſei von mir die Anmaßung, alle die theils nur projectirten, theils auch realiſirten Veränderungen und Umgeſtaltungen, in denen wir jedenfalls die Beweiſe reger Theilnahme an unſerm Wirken und Schaffen dankbar anerkennen mußten, einer Kritik zu unterziehen. Aber wenn einestheils im Rückblick auf die verfloſſenen Jahre ich Veranlaſſung und Gelegenheit fand, über Weſentliches und Unweſentliches, über Nothwendiges und Zufälliges, über Dauerndes und Vergängliches mancherlei Betrachtungen anzuſtellen, Neues mit Altem zu vergleichen und Wirkliches vom Scheinbaren zu unterſcheiden; und wenn anderntheils das große Ganze, als deſſen integrirenden Theil

wir uns wiſſen, unverkennbar in eine Epoche getreten iſt, in welcher von dem allgemeinen Beſtreben nach zeitgemäßen Reformen, nach fortſchreitender Entwickelung und Verbeſſerung auch das Schulleben nicht unberührt bleiben kann: ſo dürfte es nicht unangemeſſen erſcheinen, wenn ich mir Ihre Aufmerkſamkeit für einige flüchtige Gedanken erbitte, die ich *über den unberechtigten und den berechtigten Conſervatismus auf dem Felde der Pädagogik* mich auszuſprechen gedrungen fühle, und zwar mit beſonderer Berückſichtigung der zu den Univerſitätsſtudien vorbereitenden Anſtalten, die wir Gymnaſien nennen, und der eigenthümlichen Stellung, welche dieſe in unſern baltiſchen Provinzen einnehmen.

Ein weites Feld der Beſprechung iſt mir damit erſchloſſen, und weit dürfte es die Grenzen, die mir geſteckt ſind, überſchreiten, wollte ich dasſelbe allſeitig durchmeſſen und im Einzelnen darlegen, in welchen Stücken wir an dem Alten feſtzuhalten, in welchen dagegen die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer allgemeinen oder theilweiſen Umgeſtaltung anzuerkennen das Recht und die Pflicht haben. Erlauben Sie mir daher, mich auf die Entwickelung allgemeiner Grundſätze und auf einige wenige ſpeciellere Andeutungen zu beſchränken. Fragen wir zuvörderſt nach dem Begriff, welchen wir mit dem Ausdruck Conſervatismus bezeichnen, ſo dürfte über die allgemeine Bedeutung deſſelben wohl kaum Jemand im Unklaren ſein. Daß wir darunter das Beſtreben verſtehen, grundſätzlich an dem Althergebrachten, an dem jeweilig Beſtehenden feſtzuhalten, darin möchten Alle wohl einverſtanden ſein. Die Meinungsverſchiedenheit kann erſt mit der Frage beginnen, wo dieſes Streben im Recht und wo es im Unrecht ſei, da die Entſcheidung dieſer Frage von dem Werth oder Unwerth der Dinge, woran man feſthält und von den Beweggründen, warum man daran feſthält, abhängig iſt, über beides aber die Anſichten und Urtheile verſchieden ſein können.

Faſt dürfte es gewagt erſcheinen zu einer Zeit, die in allen Beziehungen ſo gewaltig zum Fortſchritt drängt, zu einer Zeit, wo in der Terminologie der Tagespolitik das Wort conſervativ zur Bezeichnung einer bei den Meiſten gar mißliebigen Parteiſtellung geworden iſt, zu einer Zeit, wo man Alle, die nicht unbedingt und in allen Stücken einſtimmen können in den Chorus der fortſchrittſeligen Menge, als Dunkelmänner und Reactionaire zu perhorresciren und zu verſehmen geneigt iſt — gewagt dürfte es ſcheinen, von einer guten Sache, von irgend welcher Berechtigung des Conſervatismus zu reden. Aber fern bleibe uns hier Alles, was ſich im

politiſchen Sinne an dieſen Terminus knüpft, unbeachtet der Streit, der auf andern Gebieten, der auf fremder Arena zwiſchen Conſervativen und Liberalen, zwiſchen Reactionären und Männern des Fortſchritts mit Erbitterung geführt wird; unerörtert die häkliche und im allgemeinen kaum lösbare Frage, ob unſere athemlos vorwärts ſtürmende und drängende Zeit in gerader Richtung auf ein hohes und würdiges Ziel losſteuert, oder ob das, was uns vermöge einer optiſchen Täuſchung als Fortſchritt erſcheint, nur Kreisbewegung iſt oder Rückſchritt und wir, wie Einige meinen, in Gefahr ſtehen, unvermerkt wiederum in die Nacht der Barbarei zu verſinken, zwar nicht der alten, naturwüchſigen, ſondern einer nie dageweſenen und weit ſchlimmern, weil künſtlich maskirten und im bunten Flitterſtaat gleißenden und glitzernden. Nicht ſind wir geſonnen über derlei allgemeinere Fragen die Zeugen der Gegenwart zu verhören und nach der signatura temporis auszuſpähen. Faſſen wir hier einzig und allein die Schule ins Auge, und und zwar ſowohl nach ihrer lehrenden als auch nach ihrer erziehenden Thätigkeit.

Unabweisbar tritt uns in Beziehung auf beide hier zunächſt die eben ſo alte als berechtigte Forderung entgegen, es ſolle für das Leben und nicht für die Schule gelernt werden. In jeder Schule, welcher Art ſie auch ſei und welchen Namen ſie auch führe, ſoll eine ſolche Bildung gewonnen, ſollen ſolche Kenntniſſe mitgetheilt, ſolche Fertigkeiten erworben werden, die in den Lebensſtellungen, für welche ſie ihre Zöglinge vorzubereiten die Aufgabe hat, ſich fruchtbar und ſegensreich erweiſen; jede Schule — das ſteht feſt — würde ihre Lebensfähigkeit verlieren und zu nichts mehr nütze ſein, wenn durch ihre Schuld der menſchlichen Geſellſchaft Glieder erwüchſen, die ſich in der ihnen angewieſenen Stellung als untüchtig und unbrauchbar erwieſen. Sollte alſo die Schule im rechten Verhältniſſe zum Leben ſtehen, ſo durfte ſie nicht hinter der allgemeinen Bildung der Zeit zurückbleiben, ſo mußte ſie ſich dem Entwickelungsgange anſchließen, den die Menſchheit im allgemeinen und das Volk, dem ſie angehörte, im beſonderen nahm. Je mehr ſich alſo der Horizont des menſchlichen Wiſſens erweiterte; je vielgeſtaltiger ſich das Leben entfaltete; je größer die Eroberungen, je glänzender die Errungenſchaften namentlich auf dem weiten Gebiete der Naturwiſſenſchaften waren, je tiefer dieſe in das praktiſche Leben eingegriffen und den Intereſſen deſſelben ſich dienſtbar erwieſen; je mannigfaltiger in Folge deſſen die menſchlichen Thätigkeiten und Berufsarten wurden und je größer die Anſprüche, welche an dieſe gemacht werden mußten:

deſto weniger konnten die Schulen, wie ſie vor Zeiten waren, allen Forderungen der Gegenwart genügen, deſto weniger konnte die Bildungsweiſe und die Bildungsform, die in jenen gewonnen wurde und die eben, weil ſie die einzige war, in ihrer Alleinherrſchaft zu ihrer Zeit vollkommen zu Recht beſtand, fernerhin alleinige Geltung und alleinige Anerkennung beanſpruchen. Das nicht ſehen wollen hieße das Auge verſchließen dem, was offen zu Tage liegt; das verkennen hieße dem Leben entfliehen und hinter düſtern Kloſtermauern Schutz ſuchen gegen das, was tauſendſtimmig uns entgegen ſchallt. Wenn nun im Verlauf der letzten Decennien faſt überall theils allgemeine Vorbereitungsſchulen für praktiſche Lebensberufe unter dem Namen von höheren Bürgerſchulen und Realgymnaſien, theils in vielfacher Abſtufung und Verzweigung beſondere Fachſchulen und polytechniſche Anſtalten ins Leben traten; wenn dieſe Anſtalten, anfangs mannigfaltigem Widerſpruche begegnend und mit mancherlei Hinderniſſen kämpfend ſich allmälig conſolidirten und eine beſtimmte Geſtaltung gewannen: wer ſollte es verkennen, daß dieſe neuen Erſcheinungen aus einem unabweisbaren und tief gefühlten Bedürfniß hervorgingen? Und wenn in jüngſt vergangener Zeit in dieſer Beziehung auch unſere Stadt ſich den bedeutenderen Städten des Auslandes gleichgeſtellt ſah und den jugendlichen Geiſtern die weiten Hallen der Wiſſenſchaften eröffnete, die für die verſchiedenartigſten Thätigkeiten und Berufsarten des praktiſchen Lebens theils mittelbar vorbereitend, theils unmittelbar in dieſelben einführend, ihre Dienſte anbieten: wer ſollte ſich nicht dieſer Erweiterung unſerer Bildungsmittel erfreuen und in dem uns Gebotenen einen dankenswerthen Fortſchritt erkennen? — Weniger berührt vom Umſchwung des praktiſchen und induſtriellen Lebens, auf einem Grunde ruhend, der vor Alters gelegt ward, Zwecke verfolgend, die ſich im Weſentlichen gleich blieben, konnte und mußte dagegen das Gymnaſium eine gewiſſe Stabilität behaupten, deren Berechtigung zu erweiſen die Aufgabe gegenwärtigen Vortrags iſt.

Fern ſei es freilich von uns, auf dem Felde der Gymnaſialpädagogik jeden Fortſchritt zum Beſſern, jede Berückſichtigung der bewegenden Ideen der Zeit und der Lebensverhältniſſe, wie ſie ſich im Verlaufe der Zeit entwickelt haben, von uns zu weiſen; fern ſei es von uns, mit eigenſinniger Conſequenz an dem einmal Beſtehenden, eben weil es das Beſtehende iſt, feſtzuhalten; fern ſei es von uns, die Mängel, die unſerem wie jedem menſchlichen Thun und Treiben ankleben, zu überſehen und ihrer Anſtellung zu widerſtreben; fern ſei es von uns, jenem bequemen Schlendrian das

Wort zu reden, welchem der Schulmann um ſo leichter verfällt, je mehr er, beſonders bei einem ſtrengen Fachlehrerſyſtem, auf eine beſtimmt abgeſchloſſene Sphäre angewieſen, genöthigt iſt, dieſelben Manipulationen an einem oft nur allzu unbildſamen und widerſtrebenden Stoffe in regelmäßig und einförmig wiederkehrenden Curſen zu wiederholen. Aber faſſen wir das Gymnaſialweſen der Gegenwart im allgemeinen ins Auge, ungerecht wäre führwahr die Klage über ertödtenden Stillſtand. Blicken wir nur hin auf jene Verſammlungen von Philologen und Schulmännern, welche von Jahr zu Jahr in lebendigſter Friſche und freiem Blicke die Intereſſen der Gegenwart erwägen und zeitgemäße Fragen erörtern, oder muſtern wir die Zeitſchriften, welche von dem Gymnaſialweſen Kunde geben, oder überſchauen wir endlich die literariſchen Hülfsmittel, welche in unendlicher Fülle Lehrern und Schülern dargeboten werden: ſo müſſen wir geſtehen, daß alle dieſe Erſcheinungen, wenn auch nicht überall und durchweg Beweiſe gedeihlichen Fortſchritts, ſo doch Zeugniſſe eines regen Lebens ſind.

Wenn wir nun dem Streben nach zeitgemäßer Entwickelung, dem reformatoriſchen Drange, das Beſtehende ſtets von neuem mit unbefangenen Blicke zu prüfen, das Mangelhafte und Verfehlte zu beſeitigen und das Fehlende zu ergänzen, auch auf dem Gebiete des Gymnaſialweſens im allgemeinen ſeine volle Berechtigung zuzugeſtehen nicht Anſtand nehmen: ſo müſſen wir doch gewiſſen weit verbreiteten Anſichten und Tendenzen der Zeit gegenüber um ſo feſter darauf beſtehen, daß das Princip, auf welchem die Idee des Gymnaſiums beruht, unangetaſtet bleiben muß und daß eine gewiſſe Stetigkeit und Continuität in ſeiner lehrenden und erziehenden Thätigkeit zu ſeinem Gedeihen unerläßlich iſt. Ein langjähriger Kampf iſt bekanntlich zwiſchen Humanismus und Realismus auf dem Felde der Pädagogik geführt worden; er wird zum Theil noch fortgeführt und dürfte überhaupt nicht ſo leicht ſein völliges Ende erreichen, da er aus einer Grundverſchiedenheit menſchlicher Anſchauungen und Anſichten hervorgeht. Aber im Großen und Ganzen, wenigſtens in den Augen der Einſichtigen und Unbefangenen, hat dieſer Kampf eine friedliche Löſung gefunden, ſeitdem die Bedürfniſſe der Zeit, die in den Anſtalten alten Schlags keine Befriedigung fanden, neue hervorriefen, die jenen gebührende Rechnung trugen. Um ſo mehr darf das Gymnaſium, unbeirrt durch hie und da ſich erhebende Stimmen, unverrückt die Aufgabe ins Auge faſſen, die ihm von Alters her geſtellt ward, um ſo mehr darf es realiſtiſchen Tendenzen gegenüber an dem formalen Bildungsprincip feſthalten, welches jener zum

Grunde liegt. Wenn ſchon jede allgemeine Vorbereitungsſchule ihre Zöglinge nicht bloß mit einem beſtimmten Complex von Kenntniſſen ausrüſten, ſondern vor allem zu Menſchen in der durch chriſtliche Cultur erhöhten und veredelten Bedeutung des Wortes machen und mit einer Bildung ausſtatten ſoll, welche ſie in den Stand ſetzt, mit offenem Blick und empfänglichem Herzen die Aufgaben des Lebens zu erfaſſen; wenn die Schule überhaupt nicht einer Fabrikanſtalt ähnlich ſein ſoll, die darauf angewieſen iſt, gerade nur die Artikel zu liefern, nach denen eben Nachfrage iſt, und ſie in der Façon und mit der Appretur zu liefern, die dem jeweiligen Bedürfniß oder der eben herrſchenden Mode entſprechen: ſo muß vor allen das Gymnaſium an der ewigen und unwandelbaren Idee veredelter Menſchlichkeit, es muß an dem allgemeinen Bildungsprincip feſthalten, aus dem es hervorgewachſen iſt. Nicht Theologen, Juriſten, Mediciner im beſondern ſollen hier ihren Zuſchnitt erhalten, es ſoll vielmehr eine allgemeine Grundlage gewonnen werden, auf welcher in der einen oder andern Richtung mit Sicherheit weiter fortgebaut werden könne; es ſoll in angemeſſener Stufenfolge vom Leichteren zum Schwereren an geeigneten Stoffen der jugendliche Geiſt geübt, der Sinn für die idealen Güter der Menſchheit geweckt, ein wiſſenſchaftliches Streben angeregt, es ſollen die Zöglinge in den Stand geſetzt werden, mit geſtählter Kraft, mit friſchem Muth neuer Geiſtesarbeit entgegen zu gehen, mit freiem Blick, mit offenem Sinn auf allen Gebieten des Wiſſens, die ſpäter ſich ihnen aufthun mögen, ſich zurecht zu finden und anzuſiedeln, mit lebendigem Gefühl für die Würde der Wiſſenſchaft und für alles Edle und Große, und fern von jenem gemeinen Sinn, der überall nur den materiellen Gewinn im Auge hat, hinauszuſteuern in die weiten Regionen menſchlichen Denkens und Forſchens, hineinzudringen in den ehrwürdigen Tempel, deſſen Vorhallen oder deſſen Vorſtufen ſie hier erſt betraten. Wohl ſollte man meinen, es thue in unſeren Tagen nicht mehr noth, den Gymnaſien, aus welchen die geiſtigen Lenker eines kommenden Geſchlechtes hervorgehen ſollen, dieſen idealen Standpunkt einem platten Nützlichkeitsprincip gegenüber zu wahren; wohl ſollte man denken, ſie ſeien vorüber, die Zeiten, wo man dicke Bücher über die Nutzbarkeit des Predigtamts ſchrieb und den Erfinder des Spinnrads oder den erſten Kartoffelpflanzer weit über den oder die Dichter der Iliade und Odyſſee erhob. Aber ſind ſie denn ſo ganz verſtummt die Stimmen, welche müde werden zu fragen, wozu denn dieſes und jenes nütze, worum die geiſtige Kraft der Jugend geübt wird, wenn dieſes nicht ſogleich auf

dem Markte des Lebens ſich in klingende Münze umſetzen läßt? Muß nicht das Gymnaſium ſtreng conſervativ ſich den Zumuthungen derer entgegen ſtellen, die, von einer vermeintlichen praktiſchen Nutzbarkeit ausgehend, daſſelbe von Grund aus umgeſtalten möchten?

Die Berechtigung dieſes Conſervatismus haben wir hinſichtlich der lehrenden Thätigkeit im beſondern in zwiefacher Hinſicht nachzuweiſen, indem wir uns die Fragen vorlegen: Was ſoll gelehrt werden und Wie ſoll gelehrt werden?

Seitdem unſer ehrwürdiger Melanchthon, in dem wir nicht weniger den magister Germaniae als den großen Theologen und Reformator verehren, den Grund zu dem deutſch-proteſtantiſchen Gymnaſium legte, hat ſich dieſes zwar organiſch weiter gebildet und mancherlei durch die Zeit gebotene Reformen erfahren; aber die Grundlage, die urſprüngliche Idee iſt dieſelbe geblieben. Ein flüchtiger Blick in die Lehrpläne der Gymnaſien alter und neuer Zeit zeigt uns zwar eine erhebliche Verſchiedenheit, aber doch eine noch größere Uebereinſtimmung in der Wahl der Lehrſtoffe, deren man ſich zur Erreichung des Bildungszweckes vor Zeiten bediente und noch heute bedient. Religion, Mathematik und Sprachen und unter dieſen neben der Mutterſprache, die erſt ſpät zu ihrem Rechte gelangte, vorzugsweiſe die Sprachen der beiden Hauptvölker des Alterthums, das iſt die Trias, um welche ſich der Gymnaſialunterricht dreht und welcher ſodann ſich in zweiter Linie anſchließt, was von der Kenntniß der Natur, von der Völker- und Staatengeſchichte und von geographiſchen Kenntniſſen für jeden wiſſenſchaftlich Gebildeten zu wiſſen unerläßlich iſt. Nicht zufällig und willkürlich iſt dieſe Zuſammenſtellung, ſie beruht auf der Natur der Sache und auf der Natur des Menſchengeiſtes. Gleichwie von jeher der Menſch, vom Inſtincte geleitet, zu ſeines Leibes Ernährung unter den von der Natur dargebotenen Stoffen eine ſolche Auswahl traf und ſie in ein ſolches Verhältniß zu einander ſetzte, wie es eben der Organismus verlangte, ehe ein Liebig, dieſe Stoffe in ihre Elemente zerlegend, nach der Theorie des Stoffwechſels es aus Gründen der Chemie erwies, wie nothwendig jenes Verhältniß ſei, damit einem jeden Organe ſein Recht widerfahre: ſo hat man anfangs mehr inſtinctmäßig als mit klarem Bewußtſein von der innern Nothwendigkeit jene geiſtigen Nahrungsſtoffe zuſammen geſtellt, die ſich für Geſundheit und Wachsthum des Geiſtes beſonders geeignet erwieſen und von deren Zuſammengehörigkeit ſchon das Mittelalter eine Ahnung hatte, indem es im Weſentlichen jener Trias entſprechend,

ſein Trivium aufſtellte. Bringt es nun die politiſche Stellung, die wir im beſondern einnehmen, unabweisbar mit ſich, daß wir, ſtatt anderen neueren Sprachen eine obligatoriſche Geltung einzuräumen, die Sprache und Literatur des Volkes, mit dem wir zu einem ſtaatlichen Ganzen gehören, unter die Bildungsmittel unſerer Schulen aufzunehmen nicht umhin können: ſo iſt das zwar ein der Idee des rein deutſchen Gymnaſiums fremdes Element; aber die Elaſticität des menſchlichen Geiſtes iſt glücklicher Weiſe der Art, daß ſich auch dieſes ohne gar zu große Störung anderweitiger Lebensfunctionen dem Geſammtorganismus aſſimiliren kann, vorausgeſetzt, daß es nicht durch zu große Maſſenhaftigkeit die Receptivität überſteigt, daß es nicht die übrigen Bildungselemente durch das Verhältniß, in welches es zu dieſen geſtellt wird, allzu ſehr herabdrückt und dem Boden ſo viel Kraft entzieht, daß andern Pflanzungen daneben nichts Anderes als ein kümmerliches Vegetiren noch übrig bleibt, eine Vorausſetzung, die in jüngſt vergangener Zeit in erfreulichſter und dankenswertheſter Weiſe zur Geltung gekommen iſt. Weil nun aber doch auch ſo der Schüler unſerer Gymnaſien mit Nothwendigkeit darauf hingewieſen iſt, zu bewältigen, was außerhalb der ſonſt in allen Stücken von uns adoptirten Idee des deutſchen Gymnaſiums liegt und was auch bei ermäßigten Forderungen einen namhaften Theil der Zeit und der Kraft in Anſpruch nimmt: ſo haben wir um ſo mehr Urſache, ſtreng conſervativ an dem Grundſatze feſtzuhalten, daß, wie für den leiblichen ſo für den geiſtigen Organismus die Nahrung, je einfacher und kräftiger, deſto gedeihlicher iſt; wir haben um ſo mehr Veranlaſſung ſtreng conſervativ es von uns zu weiſen jenes bunte Allerlei von Dingen, die an und für ſich ja nützlich, intereſſant und lehrreich, aber für die Gymnaſialzwecke ein unnützer Ballaſt wären, und nähme man ſie auf, unſern Lehrplan unverhältnißmäßig anſchwellen müßten, der wahrlich auch ſchon ſo wie er iſt, eher einer Beſchränkung als einer Erweiterung bedürftig erſcheint. Sehen wir die Lehrpläne ſolcher Anſtalten an, welche ganz und gar von der Anſicht des Publicums abhängig, ſich weniger einer feſten und einheitlichen Leitung erfreuen, ſo möchte bei manchen der Vergleich mit einer Bude nicht fern liegen, in der Alles zu haben iſt, was etwa Gegenſtand der Nachfrage ſein könnte und deren Aushängeſchild um ſo mehr Kunden anlocken ſoll, je reichhaltiger das Waarenlager, das dem Liebhaber zur Dispoſition geſtellt wird.

Muſtern wir nun die Hauptfächer, auf welche ſich das Gymnaſium beſchränkt, ſo dürfte wohl unter denen, die ſich zu Chriſti Namen beken-

men, am wenigſten die Zeit beanſtandet werden, die, abgeſehen davon, daß ein chriſtlich-religiöſer Geiſt das Ganze durchdringen ſoll, dem Religionsunterricht insbeſondere eingeräumt iſt. Auch der Mathematik dürften nur Wenige ihren Platz mißgönnen, wenngleich über die Grenzen, innerhalb deren ſie ſich zu halten habe, erhebliche Meinungsverſchiedenheiten obwalten. Am wenigſten Widerſpruch möchten wohl die Fächer finden, die dem allgemeinen Verſtändniß näher ſtehen, die deutſche Sprache und Literatur, die Geſchichte und Geographie und das, was von Naturkunde geboten werden kann. Daß endlich die ruſſiſche Sprache mit Nothwendigkeit ihren Platz behaupte, wird jeder zugeben müſſen, der unſere Stellung erwägt. Deſto weniger leuchtet es Manchem ein, warum man denn für zwei todte Sprachen, für die mühſame Erlernung ihrer Formen, für die geſammte Beſchäftigung mit einer Cultur, die ja ſo weit hinter uns liege, durch alle Claſſen hindurch ſo viel Zeit und Kraft in Anſpruch nehme, die weit beſſer auf das, was dem Leben der Gegenwart näher liegt, verwendet werden könne. Es würde zu weit führen, die Grundloſigkeit und Irrthümlichkeit dieſer Meinung nach allen Seiten hin darlegen und es im Einzelnen nachweiſen zu wollen, wie viel die Menſchheit verlieren würde, wollte man die von Hellas und Rom entlehnten Bildungselemente unſerer ſtudirenden Jugend ſchmälern oder gar ganz entziehen. Die durch nichts Anderes zu erſetzende Gymnaſtik des Geiſtes, welche das Erlernen dieſer Sprachen von den erſten Elementen an gewährt und gerade deswegen gewährt, weil ſie vermöge ihres eigenthümlichen Baues und der in demſelben ausgeprägten Denk- und Anſchauungsweiſe dem Bewußtſein der Gegenwart fern ſtehen und uns in eine Welt verſetzen, die in ihrer Abgeſchloſſenheit und Erſtorbenheit weit hinter uns liegt, aber in ihrer nimmer welkenden Jugend Jedem, der ſich in ſie verſenkt, einen unerſchöpflichen Born friſchen Lebens eröffnet; ferner die Urſprünglichkeit und Urbildlichkeit ihrer Literatur- und Kunſtwerke, zu welchen jedes Zeitalter wieder zurückkehren muß, um in der Anſchauung derſelben den rechten Maßſtab und die Vorbilder zu eigenen Schöpfungen zu finden; überhaupt endlich der innige Zuſammenhang, in welchem die Cultur der Gegenwart mit dem griechiſchen und römiſchen Alterthum ſteht — das alles, was hier nur ſummariſch angedeutet werden kann, macht es dem Gymnaſium zur unumgänglichen Pflicht, auf dem Grunde zu verharren, der vor Alters gelegt ward, auch nicht ſich beirren zu laſſen, wenn nicht überall die erwünſchten Früchte ſich zeigen, wenn manche Schüler, theils jeder geiſtigen Anſtrengung abhold und in eitelem

Treiben sich verflachend oder in den Lustgefilden belletristischen Naschens verflatternd, theils nicht mit dem für ein wissenschaftliches Leben nöthigen Gaben ausgestattet und durch einen Mißgriff oder um rein äußerlicher Rücksichten willen in eine ihrer innersten Natur widerstrebende Laufbahn geworfen — wenn solche Schüler von einer Klasse zur andern sich nicht hindurcharbeiten, sondern hindurchsitzen, ohne daß der Sinn für ernste Beschäftigung geweckt und ohne daß der Widerwille, mit dem sie namentlich das Latein und das Griechische erfüllte, überwunden werden konnte. Nur wünschenswerth kann es erscheinen, daß solche nach Möglichkeit von den Gymnasialklassen fern gehalten, oder daß sie wenigstens zeitig auf eine andere für sie geeignete Bahn hingewiesen werden. Wenn nun in Betreff des Griechischen eine Concession, die man dem Zeitgeist machen zu müssen glaubte, zurückgenommen und diese Sprache als integrirender und obligatorischer Theil der Gymnasialstudien wieder in ihre alten Rechte eingesetzt ward; so haben wir darin einen sehr wohl berechtigten Conservatismus oder vielmehr eine erfreuliche und gesunde Reaction anzuerkennen, theils um jener Trägen und Unfähigen willen, von denen vermöge des ihnen geleisteten Vorschubs zwar der Lehrer des Fachs, aber nicht die Anstalt befreit ward und an denen man in den um ihretwillen zum Schaden für das Ganze errichteten Parallelklassen in der Regel auch nicht viel Freude erlebte, theils aus Gründen, welche in der Natur der Sache liegen. Bildet doch das Griechen- und Römerthum ein unzertrennliches Ganze, das, streicht man das erste hinweg, nur verstümmelt und kaum verständlich erscheint; trägt doch das Griechische mit seiner wunderbaren Architektonik, mit seiner Fülle und Kraft, mit seiner Klarheit und Bestimmtheit im Ausdruck jeder feinsten Gedankenschattirung das originelle Gepräge des hochbegabten Volkes, das diese Sprache redete und das durch seine Literatur und Kunst der Lehrmeister aller Völker geworden ist; verhält sich doch die griechische Cultur zu der römischen, wie der erste Regenbogen zum zweiten, den wir als Abglanz des ersten am Himmel erblicken, der jenem ursprünglich zwar in der Farbenverbindung gleicht und an räumlicher Ausdehnung ihn zwar übertrifft, aber an Farbenglanz und lebendiger Frische ihm um ein Bedeutendes nachsteht.

In seinem vollen Rechte ist also das Gymnasium, wenn es an dem Kern und Stern seiner Bildung festhält, wenn es einer Zeit gegenüber, die zum Vielerlei und Mancherlei hindrängt, die — und wer könnte an und für sich dieses tadeln? — alles menschliche Wissen populariſiren und

zum Gemeingut machen möchte, ſich auf einen beſtimmt abgeſchloſſenen Kreis von Lehrſtoffen beſchränkt, deren geiſtbildende Elemente ſich durch die Erfahrung bewährt haben. Aber auch innerhalb dieſes Kreiſes ſelbſt muß es nicht nur ein beſtimmtes für jede Stufe genau berechnetes Maß innehalten, ſondern auch der Wiſſenſchaft ſelbſt gegenüber eine gewiſſe conſervative Stellung einnehmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Wiſſenſchaften, die eine mehr, die andere weniger, ſich in einem ſteten Fluſſe, in unaufhörlicher Bewegung, in unbeſchränkter Weiterentwickelung befinden und immer zu einem definitiven Abſchluſſe gelangen. Neue Syſteme tauchen auf und werden wiederum von andern verdrängt; neue Anſichten machen ſich geltend und werden vielfach geprüft und beſprochen. Theils des Irrthums überführt, werden ſie im Laufe der Zeit der Vergeſſenheit übergeben, theils Wahrheitskeime in ſich tragend, geben ſie den Anſtoß zu neuen Entwickelungen. Freilich wäre es ein nimmer zu rechtfertigender Stabilismus, wollte die Schule von dem, was auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft, die ſie zu lehren hat, vorgeht, keinerlei Notiz nehmen, wollte ſie an dem längſt Beſeitigten, als falſch Erkannten in die hiſtoriſche Rumpelkammer Geworfenen, immer noch feſthalten; ſie würde ihrer Aufgabe, dem heranwachſenden Geſchlechte den Zutritt zu den Schätzen, welche die Cultur der Gegenwart darbietet, zu eröffnen, ſie würde dieſer ihrer Aufgabe vergeſſen, wollte ſie unbekümmert um verwerthbare Errungenſchaften ihre Zöglinge lehren, was ſie ſpäter wieder vergeſſen und verlernen mußten. Aber wenn ſelbſt die Univerſität mehr ſichere Reſultate geben als in die verwirrende Debatte des vor dem Forum der Wiſſenſchaft noch Obſchwebenden und Unentſchiedenen einführen ſoll und dies vorzugsweiſe der Akademie überläßt, ſo darf um ſo weniger das Gymnaſium allen Entwickelungsphaſen der Wiſſenſchaft folgen und das noch Schwankende in ſeinen Bereich aufnehmen, ſtatt auf ſicherer Baſis ſeine Schüler von Stufe zu Stufe zu führen und auf ſyſtematiſche Vollſtändigkeit verzichtend nur das zu verwerthen, was der Receptivität einer jeden Bildungsſtufe und dem gymnaſtiſchen Zwecke am angemeſſenſten erſcheint. So wünſchenswerth es auch ſein mag, daß der Lehrer des Fachs mit ſeiner Wiſſenſchaft fortſchreite, ſo wenig würde er doch ſeine Stellung begreifen, wollte er ohne vorſichtige Auswahl und ohne weiſe Berechnung das, was für ihn ſelber Bedeutung gewonnen, mittheilen und damit die Köpfe der Jugend verwirren. War es doch, um Beiſpiele anzuführen, gewiß ein verkehrtes Beginnen, wenn man vor Zeiten, dem großen Philo-

ſophen zu Königsberg huldigend, den geſammten Schulunterricht nach Kantiſchen Kategorien zu modeln ſich bemühte, oder wenn man, einem der größten Denker der Neuzeit folgend, Hegelſche Anſchauungen und Denkformen bis in die mittleren Klaſſen der Gymnaſien verſchleppte. Mag einem Ritter der Ruhm unverkümmert bleiben, die Geographie erſt zur Wiſſenſchaft erhoben zu haben; mögen die Niebuhr, die Mommſen auf dem Gebiete der römiſchen Geſchichte manchen Irrthum beſeitigt und manches neue Licht angezündet haben; mag der Name der deutſchen Dioscuren in unvergleichlicher Glorie ſtrahlen, von denen der eine, die weiten Gebiete der Natur mit hellem Geiſte durchforſchend, uns den Zuſammenhang des Weltganzen darlegte, der andere, ſich in die Tiefen des Menſchengeiſtes verſenkend, die innerſte Werkſtätte der Sprachenbildung erſchloß: immerhin wird es einer weiſen Beſchränkung und einer umſichtigen Auswahl bedürfen, ſollen alle jene reichen Schätze in gedeihlicher Weiſe für Schulzwecke benutzt und verwerthet werden, und vor nichts dürfte der Lehrer eines beſtimmten Fachs ſich mehr zu hüten haben, als die Grenzen, die ihm durch den Geſammtorganismus gezogen ſind, im reformatoriſchen Eifer zu überſchreiten.

Iſt nun in Beziehung auf die Auswahl und den Umfang der Lehrobjecte die Berechtigung eines gewiſſen Conſervatismus erwieſen, ſo dürfte dieſe hinſichtlich der Art, wie jene behandelt werden ſollen, in nicht geringerem Grade ſich geltend machen. Unzweifelhaft iſt's, daß bei dem geſammten Schulunterrichte noch bei weitem mehr auf das Wie als auf das Was ankomme, daß auch der unfruchtbarere Stoff durch die rechte Methode geiſtbildend, der fruchtbarſte durch ſchlechte Behandlung geiſttödtend werden kann. Es iſt geradezu zum Gemeinplatz geworden, beim Unterrichten komme Alles auf die Methode an. Das iſt unbeſtreitbar, inſofern man unter Methode überhaupt die Art verſteht, wie etwas angefaßt und behandelt wird. Aber kaum giebt es ein Stichwort, mit welchem in Erziehung und Unterricht ſo viel Mißbrauch getrieben wird als eben mit dieſem, indem man oft eben da nur Methode ſieht, wo ein gewiſſes ſchablonenmäßiges, auch in unweſentlichen Dingen ſich gleich bleibendes Verfahren ins Auge ſpringt. In allen Zweigen des Unterrichts hat man von jeher ſich alle erdenkliche Mühe gegeben, Methoden zu finden, wodurch Zeit erſpart, Kraft gewonnen, der Erfolg geſichert werden könne. Neue und abermals neue Methoden mit ſtaunenswerthen Verheißungen ſehen wir auftauchen und oft in marktſchreieriſcher Weiſe ſich ankündigen.

Fern ſei es von uns, das Brauchbare und allgemein Anwendbare, was uns als etwas Neues entgegentritt, aus Vorurtheil oder Bequemlichkeit von uns zu weiſen; auch leugnen wir nicht, daß manche mangelhafte und keineswegs allgemein zu empfehlende Methode in der Hand deſſen, aus deſſen geiſtiger Eigenthümlichkeit ſie organiſch hervorgewachſen war, Namhaftes leiſtete. Aber ſtreng conſervativ jenen aufdringlichen Ephemeriden, jenen geprieſenen Kunſtſtücken gegenüber, müſſen wir an dem Bekenntniſſe feſthalten, daß es keine alleinſeligmachende Methode giebt, oder daß nur da die rechte Methode iſt, wo ein tüchtig durchbildeter Lehrer mit hingebender Seele und elaſtiſchem Geiſte nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit in rechter Weiſe den Schüler erfaßt, ſeine Kräfte weckt, zur Selbſtthätigkeit anregt, und ſelber voll Leben, Leben entzündet und fruchtbare Keime hervorruft. Wo das nicht fehlt, da braucht man nicht ängſtlich nach der Methode zu fragen, nach welcher er unterrichte, und wo es fehlt, da wird auch keine als fertig gegebene Methode etwas helfen, am wenigſten die zur Nachachtung von außen aufgedrungene, die den weniger Begabten nur verwirren und vollends unbrauchbar machen kann, und ſchlimm ſtände es fürwahr um die Schule, wenn jeder an maßgebender Stelle aufſteigende planſible Gedanke über Zweckmäßigkeit dieſer oder jener Unterrichtsweiſe, dieſer oder jener Behandlung der Lehrſtoffe ſich über Nacht in einem Paragraphen des Reglements verwandeln und als Norm zur allgemeinen Nachachtung hinſtellen würde.

Noch Zweierlei, was mit der Methode des Unterrichts aufs genaueſte zuſammenhängt, erlaube ich mir hier in der Kürze zu beſprechen, ich meine die Wahl der Lehrbücher und anderweitigen Hülfsmittel des Unterricht und die Gliederung deſſelben nach Fächern und Klaſſen.

Als Repräſentanten verſchiedener Methoden und Behandlungsweiſen traten uns hier nebſt andern Apparaten des Unterrichts die Lehr- und Schulbücher entgegen, mit denen theils lebendiges, zu ſtets neuen Productionen drängendes Intereſſe und der natürliche Wunſch, dem, was man für gut befunden, einen adäquaten Ausdruck zu geben und ſich ein handgerechtes Werkzeug zu ſchaffen, theils aber auch literariſche Speculation und buchhändleriſche Induſtrie den Markt in überſchwänglicher Fülle überſchüttet. Mag es auch gewagt erſcheinen, dem einzelnen Lehrer die unbeſchränkte Wahl unter der ſich darbietenden Menge zu überlaſſen: ſo ſind es doch vier Geſichtspunkte, welche ein geſunder Conſervatismus uns feſt-

zuhalten verpflichtet: zuerſt, daß nicht ohne dringende Noth ein zu häufiger Wechſel dem Lehrer und Schüler das Concept verrücke, da, abgeſehen von den für manche Eltern drückenden Opfern, die mit ſolchem Wechſel verbunden ſind, ſelbſt ein mangelhaftes, wenn nur der Hauptſache nach brauchbares Buch, in welches Lehrer und Schüler ſich eingelebt, weniger ſchadet als das allzu haſtige Abſpringen von einem zum andern. Sodann müſſen die vorgeſchriebenen oder geſtatteten Lehrmittel theils hinſichtlich des Verhältniſſes, in welchem die einzelnen Fächer zu einander ſtehen, in das rechte Gleichgewicht geſetzt werden, theils innerhalb deſſelben Faches in richtiger Stufenfolge ein harmoniſches Ganze bilden, damit nicht durch eine weſentliche Verſchiedenheit der Faſſung, der Anordnung, der Terminologie u. ſ. w. beim Fortrücken von einer Stufe zur andern Lehrern und Schülern unnöthiger und ſtörender Weiſe die Arbeit erſchwert werde. Damit aber alles dies erzielt werden könne, muß die Wahl recht eigentlich aus der Schulpraxis, muß aus dem Urtheil ſachkundiger und umſichtiger praktiſcher Schulmänner hervorgehen, nicht nach dem Dafürhalten der gelehrten, aber der Schulpraxis fernſtehenden Vertreter des Fachs, die zwar über den wiſſenſchaftlichen, aber nicht immer über den methodiſchen und praktiſchen Werth ein competentes Urtheil haben, beſtimmt werden. Endlich muß bei der Empfehlung und Einführung ſolcher Lehrmittel einzig und allein die Sache ins Auge gefaßt werden und keinerlei perſönliche Rückſicht obwalten.

Was nun ſchließlich noch die Gliederung des Unterrichts nach Klaſſen und Fächern, was die Anordnungen betrifft, welche den Lehrgang, die Verſetzung, die Bedingungen des Ein- und Austritts, kurz alles das regeln, was an eine beſtimmte Ordnung gebunden ſein muß: ſo haben wir in dieſer Beziehung im Intereſſe eines wohlberechtigten Conſervatismus ganz ähnliche Geſichtspunkte wie bei der Wahl der Lehrmittel feſtzuhalten. Wer möchte es leugnen, daß von Zeit zu Zeit mehr oder weniger durchgreifende Reformen wünſchenswerth, ja nothwendig erſcheinen? Aber vergeſſen wir nicht, daß die Schule keine Maſchine iſt, deren Gang durch einen hie oder da angebrachten Druck oder Ruck nach Belieben beſtimmt werden kann, ſondern daß ſie ein lebendiger Organismus iſt, der nur dann geſund bleiben und ſich gedeihlich entwickeln kann, wenn das Ganze friſche Lebenskraft durchſtrömt und jedes Organ im Verhältniß zum Ganzen zugleich Leben gebend und Leben empfangend in normaler Weiſe die ihm zugewieſenen Functionen erfüllt. Kann doch ſelbſt eine Uhr, die nichts

weiter als ein complicirterer Mechanismus iſt, nicht in den rechten Gang kommen und darin erhalten werden, wenn man zu unvorſichtig und oft an der Stellſcheibe ſchiebet und rückt. Und ein Organismus ſollte weniger empfindlich gegen gewaltſame Eingriffe, gegen zu häufigen Wechſel der Behandlungsweiſe, gegen wohlgemeinte, aber übelberechnete Nachbeſſerungsverſuche ſein? Befindet doch der Leib ſich am wohlſten bei einer gewiſſen Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der gewohnten Diät, und iſt doch nur dann eine Veränderung derſelben wünſchenswerth oder nothwendig, wenn ſie ſich als fehlerhaft und unzuträglich erweiſt, oder wenn der Organismus ernſtlich erkrankt iſt und hat doch ſelbſt dann ein zu plötzliches Abſpringen von einem Extreme zum andern ſein großes Bedenken. Je tiefer nun irgend eine neue Anordnung in das innere Leben der Schule eingreift, deſto weniger kann es ausbleiben, daß nicht nur augenblickliche Verlegenheiten, ſondern auch auf lange Zeit hinaus fühlbare Inconvenienzen ſich herausſtellen, und deſto wünſchenswerther iſt es, daß nicht zu oft und ohne dringende Noth Anordnungen der Art den geregelten Gang unterbrechen. Wie der Galvanismus bei dem Leichnam zwar dem Leben ähnelnde Zuckungen hervorrufen, ihn aber nimmer zum Leben zu erwecken vermag: ſo können ſelbſt die beſten Regulative in die Räume, wo das rechte Leben fehlt, nicht Licht und Wärme tragen, geſchweige denn ſolche, die darauf abzielen, das Unterrichtsweſen immer mehr und mehr zu mechaniſiren; die, um Lehrern und Schülern einen Sporn zu geben, die Examina nach Möglichkeit vervielfältigen und ſchärfen; die, um eine ſichere Controle zu gewinnen, die Leiſtungen der Schüler nach dem Einmaleins berechnet und den Geſammtwerth derſelben in einer durch arithmetiſche Combination gewonnene Zahlengröße dargeſtellt wiſſen wollen. Wie auf allen Gebieten, wo es ſich handelt um lebendiges Wirken und Schaffen, ſo auch auf dem unſrigen gilt des Apoſtels Wort: der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig.

Wo dieſer von der rechten Art iſt, da wird denn auch die erziehende Thätigkeit ſich in gedeihlicher Weiſe entfalten. Unzertrennlich zwar iſt dieſe von der lehrenden, doch mögen mir auch darüber im beſondern noch einige Worte vergönnt ſein. Ein heiliger Gotteswille, Ein Sittengeſetz, Ein Name, in dem wir ſollen ſelig werden, Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe! Wie ſollte denn die Aufgabe, welche das Gymnaſium wie jede chriſtliche Schulanſtalt in ſittlich-religiöſer Hinſicht ſich zu ſtellen hat, nicht eine einige und unveränderliche ſein? Giebt es alſo in irgend welcher Hinſicht

einen geſunden Conſervatismus, ſo gewißlich in dieſer, wenn wir feſthalten an dem Einen, was noth iſt, feſtſtehen auf dem Grunde, der für alle Zeiten und Völker gelegt iſt.

Nicht will ich's verſuchen, das Ideal zu zeichnen, das einer vom chriſtlichen Geiſte geleiteten Anſtalt vorſchweben muß, nicht im Einzelnen erörtern, was ſie zu thun und zu meiden hat, um jenem, ſo viel an ihr iſt, näher zu kommen. Nur kurz hinzudeuten möge geſtattet ſein auf einige Punkte, in welchen ſie das, was ihr feindlich entgegen tritt, nach Möglichkeit von ſich abzuwehren hat.

Es iſt vor allem der jeder ernſten Zucht widerſtrebende, jede Pietät untergrabende, den jugendlichen Dünkel nährende, die ſittliche Willenskraft lähmende, den Uebermuth fördernde Geiſt einer gewiſſen ſchlaffen modernen Erziehung, die Alles, auch die plumpſten Ausbrüche der alten Adamsnatur nur mit zarter Hand berührt und zurechtgeſtellt wiſſen will; die durch verfrühte Lebensgenüſſe, durch eine verflachende Geſelligkeit, durch Förderung der Vergnügungsſucht den ſittlichen Lebensnerv abſchwächt; die durch Aufgeben der elterlichen Auctorität und durch ſchwächliche Nachſicht mit dem ſelbſtgefälligen Raiſonnement einer unreifen Jugend, nach deren vorwitzigen Urtheil über Schule und Lehrer man ſein eigenes zu formuliren nur allzu geneigt iſt, die durch alles das auch den Reſpect untergräbt, mit welchem der Zögling der Anſtalt, welcher er anvertraut wird, und ihren Repräſentanten entgegen kommen ſollte. Nicht blos conſervative, nein recht gründliche Reactionäre mag man uns immerhin nennen, wenn wir, alter Zeiten gedenkend, zwar nirgends und nimmer untadelige Zuſtände erblicken, aber doch es bedauern, daß manches Gute der Vorzeit uns abhanden gekommen, und wenn wir uns des Wunſches nicht erwehren können, den größeren Ernſt, die ſtrengere Zucht, die einfachere Sitte, die feſtere Handhabung elterlicher Auctorität im häuslichen Kreiſe, ohne deſſen gedeihliche Einflüſſe die Schule in ſittlich-religiöſer Beziehung gar wenig vermag, wieder aufleben zu ſehen. — Wenn ferner unſere Zeit darauf bedacht iſt, auf allen Lebensgebieten zur Wahrung ihrer Intereſſen ſich einen Rechtsboden zu ſchaffen und die Garantie geſetzlicher Normen zu fordern, ſo möge das nimmer ſo weit gehen, daß das Pietätsverhältniß, welches die Natur, welches Gottes heilige Ordnung zwiſchen Lehrern und Schülern gegründet, in ein kaltes Rechtsverhältniß, daß der Raum, wo die Stimme des väterlichen Freundes ein empfängliches Ohr finden ſoll, in eine Gerichtsſtube umgekehrt werde, wo haarſcharf über die Beobachtung

geſetzlicher Normen gewacht und der in der Selbſtvertheidigung ohne dies ſchon das Mögliche leiſtende Scharfſinn der Jugend in der ſophiſtiſchen Deutung des Geſetzes ſich zu üben Gelegenheit finde. Iſt man doch ſo weit gegangen — es iſt nicht ein Hirngeſpinnſt, von welchem ich rede — in allem Ernſt die Redaction eines Schul-Criminalcodex in Vorſchlag zu bringen, in welcher alle möglichen Vergehungen der Jugend definirt, ſpecificirt, paraphirt, mit der reſpectiven Pön belegt und nach welchem von einer über die Anwendbarkeit eines Geſetzes entſcheidenden, aus Schülern oder auch aus Lehrern und Schülern zuſammengeſetzten Jury jeder Delinquent in Form Rechtens abgeurtheilt werden ſollte. Tritt uns in dieſer weniger geiſtreichen als originellen Idee auch nur die Caricatur eines bis zum äußerſten getriebenen Princips entgegen: ſo iſt es eben das Princip ſelbſt, gegen das wir Proteſt einlegen zu müſſen glauben. Damit iſt freilich nicht die Nothwendigkeit gewiſſer disciplinariſcher Normen geleugnet, aber Zweierlei iſt es, was vom Standpunkte eines wohlverſtandenen Conſervatismus aus als wünſchenswerth erſcheint: einmal, daß ſie einen allgemein ſittlichen Hintergrund haben, ſich nur auf das Nothwendige erſtrecken und den Schein willkürlicher Beſchränkung der Freiheit in unverfänglichen Dingen vermeiden, und ſodann, daß ſie, auch in äußerlichen, für das ſittliche Leben weniger weſentlichen Stücken, wenn man nicht umhin zu können glaubt, auch dieſe geſetzlich zu normiren, nicht einem zu raſchen Wechſel unterliegen und dadurch die Achtung vor jeder geſetzlichen Forderung erſchüttern, indem heute erlaubt oder gar geboten wird, was noch geſtern verpönt war.

J. F. Wittram.
† d. 6. März 1863.

# Haben Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen?

Diese Frage könnte leicht dem größten Theile der gebildeten Laien ungehörig scheinen, indem ihre Bejahung *ihnen* sich von selbst versteht; aber eine unter uns erhobene Controverse neuester Zeit und Vorgänge auf dem kirchlichen Gebiete zeigen doch, daß auch die entgegengesetzte Ansicht noch immer ihre Anhänger hat *).

Ja! Zeitgemäßheit von der Kirche und der Geistlichkeit fordern, das wird angesehen und behandelt wie ein Profanirenwollen des Christenthums und der Kirche, wie eine Huldigung, dargebracht dem frivolen Weltgeist, wie ein Vergehen am Heiligthum der Christenheit. Solche Abneigung gegen die Zeiteinflüsse überhaupt hat denn auch etwa seit dem Jahre 1830 jene Theologie allmälig ins Leben gerufen, welche in der „Offenen Antwort" als die „Theologie aller Zeiten" so herausgestrichen wurde, welche aber beim Lichte der Wissenschaft und Geschichte besehen, nicht aus *allen* Zeiten der Kirche zu datiren ist, sondern aus *einer*, und zwar traurigsten Zeit der deutschen Zustände überhaupt und der protestantischen Kirche

*) In dem 4ten Hefte der „Mittheilungen", herausgegeben von Dr. Berkholz, wird zwar Vieles in dieser Beziehung Ausgesprochene von dem Verfasser der „Offenen Antwort" zurückgenommen oder gemildert, und es ist erfreulich, daß die gut durchgeführten Entgegnungen dieses erwirkt haben, allein in der „Offenen Antwort" war doch eine bis dahin gehegte Ueberzeugung ausgesprochen und die Synode hatte mit ihrem Lobe und Danke zugestimmt, so daß die damals vorgetragene Ansicht als herrschend bei der Mehrzahl unserer Geistlichen zu gelten hatte.

insbeſondere. Dieſe „Theologie aller Zeiten“ iſt ſelbſt ein Product des Zeitgeiſtes aus der zweiten Hälfte des 16ten und aus dem 17ten Jahrhundert. Beſonders ſeit 1848 bemüht, die Wiſſenſchaft zur Umkehr und das freie Denken zum Schweigen zu bringen — oft ſchon in derſelben Weiſe, wie die „Offene Antwort“ und Carlbloms „Fragen“ es an Guleles Abhandlung verſucht haben*) — übt dieſe Theologie auch auf das kirchliche Gemeindeleben einen großen Einfluß, um es den Zeitentwickelungen zu entfremden. Um ſo mehr hat man Grund und Urſache, ihr bei dem Publikum entgegenzutreten — dem Publikum, welches wir für einen wichtigen Theil der chriſtlichen Kirche halten, ſowohl wegen ſeiner Zahl wie auch wegen der in demſelben vorhandenen Bildung und Geſinnung, während wir ſelbſtverſtändlich nicht auf Würdigung und Zuſtimmung derer rechnen, die ſich von der Maſſe der chriſtlichen Gemeinde ausſondern und über jeden Irrthum wie über jede Belehrung hinaus ſind.

Gehen wir aus von der heiligen Schrift; denn auch der Eifer gegen die Zeit und ihre Einflüſſe hat ſich von jeher — nicht ohne exegetiſche Mißverſtändniſſe — in ihr zu begründen geſucht.

Das neue Teſtament ſpricht verwerfend von Welt und Weltgeiſt und verſteht dann darunter alles Verkehrte und Böſe, das in dem Einzelnen und in der ganzen Menſchheit, in Gedanken, Werken und Leben zur Erſcheinung kommt. Alles Frivole, Unheilige, Widerchriſtliche, das unter Menſchen vorkommt, heißt da „weltlich“, was der moderne Ausdruck auch wohl „materialiſtiſch“ nennt.

Die Anſchauung der Bibel ſpricht von einer Doppelnatur des Menſchen, „Fleiſch und Geiſt“, wie ſie von Erfahrung und Wiſſenſchaft beſtätigt wird und deren Macht ſich in allem Menſchenleben zu erkennen giebt. Mit dem Fleiſche klammert ſich der Menſch an die Sinnenwelt und geht dadurch oft zu Grunde; mit dem Geiſt, der aus Gott geboren, ringt der Menſch nach dem Ewigen und ſtrebt ſo ſeinem Ziele und Heile nach. Vermöge dieſer Doppelnatur ſchwankt der Menſch bald nach der einen

*) Hat Paſtor Sokolowski in ſeiner erſten Entgegnung Gulele wie einen Unmündigen und Geiſtesſchwachen behandelt, dem es begegnet, daß er aus Unfähigkeit Anderes ausſpricht, als er beabſichtigte: ſo hat Paſtor Carlblom ihn als einen Solchen darzuſtellen geſucht, der in Widerſprüchen und Unwahrheiten verwickelt, überzeugungs- und geſinnungslos, ſelbſt nicht weiß, was er ſagen will. Beide haben ſich bemüht, den Gegner als unſchädlichen Thoren erſcheinen zu laſſen. Das ſind Kunſtſtücke des Sophismus, die den Einſichtigen nicht blenden können.

bald nach der andern Seite, und darnach bezeichnen wir die verſchiedenen Zeitperioden in der Geſchichte, in welchen das Eine oder das Andere vorherrſcht, als beſſere oder ſchlimmere Zeiten. Häufig aber hat auch der Ausdruck Welt in der heil. Schrift ſelbſt eine gute Bedeutung und bedeutet den Inbegriff der geſchaffenen Dinge, die ihren Urſprung aus Gott haben, und darum in ihrer Beſchaffenheit Gott ſelbſt und ſeine Herrlichkeit offenbaren. Der Ausdruck „Zeit“ bezeichnet in der Bibel auch meiſt daſſelbe, was unſere moderne Sprache und Vorſtellung darunter verſteht, nämlich den Verlauf der Dinge nach einander ſammt ſeinen Entwickelungen. Jedoch häufig iſt auch der Begriff dem von „Welt“ verwandt gebraucht, inſofern durch denſelben beſonders die Vergänglichkeit, Nichtigkeit der irdiſchen Dinge bezeichnet wird. Dies verleitete Viele den Begriff „Zeit“ immer identiſch mit „Welt“ zu verſtehen, wie gegen die Welt, ſo gegen die Zeit ein Widerſtreben auszuſprechen und den Einfluß, die Einwirkung der Zeit auf Religion, Kirche, Theologie für unzuläſſig und verderblich zu achten. Ja, der Mangel an Einſicht in den nothwendigen Gang aller menſchlichen Entwickelung ließ früher und ſpäter manche Geiſtliche, was die Zeit und der Zeitgeiſt für die Cultur der Menſchheit hervorbrachte, als das Heil derſelben nur beeinträchtigend anſehn; der Zeitgeiſt erſchien ihnen als Inbegriff aller böſen und gottloſen Beſtrebungen in der Welt und *ihre* Aufgabe dünkte ſie, gegen denſelben anzukämpfen.

Wie das ſtrenge Mönchthum früher, ſo war die ſtarre Orthodoxie ſpäter im Gegenſatz zu aller Philoſophie und aller philoſophiſchen Einwirkung auf die kirchliche Lehre. Dieſen gegenüber ſteht ein anderer großer Theil der chriſtlichen Geſellſchaft, meiſt aus Laien beſtehend, der wiederum Alles, was der Zeitgeiſt nur hervorbringt, als heilſam und gut verehrt. Beide Anſchauungen ſind nicht in der Wahrheit. Denn die Zeit, der Zeitgeiſt d. i. die Richtung des menſchlichen Denkens und Strebens, welche zu einer gewiſſen Zeit, unter einem Volk oder in irgend einer Geſammtheit vorherrſcht, umfaßt immer Beides, Gutes und Schlimmes. Wir haben uns daher prüfend in Beziehung auf das zu verhalten, was die Zeit hervorbringt, immer nach dem Worte des Apoſtels: „prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind, prüfet Alles und das Gute behaltet“.

Wer iſt es denn, der die Zeit und den Zeitgeiſt leitet? Iſt es nicht der in Allem lebendige Gott? Oder denkt man ſich irgend eine Zeit von Gott verlaſſen und einem böſen Weltgeiſt überlaſſen? Oder die Anderen, meinen ſie, daß es Zeiten gebe, in denen der menſchlichen Freiheit kein

Mann bleibe auch Verkehrtes und Böſes hervorzubringen, ſo daß jede Zeitthorheit und Zeitſünde gut und heilſam zu nennen und zu belobem wäre. Vielmehr in jeder Zeit werden göttlicher Geiſt und Weltgeiſt, göttliche Leitung und menſchliche Freiheit, Weisheit und Thorheit, Gutes und Böſes neben und mit einander ſich finden. Ja, glaubt man ſelbſt, daß die vorherrſchende Richtung in einer Zeit eine ſchlimme ſei, wie etwa die unleugbar materielle unſerer Tage, die uns nicht ohne Grund beſorgt macht, ſo würde es nur von Unglauben zeugen, wenn wir nicht meinten, daß Gott auch dieſe Richtung unter ſeine Lenkung nehme und daraus Heilſames hervorgehen laſſe. Bezeugt uns dieſes denn nicht auch jeder Rückblick in die Geſchichte vergangener Zeiten, und hat ſich nicht menſchliche Kurzſichtigkeit und blinde Befangenheit ſo vielfach darüber getäuſcht, was das Wahre, Gute und Heilſame oder das Unwahre, Böſe und Verderbliche in dieſen oder jenen auftauchenden Zeiterſcheinungen ſei? Als das Chriſtenthum in die Welt trat, erachtete der größere Theil der Menſchen, die Prieſter an der Spitze, es für ein Unheil und kämpfte dagegen. Als im Mittelalter die Reihe der Vorreformatoren mit ihren Anhängern auftrat, erachtete die katholiſche Kirche und beſonders die Geiſtlichkeit ſie für Träger einer verderblichen Zeitrichtung. Als die Reformation des ſechszehnten Jahrhunderts kam, widerſtrebte nicht noch immer der größte Theil der katholiſchen Welt, vor allem wieder der Papſt und die Geiſtlichkeit? Haben ſich damals nicht die Meiſten getäuſcht und die geiſtlichen Leiter als blinde Führer von Blinden erwieſen? Und wie beurtheilte ein bedeutender Theil der europäiſchen Geſellſchaft die franzöſiſche Revolution von 1789? Gilt ſie nicht noch gewiſſen Sophiſten als pures Teufelswerk? Wer aber die Geſchichtsentwickelung verſteht, kann der wohl die guten Früchte verkennen, die ſie für das ganze europäiſche Völkerleben gebracht hat, ungeachtet ihrer Verirrungen? Hat ſich nicht ähnliche Oppoſition gegen die philoſophiſchen und politiſchen Beſtrebungen des gegenwärtigen Jahrhunderts erhoben? Und ſehen wir aus derſelben denn gar keine guten Früchte erwachſen? Sollten wir nun nicht Gleiches ſelbſt von der heutigen realiſtiſchen und materiellen Richtung der Zeit erwarten dürfen? Waltet nicht auch in ihr eine Macht, die Heilſames für die Folgezeit hervorgehen laſſen wird? Ja, ſehen wir Solches nicht ſchon jetzt hie und da ſich daraus entwickeln?

Wohl iſt die Klage über die materialiſtiſche Richtung der Zeit begründet und gerecht, wenn man ihr vorwirft, daß ihr überhaupt der ideale

Schwung mangelt, daß sie Genuß und Bequemlichkeit zum Ziele des menschlichen Strebens macht, Gütererwerb ihr über alles geht, daß daher auch Kindererziehung, Berufswahl, Familienleben, alle socialen Verhältnisse, ja selbst Wissenschaft und Kunst von diesem Geist durchdrungen und verdunkelt werden. Nicht zu verkennen sind die schlimmen Früchte, die aus solcher Richtung erwachsen: der Luxus nimmt zu und das Leben wird veräußerlicht, verflacht und ruhelos, der Sinn für stille Häuslichkeit schwindet, Verweichlichung des Leibes und der Seele nimmt überhand, Gesinnung und Charakter im allgemeinen leiden darunter. Diese Schattenseiten unserer Zeit sind nicht wegzuleugnen. Dennoch ist nicht zu übersehen, was selbst diese Zeitrichtung an guten Früchten aufweist. Der Krieg z. B. ist für das materielle Streben der Völker beeinträchtigend und störend, darum wollen ihn die gewerblichen Stände nicht, ihr Interesse wirkt so dem großen Uebel wohlthätig entgegen. Ehrgeiz und Ländergier der Fürsten, woraus so viel Leiden über die Völker gekommen, finden ihre Schranken an der materiellen Zeitrichtung, und was das Christenthum immer erstrebt, aber nicht direct herbeizuführen vermocht hat — den Weltfrieden — das wird die Rücksicht auf Handel und Gewerbe verwirklichen. Wäre diese Rücksicht nicht — die neuesten Zustände von Italien, Schleswig-Holstein, Polen, hätten längst wieder europäische Kriege entzündet. Und es ist zu hoffen, daß in Zukunft das materielle Interesse den Krieg als ein ebenso verderbliches und unsittliches Mittel der Entschädigung immer unmöglicher machen wird.

Ein anderer großer Gewinn, der aus der materiellen Richtung der Zeit erwächst, ist die Würdigung der Arbeit, wodurch die Thätigkeit und Kraftentwickelung der Menschen nach allen Seiten hin gefördert wird. Allerdings beeinträchtigt die unruhige Geschäftigkeit der Menschen das behagliche und gemüthlich-beschauliche Leben, aber sie entwickelt auch die menschlichen Kräfte und Fähigkeiten und führt dadurch einen höheren Culturstand herbei. Unleugbar ist der Zustand der untern Schichten der Gesellschaft ein besserer geworden, die regere Thätigkeit unserer Tage hat darin viel gebessert. Ja, das Treiben in der Gesellschaft, der lebhaftere Verkehr, selbst der Luxus, der in alle Verhältnisse dringt, haben nicht nur den Lebensgenuß erhöht, sondern auch Wissen, Bildung und äußeren Anstand, der zwar noch keine Sittlichkeit ist, aber doch vielfach dieselbe unterstützt, vermittelt und verbreitet. Wie äußerlich auch diese Einflüsse sind,

ſo trugen ſie doch dazu bei, die arbeitenden Klaſſen aus dem Schmutz und der Rohheit früherer Zuſtände herauszuheben.

Gewiß führt dieſe materielle Regſamkeit der Gegenwart die Menſchen nicht zu einer religiöſen und gläubigen Erhebung und chriſtlichen Innerlichkeit, ſondern entfremdet ſie vielmehr derſelben, weil ſie die Gemüther allzuſehr in das äußerliche weltliche Leben hineintreibt, ſo daß ſie zur Einkehr ins Innere nicht kommen. In derſelben Richtung wirkt auch die theilweiſe religionsfeindliche Wiſſenſchaft, deren Ergebniſſe eine Fluth populärer Schriften ſchnell in alle Schichten der Geſellſchaft trägt. Das iſt ein unleugbares Uebel; aber alles dieſes darf uns nicht zu einer unrichtigen und ungerechten Beurtheilung unſerer Zeit verleiten. Iſt denn die Urſache der erkaltenden Frömmigkeit und Kirchlichkeit immer und überall nur in jenen Mächten des Jahrhunderts zu ſuchen? Unterſuchen wir die Motive aller in der neueſten Zeit in Deutſchland vorgekommenen Geſangbuchs-, Katechismus- und Agenden-Streitigkeiten, der Zerwürfniſſe zwiſchen Laien und Geiſtlichen in Mecklenburg, Hannover, Pfalz, Baiern, Preußen und ſelbſt hier im Lande (denn auch hier iſt eine Mißſtimmung eines groſſen Theils der Laien gegen die reactionäre Theologie des Landes nicht zu verkennen), ſo werden wir noch andere und gerechtere Gründe dazu finden.

Unſere gegenwärtige Zeit hat ein offenes Auge für das Reale, für das, was in Wirklichkeit da iſt, für die Bedürfniſſe, die ſich mit Kraft geltend machen, für die Zuſtände, in denen wir uns befinden; ſie iſt ſich ihres Bildungsſtandes deutlicher bewußt geworden und erkennt klarer, weſſen ſie bedarf, was für ſie ſich eignet oder nicht. Wenn man nun in neueſten Geſangbüchern, Katechismen, Agenden und ſo auch im Religionsunterricht und in der Predigt wieder zu Anſchauungen, Ausdrücken und Lehrfaſſungen zurückgekehrt iſt, die aus jener Vergangenheit von der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts bis in den Anfang des achtzehnten hergenommen ſind, und wenn man das, was die ſpätere Zeit darin Beſſeres, ja zum Theil Meiſterhaftes hervorgebracht hat, ignoriren oder als verkehrt und antichriſtlich verwerfen will, iſt es wohl zu verwundern, daß der fortgeſchrittene Theil der Zeitgenoſſen ſich dagegen ſträubt und ſtemmt? — daß ſogar, je eifriger ihr Fremdartiges aufgedrungen wird, deſto mehr die Laienwelt eine oppoſitionelle Stellung gegen die Geiſtlichkeit nimmt? — Kann in unſeren Tagen auch nur die Jugend ohne gerechten Anſtoß ſolche Lieder ſingen oder lernen, wie in einer auch in unſeren Schulen vielgebrauchten Sammlung geiſtlicher Lieder zu finden ſind?

„Hier iſt das rechte Oſterlamm, davon Gott hat geboten, das iſt an des Kreuzes Stamm in heißer Lieb' gebraten". Oder: „Er der Vater wird zum Kinde, Tochter, du muſt Mutter ſein, Gott wird Menſch, doch ohne Sünde, du empfängſt und bleibſt doch rein. Jungferbleiben, Schwangergehen, kann allhier beiſammenſtehen". — Dergleichen Geſchmackloſigkeiten und Anſtößigkeiten in Menge werden Knaben und Mädchen zum Lernen angeboten, ihnen zum Spott, den Eltern zum Aergerniß.

Oder erinnern wir uns an die 150 Kernlieder, Stuttgart und Augsburg 1854, die von einer zahlreichen Verſammlung von Geiſtlichen als empfehlenswerther Kinderſchatz für alle lutheriſche Gemeinden zuſammengetragen wurde und ſpäter auch wirklich in viele neue Geſangbücher bis hieher bei uns übergegangen ſind. Man ſehe ſie einmal durch, dieſe Lieder, die von ſolchen Stellen wimmeln wie etwa: „Ich war von Fuß auf voller Schand' und Sünden, bis auf den Scheitel war nichts Guts zu finden, dafür hätt' ich dort in der Hölle müſſen ewiglich büßen." Oder: „Wir bitten dich, wahr Menſch und Gott, durch dein heilig fünf Wunden roth, erlös uns von dem ewig Tod und tröſt uns in der letzten Noth". Oder: „Dein Tod hat den Tod zerhauen, daß er mich kann tödten nicht". Oder: „Dein Bräutigam, das Gotteslamm, liegt hier mit Blut beſtoſſen, welches es ganz williglich hat für dich vergoſſen. Oder: „Die Schrift hat verkündet das, wie ein Tod den andern fraß".

Eine andere Sammlung, von Hengſtenberg und ſeinen Anhängern warm gelobt und empfohlen: „die neueſte Liederkrone", 1845 in Leipzig erſchienen, giebt unter andern folgende Verſe: „O Herr, wir ſind vor dir ein Aas, ein Peſtgeſtank, ein Rabenfraß, ein Schinderloch der Sünden. Wir ſind von Mutterleib ganz ſchlecht, zertritt uns, ſo geſchieht uns recht für unſere argen Sünden. Wenn auch, dennoch Wunderkönig, haſt du gnädig uns entledigt von dem Krebs, der uns beſchädigt".

Solche Proben könnten leicht mit hunderten vermehrt werden. Wer nun nicht blind eingenommen iſt für die geiſtlichen Erzeugniſſe älterer Zeiten, deſſen äſthetiſches, ja auch religiöſes und ſittliches Gefühl wird ſich dagegen ſträuben. Ebenſo wenig als Predigten eines Geiler oder Abraham a Sancta-Clara die Chriſtengemeinden der Gegenwart noch erbauen könnten, ſondern vielmehr einen komiſchen Eindruck machen müßten, ebenſo machen auch ſolche Verſe nur den entgegengeſetzten Eindruck von dem, welchen ſie hervorbringen ſollen. Dürfte das wohl Geiſtlichen unſerer Tage verborgen bleiben?

Mit vielen der neueſten Katechismen verhält ſichs ebenſo, nur daß gegen dieſe noch das religiöſe Bewußtſein der Gegenwart ganz beſonders proteſtirt, weil es ſich von der Lehrfaſſung darin verletzt fühlt. Selbſt Luthers Katechismen, die von den ſtrengen Lutheranern wieder zu alleinigen Leitfaden des Religionsunterrichts gemacht werden, eignen ſich als eine Zeitform, welcher das gegenwärtige Zeitbewußtſein entwachſen iſt, nicht mehr durchweg für den Unterricht der Jugend. Abgeſehn von manchen andern Lehrfaſſungen in demſelben, ſind es beſonders zwei Dogmen, die gerade den Kern der Lehre bilden, dem gegenwärtigen Stande des chriſtlichen Lehrbegriffs aber unangemeſſen ſind, nämlich die Lehre von der Erbſünde und von der Genugthuung Chriſti durch ſein Blut, in der Geſtalt wie ſie dort gefaßt ſind und in neueſten Katechismen treu den Worten Luthers wiedergegeben werden.

Die Lehre von der Erbſünde entſprach in Luthers Faſſung damals ganz der nothwendigen Oppoſition gegen die Werkheiligkeit der katholiſchen Kirche. Aber Luther gerieth in das entgegengeſetzte Extrem, wenn er den Menſchen einen todten Kloß nannte, der gar nichts mehr aus ſich und für ſich thun könne; er widerſpricht damit ebenſo der richtigen philoſophiſchen Auffaſſung der Menſchenſeele als der Bibellehre, welche ausſpricht: der Menſch iſt nicht böſe geſchaffen, wir ſind göttlichen Geſchlechts, Gott ſchuf den Menſchen ſich zum Bilde, und welche demzufolge den Menſchen zum eigenen Trachten nach dem Reiche Gottes, ſowie zum ſelbſteigenen Eintritt in das Reich Gottes auffordert. Leibliche und geiſtige Erbſchaft kann auch Erfahrung und Wiſſenſchaft nicht leugnen, doch kann dieſe nicht als Sünde des Kindes betrachtet werden; es kann nicht Sünde ſein, natürlich erzeugt und geboren zu ſein. Es kann — was damit in Luthers Lehre zuſammenhängt — das ungetaufte Kind nicht als im Beſitz des Teufels mehr gedacht werden. Der Erlöſer hat das auch nie gelehrt, wie hätte er ſonſt über nichtgetaufte Kinder ſolche Ausſprüche thun können, wie Matth. 19, 14, Mark. 9, 36, 37? Luthers ſchroffe Faſſung zerſtört die chriſtliche Idee von dem göttlichen Ebenbilde und der Gotteskindſchaft des Menſchen. Durch ſeine Auffaſſung läßt ſich nun aber ganz im Widerſpruch mit der richtigen Auffaſſung unſerer Zeit mancher ſtrenglutheriſche Prediger heute noch verleiten bei einer Kindtaufe — wie neuerdings noch hier am Orte geſchehen ſein ſoll — auszuſprechen: „daß bis zum Moment der Taufe das chriſtliche Haus über das Kind nur trauern konnte, als über ein Weſen, das im Beſitz des Teufels war, und erſt mit

der Taufe, der Befreiung aus Teufelsgewalt, Freude einkehren könne in Elternherz und Haus". Solcher Beschauung widerstrebt mit gutem Grund das Bewußtsein unserer Zeit; es fühlt sich versetzt von dem Redner der sie vertritt und ausspricht.

Das andere wichtige Dogma in Luthers Katechismus ist die alleinige Rechtfertigung des Menschen durch das blutige Verdienst Christi. Kein Christ soll und kann die Erlösung und Versöhnung und auch Christum leugnen. Es ist ein Grundgedanke des Christenthums und von größter Bedeutung. Aber die Vorstellung, wie es geschehen, ist mit der Zeitentwickelung nothwendig eine andere geworden und es kann die Gegenwart nicht verbindlich gemacht werden, die Modalität der Erlösung noch genau ebenso zu denken, wie Luther und die Reformatoren sie gedacht. Ihre Ansicht war eine aus der katholischen Vorzeit herrührende Hypothese vom mystischen Opfer, die den angenommenen Zwiespalt in Gott selbst (von Gerechtigkeit und Gnade) ausgleichen sollte. Nur eine Lehrmeinung. Die Hypothese steht aber im Widerspruch mit der eigenen Lehre des Erlösers wie mit der rechtverstandenen Lehre des Paulus, welche höher und geistiger ist. Die Augustinisch-Anselmische Satisfactionstheorie ist unserer gegenwärtigen protestantischen Auffassung widersprechend. Als der Erlanger Hofmann 1852 und 57 und 58 die tiefere und geistigere auch exegetisch rechtfertigte, da wurde ihm 1857 Untreue gegen das Bekenntniß der lutherischen Kirche und Leugnung der kirchlichen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre von Philippi, Thomasius und Harnack vorgeworfen. Das ist die unfreie Stellung der gepriesenen Theologen zur Bibel und Wissenschaft noch heute, trotz der Leugnung von Sokolowski und Carlblom. Werden nun solche Vorstellungen in Unterricht und Predigt heute noch festgehalten, so sträubt sich dagegen das fortgeschrittene christliche Bewußtsein ebenso mit gutem Grunde wie etwa gegen die, daß die Erde stehe und die Sonne sie umkreise.

Denjenigen gegenüber, welche den Geist der Gegenwart als unchristlich bekämpfen, weisen wir darauf hin, wie, ungeachtet der unleugbaren Mängel und Verirrungen unserer Zeit, doch auch lobenswerthe Züge an ihr nicht übersehen werden dürfen.

Ein charakteristischer Zug an unserer neuesten Zeit ist z. B. die größere Regsamkeit des Geistes, das lebhaftere Interesse, welches man für alles, was geschieht, und auch für die geistigen Bestrebungen und Leistungen faßt. Solches Interesse finden wir sogar auch in den untersten Schich-

ten des Volkes, dafür zeugen die Presse und der Buchhandel auch in unserem Lande. Wieviel Volksschriften mehr werden heute gedruckt und abgesetzt als vor 50 Jahren! Der Zudrang zu den Schulen auch aus den niedersten Ständen ist so stark, daß ihm nicht Genüge geschehen kann; die Zahl der Geschulten ist unvergleichlich bedeutender als früher. Sollte diese größere geistige Regsamkeit und Bedürftigkeit unserer Zeit der Religion und dem Christenthum nicht auch insofern günstig sein, als sie die Gemüther, wie allen übrigen, so auch religiösen und christlichen Einwirkungen zugänglicher macht? Diesem verlangenden Bedürfniß der Zeit kommt nun in unseren Tagen mit derselben Regsamkeit ein eifriges Bestreben von Seiten der Wissenden und Gebildeten entgegen in einer Menge populärer Schriften, die über die verschiedenartigsten Gegenstände belehren und Interesse wecken sollen. Wenn nun auch in dieser populären Literatur viel Werthloses, ja Schädliches sich findet, so doch auch recht viel Werthvolles, so daß davon günstige Einwirkungen auf das Volk erwartet werden können. Auch die große Verbreitung der Bibel unter das Volk ist ja derselben regeren Thätigkeit unserer Zeit zuzuschreiben.

Eine Frucht dieser Regsamkeit und zugleich ein Mittel für sie ist in unseren Tagen ferner die so lebhafte Vereinsthätigkeit. Durch die Vereine aller Art werden die Bedürfnisse der Gesellschaft leichter, schneller und sicherer befriedigt, gewisse Einsichten und Grundsätze werden rascher verbreitet, dem Separationsgeiste und überhaupt der Selbstsucht wird entgegengewirkt, und der Gemeingeist, der mächtige Träger des Christenthums, wird genährt.

Wenn von Seiten einer gewissen religiösen Richtung an unserer Zeit so bitter gerügt wird, daß sie so unkirchlich und also auch ungläubig, unchristlich und unsittlich sei, wie die gute alte Zeit nicht gewesen, so ist darauf Folgendes zu erwidern.

Die Unkirchlichkeit, worunter der seltene Kirchenbesuch vieler Gemeindeglieder, besonders der Männer aus den gebildeten und namentlich dem Literaten-Stande verstanden wird, hat allerdings in unseren Tagen häufig einen üblen Grund, nämlich hier Gleichgültigkeit und Erkältung gegen den Glauben, dort Vorurtheil, bei Vielen träge Bequemlichkeit, bei noch Anderen Gewinnsucht, die auch an Sonntagen und Kirchzeiten dem Erwerbe nachjagt, oder Genußsucht, welche die freie Zeit des Feiertages ungetheilt nur dem Vergnügen zuwenden will. Wer möchte solche üble

Motive verkennen und entschuldigen? wer darin nicht eine Ursache des abnehmenden Gemeinschaftslebens in den Gemeinden sehen und bedauern?

Aber daß auch berechtigtere Motive die Unkirchlichkeit herbeiführen, ist nicht zu übersehen. Denn wo ist dieselbe am auffallendsten? Nicht gerade an den Orten, in den Gemeinden, wo freisinnigere Prediger wirken. Sondern die lautesten Klagen und die auffälligsten numerischen Angaben über schwachen Kirchenbesuch vernehmen wir gerade von den Orten und Gemeinden her, wo überstrenge Orthodoxie verbunden mit übertriebenem und unverständigem Eifer gepredigt wird, wie beispielsweise in neuester Zeit in Mecklenburg. Wo dagegen freisinnigere, geist- und gemüthvolle Prediger ein tiefer erfaßtes, mehr in Denken und Leben der Zeit eingehendes, das Herz auch durch die lebendigere Form befriedigendes Christenthum lehren, da findet man die Kirchen gefüllter und auch von gebildeten Männern besuchter. Dies ist eine Erfahrung seit 60 Jahren in andern Ländern, wie auch hier. Waren Schleiermachers Predigten schwach besucht? Waren hier einst Sonntags und in viel späterer Zeit Hellmanns Predigten (um von Lebenden nicht zu reden) nicht auch von Männern stark besucht? Was hat in den letzten Jahrzehnten in Baiern, der Pfalz, Baden, Hannover, Mecklenburg u. a. Orten die Opposition gegen kirchliche Maßregeln, Einrichtungen und Agenden, Katechismen, Gesangbücher hervorgerufen, Vereinigungen, Conferenzen, Beschwerden veranlaßt und Unkirchlichkeit herbeigeführt? — Das Aufzwingen obsoleter Formeln und Institute, die Formel der Teufelsentsagung, die Einführung der Ohrenbeichte u. A. m. Wie könnten auch die Gebildeten unserer Tage sich wohl eine Teufelsaustreibung bei der Taufe gefallen lassen, da doch jeder Geschichtskundige weiß, daß dieselbe gar nicht einmal aus dem Urchristenthum des Neuen Testaments herstammt, sondern eine viel spätere Erfindung der katholischen Kirche ist? Und wie sollten Protestanten eine Ohrenbeichte annehmen, die ebenso wenig der ersten Kirche angehört, von den Reformatoren verworfen wurde und gleichfalls nur ein späteres katholisches Institut ist? Dieselben Gründe gelten auch gegen die anderen obtrudirten Formeln und Gebräuche, welche man im Widerspruch mit den protestantischen Principien in das kirchliche Leben der protestantischen Gemeinde neuerdings einzuführen häufig bemüht war. Sieht sich die evangelische Laienwelt nicht genöthigt ihre protestantischen Grundsätze zu vertheidigen und zu wahren, wenn ihre Geistlichkeit dieselben verläßt und verletzt? Ist es aber unter solchen Umständen nicht ganz erklärlich, daß

der kirchliche Sinn vieler Gemeindeglieder abgeschwächt wird und endlich schwindet? Ist nun auch Vieles von dem, was die evangelische Kirche Deutschlands in der letzteren Zeit beunruhigt und verwirrt hat, in unserem Lande nicht zur Ausführung gekommen, so ist doch Vieles davon auch hier von Geistlichen gebilligt, gewünscht, angerathen, als Grundsatz und Lehre häufig ausgesprochen worden und wer, wie Pastor Guleke in seinen Abhandlungen dagegen sein Bedenken geäußert, der ist von einer Synode, in Schriften, wie die Sokolowski-Carlblomischen, als Gegner der Kirche behandelt worden, zum Beweise, daß auch hier derselbe Geist der Reaction weht, welcher sich gegen zeitgemäße Reformen sträubt.

Ferner aber fragt es sich bei dem Vorwurf der Ungläubigkeit und Unchristlichkeit, welcher unserer Zeit gemacht wird, ob die früher herrschende größere Kirchlichkeit auch durchaus ein Beweis für die größere Gläubigkeit und Geistlichkeit der „alten guten Zeit" gewesen sei? Ist etwa in der katholischen Kirche strenges Fasten, Bußübungen und Beobachtung der kirchlichen Riten jedenfalls ein Beweis inniger Frömmigkeit? Es ist bekannt genug, wie streng der italienische Bandit das alles beobachtet neben seinem Raub- und Mordleben. Und finden wir Aehnliches nicht an manchen Gliedern der evangelischen Gemeinde? Regelmäßiges Kirch- und Abendmahlgehen ist oft verbunden mit einem Lasterleben besonders in den unteren Ständen, mit großer Unredlichkeit, Herzenshärte, menschenverachtendem Stolz in höheren Ständen. Der Schluß aus der Kirchlichkeit auf die Christlichkeit eines Individuums ist oft sehr unsicher. Dagegen lassen sich Personen im bürgerlichen Leben finden, die ungeachtet ihrer Unkirchlichkeit gesinnungstüchtige, pflichttreue, hülfsbereite, ja auch in ihrer Weise und Form wahrhaft fromme, auch biblisch-fromme Leute sind. Warum aber bringt solche Christlichkeit der Gesinnung nicht auch Kirchlichkeit hervor? Der Grund davon ist schon nachgewiesen worden. Der ganze Bildungsstand und die religiöse Erkenntniß einer solchen Person ist über den Stand der Kirche und Predigt, wie sie oft gefunden werden, hinausgewachsen. Der männliche Verstand findet nicht mehr Befriedigung in der Kinderschule.

Blicken wir in die Geschichte der Kirche zurück, so sehen wir, wie jede bedeutsamere Zeitströmung und Richtung in Cultur, Wissenschaft und Leben auf die Gestaltung und Entwickelung des Glaubens und kirchlichen Lebens großen Einfluß geübt hat. Wer könnte das leugnen? Aber es könnte Jemand behaupten wollen, daß das eben nur ein Unheil für Kirche und Christenthum geworden sei und dies jetzt verhütet werden müßte.

Wie ja auch ein namhafter Mann in unseren Tagen forderte, daß die Wissenschaft umkehren solle." Aber dann fragt es sich: hätte das Christenthum in die Welt auch eindringen können, wie ein heiliger Sauerteig, Matth. 13, 33., wenn es sich allen Kreisen des weltlichen Lebens fremd gegenüber gestellt hätte? Mußte das Christenthum, um in die Menschheit einzudringen, nicht von menschlichen Personen getragen werden? Und konnten diese wohl von den Einflüssen ihrer Zeitalter unberührt bleiben? Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit, auch in den Aposteln ist der Zeit- und Nationaleinfluß sichtbar und ebenso mußte das bis auf unsere Tage sein. Es kann nicht anders sein und darum soll es auch so sein; in dieser Nothwendigkeit aller Entwickelung spricht sich der göttliche Wille aus. Wie unwissend müßte man sein, um nicht zu wissen, wie der Fortschritt in Sprache und Geschichtsforschung, wie in der Philosophie nothwendig auf die Erklärung der heiligen Schrift und die Auffassung ihrer Facta, auf die logisch-systematische Anordnung und die Begriffsbestimmung der christlichen Lehren einwirken mußte. So wurde denn auch der Sinn und Inhalt vieler Bibelstellen in verschiedenen Zeiten verschieden verstanden und darnach mußte auch die christliche Lehre überhaupt eine andere werden. Ist es möglich, mit den Begriffsbestimmungen eines Calov, Quenstedt und anderer Theologen des 16. oder 17. Jahrhunderts über das Wesen Gottes und des Menschen sich jetzt zu befriedigen? Hat die spätere philosophische Forschung nicht in viel größere Tiefen und zu viel erhabeneren Begriffen geführt? Diese geläuterten Begriffe sind aber allmälig auch in die Köpfe der gebildeten Laien eingedrungen; will nun die Lehre der Geistlichen sich den neuen Anschauungen fremd und fern halten, so muß sie ihrer Zeit oder einem großen Theil der Gebildeten in der Gemeinde sich entfremden.

Die Kirche und Theologie gegen die Zeit und Zeitideen abschließen wollen, während das geistige Leben auf allen übrigen Gebieten fortschreitet, das wäre demnach ebenso unausführbar als unverständig, ja eine Verletzung des Princips des Protestantismus, dessen Wesen unausgesetzter Fortschritt ist zu der Klarheit, die sich aus den heiligen Urkunden der Bibel zu immer klarerem Begriff im menschlichen Geiste entwickelt, und zwar nie ohne die selbständige Mitbethätigung menschlicher Kräfte und Bestrebungen und Mittel.

Die Kirche, als die Verwirklichung des Gottesreiches oder Christenthums in der Menschheit, ist eine Anstalt für die religiös-sittliche Erzie-

hung des Menschengeschlechts; sie muß darum in alle menschlichen Verhältnisse eindringen, um sie zu heiligen. Aber sie ist nicht die einzige Macht im Welt- und Menschenleben; ihre Verbündeten für den hohen Zweck sind noch andere Formen und Institute wie Familie, Staat, Wissenschaft, Kunst, Sitte; diesen darf sie sich nicht entfremden, sondern muß sich mit ihnen immer enger verbinden, um in Gemeinschaft mit denselben das große Werk der Menschenentwickelung auszuführen, kämpfend gegen das Verkehrte und Böse, unterstützend und fördernd alle heilsamen natürlichen Kräfte und Bestrebungen, weil auch sie aus Gott sind. Auf diesem Gange der Entwickelung ist der Kirche der Prüfungsgeist (die Kritik) vor allem unentbehrlich, nach dem Grundsatz: „prüfet Alles und das Gute behaltet." Dadurch eben wird die Kirche Protestantismus, der gegen alles Unwahre, also auch die überlebten Formen der Auffassung protestirt, um die christliche Wahrheit vor Entstellung zu sichern. Nicht blind soll sie sein gegen die Verirrungen und Uebertreibungen der Zeit, wie schöne Namen und glänzende Hüllen diese auch annehmen, aber auch nicht blind gegen ihre eigenen Fehler und Verirrungen, weil sie sonst in die Stabilität des Katholicismus hineingeräth. Will man sich nun heute wieder absichtlich die Augen zuhalten, um das Unkraut menschlicher Satzungen auf dem Felde der Kirche nicht zu sehen? Neigt man wieder dahin, einen redlichen Wächter dieses Feldes, wie den Pastor Guleke, zu verketzern? Dann ist es an der Zeit, das protestantische „Publikum" darauf aufmerksam zu machen, daß das Princip des Protestantismus selbst gefährdet ist — auf die Gefahr hin, daß man angeschuldigt werde, um die Gunst des „Publikums" gebuhlt zu haben, worüber der Verfasser dieses Aufsatzes sich mit manchen Größeren trösten könnte, denen ein Gleiches widerfuhr, wenn sie gegen überlebte Satzung protestirten.

Pastor F. Tiling.

# St. Petersburger Correspondenz.

Ende September.

Unsere nordische Hauptstadt ist im gegenwärtigen Augenblick noch still und ohne Leben. Das ungewöhnlich milde Herbstwetter hält die vornehme Welt noch auf den „Datschen" (Landhäusern) zurück, der kaiserliche Hof ist in der Ferne, im Süden, und Handel und Verkehr sind längst nicht mehr, was sie vor dem letzten Kriege waren. Nur die Anwesenheit des Königs von Griechenland brachte einige Tage lang Bewegung nicht nur in die officiellen Kreise, sondern auch in die Masse des Publikums. Daß der junge Fürst die weite Reise in den Norden nicht gescheut, daß er zuerst hierher gekommen, schmeichelte dem Nationalgefühl. Volk und Geistlichkeit bewillkommneten in ihm den Religionsgenossen; dem warmen Empfange bei Hofe entsprach die Haltung der Bevölkerung. Man erzählte, jede der drei Schutzmächte habe dem künftigen Könige viertausend Pfund jährlich ausgesetzt (in Form eines Erlasses der griechischen Rentenzahlung von der Höhe der genannten Summe), ja es gingen Gerüchte von einer bevorstehenden Verbindung mit einer dem Kaiserhause angehörenden Prinzessin (Eugenie von Leuchtenberg), indeß scheinen dieselben Gründe, die es unräthlich machten, den erledigten Thron mit einem Prinzen der drei Schutzhöfe zu besetzen, dieser Vermuthung entgegen zu stehn. Die Erbitterung gegen die Polen und ihre Thaten schien vor Kurzem noch einen Stillstand zu erreichen, da die sogenannten westlichen Provinzen, an denen dem Reiche Alles und mehr als am Zarthum Polen gelegen ist, durch Murawjew, den Stolz des Volkes, beruhigt und die Noten der drei Mächte in befriedi-

gender Weise abgewiesen waren — da haben die Orsini-Bomben die Flamme des Unwillens wieder angefacht. Trägerin dieser Stimmung und Gesinnung ist vor allem die Presse, in dieser aber zumeist die „Moskauer Zeitung", herausgegeben von dem Professor Katkow, der aus einem anglophilen Doctrinär ein conservativer, religiöser, ohne Umschweif russischer Mann geworden ist, der so schreibt, wie es den Meisten ums Herz ist, und daher den größten Leserkreis um sich versammelt. In der That, die Moskauer Zeitung ist Fleisch vom Fleische der Nation; in ihr spiegelt sich der Bildungsgrad und die Denkart Moskau's und der umgebenden Landstriche — während so vieles Andere in Literatur und Gesellschaft hohe Ansprüche macht und doch nichts als Flitter, Nachahmung, Anflug und Maskerade ist. In Betreff Polens ist die Moskauer Zeitung mit dem „Denj" in Zwist gerathen. Das polnische System der ersteren ist gerade und unzweideutig, das des Denj gewunden und widerspruchsvoll. Wie sollte das auch anders sein? die Lage der Dinge und die Richtung der Gemüther in Polen paßt in die abstracte, aus zwei oder drei Sätzen bestehende, ohnehin aus dem Auslande (aus Deutschland und Böhmen) importirte Racentheorie sehr schwer. Hören sie folgende Auslassung des panslavistischen Journals (in Nr. 35), die geeignet ist, auch die baltischen Provinzen zu interessiren: „der Gedanke, daß das Oberhaupt des russischen Reiches eine Collectivperson sei, die nicht nur die Titel verschiedener Herrschaften und Gebiete, sondern auch besondere, diesen Titeln im Einzelnen entsprechende Functionen in sich vereinigt, dieser Gedanke ist nicht neu und bei den baltischen Deutschen und etlichen unserer Föderalisten (giebt es solche?) sehr beliebt. Danach müßte der russische Kaiser unter den Polen der erste Pole, unter den Deutschen der erste Deutsche sein u. s. f. Wir haben selbst einen Aufsatz in Händen gehabt, den wir aber nicht abdruckten, und der seitdem in einem Provinzialblatt erschienen ist, wo der Satz durchgeführt wurde, die Verlegung des Reichscentrums von Moskau nach Petersburg habe die Bedeutung und Bestimmung gehabt, alle Nationen und religiösen Bekenntnisse in dem Abstractum eines russischen Reiches und gleicher Unterthanschaft zu versöhnen. Eine herrliche und ungemein schöne Theorie! Wer gegen sie ankämpft, geräth in den Verdacht des Moskalismus und setzt sich dem Vorwurf aus, er sei ein Feind der Rechtsgleichheit aller Bewohner unseres großen Reiches. Und doch handelt es sich hier gar nicht um bürgerliches Recht und religiöse Freiheit, welcher wir auch so warm das Wort reden, wie nur die Verfechter der Petersburger

Centraliſation, ſondern um eine abſtracte Staatsnationalität oder richtiger Nationalitätsloſigkeit, die ſchließlich nur zum Vortheil und zur Kräftigung der polniſchen, deutſchen, jüdiſchen Elemente und zum Schaden der ruſſiſchen Nation ausſchlagen würde. Nach unſerer Meinung und wohl auch nach der unſerer Leſer iſt der ruſſiſche Kaiſer ein ruſſiſcher und nichts weiter, kein polniſcher, deutſcher u. ſ. ſ. Befinden ſich noch andere Nationen unter ſeinem mächtigen Schutz und Schirm, ſo doch nur unter der Bedingung, daß ſolcher Schutz den Intereſſen und der Wohlfahrt der ruſſiſchen Nation nicht zuwider laufen. Der Staat, als äußerliche Hülle eines vielheitlichen Volksorganismus, kann nur vermöge dieſer innern organiſchen Kraft ſtark ſein. Hörte dieſe Kraft zu wirken auf oder ließe ſie irgendwie in ihrer Wirkſamkeit nach, oder erfolgte irgendwie ein Widerſtreit der organiſchen Richtungen, oder ein Organ entwickelte ſich übermächtig auf Koſten der andern z. B. jene äußere Hülle auf Koſten des übrigen Körpers — ſo würde der Staat trotz aller äußeren Macht und Herrlichkeit kein Pfand bieten für ächte Kraft und wahres Gedeihen. Dieſe organiſche Kraft iſt Nationalität. Rußland iſt kein Verein verſchiedener Stämme und Völker, die blos durch das äußere materielle Band ſtaatlicher Einheit verknüpft wären, kein Agglomerat, ſondern eine lebendige Einheit, ein nationaler Organismus, der durch eigene innere organiſche Kraft wächſt und ſich entwickelt: Rußland iſt nur dadurch Rußland, daß es ruſſiſch iſt; nur dadurch iſt, lebt und bewegt es ſich; da liegt Gedanke und Grund ſeines Daſeins, ſeine raison d'être. Ueberhaupt kein Staat kann jemals von dieſem Kern ſeines Lebens und ſeiner Kraft, von dieſer wahren Quelle, dem Grund und Fundament ſeines hiſtoriſchen Daſeins getrennt gedacht werden. Brauchen wir noch zu ſagen, daß im ruſſiſchen Reiche dieſer Kern, dieſe Lebens- und Kraftquelle, dieſer Sitz bauender Vernunft eben Rußland iſt und das ruſſiſche Volk, nicht aber Polen, nicht die Oſtſeeprovinzen, nicht Baſchkirien, ſo eng der Anſchluß der letzteren an Rußland ſein mag. Wie lebensvoll dieſe organiſche Kraft vor der durch Peter I. geſchehenen Umwälzung war, beweiſt der Umſtand, daß alle Eroberungen und Erwerbungen des damaligen Rußlands ſogleich ein untrennbarer Theil deſſelben wurden und in die organiſche Einheit aufgingen. Mit all dem wollen wir, wie ſich von ſelbſt verſteht, Leuten nichtruſſiſcher Nationalität und Religion die bürgerlichen Rechte nicht abſprechen, wenn ſie nur das Gewicht der ruſſiſchen Nationalität in Rußland anzuerkennen ſich entſchließen". — Das iſt alſo die politiſche Weisheit

dieſes als beſonders tiefſinnig geprieſenen, ganz ohne Vergleich eigenthümlichen und angeblich erſten unter den ruſſiſchen Blättern! Die fertige Lection, aus ein paar armſeligen Kategorien beſtehend, wird bei jeder Gelegenheit aufgeſagt, gleichviel ob ſie auf den grade vorliegenden Fall paßt oder nicht. Das dritte Wort iſt „organiſch“; es iſt um ſo willkommener, da man ſich gar nicht Beſtimmtes dabei denkt. Gut! angenommen, Staat und Volk ſollen ſich decken, der Staat ſei keine freie ſittliche Schöpfung, ſondern organiſche, d. h. blinde, dunkle, blos natürliche Function — dies einen Augenblick zugegeben, wie denkt ſich denn der „Denj“ Stellung und Verhältniß der fremden Nationalitäten, die zum ruſſiſchen Reiche gehören? Sie können den Organismus ja nur ſtören, ſie müſſen aſſimilirt, oder, wenn dies nicht geht, ausgerottet oder ganz und gar entfernt werden: je loſer die Föderation, deſto organiſcher. Für eine gemeinſame politiſche Thätigkeit, als durch allgemein ſittlichen Charakter über den geiſtloſen Raumunterſchied erhaben, iſt in der Anſchauung des „Denj“ kein Raum; was bleibt alſo, fragen wir noch einmal, übrig, als höchſtens das allerlockerſte ſöderative Band? Und wenn im Staatsleben der irrationale, blos volksthümliche Drang und Trieb entſcheidend iſt, welchen Rath giebt der „Denj“ dann den ruſſiſchen Deutſchen, die doch auch ihr nationales Bewußtſein haben und für die dieſelbe Nothwendigkeit beſteht? Er ſchenkt ihnen zwar großmüthig die Theilnahme an den allgemeinen bürgerlichen Rechten, allein ſieht er denn nicht, daß nach ſeiner eigenen Theorie dieſe politiſchen Rechte auch wieder nur ein organiſches Product des ruſſiſchen Volkslebens und der Entwickelungsſtufe Rußlands ſind, daß die Deutſchen und Baſchkiren möglicherweiſe für ſolche Güter noch nicht reif oder ſchon darüber hinaus ſind oder ſie überhaupt nur in einer andern, ihrem nationalen Bewußtſein angemeſſenen Geſtalt ſich aneignen können? Der Mitgenuß an den bürgerlichen Freiheiten wird doch ferner auch kein paſſiver, ſein, d. h. der „Denj“ wird den Deutſchen doch auch die Anwartſchaft auf alle öffentliche Aemter, auf thätige Mitwirkung bei Geſetzgebung, Verwaltung, Rechtsſprechung, Landesvertheidigung u. ſ. w. zugeſtehen, die Deutſchen werden Generale und Miniſter, Lehrer, Richter u. ſ. w. werden können. Aber werden die organiſchen Verrichtungen des ruſſiſchen Lebens nicht dadurch im Weſentlichen geſtört? wird nicht Krankheitsſtoff eingeführt? Man ſieht, verſchiedene Nationen innerhalb eines Reiches paſſen in den Rahmen dieſer politiſchen Myſtiker gar nicht, ſie mögen ſich winden, wie ſie wollen und ihre liberale Geſinnung mit dreiſter Stimme zehnmal be-

theuern. Die Ehe muß aufgelöst werden oder das Weib muß Sklavin werden. Vom Staatsleben haben diese Herren vom „Denj“ den allerunwürdigsten Begriff: sie fertigen die bürgerliche Freiheit in der leichtsinnigsten Weise ab, nennen den Staat eine äußere Hülle u. s. w. Sie haben aus deutschen Büchern einer vergangenen Epoche eine unbestimmte, halbwahre Formel aufgeschnappt, aber darüber keine Zeit gehabt, sich 1) wirklich in die Tiefen der politischen Idee zu versenken und 2) an politisch-praktischen Realitäten ihr Urtheil zu bilden und ihre Erfahrung zu bereichern. In einer späteren Nummer des „Denj“ wird vor ausländischen politischen Begriffen gewarnt und auf ächt russische Freiheit als Ziel des Strebens hingewiesen, unmittelbar darauf aber Oeffentlichkeit als höchstes zu erringendes Gut bezeichnet. Wahrhaftig, Oeffentlichkeit ist ein Begriff der im Westen nicht existirt! Die Buchdruckerkunst ist nicht in Europa erfunden worden, die Censur und die Aufhebung derselben auch nicht, und das Jahr 1789 ist gleichfalls in Europa bedeutungslos dahingeschwunden! — Genug vom „Denj“. Das Ganze hat viel weniger Boden, als es aus der Ferne scheint, und solche Wort- und Uebungsspiele weit hinten in Moskau gleichen den Seifenblasen auf ein Haar. — Sie erinnern sich des jüdischen Literaten Wolfsohn, der jetzt in Sachsen mit russischem Gelde eine für Rußland (und wohl auch für die Welt) sehr unnütze Revüe herausgiebt und einst durch sein Stück „Nur eine Seele“ bei dem Dresdner Theaterpublikum so großen Beifall fand. Nun, besagtes Stück ist jetzt von zwei russischen Dramatikern, wohlverstanden von zwei — auch hierin ahmt Petersburg seinem Vorbild Paris mit Glück nach — den Herren Nowikoff und Rodislawski, ins Russische übertragen und zur Aufführung gebracht worden. Ueber die letztere urtheilt ein sehr verständiger Berichterstatter im russischen „Invaliden“ etwa folgendermaßen. Das Stück, auf Effect berechnet, ist doch nur ein Werk der Studirstube und entbehrt für russische Zuschauer fast aller Lebenswahrheit. Die Herren Bearbeiter hatten einige Scenen ausgeschieden, dafür einen neuen Schluß angebracht: sie lassen im entscheidenden Moment einen Adjutanten mit dem Kaiserlichen Emancipationsmanifest eintreffen und allem tragischen Jammer ein Ende machen. Und dieser Schluß allein, fügt der Referent hinzu, rettete das Stück vor dem verdienten Untergang: er weckte in der Brust der Zuhörer einen sympathetischen Wiederhall, während in dem Vorausgehenden nur falsche Töne erklangen und erkältend und abstoßend wirkten. Die Herren Verfasser hätten auch das übrige Stück einer ähnlichen Umschmelzung unter-

werfen sollen, denn auf der Bühne, bei Darstellung russischen Lebens und Treibens, können wir „deutsche Arbeit" nicht brauchen. — Da ich einmal bei literarischen Dingen bin, so lassen Sie mich Ihnen den frühzeitigen, obgleich längst erwarteten Tod der großen National-Encyklopädie melden. Dies Unternehmen und sein Gang ist für Land und Volk äußerst charakteristisch. Die Anlage war kolossal, es sollte über Nacht ein zweiter Ersch und Gruber geboren werden: alle übrigen gebildeten Nationen hatten wenigstens ein encyklopädisches Wörterbuch, ihnen sollte sich Rußland mit einem Sprunge zur Seite stellen. Eine Actiengesellschaft, vom edelsten Patriotismus beseelt, hatte sich gebildet, den literarischen Berühmtheiten wurden die einzelnen Fächer zugetheilt, die Besoldungen waren glänzend, die Artikel, die einliefen, dehnten sich zu Werken aus und wurden demgemäß honorirt. An der Spitze stand als Hauptredacteur Herr Krajewski, ein bisher glücklicher Journal-Speculant, der aber bald Unrath merkte und sich zurückzog; ihm folgte der Oberst Lawrow, ein berühmter Philosoph und Erfinder, wenn ich nicht irre, eines eigenen Systems, der aber leider kein Latein und Griechisch versteht und dem also Aristoteles und Spinoza ewig verschlossen sind; diesem endlich der Oberst Hörschelmann. Der Redacteur und seine Gehülfen strichen und änderten, das gefiel den Mitarbeitern nicht; spaßhafte Schnitzer liefen mit unter, an Einheit der Arbeit war nicht zu denken; die Herausgabe stockte, die Honorare liefen fort. Endlich war mit dem sechsten Bande alles Geld der Actionäre verwirthschaftet und da das Interesse des Publikums wie der Herausgeber sich schon längst anderen gleich großen Dingen zugewandt hatte, so ist das Unternehmen jetzt eines stillen und sanften Todes entschlafen — eine ruhmreiche Illustration des Spruches: in magnis voluisse sat est. Trotzdem wäre meiner Meinung nach eine Uebersetzung oder Bearbeitung und Verkürzung des Brockhausschen Conversationslexikons praktischer und den Umständen angemessener gewesen — oder vielmehr, um die ganze Wahrheit zu sagen, ein Conversationslexikon ist vorläufig noch gar nicht nöthig und eher vom Uebel, da in der hier herrschenden Bildung schon allzuviel Encyklopädismus, Conversation und Feuilletonismus ist. Ließen sich hier nur mehr-Menschen schaffen von in sich vertiefter Einseitigkeit! — Hoffen wir, daß die im October wieder zu eröffnende Universität dahin wirken werde, daß ein ernster Geist der Studien mehr Platz greife. Aus der Reihe der Professoren sind manche jüngere und heißblütige ausgeschieden, die das Wort Universitätsfreiheit auf ihre Fahne geschrieben hatten und

damit die Hochschule ins Verderben stürzten: jene Männer waren hochbegabt, sie waren von der besten Absicht beseelt, aber sie irrten sich in dem gegebenen Menschenmaterial, das ihre Experimente nicht aushielt. Die neuliche Rectorwahl ist mit 24 gegen zwei Stimmen bezeichnender Weise auf einen Deutschen gefallen, den Professor Lenz, denselben, der für das Fach der Physik auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften ist, einen ruhigen, wohlwollenden und erfahrenen Mann, der im Princip nicht gegen freie Bewegung der Jugend ist, aber Ort und Umstände im Auge behält. Eine andere Wahl betraf die Frage: ob Prorector oder Inspector? d. h. soll die Aufsicht und Disciplinarbehörde durch einen aus der Mitte der Professoren zu wählenden Prorector oder durch einen eigenen, ungelehrten, von auswärts zu ernennenden Polizeibeamten-repräsentirt werden? Die Majorität entschied mit 10 gegen 9 Stimmen für einen Inspector. Dies widerspricht zwar den Traditionen deutscher Hochschulen, war aber, wie ich überzeugt bin, durch Sachlage und Landesart geboten. — Zwei Institute, die bisher sonderbarer Weise zum Ministerium des Kaiserlichen Hofes gehörten, der Botanische Garten und die öffentliche Bibliothek, sind jetzt anderen Ministerien zugetheilt worden, die Bibliothek dem der Volksaufklärung, der Garten dem der Domänen, letzterer jedoch in der Weise, daß Se. Kaiserl. Hoheit der Großfürst Nikolaus Curator und Chef wird und Beziehungen zur Akademie der Wissenschaften angeknüpft werden. Die öffentliche Bibliothek hat vor Kurzem ein Journalzimmer eröffnet und damit ein dringendes Bedürfniß des gelehrten Publikums befriedigt: die Eintrittsbedingungen sind nach hiesiger Weise äußerst liberal. Ich hoffe, Unterhaltungslectüre wird dabei ausgeschlossen sein; ist dies der Fall, dann werden sich nur die wirklich Berufenen einfinden, die bisher bei der Entfernung Petersburgs vom literarischen Markt schmerzlich den Zusammenhang mit der unaufhaltsam sich bewegenden Wissenschaft vermißten. — Sie werden in den Zeitungen die Notiz gefunden haben, daß der in Berlin tagende internationale statistische Congreß mit Stimmeneinheit den Beschluß gefaßt hat, die russische Regierung um Einführung des im übrigen Europa geltenden gregorianischen Kalenders zu bitten. Gegen solche Kundgebungen der europäischen öffentlichen Meinung ist man hier nun keineswegs unempfindlich und ich glaube zu wissen, daß im Stillen schon einige darauf bezügliche Vorbereitungen getroffen werden, wenn diese auch vorläufig nur in Sammlung des einschlagenden historischen Materials bestehen sollten.

Noch Einiges über Veränderungen in der äußeren Physiognomie der Stadt, wie sie in diesem Herbst dem vom Lande oder von der Datsche oder auch per Eisenbahn von den deutschen Bädern Heimkehrenden theils als augenfällige Objecte, theils in Gestalt von Gerüchten und Nachrichten entgegentreten. Das öffentliche Fuhrwerk war, wie Sie wissen, die wahre Schandpartie dieser glänzenden Hauptstadt: elende, unbequeme, zerbrechliche, gegen die Unbilden der Witterung keineswegs Schutz gewährende Droschken, die Pferde ein Bild des Jammers, die Kutscher betrunken, das Pflaster unerträglich: Alles dies dem Reisenden besonders auffallend, der aus dem jetzt so nahen Berlin kam und die ernsten, schweigsamen Droschkenmänner in ihren blauen Mänteln und lackirten Hüten, die bequemen Wagen, die wohlfeilen Preise und die unzähligen in allen Richtungen sich folgenden und sich kreuzenden Omnibus im Gedächtniß hatte. Gutes öffentliches Fuhrwerk ist bürgerfreundlich, ist ein Symptom eines zahlreichen und wohlhabenden Mittelstandes, denn der Vornehme fährt im eigenen Wagen und der gemeine Mann geht zu Fuß. Nun, auch hier scheint sich etwas der Art zu regen. Durch einige Hauptstraßen sind Eisenbahnen gezogen, auf denen sich Ungethüme von Omnibus bewegen: jeder Vorübergehende staunt und bleibt stehen. Für drei Kopeken hoch oben, für fünf im Innern des Wagens kann man sich so fortziehen lassen und braucht den Regen nicht zu fürchten. Alsdann sollen 400 bedeckte Droschken, sage bedeckte, in Bereitschaft stehen und nächstens ihre Fahrten beginnen. Da wird man, wenn man ein armer Teufel ist, wie beispielsweise Ihr Berichterstatter, seine entfernt wohnenden Freunde häufiger sehen können. Eine weitere Verbesserung wird vorbereitet: Wassili Ostrow, der Sitz der Deutschen, des Handels und der Wissenschaft, soll Gasbeleuchtung bekommen, wie sie die stolze und vornehmere Schwester dieser Insel, die sogenannte „große Seite" schon längst besitzt. Eine Gesellschaft mit einem Grundcapital von 200,000 Rubel will die Newa bei Ochta oberhalb Petersburg überbrücken: sie darf natürlich einen Brückenzoll erheben; dagegen fällt die Brücke nach dreißig Jahren der Stadt als Eigenthum zu.

Was das Theaterwesen betrifft, über welches ein rechtschaffener Correspondent sich des Ausführlichen zu verbreiten pflegt, so erlassen Sie mir diesmal die Besprechung dieser Seite unseres öffentlichen Lebens — wenn der letztere Ausdruck bei so bevormundeten Anstalten nicht allzu hoch gegriffen ist. Ohnehin steht dort Alles beim Alten. Nur die deutsche Bühne soll durch Hinzuziehung neuer Kräfte, Bereicherung des Repertoirs, Ab-

ſchaffung der Benefize u. ſ. w. ſich wirklich gehoben haben und jetzt ein Muſterinſtitut ſein, das die erleſenſten und feinſten Kunſtgenüſſe bietet. Ich glaube es gern, kann aber nicht aus eigener Anſchauung darüber urtheilen; bisher hielt ſie mit der hieſigen deutſchen Zeitung ungefähr gleiches Maß, ſo wie beide mit dem hieſigen deutſchen Publikum, einem geiſtig genügſamen Colonialvölkchen.

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Faltin. G. Berkholz.

# Eine neue wiſſenſchaftliche Wandergeſellſchaft.

Anknüpfend an einen von mir in dieſen Blättern früher mitgetheilten Aufſatz verwandten Inhalts *), beabſichtige ich hier, über die in Heidelberg am 28. Auguſt 1863 zu Stande gekommene aſtronomiſche Geſellſchaft Nachricht zu geben.

Okens genialer Gedanke, zuerſt, wenn gleich in kleinſtem Maßſtabe, 1822 am 18. September zu Leipzig ins Leben gerufen, hat eine Bedeutung gewonnen, welche wohl keiner der Gründer ahnte. Der unſcheinbare Keim iſt herangewachſen, man kann ſagen nach drei Dimenſionen, zu einem weltgeſchichtlichen Baume. Der Ausdehnung in Länge entſpricht die Verbreitung ähnlicher Vereine über faſt alle civiliſirte Länder, am früheſten in England. Der wachſenden Breite vergleichen wir die Verzweigungen, die ſich in den analogen Verbindungen der Pädagogen und Philologen, der Juriſten, Landwirthe, Augenärzte und Zahnärzte und anderer Wiſſenszweige darſtellen und denen es eben ſo wenig wie der jährlichen Hauptverſammlung an allgemeiner Theilnahme und Beachtung gefehlt hat. Und die dritte Dimenſion wird füglich durch die wachſende Anzahl der jährlich ſich Verſammelnden repräſentirt, wie nicht minder durch die tiefere Forſchung und gründlichere Beſprechung, wie dies namentlich durch die Einrichtung der Sektionen ermöglicht worden iſt, die zuerſt 1828 in Berlin, allerdings gegen den Wunſch des Stifters, eine beſtimmte Form gewonnen.

Durch alles dieſes ſind nun wohl die Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieſer Verſammlungen, die vom erſten Beginne an von den verſchie-

*) Im Mai-Heft d. J.

denſten Seiten und in den mannigfachſten Geſtaltungen ſich ausgeſprochen haben, genügend widerlegt. Die Kraft, welche in einer feſt organiſirten Aſſociation ſich entfaltet, die weſentlichen Vortheile, die ſie den einzelnen Gliedern gewährt, waren auf materiellem, namentlich gewerblichem und merkantiliſchem Gebiete, ſeit Jahrhunderten erkannt und anerkannt, auch Malergeſellſchaften und Sängerverbindungen hatte ſchon das Mittelalter geſehen; doch der Mann der ernſten Wiſſenſchaft blieb in ſeiner einſamen Studirſtube, in die nur ſelten und gelegentlich ein Fachgenoſſe eintrat; während im Ganzen und Großen das figulus figulum odit ſich ſelbſt an den größten Geiſtern — man erinnere ſich an den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton — in einer Weiſe bethätigte, die uns mit Scham erfüllen muß.

Wenn durch die Naturforſcher- und die ihnen nachgebildeten ähnlichen Verſammlungen auch weiter nichts erzielt würde, als das Aufhören dieſer der Wiſſenſchaft ſo unwürdigen perſönlichen Befehdungen — es wäre damit wahrlich ſchon Großes erreicht. Der Stifter dieſes Vereins bezeichnet es im § 2 der noch immer geltenden Statuten als Hauptzweck, daß die Männer der Wiſſenſchaft ſich perſönlich kennen lernen. Und gewiß, in dieſem „ſich kennen lernen“ liegt die Grundbedingung alles gemeinſamen gedeihlichen Wirkens.

Nun iſt freilich dieſes Wirken ein ſolches, das nur im allgemeinen erkennbar, nicht aber im einzelnen nachweisbar iſt. Wir können nicht die einzelnen Arbeiten und Reſultate bezeichnen, die durch unſere Verſammlungen veranlaßt wurden und ohne ſie nicht zu Stande gekommen wären. Allein gilt nicht Aehnliches von jeder weltgeſchichtlichen Inſtitution? und kann dies anders ſein? Wir wollen es deshalb auch hier nicht verſuchen, eine nach Nummern und Paragraphen geordnete Aufzählung des Nutzens zu geben, der aus dieſen Vereinigungen erwächſt. Wir ſprechen einfach mit Martin Luther:

Iſt's Werk von Gott, ſo wird's beſtehn,
Iſt's Menſchenwerk, wird's untergehn.

Nun werden allerdings ſich Stimmen erheben, welche uns das Recht beſtreiten, dieſes Dictum zu unſeren Gunſten in Anſpruch zu nehmen. In vorderſter Reihe ſteht eine gewiſſe theologiſche Schule, die neben und außer ſich nichts anerkennt, und die namentlich alle und jede Naturforſchung als etwas Untergeordnetes, Bedeutungsloſes, ja direct Schädliches bezeichnet. Unzugänglich unſern Argumenten, ohne Sinn für das Erhabene in der Natur und ihre Geſetze, bezeichnen ſie wohl gar unſere Beſtrebungen

als einen Abfall von Gott, als eine Anmaßung, ihm Regeln für ſeine Weltregierung octroyiren zu wollen; ganz ähnlich jenem fataliſtiſchen Araber, der das Vorherſagen einer Sonnenfinſterniß als das größte Verbrechen bezeichnete, deſſen der Menſch ſich gegen Gott ſchuldig machen könne. Solche Gegner überzeugen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen, und der Verfaſſer iſt ſich bewußt, für ſolche Leute überhaupt nicht zu ſchreiben und nie geſchrieben zu haben, denn die von Gott ihm verliehene Geiſteskraft unnütz vergeuden zu wollen, war nie ſeine Sache. Zwiſchen ſo diametralen Gegenſätzen vermitteln zu wollen iſt eitles Bemühen; hierher gehört allein der Ausſpruch Chriſti: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen".

Der wahre Naturforſcher greift nicht über ſein Gebiet hinaus, aber er will auch keinen Eingriff in daſſelbe dulden, nicht ſein tägliches Brot vor den Thüren der Theologen erbetteln. Es wäre Entſagung ſeiner Würde und Selbſtändigkeit, wenn er erſt für jedes neugewonnene Reſultat bei allen Confeſſionen und kirchlichen Genoſſenſchaften Umfrage halten ſollte, ob keinerlei Einwand oder Bedenken ihrerſeits entgegenſtehe. Jede vernünftige Staatsverwaltung, wie jede vernünftige Kirche wird dieſe Freiheit und Unabhängigkeit der Naturwiſſenſchaft achten und anerkennen, und dann in ihr keine Gegnerin, ſondern eine Bundesgenoſſin erblicken, ſtets bereit, mit ihr gemeinſchaftlich dem gleichen Ziele nachzuſtreben — der Erforſchung der Wahrheit.

Genug zur Bezeichnung unſeres Standpunktes, von dem aus wir uns jetzt zu unſerem eigentlichen Thema wenden wollen.

Die Aſtronomie war auf den bisherigen Naturforſcher-Verſammlungen keineswegs hintangeſetzt worden; in den allgemeinen Sitzungen wie in den Sektionen waren die verſchiedenſten Gegenſtände der Himmelsforſchung in Vorträgen und Beſprechungen verhandelt worden. Allein es zeigte ſich, daß für manche ſpecielle, zunächſt nur dem Fachgenoſſen näher bekannte und ihn intereſſirende Gegenſtände auf den allgemeinen Verſammlungen nicht die erforderliche Zeit gewonnen werden konnte. Namentlich kam 1857 auf dem Bonner Congreß zuerſt die Frage zur Diſcuſſion: ob und wie es möglich ſein werde, die Ephemeriden für die ſo raſch anwachſende Zahl der kleinen Planeten in derſelben Schärfe und Ausdehnung wie früher für die älteren zu berechnen? Um das Gewicht dieſer Frage einigermaßen zu beurtheilen, erwäge man, daß bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts nur 6 Planeten zu berechnen waren; jetzt 85. Aber nicht genug, daß die Zahl

ſich in ſo ſtarkem Verhältniß vermehrt hatte, auch die Schwierigkeit der Berechnung iſt bei den kleinen Planeten (den ſogen. Planetoiden) ohne allen Vergleich bedeutender, als bei den älteren ſeit Jahrhunderten bekannten und genau erforſchten. Ueber dieſe beſitzen wir ſeit Keplers Zeiten Tafeln, die im Laufe der Zeit ſtets genauer, ausführlicher und vollkommener wurden und deren bequeme Einrichtung die Anfertigung einer Ephemeride zu einer zwar immer noch weitläuftigen, doch aber vergleichungsweiſe leichten Arbeit machen. Ganz anders geſtaltet ſich dies für einen der zwiſchen Mars und Jupiter laufenden Planetoiden. Ihre ſtarken Neigungen und Excentricitäten bewirken, daß ſie namentlich von Jupiter überaus große Perturbationen erfahren. Ihre Berechnung wird ſtets eine verwickelte und zeitraubende bleiben, und es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man die Zeit, welche die Berechnung *eines* Planetoiden erfordert, der Summe der Zeiten gleichſetzt, welche für die ſechs älteren zuſammengenommen nöthig iſt. Und dies ungünſtige Verhältniß wird für die Gegenwart noch dadurch erhöht, daß wir erſt für ſehr wenige Planetoiden Tafeln beſitzen und ſie auch nicht eher beſitzen können, bis durch langjährige Beobachtungen und ſorgfältige Discuſſion derſelben die Bahnelemente hinreichend genau erforſcht ſind.

Angeſichts dieſer unüberſteiglich erſcheinenden Schwierigkeiten hatte ſchon der größte Rechner des Jahrhunderts, Gauß, vor mehr als einem Decennium den Rath gegeben, von den neuen Planeten einen der intereſſanteſten für genaue Berechnung auszuwählen und die übrigen ihrem Schickſal zu überlaſſen. Es iſt bezeichnend, daß ein Gauß dieſen Rath ertheilen konnte, aber um deſto ehrenvoller für unſere jüngern Aſtronomen, daß ſie ihn *nicht* befolgten. Sie haben bis hieher noch keinen der ſeit Gauß' Tode fortwährend neu entdeckten Planeten „ſeinem Schickſale überlaſſen", und wenn einige der nach ihrer erſten Wahrnehmung zu wenig oder zu unvollkommen beobachteten Planeten ihnen wirklich entſchlüpften und nicht wieder zu finden waren, ſo haben ſie ihnen Steckbriefe nachgeſandt, die den Erfolg hatten, daß ſie bis auf *einen*, die Leucothea, glücklich wiedererblickt wurden.

Aber dieſer ſo rühmliche Eifer, der für die Zukunft der Wiſſenſchaft zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt, würde endlich erlahmen, wenn es ununterbrochen ſo fortginge.

Der allgemeine Gang einer ſolchen Berechnung, in deren Einzelnheiten hier unmöglich eingegangen werden kann, iſt nun folgender: Man

berechnet zuerſt die Oerter der ſtörenden Planeten nach den drei Dimenſionen (Coordinaten) des Raumes für geeignete Zeitpunkte, die durch nicht zu große Intervalle getrennt ſind. Dieſelben Oerter für dieſelben Zeiten berechnet man für den Planetoiden, und aus der vergleichenden Zuſammenſtellung beider entwickelt man die Störungen, welche die Oerter des letztern erleiden, und im weitern Verfolg die Veränderungen, welche ſeine Bahnelemente dadurch erfahren. Mit dieſen ſucceſſive verbeſſerten Elementen werden ſodann ſchließlich ſeine wahren Oerter definitiv berechnet, reſp. corrigirt.

Hieraus iſt erſichtlich, daß ein Theil der Rechnung, und erfahrungsgemäß kein unbeträchtlicher, ſo angeordnet werden könne, daß er für alle Planeten gemeinſam iſt und alſo für die 78 Planetoiden nicht 78 mal, ſondern nur einmal ausgeführt zu werden braucht. Eine ſolche Anordnung zu treffen, wurde zuerſt in Bonn vorgeſchlagen und mehrere der anweſenden jüngern Aſtronomen erboten ſich, ſofort Hand ans Werk zu legen. Aber es war gleichzeitig klar, daß die Anordnung und Schematiſirung der Berechnung nun nicht länger in das Belieben jedes Einzelnen geſtellt werden könne, ſondern eine feſt beſtimmte, ins Einzelne gehende Vereinbarung über die leitenden Grundſätze und die Aufeinanderfolge der einzelnen Theile einer ſolchen Arbeit unumgänglich erforderlich ſei, und dieſe herbeizuführen, erſchien nur möglich durch Zuſammenkünfte der Betheiligten.

Eine kleine Anzahl von Aſtronomen hatte ſich zuerſt in Berlin 1860, darauf in Dresden 1861 zuſammengefunden, aber die Ueberzeugung gewonnen, daß in dieſer Weiſe zwar einiges vorbereitet, nicht aber erfolgreich durchgeführt werden könne. Die 9 in Dresden Verſammelten beſchloſſen daher: durch geeignete Mittel auf eine Vereinigung in größerer Anzahl, unter feſterer Form, ſo wie auf die Betheiligung auch älterer und erfahrnerer Aſtronomen hinzuwirken, auch einen Zeitraum von 2 Jahren verſtreichen zu laſſen und erſt 1863 in Heidelberg ſich wieder zu verſammeln; inzwiſchen jedoch rüſtig fortzuarbeiten um auf dieſem Congreſſe bereits beſtimmten Bericht über das, was geſchehen, abſtatten zu können. Profeſſor Schönfeld, Director der Sternwarte Manheim, ward beauftragt die erforderlichen Einleitungen zu treffen.

Am 27. Auguſt d. J. hatten ſich demzufolge in Heidelberg 25 Aſtronomen eingefunden; unter ihnen Argelander, O. Struve, Schwerd, Oppolzer, Zech, Wolfers und der Verfaſſer. Ein Lokal der Univerſität war zu dieſem Zwecke bewilligt worden und die Verhandlungen begannen.

Hauptgegenſtand war die Vollziehung der Statuten, zu denen ein Entwurf bereits vorlag, der nach lebhafter Discuſſion und mehrfachen Abänderungen vollzogen und von ſämmtlichen Anweſenden unterzeichnet wurde.

Nach ihnen bezeichnet ſich der Verein ohne weiteren Beinamen als aſtronomiſche, am 28. Auguſt 1863 zu Heidelberg geſtiftete Geſellſchaft. Für ihre Verhandlungen und Publicationen dient ausſchließlich die deutſche Sprache, die Mitgliedſchaft ſteht jedoch ohne Beſchränkung auch fremden Aſtronomen offen. Schon jetzt ſind Schweden, Rußland, Polen und ſogar China in dieſem Vereine repräſentirt, denn unter den 12, die an perſönlichem Erſcheinen behindert, ſchriftlich ihren Beitritt erklärten, befindet ſich Dr. Neumann, Director der Sternwarte Peking. — Nach je 2 Jahren ſoll die Verſammlung, ſtets an einem anderen Orte, wieder Statt finden. Für 1865 iſt Leipzig gewählt, und eben daſelbſt werden ſich bleibend Archiv, Sammlungen und die Bibliothek befinden; auch die wiſſenſchaftlichen Publicationen ſollen von dort aus bewirkt werden. Ein Vorſitzender (für das nächſte Biennium Zech aus Tübingen), deſſen Stellvertreter, zwei Secretäre, ein Rendant (dieſer nothwendig in Leipzig domicilirend) und noch zwei Beiſitzer bilden den Vorſtand, der auf jeder Verſammlung für das folgende Biennium neu gewählt wird. Bis zum Schluß des Jahres 1863 bedarf es, um Mitglied zu werden, nur der einfachen Anmeldung; ſpäter kann ſie nur erlangt werden durch Stimmenmehrheit in den Wahlen der allgemeinen Verſammlung; doch iſt dem Vorſtande die Befugniß ertheilt, die Mitgliedſchaft proviſoriſch, salva ratificatione, zu bewilligen.

Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld von 5 Thalern und einen jährlichen Beitrag von gleicher Höhe, der auch durch einmalige Zahlung von 50 Thaler compenſirt werden kann.

Die Organiſation der Planetoidenberechnung mußte, ihrer Dringlichkeit wegen, auf dieſem erſten Congreſſe in den Vordergrund treten. Daß jedoch die Geſellſchaft keineswegs gewillt ſei ſich auf dies ſpecielle Object zu beſchränken, zeigte ſich ſchon in Heidelberg, wo Wolfers über Vergleichung der Fixſtern-Oerter, Schwerd über das Doppeltſehen, Argelander über die Vollendung ſeines großen Sternkartenwerks (von welchem er ein ſchöngebundenes Exemplar als erſte Grundlage für die Bibliothek der Geſellſchaft übergab), der Verfaſſer über die ſeculären Gleichungen zwiſchen den Planetoiden und den beiden großen Planeten, Otto Struve über die

Nothwendigkeit ſprach, auch den periodiſchen Kometen die gleiche Sorgfalt wie den Planetoiden zuzuwenden.

Für die durch den Druck zu veröffentlichenden Arbeiten ſoll nicht die feſte Form einer periodiſchen Zeitſchrift gewählt werden, ſondern ſie erſcheinen in einzelnen größeren und kleineren Heften und nur das gleiche Format wird feſtgehalten werden. Die in Leipzig wohnenden Mitglieder, insbeſondere Profeſſor Bruhns, Director der dortigen neuen Sternwarte, beſorgen die Redaction.

Das Hauptreferat über die bisher ausgeführten Coordinaten-Berechnungen (die nicht blos für die künftige Zeit, ſondern auch für ein volles Jahrhundert rückwärts durchzuführen ſind) gab Dr. Förſter aus Berlin, der auch ſelbſt den weſentlichſten Antheil daran hat. Erfreulich war es, aus ſeinen Mittheilungen und denen von Bruhns zu entnehmen, daß die bisherigen Erwartungen nicht blos erfüllt, ſondern übertroffen ſind. So erneuert ſich die ſchöne Jugendzeit deutſcher Aſtronomie, die durch die Namen Zach, Lindenau und Olbers, vieler Anderen nicht zu gedenken, bezeichnet iſt und deren Culminationspunkt jene Gothaer Verſammlung bildete, der nun nach 65jähriger Zwiſchenzeit endlich eine Heidelberger gefolgt iſt.

Bei der Vorberathung über den Statuten-Entwurf bemerkte ein Mitglied, daß aus formellen Gründen ein § erforderlich ſei, in welchem über die eventuelle künftige Auflöſung der Geſellſchaft Beſtimmungen getroffen würden. Die Redactoren hatten jedoch dieſe Erinnerung unbeachtet gelaſſen und bei der allgemeinen Discuſſion fand ſich Niemand, der darauf aufmerkſam gemacht hätte. Es gab dies Veranlaſſung, bei dem gemeinſchaftlichen Feſtdiner, mit welchem der Congreß am 29. geſchloſſen wurde, den Wunſch und die Erwartung auszuſprechen, daß keine einzige der künftigen Verſammlungen, ſelbſt nicht in fernſter Zukunft, die mindeſte Veranlaſſung finden möge, dieſen formellen Fehler zu rügen und einen derartigen Paragraphen ergänzend hinzuzufügen.

Und was ſollte dieſer Erwartung entgegenſtehen? Freilich, auch in Gotha hatte man ſich 1798 mit dem Vorſatze getrennt, demnächſt an einem anderen Orte wieder zuſammen zu kommen. Aber — ein zweites Gotha war damals nicht zu finden. Hatte man doch dem trefflichen Fürſtenpaare, deſſen ſich dieſes Ländchen damals erfreute, von England — Hannover aus warnend zugerufen: „un astronome français (Lalande) pourrait bien s'occuper d'autres révolutions que des révolutions célestes!“ Hatte

doch Vega in Wien, zur Theilnahme aufgefordert, nicht allein dieſe Correſpondenz ſeiner Regierung vorlegen, ſondern auch einen ihm in die Feder dictirten ablehnenden Brief nach Gotha ſenden müſſen!

Und verfolgen wir die Geſchichte ſeit jenen Tagen bis zu den unſrigen, ſo müſſen wir ausſagen, daß dieſe Zeiten der Verdächtigungen und des Mißtrauens nur ſehr allmälig geſchwunden ſind. 1822 wagten 2 in Leipzig anweſende öſterreichiſche Gelehrte nicht, ihre Namen auf die Liſte der ſo eben von Oken geſtifteten Geſellſchaft ſetzen zu laſſen, und noch bis 1829 ſah man, bei raſch ſteigender Frequenz, allmälig alle deutſchen Stämme vertreten, nur Oeſterreich nicht. Aber den 1829 in Freiburg tagenden Naturforſchern war eine frohe Ueberraſchung bereitet: eine Einladung der kaiſerlichen Regierung nach Wien auf 1830. Unter allgemeiner Acclamation ward der Vorſchlag angenommen und ſeitdem haben Prag, Graz*), Carlsbad und Wien zum zweitenmale den Congreß bei ſich tagen ſehen und ihn mit ungeheuchelter Freude begrüßt. Sollte nach ſolchen Vorgängen für uns Himmelsforſcher die Beſorgniß noch Raum finden, man könne uns irgendwo in Deutſchland die Thür verſchließen? Wir hoffen vielmehr, daß nicht allein, wie ſchon diesmal geſchehen, Gäſte vom Oſten und Norden her unſre Congreſſe frequentiren, ſondern daß auch der Weſten und der Süden, deſſen Exfürſten jetzt nichts mehr verbieten können, uns die Hand reichen werde. — An Stoff aber wird es unſerer Wiſſenſchaft in keinem Jahrhunderte jemals fehlen. Soll ſie das Univerſum in ſeinen großartigſten Bildungen und Beziehungen umfaſſen, ſo iſt ihre Aufgabe gradezu eine unendliche. Oder beſorgt man, daß die jetzt ſo lebhaft erregte öffentliche Theilnahme an unſerem Wirken ſich vermindere? Dies könnte nur durch unſre eigne Schuld geſchehen. So lange wir die Pflicht nicht verkennen, die Wiſſenſchaft nicht allein immer tiefer zu erforſchen, ſondern auch immer weiter zu verbreiten und dies in angemeſſener, nicht tändelnder, aber populärer Weiſe zu thun — ſo lange wird das Publikum ein Ohr haben für das was wir ihm bieten, und Sinn für die Erhabenheit der Schöpfung, die nirgend ſo wie in der Himmelskunde ihm gegenübertritt.

*) Die früher übliche Schreibung war Grätz. Seitdem jedoch einige auf dem dortigen Congreſſe mit anweſende franzöſiſche Gelehrte das „Grätz an der Mure“ in höchſt galanter Ueberſetzung ſo wiedergegeben hatten: „la ville des Graces à la rivière de l'Amour“, will kein Grazer, und eine Grazerin noch viel weniger, von dem früheren Umlaute ä mehr etwas wiſſen und ſie haben ſogar ein voluminöſes Werk herausgegeben zum gründlichen Beweiſe, daß Graz die geſchichtlich richtige Schreibart ſei.

Unter ſolchen Auſpicien iſt es wohl geſtattet, an der Hoffnung auf eine Zukunft dieſes neuen wiſſenſchaftlichen Vereines feſtzuhalten. Ein ganz ſpecieller Gegenſtand gab die Veranlaſſung zur Gründung, aber bald wird er ſeine Ziele erweitern, ſeine Tendenz verallgemeinern und das Geſammtgebiet der Himmelsforſchung umfaſſen. War doch auch die am 1. Januar 1652 gegründete Geſellſchaft, die ſpäter zur Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie erwuchs, nur eine aus 4 Schweinfurter Aerzten beſtehende Genoſſenſchaft zu dem Zwecke, neue noch unbekannte Arzneimittel zu prüfen. Und jetzt beſteht ſie ſchon 212 Jahre lang und entfaltet grade in unſeren Tagen eine Lebenskraft, die man ihr in den langen, jetzt glücklich überdauerten Jahren ihres Siechthums nicht zugetraut hätte. Auch hat ſie ſich längſt zur Allgemeinheit des Naturwiſſens erhoben und der urſprüngliche ſpecielle Zweck kommt nur gelegentlich mit zur Sprache. — Auch für uns wird die Zeit herbeikommen wo die Planetoidenrechnungen es nicht mehr nöthig machen, ihretwegen beſondere Congreſſe anzuſetzen, aber andere Gegenſtände werden ſich in reichſter Fülle darbieten, und vielleicht wird man bald die zweijährigen Intervalle zu lang finden und jährliche Zuſammenkünfte an ihre Stelle treten laſſen.

Auch in unſeren baltiſchen Provinzen, wie im weiten Reiche überhaupt, regt ſich unverkennbar nach allen Richtungen hin der Trieb nach Aſſociation, und die Zeiten, wo die livländiſch-ökonomiſche Societät die einzige derartige Geſellſchaft war, liegen längſt hinter uns. Ebenſo haben Sprachgenoſſenſchaft und andere Beziehungen fortwährend eine Theilnahme und thätige Mitwirkung hieſiger Gelehrten an den Vereinen Deutſchlands wach erhalten, und wenn der neueſten Societät die Theilnahme von Seiten hier wirkender Forſcher ſchon im erſten Beginne nicht fehlte, ſo dürfen wir erwarten, daß ſie ihm in Zukunft noch weniger fehlen werde. Alſo Glück auf!

Mädler.

# Die Grafen Nikita und Peter Panin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mitten in der Zeit des Pugatschewschen Aufstandes, im Herbst des Jahres 1773, vermählte sich der 18-jährige Großfürst Paul mit Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, seitdem Natalia Alexejewna genannt. Diese Ehe war ein lang gehegter und mit der größten Umsicht zur Ausführung gebrachter Wunsch Katharinens, und dennoch führte sie zu einer Entfremdung zwischen Mutter und Sohn, die sich mit den Jahren, besonders durch den Einfluß der Panins, immer mehr steigerte. Denn beide Grafen Panin blieben bis zu ihrem Tode (1783 und 1789) ihrer Handlungsweise in Bezug auf Paul und Katharina unwandelbar treu. Indem sie wohl begriffen, daß die Harmonie zwischen Mutter und Sohn ihren ganzen Einfluß auf Letzteren vernichten und sie ihrer hervorragenden Stellung am Hofe und in der Gesellschaft berauben mußte, nährten sie in Paul das Vorurtheil gegen die bestehende Ordnung und gegen alle Schöpfungen Katharina's; ja Peter Panin überredete endlich den Thronfolger, daß er seinem Vaterlande ein neuer Peter der Große werden müsse, um das den Einsturz drohende Staatsgebäude zu retten.

Bereits fünf Jahre vor der Verheirathung Pauls hatte Katharina den Gedanken gefaßt, in dem Darmstädtischen Hause eine Gemahlin für ihren Sohn zu wählen. Auf ihren Befehl verlangte Nikita Panin von dem russischen Geschäftsträger Freiherrn von der Asseburg Auskünfte über den Charakter und die Eigenschaften der drei Prinzessinnen von

Heſſen-Darmſtadt. Aſſeburg wies von Anfang an entſchieden auf die zweite der Schweſtern, die Prinzeſſin Wilhelmine. Katharina aber wollte ſich nicht entſcheiden, ohne mit eigenen Augen geſehen zu haben, und veranlaßte deshalb die Landgräfin mit ihren Töchtern Amalie, Wilhelmine und Louiſe nach Rußland zu kommen. Jetzt erſt, als die Reiſe ſchon beſchloſſen war, ſchickte Aſſeburg die ausführlichſte Charakteriſtik aller drei Prinzeſſinnen — ein vortrefflich abgefaßtes und den ſcharfen Beobachter erkennen laſſendes Schriftſtück, welches Panin merkwürdiger Weiſe der Kaiſerin verheimlichte. Den Agenten Katharina's aber gelang es, ohne Wiſſen Panins eine Abſchrift zu beſchaffen. Die Kaiſerin äußerte ihren Unwillen über dieſes Manoeuvre gegen einen Dritten, wie weiter unten zu erwähnen ſein wird, ohne, wie es ſcheint, gegen Panin ſelbſt darüber ſich ausgelaſſen zu haben.

Die Landgräfin und ihre drei Töchter ſollten in Lübeck eine ihnen entgegengeſandte ruſſiſche Fregatte beſteigen, um ſo nach Reval zu gelangen und von hier aus zu Lande weiter befördert zu werden. Von Darmſtadt nach Lübeck aber ging es über Berlin, weil die Landgräfin bei dem ihr verwandten Könige von Preußen „ſich verabſchieden" wollte. Friedrich II. war unzufrieden damit, daß die Reiſe unternommen werde, bevor eine der drei Prinzeſſinnen erklärte Braut des Großfürſten ſei. In einer Depeſche an ſeinen Geſchäftsträger in Petersburg, den Grafen Solms, äußert er ſich dahin, der Graf Panin möge doch bewirken, daß man vor der Ankunft der Prinzeſſinnen erkläre, eine derſelben ſei die erwählte Braut Sr. Hoheit und die andern beiden begleiteten ſie nur, weil die Landgräfin ſie nicht allein zu Hauſe laſſen wolle; dadurch würde allem böſen Gerede und aller unehrerbietigen Kritik der Prinzeſſinnen vorgebeugt werden. Katharina aber wollte darauf nicht eingehen, und behielt ſich vollkommen freie Hand. Offiziell war von einer beabſichtigten Brautwahl gar nicht die Rede.

In Reval die hohen Gäſte zu empfangen ward einem Vertrauten Katharina's, dem Baron Alexander Iwanowitſch Tſcherkaſſow, aufgetragen, während der eſtländiſche Gouverneur, Prinz von Holſtein-Beck, ſchon vorher den Befehl erhalten hatte, das Schloß von Katharinenthal in angemeſſenen Stand zu ſetzen. Ueber die Perſönlichkeit Tſcherkaſſows ſind hier ein paar Worte zu ſagen.

Er war ein Mann von vielem Verſtande, mannigfacher Bildung und einer ungewöhnlichen Beſtändigkeit des Charakters, deſſen Schwäche nur

in einer ungezähmten Leidenſchaft für gute Weine und ſchöne Frauen beſtand. Sybarit durch Natur und Gewohnheit, ſetzte er zugleich durch ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und durch ſeine Sprachfertigkeit in Erſtaunen — ein wahrer Typus des Hofmannes jener Zeit. Dank ſeinem Witze und ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit war er der beſtändige Gaſt der Abendgeſellſchaften der Kaiſerin und ihr ſtehender Partner im Kartenſpiel. Katharina, die ihn übrigens für den ihr ergebenſten Menſchen hielt, nannte ihn monsieur le baron, noch häufiger aber (wegen ſeiner Wohlbeleibtheit) Thomas Diaforus und konnte, ſelbſt wenn ſie mit ihm von wichtigen Dingen ſprach, ſich des Scherzes und einer freundſchaftlichen Vertraulichkeit nicht enthalten.

Mit einer Schaar von Köchen und Lakaien zum Empfange der Landgräfin nach Reval reiſend, erhielt Tſcherkaſſow für dieſe Miſſion eine beſondere Inſtruction in 11 Paragraphen, welche mit folgendem liebenswürdigen Wunſche der Kaiſerin ſchließt: „Au reste je souhaite à Mr. le Baron un bon voyage et une exemption de goute et de vertiges, non seulement pendant la route, mais aussi pour le reste de sa vie, et qu'il retourne ici avec les applaudissemens des parties intéressées.“

Dieſe Inſtruction hatte eine Beilage, überſchrieben „Nota-Bene Secretissime“, worin Tſcherkaſſow den Befehl erhielt, der Landgräfin zu inſinuiren, daß es für ſie nur ein Mittel gebe, die Freundſchaft der Kaiſerin zu erwerben, welches darin beſtehe, zu ihr, der Kaiſerin, volles Vertrauen zu haben und in allen vorkommenden Fragen und Verlegenheiten nur an ſie ſich zu wenden. Und damit dieſer Rath eine deſto ſicherere Wirkung habe, ſchrieb Katharina dem General Rehbinder, dem Begleiter der Landgräfin auf der Seefahrt von Lübeck nach Reval, er ſeinerſeits ſolle der Landgräfin inſinuiren, auf welchem Fuße Tſcherkaſſow ſeit langen Zeiten mit der Kaiſerin ſtehe und wie gut er ſie kenne.

Dies war eine Gegenmine gegen die Uebergriffe Panins, wie aus einem Briefe, den Tſcherkaſſow etwas ſpäter in Reval erhielt, deutlich hervorgeht. „Ich ſchicke Ihnen, ſo ſchreibt die Kaiſerin, zu Ihrer weiteren Information einen Auszug aus den letzten Depeſchen Aſſeburgs, ſoweit dieſelben mir zugekommen ſind; denn es giebt auch ſolche, die der Graf Panin mir zu zeigen nicht für zweckmäßig erachtet. Unter Anderem hat Aſſeburg ihn in einem Privatbrief verſichert, daß die Landgräfin durch ſeine, Aſſeburgs, Fürſorge ſo wohl abgerichtet ſei, daß ſie nur Panins Rathſchläge hören, nur ihm folgen und mit ihm zuſammenſtehen werde. An demſelben

Tage bekam ich auch den beiliegenden Auszug aus einer Depesche des Königs von Preußen an den Grafen Solms; aus den von mir unterstrichenen Stellen werden sie ersehen, daß er ihm, dem Grafen Solms, aufträgt, die Landgräfin zu berathen. Wer alles will diese Frau nicht leiten und bevormunden! Ich glaube doch mehr Rechte darauf zu haben als die Andern. Um Gottes willen, machen Sie der Landgräfin begreiflich, daß sie nur auf mich zu hören hat" . . . .

Die Instruction, welche Tscherkassow für den Empfang der Landgräfin erhalten hatte, ließ doch noch Raum für höchst wichtige Zweifel und Bedenken über die zu beobachtende Etiquette. In einem Schreiben an die Kaiserin (vom 16. Mai) stellt Tscherkassow folgende sechs Fragen: 1) ob man die Landgräfin mit Kanonenschüssen empfangen solle? 2) mit wie vielen? 3) ob man die Garnison, ungefähr 200 Mann, unter die Waffen treten und längs dem Wege nach Katharinenthal sich aufstellen lassen solle? und ob die Schwarzen Häupter aufziehen sollen? 4) was für eine Ehrenwache zu geben sei? 5) ob in dem großen Hafen oder in dem von Katharinenthal gelandet werden solle? 6) habe ich (Tscherkassow) der Landgräfin und den Prinzessinnen die Hand zu küssen? — und hiezu in Parantheſe: „Je m'imagine déjà qu'à ce dernier article Votre Majesté direz tout doucement: Bravissimo, Thomas Diaforus!"

Tscherkassow bemerkt in demselben Schreiben, daß von den gestellten sechs Fragen eigentlich nur die zwei letzten ihn angingen, aber mit den vier ersten seien der Prinz von Holstein-Beck und sein Kanzleidirector v. Benkendorff in großer Verlegenheit. Ihre Majestät möge mit diesen ihren alten und treuen Dienern Mitleid haben! — Darauf antwortet Katharina: „Je reconnais bien mes gens qui sont toujours embarrassés de la moindre misère, à toute les sottes questions qu'on vous a faites." Und ferner: Tscherkassow möge diese unbeholfenen Leute auf ihre allgemeinen Instructionen und Reglements verweisen und falls sie nicht zu lesen verständen, ihnen allenfalls Folgendes sagen: 1) bei meiner (Katharina's als Braut) Ankunft in Riga schoß man die Kanonen ab, ergo sollen sie auch schießen; 2) einige Schüsse mehr als für einen Feldmarschall, denke ich; 3) die Garnison zog damals nicht auf, also auch jetzt nicht; 4) die Schwarzen Häupter mögen thun was sie wollen; ich stimme dafür, daß sie nicht aufziehen; 5) eine Ehrenwache der Schwarzen Häupter mit einem Lieutenant wird für den Dienst in Katharinenthal hinreichen,

N. B. In Riga würde man alle dieſe dummen Fragen nicht machen*). 6) Die Landgräfin zunächſt in Katharinenthal landen zu laſſen, wenn die Hafenbrücke dort in einem präſentabeln Stande iſt; 7) falls es der Landgräfin einfallen ſollte, eine Fahrt durch die Stadt vornehmen zu wollen, ſo iſt es ihre Sache, ohne daß man dabei irgend welche Umſtände zu machen hat; 8) Niemand hat Perſonen, die nicht von der Kaiſerlichen Familie ſind, die Hand zu küſſen, und weder die Landgräfin noch ihre Töchter ſind es bis jetzt." — Wenn der eſtländiſche Adel der Landgräfin aufwarten wolle, ſo habe Tſcherkaſſow es nicht zu hindern.

Noch ein Beiſpiel von dem Tone, der in den Briefen Katharina's an Tſcherkaſſow vorherrſcht! Am 7. Juni ſchreibt ſie: „Vous me dites que vous attendez vos princesses et que vous êtes armé jus qu'aux dents pour les recevoir. Vraiment je suis charmée que votre esprit ait fait une aussi grande deployade d'attention, que de préparer jusqu'à des clarinettes et un lieu pour déjeuner; j'ai toujours dit qu'avec le temps vous deviendriez un joli garçon et je vois avec plaisir, que vous allez être poli et ferme comme un morceau d'acier; mais n'allez pas du moins vous rouiller comme les piliers de mon phaéton .... Comment va votre santé? Vous traitez donc les dames de Réval à mes dépens avec du chocolat, du café et du thé; mais voyez donc ce vert galant qui ruine ses amis pour se faire des conquêtes! ... Adieu, portez-vous bien, a я купаться пойду**), à votre santé. Bon jour, mon coeur! Que dira la posterité, quand elle verra cette lettre? Elle fera des conjectures, et elle se trompera.

Am 5. Juni trafen die erwarteten Gäſte (mit einem Gefolge von 36 Perſonen) in Reval ein. Nach ſechstägigem Aufenthalte reiſten ſie unter Tſcherkaſſows Führung weiter. Am 14. waren ſie in Gatſchina.

*) Das bedeutet: Generalgouverneur Browne in Riga wäre nicht ſo ungeſchickt wie der Prinz von Holſtein-Beck. — Wir benutzen die Erwähnung Riga's, um eine dieſe Stadt betreffende Stelle aus einem Briefe Katharina's an Nikita Panin hier anzuhängen. Der Brief iſt aus Riga ſelbſt, vom Jahre 1764; es heißt darin: „Das heftige Volk hat auf meine Ankunft aus Mitau bis nach Mitternacht gewartet und darauf begleitete es meinen Wagen mit Vivatrufen nach meinem Hauſe. Je vous écris ceci pour vous montrer que les Livoniens commencent à avoir des influences de leurs conquerans." (Aus dem erſt letztens in der Zeitſchrift der Moskauer hiſtoriſchen Geſellſchaft herausgegebenen und dem Herrn Lebedew noch unbekannt geweſenen Briefwechſel Katharina's mit Panin). Der Ueberſetzer.

**) Ich aber gehe ins Bad.

Die Kaiſerin ſorgte noch weiter dafür, ihren Einfluß auf die Landgräfin und die Prinzeſſinnen ſicher zu ſtellen, indem ſie namentlich einige Perſonen, die auf der Seefahrt von Lübeck nach Reval mit ihnen vertraut geworden waren, aus ihrer Umgebung entfernte. Panin mußte unwillig in den Schatten zurücktreten. Als aber alles nach Wunſch ſich entwickelte und die Vermählung des Großfürſten am 29. September vollzogen wurde, da hielt es die Kaiſerin für angemeſſen, das ganze Füllhorn ihrer Gnaden über den bisherigen Erzieher des Thronerben auszuſchütten. Panin erhielt nämlich: 1) die erſte Rangklaſſe, welche der eines Feldmarſchalls gleichſteht; 2) 4512 Seelen im Smolenskiſchen Gouvernement und 3900 im Pleskauſchen; 3) 100,000 Rub. zur Einrichtung ſeines Hauſes; 4) ein ſilbernes Service im Werthe von 50,000 Rubel; 5) 25,000 Rub. jährlicher Penſion, außer den ſchon bisher von ihm bezogenen 5000 Rubel; 6) ein jährliches Gehalt, als Kanzler des Reichs, von 14,000 Rubel; 7) ein Haus in Petersburg nach ſeiner eigenen Auswahl; 8) Küchenproviſion und Wein für ein ganzes Jahr; 9) Hof-Equipage und Hof-Livree. Und dennoch war er nicht zufriedengeſtellt!

Seine einflußreiche Stellung als Präſident des Reichscollegiums der auswärtigen Angelegenheiten oder als Kanzler behauptete Nikita bis zum Jahre 1781. Von ſeinem Rücktritt aus dieſem Amte werden wir noch zu reden haben.

---

In der erſten Zeit nach der Verheirathung des Großfürſten nahm alles ein anderes Anſehen an. Das Mißtrauen und die Kälte, welche bis dahin zwiſchen Mutter und Sohn geherrſcht hatte, verwandelte ſich in rückſichtsvolle Freundſchaft. Es findet ſich ſogar eine Spur davon, daß in dieſer Zeit Katharina ihren Nachfolger an Staatsangelegenheiten Theil nehmen ließ. Zufrieden mit ſeiner gegenwärtigen Lage, entſagte der Großfürſt dem ihm von Nikita Panin beigebrachten Gedanken, ſich auf Koſten Katharina's populär zu machen, und wurde gegen die ganze Umgebung der Kaiſerin ungewöhnlich freundlich. Katharina aber erklärte, die Schwiegertochter habe ihr den Sohn wiedergegeben, wofür ſie ihr immer danken werde.

Ein engliſcher Diplomat berichtet am $^{11}/_{22}$ November 1774: „In der ganzen Zeit meines Hierſeins habe ich am Hofe noch nicht eine ſolche Ruhe und eine ſolche Ermangelung aller Intriguen wahrgenommen als im

letzten Monat; ſelbſt der unruhige und ſtürmiſche Geiſt der Fürſtin Daſchkow iſt nicht im Stande, dieſe Ruhe zu ſtören".

Potemkins Erhebung hatte nicht wenig zu dieſer Stimmung beigetragen. Der neue Günſtling hatte ſich anfangs dem Grafen Nikita Panin genähert und ihn zu gewinnen gewußt, weil den Panins alles angenehm war, was den Orlows unangenehm ſein konnte; auch hatte ja Potemkin mitgeholfen, Peter Panin zum „Retter des Vaterlandes" zu erklären. Eine fortwährende Aufmerkſamkeit gegen den Großfürſten, die mit den unbedeutendſten Dienſtleiſtungen begonnen hatte, ſtellte Potemkin ſehr hoch in der Meinung des Cäſarewitſch und ſeiner Gemahlin. Endlich näherte er ſich ſogar den Orlows, ſeinen überwundenen Nebenbuhlern, ſoviel er konnte, in Folge des ausdrücklichen Wunſches der Kaiſerin, welche in einem ihrer erſten Briefe an Potemkin, als das intime Verhältniß erſt im Entſtehen war, ihm ſchrieb: „Nur um Eines bitte ich: dem Fürſten Orlow in meiner Meinung nicht ſchaden zu wollen oder auch nur den Verſuch dazu zu machen, denn das wäre faſt Undankbarkeit von Deiner Seite; es giebt keinen Menſchen, den er mehr gegen mich gelobt und dem Anſchein nach geliebt hat, früher und bis zu Deiner Ankunft, als Dich; und wenn er ſeine Fehler hat, ſo iſt es nicht an Dir und nicht an mir, dieſelben abzuwägen und auszuposaunen. Er liebt Dich; auch meine Freunde ſind die Orlows und ich werde mich nicht von ihnen trennen. Da haſt Du eine Moral; wenn Du klug biſt, wirſt Du ſie annehmen; es wäre nicht weiſe zu widerſprechen, da ich die reine Wahrheit ſage".

Aber dieſer Friede am Hofe war nur die Stille vor einem Sturme. Nach der Unterdrückung des Pugatſchewſchen Aufſtandes ſahen die Panins bald, daß man ſie auf die feinſte und artigſte Weiſe an der Naſe geführt, und griffen wieder zu ihren Intriguen. Nikita Panin benutzte den ehrgeizigen Charakter der jungen Großfürſtin und hatte ſie bald der Kaiſerin feindlich gegenüber geſtellt. Panin und Natalia Alexejewna flößten Paul den Gedanken ein, daß mit ſeiner Volljährigkeit die Vormundſchaft ſeiner Mutter aufhören und der Thron ihm als legitimes Erbe zufallen müſſe. Der Kaiſerin konnte es nicht verborgen bleiben, mit welchen Ideen der „kleine Hof" ſich trug und die Spannung mußte immer größer werden. Bis zu einem Bruche ſchien es noch weit, wenn auch alles zu einem ſolchen vorbereitet war.

Im Jahre 1775 nach der Hinrichtung Pugatſchews und nach Abſchluß des Friedens mit den Türken, kam Katharina nach Moskau und

ſuchte unter glänzenden Feſten zur Feier des Friedens die Gemüther für ſich einzunehmen. Paul begleitete die Kaiſerin und ließ, unter dem Einfluß ſeiner Gemahlin, keine Gelegenheit vorübergehen, ſeinerſeits dem Volke die größte Aufmerkſamkeit zu bezeugen, und das Volk kam ihm mit Entzücken entgegen. In dieſer Zeit entſtanden Differenzen zwiſchen Paul und Potemkin, weil Letzterer wünſchte, daß ihm als Präſidenten des Kriegs-Kollegiums auch über das vom Großfürſten commandirte Regiment Rapport abgeſtattet werde. Der Cäſarewitſch verſchwieg ſeinen Aerger nicht, die Geſchichte wurde zum Stadtgeſpräch in Moskau und die Kaiſerin ſah ſich veranlaßt, ihrer Schwiegertochter eine Strafrede zu halten. Natalia Alexejewna erkannte ihre Schuld und bemühte ſich unter Mitwirkung Nikita Panins ein beſſeres Verhältniß zwiſchen dem Großfürſten und ſeiner Mutter wieder herzuſtellen. Seine junge und ſchöne Frau leidenſchaftlich liebend, ging Paul auf alles ein. Aber das Schickſal brachte ihm bald einen unerwarteten Schlag: am 15. April 1776 ſtarb die Cäſarewna, nachdem ſie ein todtes Kind geboren.

Die Verzweiflung Pauls ließ ihn Zerſtreuung ſuchen. Auf eine Einladung des Prinzen Heinrich von Preußen reiſte er in Begleitung des Feldmarſchalls Rumänzow ſofort nach Berlin. Hier traf er mit der würtembergiſchen Prinzeſſin Dorothea Sophia Auguſte zuſammen, welche in Folge deſſen nach Petersburg kam, zur orientaliſchen Kirche übertrat und am 7. Oct. deſſelben Jahres unter dem Namen Maria Feodorowna Paul angetraut wurde.

Die neue Großfürſtin bezauberte, ſobald ſie den ruſſiſchen Boden betreten hatte, Alle durch ihre Güte, Schönheit und Liebenswürdigkeit. Sie ſchenkte ihrem Gemahl viele glückliche Tage, aber ſie vermochte nicht den ihn umgebenden Kreis umzuſchaffen und das Netz von Intriguen zu zerreißen, mit denen der Großfürſt fortwährend durch Perſonen umſtrickt wurde, die ſein Vertrauen beſaßen.

Die Reiſe nach Berlin im Jahre 1776 blieb nicht ohne Folgen für den Großfürſten. Friedrich der Große überbot ſich in Aufmerkſamkeiten gegen Paul, ſowie gegen den ihn begleitenden Rumänzow. Der ganze preußiche Stab mußte bei Letzterem Aufwartung machen, der König verlieh ihm den ſchwarzen Adler-Orden und ließ ihn in einer feierlichen Sitzung der Akademie neben ſich ſitzen, während zwei braunſchweigiſche und drei würtembergiſche Prinzen ſtanden. In dieſer Sitzung hielt ein Akademiker eine ſolenne Lobrede auf den alten Feldmarſchall, welche mit

der Phraſe ſchloß: „Um aber würdig den Mann zu preiſen, welcher mit der Tapferkeit eines Achilles die Tugenden eines Aeneas verbindet, müßte man die Schatten Homers und Virgils heraufbeſchwören; meine Stimme iſt unfähig ...“ Zum Schluß ſchmeichelte Friedrich dem Großfürſten und dem Feldmarſchall mit einem Manöver in Potsdam, in welchem die Schlacht am Kagul wiederholt wurde.

Wir glauben, daß ein drückendes Gefühl den Großfürſten überkam, als er Gelegenheit erhielt die preußiſche Armee und Verwaltung zu ſehen und mit dem zu vergleichen, was er in ſeinem Vaterlande hörte und ſah. In Preußen ging alles wie durch Zauber, mit mathematiſcher Genauigkeit; der König *commandirte* von Sans-Souci aus Reich und Armee, und alle ausführenden Perſonen zweiten Ranges waren nur Werkzeuge. Die Harmonie, Ordnung, Uniformität, ſtrenge Subordination brachte eine gewiſſe bezaubernde Wirkung auf den hervor, welcher nicht tiefer in das Weſen der Dinge eindrang, und wenn ganz Europa ſich glücklich ſchätzte, die preußiſchen Einrichtungen bis ins kleinſte Detail nachzuahmen — kann man wohl Paul einen Vorwurf daraus machen, daß er der entzückteſte Bewunderer Friedrichs II. wurde und es nur der anormalen Lage Rußlands (wo eine Frau auf dem Throne ſaß) zuſchrieb, daß wir unſeren eigenen Weg gingen, und nicht nur nicht dem allgemeinen Strom der Nachahmung Preußens folgten, ſondern ſogar mit Geringſchätzung auf die Nachäffung ſeitens ganz Europas blickten? Katharina nannte immer das preußiſche Militair-Syſtem ein unbequemes Ceremoniell und ſprach bei jeder Gelegenheit offen ihre Abneigung gegen Preußen aus: ſie mochte es nicht leiden wegen ſeines politiſchen Egoismus, ſeiner Hoffahrt und Achſelträgerei.

Die Anſichten der ruſſiſchen Militairs hinſichtlich der preußiſchen Armee waren getheilt: Rumänzow, Panin, Repnin, Saltykow waren Bewunderer des preußiſchen Reglements und der preußiſchen Einrichtungen; Potemkin und beſonders Suworow begriffen deutlich alles Falſche ihrer Grundlagen und gingen ihren eigenen ganz ſelbſtändigen Weg. Als man bei uns das preußiſche Reglement einzuführen begann, trat im Jahre 1796 Suworow in einen offenen Kampf für ſeine Ueberzeugungen und führte bis zu ſeiner Verabſchiedung das neue Reglement bei den unter ſeinem Befehl ſtehenden Truppen nicht ein: „die Ruſſen haben die Preußen immer geſchlagen (ſchrieb er am 3. Januar 1797); was iſt da abzulernen“? — Und einige

Tage ſpäter: „ich habe keine Bataille verloren, wie der verſtorbene große preußiſche König“.

Seine Meinung von der Vorzüglichkeit der Operationsweiſe der ruſſiſchen Truppen bekräftigte Suworow damit, daß während der Revolution die Franzoſen unſere Methode annahmen, während wir ſie aufgaben und die preußiſche einführten.

Was Paul betrifft, ſo hatte er ein Jahr vor der erwähnten Reiſe ſeine Anſichten über die Organiſation des Heerweſens in einer beſonderen Denkſchrift dargelegt und der Kaiſerin mitgetheilt. Dieſe merkwürdige Arbeit, auf die wir näher eingehen müſſen, hatte die Ueberſchrift: Betrachtung über das Reich im allgemeinen, in Bezug auf die Heeresſtärke, welche zu ſeinem Schutze erforderlich iſt, und die Vertheidigung aller Grenzen. Den Anfang bildet ein Abriß des damaligen Zuſtandes Rußlands, der durch ſeine Kühnheit und ſeine unmittelbare Vertrautheit mit den Thatſachen bemerkenswerth iſt. Es wird nicht zweifelhaft gelaſſen, daß Paul die Umgebung Katharina's mit Mißtrauen, ja ſogar mit Beſorgniß für die Zukunft betrachtete und es für ſeine Pflicht hielt, gegen das öffentliche Uebel aufzutreten, ſo daß er ſich mit dieſer Denkſchrift ſein Theil an der Thätigkeit für das Wohl des Vaterlandes erbeten haben wollte.

Die Geſchichte und die Nachwelt haben bereits entſchieden, auf weſſen Seite — Pauls oder Katharinens — das Recht war, und wer von ihnen den wahren und dauernden Nutzen des Reiches richtiger verſtand. Jedenfalls aber wird es wichtig und intereſſant ſein, den Meinungen des Erſteren, als der Quelle ſeiner ſpäteren Herrſcherthaten, auf den Grund zu gehen.

„Unſer Reich — ſo heißt es in der erwähnten Denkſchrift — iſt gegenwärtig (1774) in einer ſolchen Lage, daß ihm Ruhe unumgänglich nothwendig iſt. Der ſiebenjährige Krieg, die elfjährigen polniſchen Händel, dazu die Orenburgſchen Verwickelungen, die ihren Urſprung in der ſchon vor einigen Jahren unter den Koſaken am Jaik entſtandenen Bewegung genommen haben, ſind Gründe genug an den Frieden zu denken, denn alles das entzieht dem Reiche Menſchen und hemmt dadurch den Ackerbau, indem das Land wüſt wird. Wenn auch der Krieg zu unſerem Vortheil endet, was litten wir während ſeiner Dauer durch Mißwachs, durch Seuchen, die ſicherlich eine Folge des Krieges waren, durch innere Unruhen, aber noch mehr durch die Rekrutirungen ... Jetzt bleibt nichts übrig, als einen

langen Frieden zu wünſchen, um die Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und endlich der vollſtändigſten Ruhe zu genießen. Um das zu erreichen iſt zunächſt die innere Ruhe herzuſtellen, die von der häuslichen Lage der Einzelnen abhängt. Wenn erſt die Steuern erleichtert und die Rekrutirungen eingeſtellt werden, dann werden Alle ihr Eigenthum, die Väter ihre Söhne, die Grundherren die Perſon derjenigen, durch deren Arbeit ſie leben, geſichert ſehen, und dann erſt werden die Haupturſachen zum Mißvergnügen wegfallen. Unſer Volk iſt ſo geartet, daß der geringſte Anlaß zur Zufriedenheit es Jahre der Unzufriedenheit, ja ſelbſt des Elendes vergeſſen macht. Bis jetzt haben wir auf den Gehorſam des Volkes und ſeine glückliche phyſiſche und moraliſche Conſtitution rechnend, immer und ohne Schonung aus dem Vollen geſchöpft. Aber es iſt Zeit an die Erhaltung dieſer koſtbaren und ſeltenen Anlagen für den äußerſten, nicht vorherzuſehenden Nothfall zu denken. Gegenwärtig wenden wir immer die letzten Mittel an, ohne eine Reſerve zu haben, und wenn irgend ein unerwartetes Unglück eintritt, ſo iſt an Ort und Stelle kaum abzuhelfen, man iſt gezwungen ſeine Kräfte von andern Punkten auf den gerade bedrohten zu ziehen, wodurch wiederum dort eine Schwächung eintritt. So ſpielen wir immer den letzten Trumpf aus".

Hierauf legte Paul ſeine Gedanken über die Heeresorganiſation dar, wie ſie nach ſeiner Anſicht den Mitteln und Erforderniſſen des Reiches entſprechen würde. Vor allem ſei die enge Beziehung zu beherzigen, welche die militairiſchen Einrichtungen mit der Civilverwaltung eines Landes verknüpfen müſſe. „Schonung des Staates, ſagt er, iſt Schonung der Menſchen; Schonung der Menſchen — Schonung des Staates. Der Staat iſt dem menſchlichen Körper zu vergleichen; der Kaiſer iſt das Haupt, die Geſetze ſind die Seele, die Sitten das Herz, Reichthum und Ueberfluß die Geſundheit; die Heeresmacht bedeutet die Hände und alle jene Gliedmaßen, welche zur Vertheidigung dienen, während die Religion das Lebensgeſetz iſt, unter dem das Ganze ſteht. Ein verſtändiger Menſch wird vom phyſiſchen Standpunkte die Erhaltung der Geſundheit und Kraft ſeines Körpers zur Hauptſache machen. Wenden wir das auf den Staat an, ſo folgt, daß vor allem für Erhaltung der Geſundheit und des Ueberfluſſes zu ſorgen iſt, alſo für Ackerbau, Induſtrie und Militairmacht. Hat man aber die Militairmacht den Händen und den zur Vertheidigung dienenden Gliedmaßen gleichgeſetzt, ſo muß man ſie, das Beiſpiel verfolgend, in dem Zuſtande beſitzen und erhalten, in welchem ſich die Glieder eines geſunden

und vollſtändigen Körpers befinden, d. h. ſtark und feſt, ohne Ueberfluß, denn wäre ein ſolcher vorhanden, ſo müßte das ſicherlich den übrigen Organen ſchädlich ſein, indem man ihnen zur Erzeugung jenes Ueberfluſſes Nahrungsſtoffe entzöge, die zum gleichmäßigen Wohlbefinden aller Organe und zur Erhaltung desjenigen Gleichgewichts, ohne welches die Geſundheit nicht beſtehen kann, nöthig ſind.

Die Grundzüge des Projectes ſelbſt ſind nun folgende:

1) Paul wollte jedem Angriffskriege entſagen und die ganze Kriegsmacht nur zum Schutz Rußlands einrichten. Zu dieſem Ende beabſichtigte er die Grenzen in ihrer ganzen Ausdehnung mit einem Feſtungsgürtel zu bedecken und hinter demſelben die ausſchließlich zum Schutz der Grenzen beſtimmten Armeen zu dislociren, welche ſich aus der örtlichen Einwohnerſchaft ergänzen ſollten und ſo den Feind, gegen den ſie zu operiren hätten, am beſten kennen würden, auch um ſo tapferer kämpfen müßten, als ſie Haus und Hof zu vertheidigen hätten.

2) Die Einrichtungen ſo zu treffen, daß der Schutz nicht eine Laſt für den Beſchützten, ſondern ein Vertheidigungsſyſtem würde, dem das Land ſelbſt nur als Succurs diene. Die Truppen ſeien nach der Stärke der ihnen gegenüberliegenden Länder zu vertheilen. Zu dieſem Endzweck ſeien der Grenze entlang vier Armeecorps oder Armeen aufzuſtellen: gegen Schweden, Preußen und Oeſterreich, die Türkei, in Sibirien. Allen übrigen Regimentern feſte Quartiere im Reiche anzuweiſen, und dabei zu beobachten, daß jede Diviſion in den Grenzen eines Gouvernements untergebracht werde, damit ſo wenig als möglich die Militairverwaltung mit der Civilverwaltung in Conflict gerathe, und beide Reſſorts in jedem Gouvernement ſich möglichſt frei und ungehindert bewegten. Die Truppen wären mit allem Nöthigen von den Gouvernements zu verſehen, in welchem ſie einquartiert ſeien.

3) Bei Aushebungen die Rekruten jedes Regiments aus ſeinem eigenen Gouvernement oder, in Betracht der Ungleichheit der Bevölkerung, aus den nächſtgelegenen Gouvernements zu nehmen. Nach Completirung der Regimenter aber dieſelben auf Grund und Boden anzuſiedeln.

4) Nach geſchehener Anſiedelung die Regimenter ſich aus ſich, durch die heranwachſenden Soldatenkinder ergänzen, das Land aber nur als Succurs dienen zu laſſen.

5) Wenn Livland, Eſtland, Ingermannland, Finnland und Weißrußland Schwierigkeiten machten, Leute zum Beſtande der in ihnen dislocirten

Regimenter zu ſtellen, ſie zu verpflichten, ſtatt deren ſoviel an Geld zu zahlen, als ein Rekrut nach der Berechnung zu ſtehen käme, und mit dieſen Geldern an Ort und Stelle „freie Leute“ (d. h. nicht dem Zwangsgeſetz einer Aushebung unterliegende) anzuwerben, und falls in den genannten Gouvernements eine genügende Anzahl ſolcher ſich nicht finden ſollte, anderswo, z. B. in Kleinrußland.

6) Den Truppen die ausführlichſten Etats, Reglements und Inſtructionen zu geben und Jedem, vom Feldmarſchall bis zum gemeinen Soldaten alles das vorzuſchreiben, was er zu thun habe; weil Jeder ſeine Obliegenheiten kennen müſſe, wenn man ihn für eine Unterlaſſung zur Rechenſchaft ziehen wolle.

7) Strengſte Subordination innerhalb der durch ihre Reglements und Inſtructionen gebundenen militairiſchen Stufenleiter.

Das alſo war das Project Pauls, mit welchem er bei Katharina und ihren Räthen nicht durchdrang, von deſſen Vortrefflichkeit er aber ſo überzeugt war, daß ſein erſter Regierungsact — die Reihe von Statuten und Reglements, welche am 29. November 1796, 22 Tage nach ſeiner Thronbeſteigung, erſchienen — nichts Anderes iſt als die endliche Realiſirung jenes 22 Jahre lang gehegten Lieblingsgedankens. Unterdeſſen hatte er nie aufgehört, ſich damit zu beſchäftigen, das Urtheil militairiſcher Autoritäten einzuholen, ſein Project weiter zu entwickeln und umzuarbeiten. Unter denen, mit welchen er darüber verhandelt hat, ſind hier hervorzuheben der Feldmarſchall Repnin und Peter Panin. Ein mit dem Erſteren gegen Ende des Jahres 1777 gehabtes Geſpräch hat Paul ſelbſt niedergeſchrieben. Die Ueberſchrift dieſes merkwürdigen Autographons lautet: „Sinn des Geſprächs zwiſchen dem Fürſten Repnin und mir über den Mangel an Leuten in unſerer Armee und an Rekruten zu ihrer Completirung.“ Einige Stellen daraus mögen hier mitgetheilt werden.

„Wir haben geſehen — ſchreibt Paul — daß die Armee und die Rekrutirungen dem Lande läſtig fallen und zum Schutze deſſelben ungenügend ſind, aber hieraus folgt nicht, daß wir nicht die Mittel zum Unterhalt einer Armee, wie wir ſie brauchen, beſäßen. Damit ſie beſtehe ſind Menſchen und Geld nöthig; an den Erſteren haben wir Mangel, wenn aber von Letzterem genug vorhanden wäre, könnten wir nicht jenem Mangel abhelfen, indem freie Leute angeworben würden? Wir haben eine Einnahme von ungefähr 30 Mill. Rubel. Wollen wir nachſehen, wofür ſie verausgabt werden, und ob ſich nicht ein Ueberſchuß zur

Beſchaffung von Mannſchaft herausſtellt; ohne Zweifel wird dieſes Mittel mehr koſten als die frühere Art und Weiſe, denn ein freier Menſch wird theurer ſein als ein eigener, und es iſt die Frage, ob unſere Einnahme für die erhöhte Ausgabe hinreicht. — Die Unterhaltung des Innern mit Einrechnung des Hofes und einiger anderen herkömmlichen Ausgaben kann kaum 15 Millionen betragen, es bleiben demnach 15 Millionen nach. Nimmt man von dieſen jährlich 2 zur Bildung eines Reſerve-Schatzes, ſo werden 3 Millionen zu dem in Rede ſtehenden Bedürfniß erübrigt. Hat man nun Geld, ſo iſt darauf zu ſinnen, wo man freie Leute herniimmt. Sie ſind in unſerem Reiche ſo ſelten, daß Einheimiſche nicht in Anſchlag kommen; aber ließen ſie ſich nicht aus anderen Ländern beſchaffen? Hierzu giebt es zwei Wege: der eine gradeſte und leichteſte weiſt auf Polen hin, welches bereits fremde Staaten mit ſeiner Mannſchaft verſorgt; aber ich erachte nach den Eigenſchaften der Polen dieſen Weg nicht für den beſſeren; ſie ſind nicht die beſten Soldaten und von unzuverläſſigem Charakter. Der zweite Ausweg iſt eine Anwerbung in Deutſchland. Das Haus, welchem ich entſproſſen bin, giebt mir naturgemäß ein gleiches Recht mit den übrigen deutſchen Fürſten. Es iſt wahr, daß das mir zugehörige Land von mir der jüngeren Linie unſerer Familie abgetreten worden iſt, aber dadurch habe ich nicht die Würde eines Reichsfürſten verloren und noch weniger die des Chefs des Holſteinſchen Hauſes. Alles dieſes iſt auf dem Reichstage beſtätigt und ſo könnte ich im Namen des Hauſes Holſtein, in den freien Reichsſtädten ſo viel anwerben, als ich brauche."

Repnin, der als glatter Hofmann und als Freund Potemkins dem Großfürſten nicht die Unmöglichkeit entgegenhalten wollte, Rußland mit Truppen zu vertheidigen, die in Deutſchland unter der Leitung des Großfürſten, als Herzogs von Holſtein, angeworben würden, vermied eine directe Antwort zu geben und erbot ſich Peter Panins Meinung zu erbitten, indem er zu den von dem Großfürſten geſtellten Fragen noch neue in Betreff der Verproviantirung und Dislocirung der Armee hinzufügte. Die Antwort Panins auf den Brief Repnins entzückte Paul, und er trat in directe Correſpondenz mit dem Bruder ſeines ehemaligen Erziehers, indem er ſich, wie er ſagte, glücklich ſchätzte, in ſeinen Gedanken mit einem ſo berühmten und erfahrenen Krieger zuſammengetroffen zu ſein.

Graf Peter Panin ruhte (wie wir wiſſen, nicht ganz nach ſeinem Wunſche) auf den durch ſeine Heldenthaten errungenen Lorbeern aus. Bei der ſonderbaren Stimmung unſerer Geſellſchaft, die faſt immer mit Dem-

jenigen ſympathiſirt, welcher bei Hofe in Ungnade gefallen, genoß Panin einer Achtung, die faſt in Vergötterung ausartete. Ohne Zweifel kann man auch auf Panin anwenden, was jüngſt von einem Publiciſten bei dem Tode eines bekannten Generals geſagt worden, der faſt 40 Jahre lang der Gegenſtand einer abergläubiſchen Verehrung Moskau's und Rußlands war: „Bei allem wahren Werthe der Perſönlichkeit, welche dieſen Zauber geübt hat, liegt doch der eigentliche Grund einer ſolchen Erſcheinung in dem Inſtinkte der Geſellſchaft, die Unabhängigkeit ihrer Meinung zu bethätigen.“ Der Mann, welcher unlängſt eine furchtbare Empörung unterdrückt hatte (wie die Zeitgenoſſen meinten), war aus dem Dienſt entfernt worden und die erſte Stelle im Reich nahm der noch unberühmte Günſtling Potemkin ein — und ſiehe, die öffentliche Meinung wandte ſich dem in den Schatten geſtellten Panin zu, als wolle ſie durch ihm gezollte Huldigungen Potemkin ärgern und ſich an dieſem für ſein raſches Steigen rächen. Was den Großfürſten betrifft, ſo war er von Kindheit an gewohnt auf Peter Panin mit Ehrfurcht zu blicken; in dem Tone der tiefſten Ehrfurcht begann er auch jetzt den Briefwechſel mit ihm.

In einem langen Schreiben entwickelte Paul ſeine Gedanken über die Completirung des Heeres durch geworbene Leute und durch die zu enrolirenden Soldatenkinder, außer den bisher allein üblichen Rekruten, aber beſonders ſtark ließ er ſich über die beſtehenden Unterſchleife aus und fand in ihrer Ausrottung, ſowie in ſtrenger Oekonomie das Mittel zur Completirung der Armee durch auswärtige Anwerbung. „Als erſtes Mittel zur Vermehrung der Armee, ſagt er, gilt mir das Geld, woran bei uns weniger Mangel iſt als an Menſchen; aber es wird leider dazu verwandt, um ſich die nach Zeit und Umſtänden theuerſten Vergnügungen zu verſchaffen, oder dazu, ſich mit Leuten zu umgeben, die nicht zufrieden mit Millionen, die man ihnen giebt, die Ausgaben ihrer Reſſorts durch unordentliche und eigennützige Verwaltung verdoppeln.“

Der Schluß des Briefes lautete: „Verzeihen Sie, wenn ich dieſe erſte Gelegenheit mich offen auszuſprechen, die Sie mir geboten, ſo indiscret benutze, indem ich 12 Seiten mit meinen Gedanken und Einfällen gefüllt habe; weil ich Sie kenne, habe ich auf Ihre Nachſicht um des Zweckes willen gehofft und daß Sie das, was von Nutzen ſein kann, von dem, was nur eine leere Einbildung iſt, zu ſcheiden ſich bemühen werden.“

Dieſer Herzenserguß des jungen Cäſarewitſch, der darnach dürſtete, dem Vaterlande nützlich zu ſein, blieb ohne die erwartete Wirkung. Panin

äußerte ſich ausweichend, wie ein erfahrener Weltmann; er freute ſich über den Wunſch des Thronfolgers, ſich mit dem Militairweſen zu beſchäftigen, und fand als Antwort auf den Brief des Großfürſten nur das beſonders hervorzuheben: „daß die ganze Militairmacht unter dem perſönlichen Oberbefehl und dem eigenen Commando des regierenden Kaiſers ſtehen müſſe.“ Auf dieſe Weiſe ſuchte er ſtatt auf die Sache einzugehen, in der Seele des ehrgeizigen Jünglings den Wunſch anzufachen, in der Staatsregierung den Platz einzunehmen, der ihm nach allem Rechte gebührte.

Je ausweichender Panin antwortete, deſto hartnäckiger wurde der Großfürſt; den 14. September und den 11. October ſchickte er ihm zwei ſeiner Aufſätze über die ihn beſchäftigende Frage. Jetzt erſt erfolgte eine eingehendere Antwort, datirt den 13. Januar 1779; die Anſichten, welche Panin darin entwickelt, beſtehen ungefähr in Folgendem.

Die ökonomiſche und adminiſtrative Sorge um das Heer ſoll einem aus den erfahrenſten Generalen zuſammengeſetzten Kriegsrathe übertragen werden; alle taktiſchen Anordnungen aber ſollen direct vom Monarchen emaniren. Der Perſon des Kaiſers werde ein General von bewährter militairiſcher Reputation beigeordnet (falls nicht der Thronfolger zu dieſer Stelle berufen wird) — mit der Aufgabe, die Befehle des Kaiſers über alle, auch die geringfügigſten Aenderungen im Etat der Truppen oder in der Dienſtordnung einzuholen. Die bewaffnete Macht des ganzen Reiches zerfällt in Armeen, unter dem Commando von Feldmarſchällen; jede Armee in Diviſionen unter Generalen-chefs. Durchgängig wird die ſtrengſte Gleichförmigkeit in der Equipirung, dem Exercitium und der Behandlung von Soldaten und Offizieren eingeführt, mit unerbittlicher Ahndung jeder bezüglichen Abweichung.

Dieſes Schreiben iſt übrigens voll niedriger Schmeichelei in allen Fällen, wo Panin mit dem Großfürſten übereinſtimmt. Auch jene Saite, die den Ehrgeiz Pauls aufregen ſollte, wird wieder angeſchlagen. Wiederholt und mit großem Wortſchwall ſpricht Panin ſeine Freude darüber aus, daß demnächſt der regierende Kaiſer geruhen werde, die ganze Heeresmacht des Reiches ohne Ausnahme zu befehligen und zwar in eigener Perſon, ohne irgend welche Vermittelung; ſei doch auch nichts natürlicher, als daß der Gebieter ſelbſt, wofern es ein Mann ſei, alles anordne und leite, was die Integrität ſeiner Perſon, ſowie die des von ihm beherrſchten Reiches, zu vertheidigen, zu befeſtigen, zu bewahren beſtimmt ſei.

Es ist klar, daß Paul auf die Worte Panins, wie auf Aussprüche eines Helden hörte, der sein ganzes Leben dem Dienste der Wahrheit und des Vaterlandes geweiht habe und nur deshalb nicht nach seinem Werthe geschätzt worden sei, weil er es verschmäht den Leidenschaften der Günstlinge zu schmeicheln. Auf dem Manuscript Panins finden sich viele Bemerkungen von Pauls Hand, und wenn man die im November 1796 erlassenen Reglements mit den Vorschlägen Panins vergleicht, so kann der Einfluß, den die letzteren geübt haben, nicht verkannt werden.

Hiemit aber war Panins Briefwechsel mit dem Großfürsten zu Ende; es giebt kein späteres Schreiben von ihm. Vielleicht erschrack der alte Frondeur doch vor der Aufrichtigkeit und Leidenschaftlichkeit des unzufriedenen Cäsarewitsch.

Entnehmen wir jenem Manuscripte noch eine Stelle, in welcher Panin seinem Hasse gegen Potemkin Luft macht. — „Im Militairstande, schreibt er, geschieht es oft, zuwider dem wahren Wesen und der hohen Bedeutung dieses Dienstes, daß solche Personen, welche außer dem anmaßenden Streben nach Rang und Würden, nichts von militairischem Geiste an sich haben, durch bloße Intrigue in hohe Aemter — in das eines Kriegsministers oder sogar eines Feldherrn — sich eindrängen. Diese Herren, welche nicht im mindesten die Absicht haben, sich den wirklichen Beschwerden und Gefahren des Krieges auszusetzen, haben für ihre Person guten Grund, aus den Heeren ganz etwas Anderes zu machen, als wozu dieselben mit so großen Kosten und als eine so schwere Bürde des Staates unterhalten zu werden bestimmt sind."

Der Großfürst wird diese Anspielung vollkommen verstanden haben. Weiter unten werden wir sehen, wie Potemkin Panins Spott mit gleicher Münze bezahlt hat.

---

Die letzte bedeutende That Nikita Panins war die berühmte Convention der „bewaffneten Neutralität" ($^{10}/_{18}$. August 1780), welche er gegen den für das englische Interesse gewonnenen Potemkin durchsetzte*). Seitdem arbeitete dieser, im Verein mit dem englischen Gesandten Harris (später Lord Malmsbury), an Panins Sturze. Das wirksamste Manoeuvre bestand darin, die Kaiserin über die Mittel aufzuklären, welcher

*) Herr Lebedew bestreitet die bisherige Annahme von Panins entscheidendem Einfluß auf das Zustandekommen dieser Convention, deren Ehre er der Kaiserin allein zuschreiben möchte. Wie es scheint, ohne genügende Gründe! Der Uebersetzer.

ſich die fremden Geſandten bedienten, um auf den Kanzler Einfluß zu üben. Ueber dieſes Thema ſchreibt Harris im December 1780 dem Staatsſecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Weymouth:

„Die Geſandten von Frankreich, Holland, ſogar von Preußen ſind ungewöhnlich freigebig gegen die Ruſſen. Von dem Erſtgenannten weiß ich, daß er ohne beſonderen Erfolg ungeheure Summen aufgewendet hat. So an zwei Vettern des Grafen Panin und des Vicekanzlers, welche mit dem erhaltenen Gelde ein Haus für 4 bis 5000 Pfund Sterling kauften. Alle, auch die untergeordnetſten Beamten erwarten von den Ausländern Belohnungen im Verhältniß zu der Wichtigkeit des Falles. Der Herzog von Kurland verausgabt hier jährlich 20,000 Pfund und kann ſich deſſen rühmen, daß die Grafen Panin, Tſchernyſchew und Oſtermann zu ſeinen Penſionären gehören.“

Im März 1781 denuncirte Harris dieſe Subventionen bei der Kaiſerin und ſchon am $^{13}/_{24}$. deſſelben Monats konnte er ſeinem Miniſterium offiziell berichten, daß der Kanzler das Vertrauen Katharinens vollkommen verloren habe. In der That verließ auch Panin einen Monat ſpäter (27. April) den Hof, zunächſt mit einem dreimonatlichen Urlaub — und am $^{14}/_{25}$. Juli ſchreibt wieder Harris:

„Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Graf Panin die Leitung der Geſchäfte wieder übernehmen wird. Er will herkommen, wenn die Großfürſten geimpft werden. Das mißfällt der Kaiſerin beſonders; mit ärgerlichem Tone ſagte ſie, ſie begreife nicht, warum Panin dieſem Act beiwohnen wolle; er betrage ſich immer, als ob er ein Familienglied wäre und ihre Kinder und Enkel ihm ebenſoſehr angehörten als ihr. Aber, fügte ſie hinzu, wenn Panin glaubt, erſter Miniſter zu werden, ſo irrt er ſich gewaltig. An meinem Hofe wird er kein anderes Amt haben, als das eines Krankenwärters (garde-malade).“

Nach der am $^{9}/_{20}$. September erfolgten Rückkehr Panins trug Katharina dem Vice-Kanzler Besborodko auf, ihr alle Sachen direct vorzutragen, die ganze diplomatiſche Correſpondenz vorzulegen und den Schriftwechſel mit den Vertretern der auswärtigen Mächte zu führen. Das hieß mit anderen Worten, daß Graf Panin nur den Titel eines Kanzlers behalten, aber von der Erfüllung ſeiner Obliegenheiten entbunden ſein ſollte.

Der Sturz Panins zog viele ſeiner Creaturen nach ſich; die Unzufriedenheit und das Murren wurden allgemein; Panin ſelbſt war für einige Zeit tief gebeugt und machte ſeinen Freunden und Verwandten zum Vor-

wurf, daß ſie ihn nicht von dem Stande der Dinge bei Hofe unterrichtet und es zu einer für ihn ſo ſchimpflichen Kataſtrophe hätten kommen laſſen. Aber allem Antheil an den Hof- und Staats-Intriguen zu entſagen, war Panin nicht im Stande: er entſchloß ſich, ſeinen Platz im Cabinet zu behaupten und ſich ſogar denen unterzuordnen, welche früher ſeine Untergebenen geweſen waren.

Nichts blieb nun den Panins übrig, als ihren ganzen Einfluß und alle ihre Hoffnungen auf den Großfürſten Paul zu concentriren. Eben darum aber wurde dieſer von der Kaiſerin beredet, mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe ins Ausland zu machen und die Hauptſtädte und intereſſanteſten Gegenden Europa's zu beſuchen. Es wurde beſchloſſen, die Kinder bei der Großmutter zu laſſen und über Wien nach Venedig, Rom, Neapel, die Schweiz, Paris und Amſterdam zu gehen. Alles war zur Abreiſe bereit, die auswärtigen Höfe von dem Beſuche des Thronfolgers benachrichtigt, als plötzlich, einige Tage vor der Abreiſe, die Großfürſtin erklärte, daß ſie ſich um nichts in der Welt von den Kindern trennen und keine lange und weite Reiſe unternehmen werde. Der Großfürſt erklärte daſſelbe und ſchien unbeugſam. Der ganze Hof gerieth in Beſtürzung. Potemkin allein entſchloß ſich der Kaiſerin zu entdecken, daß ſie dieſes Unerwartete dem Einfluſſe Nikita Panins auf Maria Fedorowna zu danken habe und daß die Würde der Kaiſerin und die Ehre des Reichs es forderten, ſolchen Intriguen ein Ende zu machen. Katharina befahl. Die Abreiſe des Großfürſten und ſeiner Gemahlin erfolgte, und Harris hat ſie nach den Mittheilungen eines Augenzeugen folgendermaßen beſchrieben:

„Am Sonntage ($^{19}/_{30}$. September) um 5½ Uhr Nachmittags verließen Ihre Hoheiten der Großfürſt und die Großfürſtin Zarskoje Selo. Der Schmerz der Großfürſtin läßt ſich nicht mit Worten ſchildern. Indem ſie von den Kindern Abſchied nahm, verlor ſie die Beſinnung und wurde in dieſem Zuſtande in den Wagen getragen. Sie wollte zu der Kaiſerin reden, die Sprache verſagte ihr. Ihr ganzes Benehmen und Ausſehen war ſo, als ob ſie zur Verbannung verurtheilt worden, aber durchaus nicht, als ob ſie aus freiem Willen eine Vergnügungsreiſe anträte. Der Großfürſt war faſt in derſelben Verfaſſung. Indem er in den Wagen ſtieg ließ er die Fenſtervorhänge herab und befahl dem Kutſcher, ſo raſch als möglich zu fahren. Fürſt Orlow, Fürſt Potemkin, Graf Panin und eine große Zahl Würdenträger wohnten der Abreiſe bei. Graf Panin befand ſich neben dem Großfürſten, als dieſer in den Wagen ſtieg, und

ſagte ihm etwas ins Ohr, erhielt aber keine Antwort. Die Kaiſerin, welche die Abreiſenden bis ins Vorzimmer begleitet hatte, war heftig erſchüttert und begab ſich gleich nach dem Abſchiede zu den Enkeln. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die außerordentliche Aufregung der Empfindungen bei Ihren Hoheiten nicht nur von dem Schmerze der Trennung von ihren Kindern herrührte. Graf Panin gelang es, in ihren Seelen Beſorgniſſe zu erregen, und ſie reiſten in großer Furcht ab. Er ſpielt in dieſer Sache ein gewagtes Spiel und kann überzeugt ſein, daß die Kaiſerin, welche ſein Betragen kennt, mit ihm Abrechnung halten wird. Wirklich hat ſie ihm an dieſem Tage ihre Verachtung deutlich gezeigt, was Panins ruhige und unbewegliche Phyſiognomie ungewöhnlich aufregte".

Der Schlag war furchtbar. Panin wurde gefährlich krank. Als Katharina hiervon erfuhr, vergaß ſie ſein Vergehen und erinnerte ſich nur ſeiner Verdienſte; ſie machte ſich Vorwürfe wegen ihrer Härte, und bemühte ſich durch geſteigerte Aufmerkſamkeit ihre Theilnahme zu bezeigen. Die Krankheit Panins zog ſich in die Länge und nur die Hoffnung auf das Wiederſehn mit dem Großfürſten, welcher nach einer Abweſenheit von vierzehn Monaten heimkehrte, ſchien die erlöſchenden Kräfte des Greiſes zu beleben. Seine Tage waren gezählt: am 31. März 1783 ſtarb er in Gegenwart ſeines ehemaligen Zöglings, welcher an ſeinem Bette niederkniete, ihm die Hände küßte und untröſtlich ſchluchzte. Während der Ausſtellung der Leiche küßte der Großfürſt leidenſchaftlich die Hände derſelben und weinte bitterlich, indem er ohne Zweifel in Panin ein Opfer der Liebe zu ihm und der Hingebung für ſein Intereſſe ſah. Von dieſem Augenblick an wandte ſich Paul dem Hofe gänzlich ab; alle ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit gehörte fortan einzig der von ihm in Gatſchina neu errichteten Truppe. Nur während des Krieges mit Schweden, im Jahre 1788, verließ er auf kurze Zeit ſeine Einſamkeit, eilte aber baldigſt wieder nach ſeinem Gatſchina zurück, wo die kleine Schaar ſeiner Getreuen, die ganze Zukunft Rußlands, vereinigt war.

Nach Nikita Panins Ableben vergaß man bei Hofe ſeines Bruders Peter, welcher noch ſechs Jahre lebte und erſt am 15. April 1789 ſtarb — ſechs Monate vor der Einnahme Benders durch Potemkin — derſelben Feſtung, deren Ueberwältigung einſt Panins Ruhm geweſen war. Dieſes zu erleben, wurde ihm von einem günſtigen Geſchick erſpart. Potemkin aber, dem Panins Haß und ſeine Stichelreden über des Günſtlings geringe Kenntniſſe vom Kriegsweſen nicht unbekannt geblieben, konnte jetzt tri-

nuphiren, wenn er dieſe ſchnelle Uebergabe Benders mit einer Beſatzung von 16,000 Mann, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, mit jener verglich, bei welcher Panin ſich länger als zwei Monate „verlegen“ hatte. Dieſer triumphirende Spott über Panin war es denn auch, der ihm die folgenden, übrigens nur durch ihre Plattheit merkwürdigen Verſe eingab, welche er zugleich mit dem officiellen Rapport über die Einnahme Benders der Kaiſerin zuſchickte:

Nous avons pris neuf lançons,
Sans perdre un garçon,
Et Bender avec trois pachas,
Sans perdre un chat.

Katharina antwortete ihm unter Anderem: „Il n'y a pas de douceur, mon ami, que je ne voudrois vous dire; vous êtes charmant d'avoir pris Bender, sans qu'il en aye couté un seul homme“.

---

Zwei Jahre ſpäter gehörte auch Potemkin ſchon zu den Todten. Nach ihm kam ein anderes und ſchwächeres Geſchlecht. Der eigentliche Erbe ſeiner Machtſtellung war Platon Subow, welcher nach den Worten Katharina's (in einem Briefe an Potemkin vom 14. Juli 1789) in der Epoche ſeiner Erhöhung ſich durch vier Eigenſchaften auszeichnete: Treue, Beſcheidenheit, Anhänglichkeit, Dankbarkeit bis zum Extrem — und dadurch noch, daß er die Briefe Potemkins an Katharina mit von Vergnügen glühenden Wangen und mit Thränen im Auge las. Von ihm hat der Verfaſſer des von uns im Auszuge wiedergegebenen Buches ein ſonderbares Schriftſtück aufgefunden: ein ſchwindelhaftes Project zu einer politiſchen Umgeſtaltung Europa's, in Folge der zunächſt bezweckten Bewältigung der franzöſiſchen Revolution. Von Subows eigener Hand geſchrieben und ſeinen letzten Lebensjahren, vielleicht der Zeit kurz vor ſeinem Tode (1822) angehörend, wird es im topographiſchen Depot des Kriegsminiſteriums (Nr. 34, 359) aufbewahrt: ſo lauten die Angaben Lebedews, dem wir hier, am Schluſſe unſeres Auszuges, auch dieſes Curioſum noch entnehmen, obgleich es zu der Geſchichte der Panins in keinem Bezuge ſteht.

Considérations politiques générales.

Couronnes inaliénables et qui ne peuvent être réunies sur une même tête.

1. Maison de Lorraine ... Royaume d'Italie ..... Milan.
2. Etat de l'Eglise Catholique ..... Rome.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 3. | Maison de Bourbon . . . | Royaume des deux Siciles . . . . | Naples |
| 4. | Maison de Savoye . | Royaume de Sardaigne . . . . . | Cagliari. |
| 5. | Vice-Roy d'Italie . . . . | Royaume de Neustrie, jusqu' au Rhône, composé de Provence, Dauphiné, Savoye, Piémont, Monaco et Nice . . . . . | Turin. |
| 6. | . . . . . | Royaume de France . . | Paris. |
| 7. | . . . . . | Royaume d'Espagne . . . . . | Madrid. |
| 8. | . . . . . | Royaume de Portugal . . . . . | Lisbonne. |
| 9. | . . . . . | Royaume de Grande-Bretagne . . . | Londres. |
| 10. | . . . . . | Royaume d'Hollande et des Pays-Bas | Amsterdam ou Bruxelles. |
| 11. | Maison de Brandenbourg | Roi des Germains, en y joignant ce qui appartenoit a l'Allemagne sur la rive gauche du Rhin, jusqu' à la Meuse . . . . . | Cassel. |
| 12. | Maison de Baden . . . | Royaume d'Austrasie, en y joignant l'Alzace, la Lorraine, les trois Evéches, la Franche Comté et la Bourgogne, quand même quelque chose de moins . . . . . | Strasbourg. |
| 13. | Maison de Würtemberg | Royaume de Souabe . . . . . | Stoutgard. |
| 14. | Maison de Deux-ponts . | Royaume de Bavière . . . . . | Munich. |
| 15. | L'Empire de Russie. | | |

Die noch folgende Aufzählung der Städte des nach Subows Plane erweiterten Rußlands ſteht bei Lebedew nicht im franzöſiſchen Originaltext, ſondern in ruſſiſcher Ueberſetzung; ſomit auch hier in deutſcher Ueberſetzung:

### Hauptſtädte erſten Ranges.

1. Petersburg; 2. Berlin, 3. Wien; 1. Konſtantinopel, 5. Aſtrachan; 6. Moskau. — Der Herrſcher eines ſo ausgedehnten Reiches iſt der Sonne vergleichbar, die mit ihrem wohlthätigen Blick alles erwärmt, was von ihren Strahlen erreicht wird. Jährliche Reſidenz in jeder dieſer Hauptſtädte, beſondere Ehrenſtellen und eigener Hofſtaat in ihnen, aber die höchſte Regierung einheitlich und untheilbar.

### Städte zweiten Ranges.

1 Hamburg, 2. Kopenhagen; 3. Stockholm, 4. Königsberg; 5. Warſchau, 6. Prag, 7. Ofen, 8. Bukareſt, 9. Adrianopel, 10. Samarkand.

### Städte dritten Ranges.

1. Stettin, 2. Lübeck; 3. Gothenburg; 4. Chriſtianſand: 5. Archangel, 6. Jaroſlaw, 7. Wilna; 8. Riga, 9. Danzig, 10. Breslau, 11. Brünn, 12. Klagenfurt, 13. Preßburg; 14. Debrezin, 15. Kaſchau; 16. Lemberg; 17. Kiew; 18. Odeſſa, 19. Varna, 20. Volo, 21. Salontchi, 22. Argos, 23. Koron, 24. Napoli di Romania, 25. Ragusa, 26. Trieſt, 27. Abo, 28. Kaſan, 29. Tobolsk, 30. eine Hafen-

ſtadt am ſtillen Ocean, 31. Buchara, 32. Chiwa, 33. Aſtrabad, 34. Tiflis, 35. Kaffa, 36. Taganrog, 37. Stralſund; 38. Poſen; 39. Krakau, 40. Tula.

Städte vierten Ranges ſind alle Gubernial-, Departemental- und Hafenſtädte — gegen 200.

Städte fünften Ranges alle Bezirksſtädte — gegen 2000.

Städte ſechsten Ranges, die keine Adminiſtrationscentra ſind, und Flecken mit eigenem Magiſtrat — gegen 6000.

Herr Lebedew iſt der Meinung, dieſes Phantaſieſtück verdanke ſeine Entſtehung der Rivalität Subows gegen das Andenken ſeines „durchlauchtigſten" Vorgängers; es ſei ein Verſuch das bekannte griechiſche oder orientaliſche Project Potemkins zu überbieten, und obgleich in der uns vorliegenden Geſtalt ſo ſpät erſt niedergeſchrieben, ſei es der wahre Schlüſſel zur Erklärung der ganzen ruſſiſchen Politik während der letzten Regierungsjahre Katharinens (1792—1796), ſowie insbeſondere der in dieſe Zeit fallenden ungeheuren Rüſtungen Rußlands gegen Frankreich, über deren beabſichtigte Verwendung ſehr eingehende und noch unbenutzte Auskünfte im Reichsarchiv ſich vorfinden ſollen.

# Der internationale statistische Congreß in Berlin.

Seitdem Achenwall in Göttingen im Jahre 1749 zum ersten Male ein Universitäts-Collegium über Statistik gelesen und die Staatskunde zu einer Wissenschaft erhoben, hat die Statistik erst in diesem Jahrhundert, ja man kann sagen, erst in neuerer Zeit, hauptsächlich durch die Verdienste des berühmten Belgiers A. Quetelet, ihren Hauptaufschwung genommen. Er ist es auch, der die internationalen statistischen Congresse ins Leben gerufen hat. Grade die Schule der Statistik, die Quetelet begründet, mußte ganz nothwendig zu diesen Congressen veranlassen. Während die ältere Richtung*), die Achenwall-Schlözersche, die Staatenkunde repräsentirte und die Zahl nur als eins der Mittel zur Schilderung des Zustandes der Staaten betrachtete, ist für die Dufau-Queteletsche Schule der Statistik im engeren Sinne die Zahl und die Tabelle die einzig erlaubte Ausdrucksweise. In der Staatenkunde spielt das Concrete und Individuelle noch eine Rolle, in der Statistik (im engeren Sinne) herrscht das Genus; die Species verschwindet vollständig. Sie, die Statistik findet ihr höchstes Ziel in der Entdeckung der Gesetze der sogenannten großen Zahlen, in dem Nachweise des Naturgesetzmäßigen. Der Begriff Physik der Staaten ist ihr zu eng. Sie will sich zu einer Physik der menschli-

*) Die nachfolgende Darstellung über das Unterscheidende zwischen den beiden Schulen der Statistik haben wir meist dem Engelschen Berichte an die Vorbereitungs-Commission des Berliner statistischen Congresses entnommen. Wer Ausführlicheres hierüber lesen will, beliebe sich die Zeitschrift des Berliner statistischen Bureaus Nr. 5 von 1863 anzusehn.

chen Gesellschaft erheben. Die Staatskunde ist zu ¾ Staatswissenschaft und zu ¼ Naturwissenschaft, die Statistik (im engeren Sinne) dagegen zu ¼ Staatswissenschaft und zu ¾ Naturwissenschaft. So strebt denn die Statistik natürlich fortwährend nach immer größeren Zahlen, um die Naturgesetze zu erkennen, welche die Physis und die Psyche der Menschen beherrschen. So mußte es ihr denn ‚hauptsächlich darauf ankommen, eine Vergleichbarkeit der statistischen Zahlen aller Staaten herzustellen. Und dies ist der Hauptzweck der internationalen statistischen Congresse. — Sehr bald fand man nun aber auf diesen Congressen, daß um generell zu sein, man zuvor speciell sein müsse, und so haben grade diese Congresse sehr viel dazu beigetragen, eine Vereinigung der beiden Schulen zu befördern und zu der Erkenntniß zu führen, daß die Statistik mitten zwischen den Staats- und Naturwissenschaften steht und daß, wollten beide Schulen ganz getrennt wirken, die Staatenkunde zur Katalogisirung, die Statistik (im engeren Sinne) zur Hypothesenmacherei herabsinken müsse.

Der Unterzeichnete, welcher das Vergnügen gehabt hat, an dem statistischen Congresse, der vom 4.—12. September d. J. in Berlin tagte, Theil zu nehmen, will in den nachstehenden Zeilen unserem baltischen Publikum über die Thätigkeit und den Verlauf dieses Congresses Bericht erstatten. Es versteht sich von selbst, daß dies nur in den allgemeinsten Umrissen geschehen kann. Wollte man mit Berücksichtigung der Vorarbeiten ausführlich alle Verhandlungen wiedergeben, so müßte man ein größeres Werk zusammenstellen. Das kann unmöglich die Aufgabe des Unterzeichneten sein.

Der Berliner Congreß war der fünfte in der Reihe. Der erste Congreß fand 1853 in Brüssel, der zweite 1855 in Paris, der dritte 1857 in Wien, der vierte 1860 in London statt. Am 4. und 5. September versammelten sich im Herrenhause nur die officiellen Delegirten. Da unser Ministerium des Innern mich dem Berliner statistischen Bureau auch zu annonciren die Güte gehabt hatte, so forderte mich der Dr. Engel auf, diesen beiden Versammlungen auch beizuwohnen. Es waren alle civilisirte Staaten durch Delegirte vertreten. Außer aus den deutschen Staaten waren Delegirte aus Rußland, Nordamerika, Frankreich, England, Oesterreich, Italien, Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark ꝛc., sogar aus Serbien und den Donaufürstenthümern erschienen.

Von berühmteren Personen bemerkte ich Quetelet aus Brüssel, Legoyt aus Paris, Dr. Farr aus London, Dr. Berg aus Stockholm, Dr.

Ficker aus Wien, Dr. Herrmann aus München, Dr. Schubert aus Königsberg, Dr. Wappäus aus Göttingen ꝛc. Man beschäftigte sich in diesen Versammlungen mit vorläufigen Besprechungen. Namentlich entspann sich eine lebhafte Discussion über die von Dr. Engel vorgeschlagene Reorganisation des Congresses und die Einsetzung einer ständigen Deputation. — Gleich beim Empfang der Eintrittskarten wurden den Erschienenen außer einigen Exposé's über den Zustand der Statistik in verschiedenen Ländern die in Berlin zusammengestellten und im Druck erschienenen Vorarbeiten für den Congreß überreicht, namentlich ein Compte-rendu général des travaux du congrès international de statistique dans les séances tenues à Bruxelles, Paris, Vienne et Londres, publié sous la direction de M. le Dr. Engel", und das „Programm der fünften Sitzungsperiode des internationalen statistischen Congresses." Beide diese Schriften, in folio gedruckt und jede über 250 Seiten umfassend, geben ein glänzendes Zeugniß für die Tüchtigkeit der preußischen Staatsmänner. Das erste Werk giebt zum ersten Male eine klare Uebersicht über die Thätigkeit der 4 ersten Congresse und das zweite enthält eine Reihe der interessantesten Abhandlungen über die zur Verhandlung auf dem Berliner Congresse stehenden Gegenstände. Namentlich lagen 4 Berichte über Organisationsfragen vor (Organisation des Congresses, der amtlichen Statistik, der Volkszählung und über die Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung), 10 Berichte über die verschiedenen Seiten der Statistik des Grundeigenthums, 2 Berichte über die Statistik der Preise und Löhne und der Güterbewegung auf den Eisenbahnen, 4 Berichte über die Statistik der Gesundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militairbevölkerung, 8 Berichte über die Statistik der socialen Selbsthülfe und des Versicherungswesens, 2 Berichte über die internationale Einheit der Maße und Gewichte und endlich eine Abhandlung: „die Hauptresultate der vergleichenden Gesundheits- und Sterblichkeits-Statistik der Civil- und Militairbevölkerung Preußens".

Was die Berichte über den Zustand der Statistik in den verschiedenen Ländern betrifft, so wurden leider nur ungefähr 10 derselben gedruckt und vertheilt, obgleich der Dr. Engel in besonderen Einladungsschreiben dringend um die Einsendung solcher Berichte gebeten hatte. Die Mehrzahl der officiellen Delegirten zog es vor, sich in den Plenarsitzungen durch Verlesen ihrer Berichte hören zu lassen. Wir hoffen, daß auf künftigen Congressen diesem Verfahren ein Ende gemacht werden wird.

Die ſo koſtbare und für die Berathung über die wichtigſten und ſchwierigſten Fragen ſo knapp zugemeſſene Zeit wird durch das Ableſen dieſer Berichte, welches täglich ungefähr 1½ Stunden in Anſpruch nimmt, auf bedenkliche Weiſe verſchwendet. Ich beſtreite durchaus nicht die Nützlichkeit ſolcher Berichte. Im Gegentheil meine ich, daß es eine beſonders wichtige Aufgabe der internationalen ſtatiſtiſchen Congreſſe iſt, alle 2 Jahre eine Umſchau über den Zuſtand der Statiſtik in allen Ländern zu halten. Aber ich glaube, daß es in jeder Beziehung beſſer wäre, dieſe Berichte gedruckt zu vertheilen.

Mein Bericht*) über den Zuſtand der Statiſtik in Kurland, der von mir ſchriftlich verabreicht und auf Dr. Engels Anordnung gedruckt und allgemein vertheilt wurde, lautete folgender Maßen:

„Kurland, welches der Unterzeichnete auf dieſem internationalen ſtatiſtiſchen Congreſſe zu vertreten die Ehre hat, iſt eine der drei baltiſchen Provinzen (auch Oſtſeegouvernements genannt: Kurland, Livland, Eſtland) des ruſſiſchen Kaiſerreichs. Einen Ländercomplex von etwa 1730 Geviertmeilen umfaſſend, ſind dieſe drei Provinzen eine vor ſieben Jahrhunderten begründete deutſche Colonie, welche den heidniſchen Urbewohnern des Landes (Letten und Eſten) das Chriſtenthum brachte und das Land der Cultur erſchloß. Als in der Mitte des 16. Jahrhunderts der nicht unmächtige livländiſche Ordensſtaat zuſammenbrach, wurde Kurland ein Lehnsherzogthum der Krone Polen. Im Jahre 1795 unterwarf ſich Kurland freiwillig dem ruſſiſchen Scepter. Liv- und Eſtland waren ſchon früher dem ruſſiſchen Staate einverleibt worden.

Die Bearbeitung der Statiſtik iſt in den übrigen Gouvernements des ruſſiſchen Reichs beſonderen ſtatiſtiſchen Comité's übertragen, welche unter dem Vorſitze des Civilgouverneurs der Provinz aus den Chefs der verſchiedenen Reſſorts der Verwaltung und einer Anzahl von dem Comité ſelbſt gewählter Mitglieder beſtehen.

Erſt ſeit wenig Jahren hat man in Kurland (in Liv- und Eſtland ſogar erſt in allerneueſter Zeit) begonnen, in ſyſtematiſcher Weiſe ſtatiſtiſche Ermittelungen anzuſtellen. Der Erlangung zuverläſſiger Daten ſtellen ſich indeſſen noch häufig mannigfache Schwierigkeiten entgegen. So hat z. B. bisher noch keine detaillirte Vermeſſung des Landes ſtattgefunden, ſo daß

*) Ich gebe dieſen Bericht in extenso wieder, nicht weil er an und für ſich von beſonderer Bedeutung iſt, ſondern weil es vielleicht unſer baltiſches Publikum intereſſiren könnte, zu erfahren, was auf dem Congreſſe über Kurland ꝛc. geſagt worden iſt.

alle genaueren Nachrichten über die Vertheilung des Landes nach Acker, Wieſen, Wald ꝛc. fehlen; ein Mangel, der in einem hauptſächlich Ackerbau treibenden Lande, wie Kurland, ganz beſonders zu beklagen iſt. — Der Erforſchung der ländlichen Verhältniſſe hat das ſtatiſtiſche Comité in Kurland bisher ſeine Hauptthätigkeit zugewandt (conf. Heyking, ſtatiſtiſche Studien über die ländlichen Zuſtände Kurlands, Mitau 1862).

Im März d. J. wurde in Kurland der Verſuch einer nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen auszuführenden Volkszählung gemacht. Schon die Geringfügigkeit der dem ſtatiſtiſchen Comité zur Dispoſition ſtehenden Geldmittel mußte dazu veranlaſſen, bei der Ausführung der Zählung die freiwillige Betheiligung und Mitwirkung der Bevölkerung ſelbſt in Anſpruch zu nehmen. Nach Anleitung der in der Zeitſchrift des königlich preußiſchen ſtatiſtiſchen Bureau's (Dr. Engel, die Methoden der Volkszählung) entwickelten Ideen wurde in Kurland für die Zählung in den Städten und Flecken der Grundſatz aufgeſtellt, daß die Haus- und Haushaltungsliſten von den Hausbeſitzern reſp. Haushaltungsvorſtänden auszufüllen ſeien. Gleichzeitig erging an die gebildeten Bewohner der Städte und Flecken die Aufforderung, freiwillig und unentgeltlich die Function von Zählern zu übernehmen, und es ſollte die Aufgabe dieſer Zähler darin beſtehen, in denjenigen Häuſern, wo wegen eines geringeren Bildungsgrades der Hausbeſitzer oder Einwohner eine ſachgemäße Ausfüllung der Liſten nicht zu erwarten war, die Aufnahme zu bewerkſtelligen. Dieſer Aufforderung wurde allſeitig bereitwilligſt entſprochen, ſo daß z. B. in einer Stadt von 10,000 Einwohnern ſich 120 freiwillige Zähler fanden. Die Leitung der Zählung war in jeder Stadt und jedem Flecken einer beſonderen Zählungscommiſſion übertragen, welche aus Perſonen zuſammengeſetzt wurde, die ſich auf Aufforderung des Provinzialcomité's wiederum freiwillig zur Uebernahme des mühevollen Geſchäfts bereit erklärt hatten. — Auf dem Lande war es wegen obwaltender Umſtände nicht möglich, die Volkszählung ſo detaillirt auszuführen, wie in den Städten und Flecken. Hier war die Leitung der Zählung und die Aufnahme ſelbſt den Gemeindevorſtänden (Gutspolizeien und Gemeindegerichten) übertragen.

So iſt die Volkszählung in Kurland faſt ganz ohne amtliche Mitwirkung und ohne andere Koſten, als für Papier und Druck der Liſten, durchgeführt worden. Wir ſchreiben das für eine erſte Zählung durchaus befriedigende Reſultat ganz beſonders der freiwilligen Mitwirkung der Bevölkerung zu. Es dürfte die kurländiſche Volkszählung aber auch ein

kleiner Beitrag zur Beurtheilung der von dem hochverdienten Director des königlich preußischen statistischen Bureau's, Dr. Engel, empfohlenen Methode sein.

Bei der Aufnahme wurden das Geschlecht, das Alter, der Familienstand, das Religionsbekenntniß, die Nationalität, der Stand, der Beruf, die körperliche Beschaffenheit und die Behausung in Berücksichtigung gezogen. — Mit der Volkszählung wurde zugleich eine Aufnahme des Viehbestandes verbunden."

Am Sonntage den 6. September versammelte sich nun im festlich geschmückten Saale des Herrenhauses der ganze Congreß, der trotz aller Machinationen der extremen preußischen Parteien so überaus zahlreich besucht war, daß kein Platz unbesetzt blieb. Die officiöse norddeutsche allgemeine Zeitung begrüßte in ihrer Sonntagsnummer den Congreß mit beherzigenswerthen Worten. „Was wir anstreben, so drückt sie sich aus, ist die Erlösung des Staats von der politischen Doctrin, mögen wir nun conservative oder radicale Doctrinairs zu bekämpfen haben. Die Statistik ist es vor Allem, die dem Staatsmann die Mittel an die Hand giebt, das Wahre zu erkennen ... an die Stelle der Wünsche die Thatsachen zu setzen u. s. w." Nach Beendigung dieser Plenarversammlung, die sich unter dem Vorsitze des Ministers des Innern Grafen zu Eulenburg mit der Constituirung des Bureau's des Congresses beschäftigte, begab man sich in die verschiedenen Sectionszimmer. Ich hatte mich in die 2. Section: „Statistik des Grundeigenthums" eingeschrieben und werde daher ausführlicher über die Verhandlungen dieser Section berichten können. Was die andern Sectionen betrifft, so werde ich mich auf ein Referat über ihre Beschlüsse, so weit sie in den Plenarversammlungen wieder berathen wurden, beschränken müssen. Zum Präsidenten dieser Section wurde der Ministerial-Director Bitter, zu Vicepräsidenten Ober-Regierungsrath Schuhmann, Professor Hildebrand aus Jena und Staatsrath Semenow aus Petersburg erwählt. Vier Secretaire übernahmen die Protocollführung. Zu einem dieser Secretaire hatte man mich zu erwählen die Güte. Die eigentlichen Verhandlungen dieser Section begannen am Montage um 9 Uhr. Es war von der Vorbereitungs-Commission ein Tableau vorgeschlagen worden, nach welchem eine nach allen Seiten hin erschöpfende, in ein systematisches Ganze zu bringende und zugleich unter allen Staaten vergleichbare Statistik des Grundeigenthums zu beschaffen wäre. Man hatte schon auf früheren Congressen einzelne Fragen aus dem Gebiete des

Grundeigenthums berührt, es liegen einige werthvolle Schriften und ſtatiſtiſche Unterſuchungen über ſolche einzelne Fragen vor, eine vollſtändige ſyſtematiſche Statiſtik des Grundeigenthums giebt es aber noch nirgends.

Die zweite Section hielt es indeſſen noch nicht für zeitgemäß, ſich für oder gegen dieſes Tableau auszuſprechen, namentlich weil im gegenwärtigen Momente, wo in ſo vielen Staaten eine Statiſtik des Grundeigenthums überhaupt noch kaum exiſtirt, wo alſo noch vielfach Erfahrungen über die Ausführbarkeit gewiſſer ſtatiſtiſcher Erhebungen und allgemeine Kenntniſſe über die in den verſchiedenen Staaten vorhandenen Quellen, aus denen geſchöpft werden könnte, fehlen, es unpraktiſch erſcheinen müßte, für internationale Zwecke ein derartiges Syſtem aufzuſtellen. Nichtsdeſtoweniger ſcheint mir, daß die der Section gemachte Vorlage nicht verfehlen wird, vielfach anzuregen und ſo ihre werthvollen Früchte zu tragen. Man beſchloß alſo nur, in die Erörterung der einzelnen Abſchnitte einzutreten. Als Baſis jeder Statiſtik des Grundeigenthums wurde natürlich vor allem eine gründliche Vermeſſung nicht allein der einzelnen Eigenthums-Einheiten, ſondern der verſchiedenen Culturobjecte des Grundes und Bodens anerkannt. Zugleich hielt man es für dringend nothwendig, eine Unterſuchung über den Zuſtand und die Principien der Vermeſſung in den verſchiedenen Ländern anzuſtellen. Zu dieſem Zwecke wurden eine Reihe von Fragen geſtellt, die womöglich dem nächſten Congreſſe beantwortet werden ſollen. Was die verſchiedenen Culturobjecte betrifft, ſo wurde feſtgeſtellt, folgende Claſſification zur allgemeinen Annahme zu empfehlen: 1. Ackerland, 2. Gärten, 3. Wieſen, 4. Weiden, 5. Holzungen, 6. Torfgräben, 7. Waſſerſtücke, 8. Grundſtücke, welche in anderer Weiſe einen Ertrag gewähren, 9. Gebäudeflächen und Hofſtellen, 10. Wege, Chauſſeen, Plätze ꝛc. 11. Flüſſe, Bäche, Häfen ꝛc. und 12. Unland. In jeder Kategorie wurde eine genaue Begriffsbeſtimmung hinzugefügt. Zugleich ſprach man ſich dahin aus, daß es ſehr wünſchenswerth ſei, wenigſtens alle 10 Jahre Unterſuchungen darüber anzuſtellen, in welcher Weiſe ſich die Ausdehnung dieſer verſchiedenen Culturobjecte verändert habe. Man wird gewiß, wenn auch nur allmälig, auch in den baltiſchen Provinzen die überaus große Wichtigkeit derartiger Ermittelungen anerkennen, zugleich aber ſich darüber klar werden müſſen, daß einer detaillirten Vermeſſung des Landes ſich noch bedeutende Schwierigkeiten entgegenſtellen. Abgeſehen von der Abneigung einzelner Grundbeſitzer, über ihren Grund und Boden genaue Nachrichten ans Publikum gelangen zu laſſen, wird man nicht überſehen können, daß

ſehr große Koſten mit ſolcher Vermeſſung verbunden ſein müſſen. Mir ſcheint, daß wir nur den Weg einſchlagen können, den man, wie mir der Dr. Berg aus Stockholm mittheilte, mit Erfolg in Schweden betreten hat. Eine detaillirte neue Vermeſſung wäre in Schweden bei der großen Ausdehnung des Landes gar zu koſtſpielig geworden. Man hat alſo eine Landesvermeſſungs-Commiſſion begründet, welche die vorhandenen privaten Vermeſſungen einzelner Güter benutzt, an Ort und Stelle etwanige Veränderungen ſeit der letzten Vermeſſung berückſichtigt, dann alle dieſe privaten Karten auf denſelben Maßſtab reducirt und endlich nach den kleinſten adminiſtrativen Bezirken Karten anfertigt, die mit dem größten Detail ausgeführt ſind. Dr. Berg war ſo freundlich, mir einige ſolche Karten zu zeigen, und ich habe mich davon überzeugt, wie überſichtlich und hübſch dieſelben ausgeführt ſind. Dieſe Karten werden gern von den Gutsbeſitzern für ihre und die Güter ihrer Nachbarn gekauft. Für den Fall, daß nun hin und wieder eine Beſitzung nicht vermeſſen iſt, wird der betreffende Eigenthümer ſtets überaus gern wenigſtens einen Theil der Koſten der Vermeſſung tragen. Auf dieſe Weiſe geht man allmälig vor und wird dereinſt eine vollſtändige Detail-Karte Schwedens haben. Da die Karten in einer Menge von einzelnen Blättern angefertigt werden, ſo kann von Zeit zu Zeit das einzelne Blatt, welches veraltet iſt, leicht umredigirt werden und eine neue Ausgabe erhalten. Daß auch dieſes ganze Unternehmen Geldmittel erheiſcht, verſteht ſich von ſelbſt. Bei uns würde man die vom Generalſtabe herausgegebenen Karten benutzen und ſich ſo vielleicht eine weſentliche Erleichterung verſchaffen können. In Preußen findet gegenwärtig zum Zwecke der Grundſteuer-Regulirung eine ſehr detaillirte Vermeſſung und Bonitirung ſtatt. Wie man mir mittheilte, werden alle betreffenden Arbeiten in 2 Jahren beendet ſein und dann eine bedeutende Zahl von beeidigten Landmeſſern (nahe an 2000) zur Dispoſition geſtellt werden müſſen. Man iſt einigermaßen in Verlegenheit darüber, wo man dieſe Perſonen dann unterbringen ſoll. Die baltiſchen Provinzen, in denen ein entſchiedener Mangel an tüchtigen Landmeſſern gefühlt wird, werden dann ſehr leicht die preußiſchen Reviſoren, die ſich, wie man mir verſicherte, durch Tüchtigkeit und einige Kenntniß im Bonitiren auszeichnen, hierherziehen können.

Ein zweiter wichtiger Gegenſtand, mit welchem ſich die zweite Section beſchäftigte, war die Frage über den Stand und die Bewegung der Vertheilung des Grundeigenthums nach ſeiner Größe. Das

vorgeſchlagene Schema wurde für internationale Zwecke nicht für brauchbar erachtet. Namentlich erhoben Rußland, Schweden ꝛc. Einwendungen gegen daſſelbe. Und ſo einigte man ſich endlich zu folgenden Reſolutionen:

1) Sämmtliche Staatsregierungen ſind erſucht, der Vorbereitungscommiſſion des nächſten Congreſſes genaue Nachricht über die in ihrem Lande etwa ſtattgefundenen ſtatiſtiſchen Aufnahmen der Vertheilung und Bewegung des Grundeigenthums mitzutheilen und dieſer Nachricht die mit den Reſultaten dieſer Aufnahmen ausgefüllten Formularien beizufügen.

2) Dieſelben ſind erſucht, der Vorbereitungscommiſſion Nachricht über die in ihrem Lande vorhandenen Quellen für eine Statiſtik der Vertheilung des Grundeigenthums zu geben.

3) Dieſelben ſind erſucht, der Vorbereitungscommiſſion den Entwurf eines Formulars einzuſenden, welches unter Berückſichtigung der eigenthümlichen Agrarverfaſſung des Landes für eine ſtatiſtiſche Aufnahme der Vertheilung des Grundeigenthums am geeignetſten erſcheint, und dieſem Entwurfe eine kurze Beſchreibung der Agrarverfaſſung als Erläuterung hinzuzufügen.

4) Die Vorbereitungscommiſſion des nächſten Congreſſes wird beauftragt, auf Grundlage und nach Vergleichung aller dieſer Vorlagen neue Formularien zu entwerfen, welche in allen civiliſirten Ländern zur Erhebung einer Statiſtik der Vertheilung des Grundeigenthums verwendbar ſind.

Die ſehr verſchiedenen Agrarverhältniſſe in den einzelnen Staaten machen es nöthig, bevor beſtimmte Formulare zu den desfallſigen Erhebungen aufgeſtellt werden, vorbereitende Schritte zu thun. Man muß zunächſt dieſe verſchiedenen Agrarverhältniſſe und die Quellen, aus denen die Erhebungen über die Vertheilung des Grundeigenthums ſchöpfen, kennen lernen. Dieſen Zweck haben die vorgeſchlagenen Reſolutionen.

Das vorgeſchlagene Schema zu einer Statiſtik der Vertheilung des Grundeigenthums in politiſcher und ſocialer Beziehung rief weniger Bedenken hervor, ſo daß man daſſelbe im Weſentlichen nur in Beziehung auf die Beſitzer-Kategorien abänderte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß beide Schemas überhaupt nur dort angewandt werden können, wo das Land detaillirt vermeſſen worden iſt. Wie unendlich wichtig aber überhaupt eine Statiſtik der Vertheilung des Grundeigenthums in den verſchiedenen Beziehungen iſt, wird niemand verkennen. Und ſo tritt das Verlangen nach einer Detail-Vermeſſung immer dringender an alle Länder heran, wo man zur Erkenntniß darüber gelangt iſt, daß ohne genaue Kenntniß über die-

ſen Gegenſtand alle agrariſche Geſetzgebung nur zu leicht unter der Herrſchaft der Doctrin und einer dem realen Leben entfremdeten Theorie ſteht.

Es wird ſo viel über die Gefahren der Parzellirung und andererſeits der Bildung von Latifundien raiſonnirt, ohne daß man ſich die Mühe geben will und kann, genau die praktiſchen Reſultate des einen oder andern Entwickelungsganges ins Auge zu faſſen. Die Theorie iſt leicht aufgeſtellt, wie ihre Anwendung im praktiſchen Leben wirkt, intereſſirt oft nicht weiter.

Dr. Engel ſagt in ſeinem Berichte ſehr richtig: „Die an und für ſich ſchon außerordentliche Bedeutung der Statiſtik des Standes und der Bewegung des Grundeigenthums- (im Sinne dieſes Berichts) iſt noch einer großen Steigerung dann fähig, wenn früher oder ſpäter die Statiſtik der Feldſyſteme, der landwirthſchaftlichen Production, der Viehhaltung damit in Verbindung gebracht wird. Schon durch die Einführung der Frage nach der Zahl der Parzellen in das Formular über den Stand des Grundeigenthums wird über viele Dinge, die bis jetzt nur theilweiſe aufgeklärt ſind, helles Licht verbreitet. Kennt man die Anzahl und politiſche Qualität der Beſitzer, die Fläche ihrer Beſitzungen und deren Culturarten, ferner die Zahl der Parzellen, woraus letztere beſtehen, ſo kennt man auch die durchſchnittliche Größe jeder Parzelle, je nachdem ſie Acker, Wieſe, Weide, Wald, Garten ꝛc. iſt, und je nachdem ſich die Parzelle in den Händen der Krone, des Staates, der Kirche und Schule, der Privaten ꝛc. befindet. Daß, wenn dieſe Nachweiſe nur erſt für eine Reihe von Jahren vorhanden ſein werden, mittelſt derſelben die Antworten auf viele der allerwichtigſten Fragen möglich ſind, bedarf keiner beſonderen Auseinanderſetzung. Gelingt es, auch die landwirthſchaftliche Statiſtik nach ähnlichen Beſitz-Kategorien aufzuſtellen, dann können in der That Zweifel nicht mehr Platz greifen darüber:

1) welche Güter es ſind, die hinſichtlich der Verbeſſerung ihrer Wirthſchaft am meiſten voranſchreiten,

2) welche Güter den größten Brutto- und den größten Reinertrag liefern,

3) auf welchen Gütern quantitativ und qualitativ das meiſte Vieh gehalten und ernährt wird,

4) welche Beſitzungen zur Wehrkraft und Steuerkraft der Staaten verhältnißmäßig das meiſte beitragen.

Man iſt allerdings auch jetzt ſchon raſch mit irgend einer Antwort auf Fragen dieſer Art zur Hand. Allein nur zum kleinſten Theil ſind die

betreffenden Antworten das Reſultat directer und ſorgfältig angeſtellter Beobachtungen. Und ſelbſt wenn ſie es ſind, ſo findet man doch, falls es ſich darum handelt, dergleichen Ausſchlüſſe aus verſchiedenen Gegenden und Zeiten einander gegenüber zu ſtellen, daß ihnen faſt alle Eigenſchaften der Vergleichbarkeit mangeln". Und an einer andern Stelle: „Hierbei zu klaren Vorſtellungen und zu poſitiven Kenntniſſen zu gelangen, iſt eine der unerläßlichſten Aufgaben der Statiſtik, denn ohne zuverläſſige Angaben hinſichtlich der Vertheilung des Grundeigenthums auf die hiſtoriſch-politiſchen Perſonen und Körperſchaften im Staate und hinſichtlich der Wandelungen in dieſer Vertheilung läßt ſich der Erfolg einer Reihe der wichtigſten Agrargeſetze wohl ahnen, aber nicht meſſen".

Bei Beleuchtung der Eigenthumsverhältniſſe eines Landes muß ſelbſtverſtändlich die Hypothekenverfaſſung eine hervorragende Stellung einnehmen, wenngleich die Schilderung dieſer Verfaſſung eigentlich weniger in das Gebiet der Statiſtik hineingehört. Will man eine umfaſſende Statiſtik des Grundeigenthums liefern, ſo wird man ſich mit den nackten Zahlen nicht begnügen können und namentlich die rechtlichen Formen und Grundſätze kennen lernen müſſen, in denen ſich der Verkehr, der Beſitzwechſel, die Belaſtung des Grundeigenthums ꝛc. zu bewegen hat.

Der bekannte Dr. Lette, als Berichterſtatter der Vorbereitungs-Commiſſion für dieſen Gegenſtand, hatte eine ausführliche Beleuchtung der wichtigſten Geſichtspunkte geliefert, von welchen aus die Hypothekenverfaſſung eines Landes zu betrachten iſt. Dieſe Geſichtspunkte hatte er in 28 Fragen zuſammengefaßt, deren Beantwortung eine vollſtändige Darſtellung der Hypothekenverhältniſſe liefern ſollte. Die Section war der Anſicht, daß dieſe Fragen gar zu ſehr ins Detail eingingen, daß namentlich ſogar nach Rechtsgrundſätzen gefragt werde, welche man noch entſchieden zu den Controverſen zählt.

So ſchien es denn der Section, daß an Stelle der 28 Fragen wohl 13 andere enger zuſammengefaßte ausreichen würden. Die Kürze der Zeit ließ indeſſen eine gründliche und tiefer eingehende Unterſuchung dieſes ſchwierigen und der eigentlichen Statiſtik jedenfalls ferner ſtehenden Gegenſtandes nicht zu. Und ſo ſprach die Section eigentlich nur den Wunſch aus, daß wenigſtens dieſe 13 Fragen zur Beantwortung empfohlen würden, ohne gerade die 28 von Lette geſtellten Fragen als unpraktiſch bezeichnen zu wollen.

Ich erlaube mir bei dieſer Gelegenheit den dringenden Wunſch aus-

zuſprechen, daß einer unſerer baltiſchen Juriſten es ſich zur Aufgabe machen wollte, die Hypothekenverfaſſung in unſern baltiſchen Provinzen, wie ſie ſich in jeder Provinz und in den Städten verſchieden geſtaltet hat, etwa nach Anleitung dieſer 28 Fragen ausführlich zu beleuchten. Dieſe Arbeit, wenn ſie als Gabe der baltiſchen Provinzen dem nächſten internationalen ſtatiſtiſchen Congreſſe vorgelegt werden könnte, würde gewiß die höchſte Anerkennung finden und als Beweis dafür dienen, daß man in den baltiſchen Provinzen die Aufgaben des internationalen ſtatiſtiſchen Congreſſes zu würdigen und zu beherzigen weiß. Für Kurland, wo, wie es ſcheint, die Hypothekenverfaſſung die geordnetſte und zweckmäßigſte in den drei baltiſchen Provinzen iſt, liegen ſehr tüchtige Vorarbeiten eines der hervorragendſten Juriſten Kurlands vor, welche in Veranlaſſung der kurländiſchen Gouvernements-Regierung gemacht wurden, um ſpäter die Hypothekenverfaſſung der Städte Kurlands zu regeln. Das für die Städte nun erlaſſene Hypotheken-Reglement und die Verhandlungen mit den Stadtmagiſtraten über dieſen Gegenſtand dürften ein klares Bild der verſchiedenen Anſchauungen und Bedürfniſſe gewähren.

Der von dem Dr. Engel verfaßte Sectionsbericht über den Stand und die Bewegung des in Gebäuden beſtehenden Grundeigenthums fand im allgemeinen die gebührende Anerkennung und das vorgeſchlagene Schema wurde als zweckmäßig adoptirt. Nur hat man eine Rubrik hinzugefügt, in welcher die Zahl der Wohnzimmer angegeben werden ſoll. Man ſprach zugleich den Wunſch aus, noch einen bedeutenden Schritt weiter zu thun und namentlich zu verlangen, daß auch der kubiſche Inhalt der Gebäude der verſchiedenen Kategorien ermittelt werde. Wir verkennen keineswegs die Wichtigkeit dieſer Ermittelung. Ein Palaſt und eine Häuslerhütte ſind beide ſelbſtändige Gebäude, aber ſo ungleichartige Größen, daß man ſie bei einer Berechnung z. B. darüber, wie viel Bewohner auf ein Gebäude kommen, doch füglich nicht zuſammenwerfen kann. Wir meinen aber, daß die ſtatiſtiſche Ermittelung der kubiſchen Größe der Gebäude wenigſtens in vielen Ländern noch verfrüht erſcheint, und daß ſomit gewiß in den nächſten Jahren dieſer Wunſch des Congreſſes wohl noch nicht wird erfüllt werden können.

Die Frage endlich über die Statiſtik der Beſitzveränderungen, des Capitalwerths und die Verſchuldung des Grundeigenthums wurde eingehend beſprochen. Allſeitig erkannte man an, daß die Ermittelung über dieſen Gegenſtand, namentlich über die Verſchuldung

des Grundeigenthums zu den allerwichtigſten Aufgaben der Statiſtik gehöre. Die Schwierigkeiten der Feſtſtellung des Standes der Verſchuldung wurde nicht überſehn, man fand indeſſen, daß in denjenigen Ländern, wo die Hypothekenverfaſſung auf dem Principe der Specialität beruht, eine ſolche Ermittelung freilich mühevoll, aber doch ausführbar ſei. Jedenfalls aber kann es keine erheblichen Schwierigkeiten bereiten, von nun ab jährliche Nachweiſe über die bei den Hypothekengebäuden angezeigten und eingetragenen Schuldenbelaſtungen und Entlaſtungen des Grundeigenthums zu ſammeln. Das von dem Dr. Engel zu dieſem Zwecke vorgeſchlagene Schema erſcheint im allgemeinen durchaus zweckmäßig. Ich bin der Meinung, daß gerade in unſerer Zeit in den baltiſchen Provinzen periodiſch wiederkehrende Unterſuchungen über den Stand der Verſchuldung des Grundeigenthums von beſonderer Wichtigkeit ſind. Unſere Hypothekenverfaſſung hat das Princip der Specialität; die wenigen General-Hypotheken und ſtillſchweigenden Pfandrechte, die noch leider bei uns exiſtiren, können bei einer Frage über die Ausführbarkeit ſolcher Unterſuchungen entſchieden nicht ins Gewicht fallen. Ebenſowenig dürfte der Umſtand, daß in den Hypothekenbüchern bisweilen noch Forderungen ſtehen, welche ſchon getilgt, aber noch nicht gelöſcht ſind, von erheblichem Belange ſein. Dem Reſultate der Unterſuchung kann auf dieſe Weiſe höchſtens ein kleiner Fehler ankleben, der, wie dies in der zweiten Section allſeitig anerkannt wurde, nicht in Betracht kommt.

Die Vorſchläge der zweiten Section wurden in der Plenarverſammlung alle adoptirt.

Wenden wir uns nunmehr von den Verhandlungen über die Statiſtik des Grundeigenthums zu den übrigen Berathungen und Beſchlüſſen, ſo tritt uns vor allem die von dem Dr. Engel vorgeſchlagene Reorganiſation des Congreſſes entgegen. Der internationale ſtatiſtiſche Congreß laborirt bisher an dem Hauptmangel, daß zwiſchen den verſchiedenen Sitzungsperioden keinerlei Continuität beſteht. Mit dem Schluſſe einer Seſſion hat der Congreß zu leben aufgehört, bis er wieder nach 2 bis 3 Jahren von der nächſten Regierung aus ſeinem Schlummer geweckt wird. Unter ſolchen Umſtänden iſt keine Garantie dafür vorhanden, daß die dem Congreſſe zu machenden Vorlagen in demſelben Geiſte gearbeitet werden, in dem die früheren Congreſſe gewirkt haben, keine Garantie dafür, daß die Wünſche, die ein Congreß für den nächſten ausſpricht, auch wirklich erfüllt werden. Dr. Engel hatte dem zufolge vor allem die Begründung einer Central-

ſtelle oder permanenten Commiſſion vorgeſchlagen. Damit ſtand in Verbindung, daß ein internationales ſtatiſtiſches Archiv und eine ebenſolche Bibliothek zu errichten und daß ein etwa in Vierteljahrsheften erſcheinendes Bulletin du Congrès herauszugeben geweſen wäre. Außerdem ſollten die Mitglieder des Congreſſes einen jährlichen Geldbeitrag zahlen und ſcheint mir dieſer Punkt von nicht geringer Bedeutung. Erſt wenn der Congreß ein eigenes Vermögen beſitzt, kann er ſelbſtändige Arbeiten von ſeiner Centralſtelle unternehmen laſſen. In jeder Sitzungsperiode des Congreſſes, ſo auch in der diesjährigen zu Berlin, iſt häufig der Wunſch in Reſolutionen ꝛc. verlautbart worden, über verſchiedene Gegenſtände vor allem Enquêten anſtellen zu laſſen. Nur zu oft ergiebt ſich bei Entwerfung eines für internationale Zwecke brauchbaren Schemas die Nothwendigkeit, zuvor eine Ueberſicht betreffender Zuſtände in den verſchiedenen Ländern zu gewinnen. Wer ſoll nun dieſe Enquêten bei der gegenwärtigen Organiſation anſtellen? Wer iſt auch beim regſten Eifer überhaupt im Stande, ſolche Unterſuchungen in allen Ländern vorzunehmen? Und angenommen, daß dem nächſten Congreſſe aus allen Ländern die auf dem vorigen Congreſſe gewünſchten Nachrichten zugehen, iſt der Congreß, welcher nicht länger, als eine Woche zuſammenbleibt, im Stande, aus dem eingegangenen reichhaltigen Material in ſo kurzer Zeit die nöthige Ueberſicht zu gewinnen, um darnach ein allgemein brauchbares Schema aufzuſtellen? Erſt wenn der Congreß eine mit Geldmitteln ausgerüſtete Centralſtelle hat, kann von einer Enquêten-Commiſſion die Rede ſein. So viel Gründe auch für die vorgeſchlagene Reorganiſation ſprachen, ſo riefen die Ideen des Dr. Engel doch ſchon in der Vorverſammlung der officiellen Delegirten mannigfachen Widerſpruch hervor. Man wies auf die großen Erfolge hin, die der Congreß bei ſeiner alten Organiſation in den letzten 10 Jahren erzielt habe, und fand es gefährlich, dem Congreſſe ſeinen amtlichen Charakter zu nehmen, um ihn in einen großen internationalen Verein umzuwandeln. Gerade der Umſtand, daß alle civiliſirten Staaten von ſich aus die Congreſſe beſchicken und zwar in der Regel durch die Vertreter der amtlichen Statiſtik, bringe zu Wege, daß die Majoritäten auf den Congreſſen ſich in der Regel nach der Autorität dieſer officiellen Delegirten bilden. Dr. Engel hatte in ſeinem Einladungsſchreiben die Statiſtiker in Producenten und Conſumenten eingetheilt, d. h. einerſeits in ſolche, welche ihre Thätigkeit vor allem dahin richten, das ſtatiſtiſche Material nach rationellen Grundſätzen und in ſyſtematiſcher Weiſe zu

gewinnen, und andererſeits in ſolche, welche das gewonnene Material nur benutzen, theils für die Bedürfniſſe des praktiſchen Lebens, theils um die gewonnenen Daten zu Gruppirungen und Combinationen zu verwerthen. Die einen ſind dem Bergmanne zu vergleichen, welcher mit unſäglicher Mühe neue Bergwerke anlegt, um das edle Metall zu Tage zu fördern, die andern dem Manne des Verkehrs, welcher das gewonnene Gold zu genießen und productiv zu verwerthen ſtrebt. Glücklich, wer Arbeitskraft, Muße, Fähigkeit und Gelegenheit hat, zugleich zu produciren und zu conſumiren! Beide Kategorien von Statiſtikern haben ihre Berechtigung. Man wird zugeben müſſen, daß ſich die amtliche Statiſtik nach den vorhandenen Bedürfniſſen zu richten hat. Und doch iſt nicht zu verkennen, daß bei Berathungen über die Methode der ſtatiſtiſchen Erhebungen die Stimme der amtlichen Statiſtiker beſonders ins Gewicht fallen muß. Für den Congreß kommt es nun gewiß darauf an, ein richtiges Verhältniß zwiſchen den amtlichen und privaten Statiſtikern herzuſtellen. Wie dem auch ſei, ſo ſehr viel Anhänger der Engelſche Vorſchlag zur Reorganiſation des Congreſſes auch fand, die Autorität der erfahrenen hervorragenden amtlichen Statiſtiker hielt den Berliner Congreß davon ab, den Vorſchlag ſchon jetzt anzunehmen. Man vertagte die Frage und ſetzte eine internationale Commiſſion nieder, welche die Angelegenheiten ſorgfältig berathen und über dieſelben dem nächſten Congreſſe berichten ſolle. Die Hauptgegner des Engelſchen Planes waren Ficker aus Wien und Legoyt aus Paris. Mit dieſem Gegenſtande ſteht in einiger Verbindung der auf den Vorſchlag des Profeſſors Schubert aus Königsberg gefaßte Beſchluß, alle Regierungen durch ihre amtlichen Delegirten erſuchen zu laſſen, von allen officiellen Arbeiten und Mittheilungen der ſtatiſtiſchen Bureau's ſämmtlichen Univerſitäten und größern Gelehrtenanſtalten ein Exemplar zuzuſenden.

Was die Methode der Volkszählung betrifft, ſo ergab ſich, daß die auch in Kurland benutzte private Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung nicht allein in Sachſen, im Großherzogthum Heſſen und in der Stadt Berlin, ſondern auch noch in einigen andern Ländern z. B. in der Schweiz in Anwendung gekommen iſt (wir nehmen hierbei Gelegenheit, auf das intereſſante und in ſeiner Art ausgezeichnete Werk des Dr. S. Neumann: „Die Berliner Volkszählung vom 3. December 1861“ hinzuweiſen.), während man in den großen Staaten, wie in England, bisher ſtets bezahlte Zählungs-Agenten benutzt hat. Um ſo intereſſanter war

es mir, daß ſich der Congreß faſt einſtimmig für folgende Reſolution ausſprach:

„Der Congreß von der Ueberzeugung ausgehend, daß durch die ausgedehnte Mitwirkung der Bevölkerung bei der Volkszählung das ſtatiſtiſche Verſtändniß der Bevölkerung geſtärkt und damit die Erreichung beſſerer Reſultate gefördert wird, erklärt es für wünſchenswerth, daß die Mitwirkung nicht auf die Aufſtellung der Haushaltungsliſten durch die ſelbſtändigen Einwohner beſchränkt bleibe, ſondern an ſolchen Orten, wo dies nach dem Bildungsgrade der Einwohner ausführbar erſcheint, dieſelbe auf die Theilnahme an der Sammlung und Prüfung der Liſten (als Zählungsagenten) und an der Concentrirung derſelben (als Mitglieder der Zählungscommiſſion) erweitert werde".

Obgleich auf dieſem Congreſſe die Frage über das Materielle der Volkszählung, d. h darüber, wer zu zählen iſt, die Bevölkerung de fait oder de droit oder beide zugleich, nicht zur Berathung ſtand, ſo ließen ſich doch einige Herren über dieſen Gegenſtand aus. Ich habe aus dieſen Aeußerungen entnommen, daß die Beſchlüſſe des Londoner Congreſſes über die Durchführung der Zählung der Bevölkerung de fait im ſtrengſten Sinne des Wortes, d. h. der zufällig grade Anweſenden, nur in äußerſt wenigen Ländern conſequent hat durchgeführt werden können. Rechtliche Verhältniſſe, finanzielle Rückſichten und thatſächliche Umſtände haben meiſt geringe Abweichungen von dem Principe nothwendig erſcheinen laſſen. So finden wir auch in dem erwähnten Werke über die Berliner Volkszählung in den Regeln als Grundſatz angeführt (pag. 17):

„Jeder Berliner Einwohner wird in die Ur-Liſte derjenigen Haushaltung eingetragen, in welcher er ſeine eigentliche Wohnung hat ꝛc. Hierbei iſt zu beachten, daß, obgleich anweſend, dennoch nicht mitgezählt werden Gäſte, die in Gaſthöfen oder in Familien nur zum Beſuche eingekehrt ſind, und daß, obgleich abweſend, dennoch mitgezählt werden ſolche Mitglieder eines Hausſtandes, welche ſich augenblicklich nur auf Reiſen befinden".

Die für Kurland angewandte Methode ſtimmt faſt ganz genau mit dieſem für Berlin angewandten Grundſatze überein: nur hatte man in Kurland, wie übrigens in vielen andern Ländern, für nöthig gefunden, den Begriff „vorübergehender Aufenthalt" und „vorübergehende Abweſenheit" näher zu definiren. Ich nahm Gelegenheit mit dem Herrn Fabricius aus dem Großherzogthum Heſſen, der namentlich für die conſequenteſte

Durchführung der Zählung der Bevölkerung de fait plaidirte, nach besonders Rücksprache zu nehmen, wobei er mir zugab, daß wenn nur das Zeitmaß, welches man für den Begriff: „vorübergehender Aufenthalt" festsetze, mit dem für den Begriff: „vorübergehende Abwesenheit" angenommenen genau übereinstimme, wie solches in Kurland der Fall war, sehr oft aber bei andern Zählungen nicht eingehalten worden ist, man nichts Erhebliches gegen die Richtigkeit der Zählungs-Resultate einwenden können.

Im Anschlusse an die Londoner Beschlüsse nahm der Congreß folgende Resolutionen an:

1) Die Schwierigkeiten, welche einer genauen Ermittelung der factischen Bevölkerung entgegenstehn, lassen sich durch entsprechende Zählungsvorschriften beseitigen, wobei die Vorschriften der Congresse zu berücksichtigen sind.

2) Um eine Volkszählung zu gewinnen, welche allen Bedürfnissen der Verwaltung entspricht, ist es unerläßlich, nicht nur die factische Bevölkerung zu zählen, sondern auch die rechtliche jeder Gemeinde und Provinz. Es ist dazu nöthig, ein Kriterium aufzufinden, um vermittelst desselben aus der gleichzeitigen Zählung der factischen Bevölkerung auf die rechtliche zu schließen. Die Aufmerksamkeit der nächsten statistischen Congresse ist darauf zu richten, durch eine Uebereinstimmung in den bei den Vorbereitungs-Operationen für die Volkszählung zu befolgenden Maßnahmen die nothwendigen Grundlagen vorzubereiten, um die factische Bevölkerung festzustellen.

Schon auf den ersten beiden statistischen Congressen hatte man sich mit der Organisation der amtlichen statistischen Behörden beschäftigt und auf beiden anerkannt, daß die Errichtung einer statistischen Central-Commission in jedem Staate von Wichtigkeit sei, da nur sie die gewünschte Einheit in die statistischen Ermittelungen und Arbeiten bringen könne. Diese Resolutionen wurden auf dem Berliner Congresse wiederholt; ein Beweis mehr, wie sehr man allgemein von der Nothwendigkeit einer Centralisation der statistischen Arbeiten überzeugt war. Wie sollte auch der internationale Congreß, dessen Hauptaufgabe ja ist, die statistischen Untersuchungen in der ganzen civilisirten Welt zu centralisiren, eine andere Resolution aussprechen können? Den Beschlüssen der früheren Congresse fügte der diesjährige Congreß noch folgende Resolutionen hinzu:

1) Die statistischen Central-Commissionen haben sich in der Ausführung bewährt.

2) Sie erſcheinen namentlich dringend rathſam in ſolchen Ländern, in welchen durch eine ſcharfe Sonderung der Verwaltungs-Departements die Statiſtik Gefahr läuft, einer einſeitigen Behandlung zu unterliegen.

3) Die ſtatiſtiſche Central-Commiſſion muß nicht blos eine begutachtende, ſondern in ihrem Wirkungskreiſe (welcher ſelbſtverſtändlich kein executiver ſein kann) auch eine beſchließende Behörde ſein. Die Beſchlußfaſſung muß ſich auf alle allgemeinen amtlichen Aufnahmen der Staatsbehörden erſtrecken, in der Weiſe, daß keine Aufnahme ſtattfinden könne, welche nicht in dem Inhalt, in der Form der Aufſtellung und in der Art der Erhebung von der Central-Commiſſion beſchloſſen oder genehmigt iſt.

Wenngleich dieſe Beſchlüſſe hauptſächlich an die Staatsregierungen gerichtet ſind, ſomit unſere Provinzen direct nicht angehen, ſo iſt doch die dieſen Reſolutionen zu Grunde liegende Idee auch für uns beherzigenswerth. Unſere Gouvernements-Comité's ſind ihrer Organiſation nach ja nichts anderes, als Central-Commiſſionen für das Gouvernement. Betrachten ſich nun wirklich die Mitglieder unſerer ſtatiſtiſchen Gouvernements-Comité's, namentlich die Chefs der verſchiedenen Verwaltungs-Reſſorts, in dieſem Gouvernements-Comité gewiſſermaßen nur als Sectionschefs für die Sammlung und Bearbeitung des zu ihrem Reſſort gehörenden ſtatiſtiſchen Materials? Oder hat das Bureau des Comité's nicht noch vielfach damit zu kämpfen, daß jedes Reſſort ſeine adminiſtrative Statiſtik entweder gar nicht oder nur auf eigene Hand treibt, daß ſtatiſtiſche Unterſuchungen des Gouvernements-Comité's nur zu oft von den beſondern Reſſorts durchkreuzt und paralyſirt werden, daß die Auskunftgeber durch allerlei verſchiedenartige, aus verſchiedenen Reſſorts kommende Anfragen über denſelben Gegenſtand ermüdet werden, daß z. B. über die Geborenen, Geſtorbenen und Copulirten die Prediger an 3 verſchiedene Autoritäten, aber auch nach verſchiedenen Schematen, Auskunft ertheilen müſſen?

Auf dem Londoner Congreß hatte man ein ſehr eingehendes Programm zu einer hiſtoriſchen Unterſuchung über die Preiſe und Löhne aufgeſtellt und ſich dadurch gewiſſermaßen von dem eigentlichen Gebiete der Statiſtik entfernt*). „Die Statiſtik iſt, wie Dr. Engel ſich ausdrückt, die Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes eines Staats und der in

*) Wir bedauern wegen mangelnder Kenntniß der engliſchen Sprache nicht im Stande zu ſein, unſern Leſern einige kurze Andeutungen über das ſo berühmte Werk: History of Prices von Tooke und Newmarch zu geben.

der Gegenwart ſich regelmäßig vollziehenden Veränderungen dieſes Zuſtandes. Jene entſpricht einem photographiſchen Momentbilde, dieſe dem Jahresabſchluſſe eines Conto's". Es iſt aber die Hauptaufgabe der Congreſſe, feſtzuſtellen, wie man von nun ab übereinſtimmend in allen Staaten gewiſſe Beobachtungen anzuſtellen habe. Demzufolge faßte der Congreß mit Beziehung auf die bezüglichen Arbeiten des Londoner Congreſſes die Reſolution:

„Es iſt vorzugsweiſe die Statiſtik der Preiſe und Löhne, nicht die Geſchichte derſelben, was der Congreß in's Auge zu faſſen hat."

Man einigte ſich darauf dahin, vorläufig die Preiſe von 50 der wichtigſten Gegenſtände beobachten zu laſſen, wobei man den Geſichtspunkt feſthielt, daß die Preiſe namentlich ſolcher Artikel vor allem ermittelt werden müßten, welche zum Lebensunterhalt der arbeitenden Klaſſen gehören. So leicht es iſt, die Gegenſtände feſtzuſtellen, deren Preiſe zu beobachten von beſonderer Wichtigkeit iſt, ſo ſchwierig iſt es, einen Modus der Beobachtung ausfindig zu machen, der eine internationale Vergleichung ermöglicht. In dieſer Beziehung wurde der Wunſch ausgeſprochen, die Preiſe möglichſt für beſtimmte Gewichts- (nicht Maß-) Einheiten zu notiren. Mir ſcheint, daß den unterſten Inſtanzen zu überlaſſen wäre, die Preisnotirungen nach der üblichen Art und Weiſe, alſo auch nach Maßen ꝛc. zu machen und daß das ſtatiſtiſche Bureau bei der ſchließlichen Zuſammenſtellung die Reduction nach Gewichten, ſo weit es ausführbar, bewerkſtelligen könnte. Der Congreß hielt es außerdem für nothwendig, den Wunſch auszuſprechen, daß ſtets der höchſte, der niedrigſte und der Durchſchnitts-Preis und zugleich bei dem Durchſchnittspreiſe angegeben werde, aus wie vielen Notirungen der Durchſchnitt gewonnen worden iſt. Wir hoffen, daß es gelingen werde, eine Vereinbarung der 3 baltiſchen ſtatiſtiſchen Bureau's über eine gleichmäßige, auf denſelben Principien beruhende und für internationale Vergleichung brauchbare Beobachtung der Preiſe herzuſtellen. Es kommt natürlich Alles auf die Perſonen und Behörden an, welche die Preisnotirungen machen. Kann man keine geeigneten ſachkundigen Privatperſonen finden, welche ſich freiwillig der Mühe der Beobachtungen unterziehen wollen, ſo ſcheinen wol die Stadtbehörden beſonders dazu berufen zu ſein, etwa durch die ſogenannten Marktherren oder andere Perſonen, je nach der Verfaſſung jeder Stadt, die Preiſe notiren zu laſſen. Leider ſtellen ſich derartigen mühevollen ſtatiſtiſchen Ermittelungen bei uns noch vielfache Schwierigkeiten entgegen, und vor allem

iſt es der Umſtand, daß die Ueberzeugung von der Nützlichkeit, ja von der dringenden Nothwendigkeit ſtatiſtiſcher Unterſuchungen ſelbſt bei dem intelligenteren Theil unſerer Bevölkerung noch nicht gehörig Eingang gefunden hat. Bis die mit der Beobachtung und Ermittelung betrauten Perſonen ſich deſſen nicht bewußt werden, daß ſie zur Realiſirung einer großen und wichtigen Aufgabe mitwirken, werden die ſtatiſtiſchen Notizen nicht mit dem Eifer und mit der Luſt und Liebe zur Sache beſchafft werden, ohne die nun einmal im Leben nichts Großes geleiſtet werden kann. Es muß aber, um mit Engel zu reden, die Einſicht immer mehr Platz greifen, daß die verdienſtlichen, oft gar mühſeligen Arbeiten nicht ein bloßes, dann und wann die Neugierde dieſes oder jenes geſtrengen Herrn oder vereinzelten Forſchers erregendes Actenmaterial ſind, ſondern ein wichtiges, unentbehrliches Glied in der Kette der culturhiſtoriſchen Begebenheiten. Die unſcheinbarſte Notiz wird von Nutzen, denn im Syſteme iſt auch das Kleinſte von Bedeutung.

Was die Statiſtik der Löhne betrifft, ſo ſteigern ſich bei ihr die geſchilderten Schwierigkeiten in hohem Grade. „Die Vielgeſtaltigkeit des Erwerblebens, die unendliche Theilung der Arbeit, welche eine fort und fort ſteigende Trennung der Gewerbe und Verſchiedenheit der Beſchäftigungen erzeugen, machen eine vollſtändige, alle Claſſen der landwirthſchaftlich, induſtriell oder commerciell arbeitenden Bevölkerung umfaſſende Statiſtik unmöglich. Man wird ſich alſo auf die Hauptgewerbe zu beſchränken haben, namentlich wird man die ſo zu ſagen prototypiſchen Gewerbe herauszugreifen haben, um aus den Nachweiſen über die in dieſen Gewerben gezahlten Löhne für die wichtigſten adminiſtrativen Grundſätze und wiſſenſchaftlichen Lehrſätze in Betreff der Löhne im allgemeinen die praktiſchen Fingerzeige und Belege abzuleiten. Das Eiſenbahnweſen erſcheint nun in der That vor allem der zu dieſem Zwecke geeignetſte Gewerbszweig, zumal da es faſt alle Arten von Kräften in Thätigkeit ſetzt und lohnt, da die Gehalts- und Lohnnotirungen hierbei ſchon auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit und Genauigkeit gebracht worden ſind und da die Löhne für die gleichnamigen Arbeiten beim Eiſenbahnweſen in der That wegen der identiſchen Leiſtung beſſer mit einander zu vergleichen ſind, als irgend welche andere Arbeit. Der Congreß ſprach demzufolge den dringenden Wunſch aus, daß über die Gehalte und Löhne der beim Eiſenbahnweſen fungirenden Beamten, Angeſtellten und ſog. Lohnarbeiter in regelmäßigen Zeiträumen die nöthigen Daten zuſammengeſtellt und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden. Daß

dies am allerzweckmäßigſten grade von den Eiſenbahnverwaltungen ſelbſt zu geſchehen hätte, liegt auf der Hand. Wir wenden uns mit Vertrauen an die Direction der Riga-Dünaburger Eiſenbahn mit der Bitte, ſie wolle nicht allein in dieſer Beziehung den Wünſchen des Congreſſes nachkommen, ſondern hinſichtlich der Güterbewegung es ſich überhaupt zur Aufgabe machen, von Zeit zu Zeit, alſo etwa alle 3 Jahre, nach Anleitung der von dem Vorſtande des Vereins deutſcher Eiſenbahnverwaltungen herausgegebenen rühmlichſt bekannten Statiſtik deutſcher Eiſenbahnen, auch für die Riga-Dünaburger Eiſenbahn eine umfaſſende Statiſtik zu liefern. Die Direction wird ſehr bald den großen Nutzen, den ſie ſelbſt und die ganze Actiencompagnie aus ſolcher Arbeit ziehen muß, erkennen. Aus einer klaren und eingehenden Zuſammenſtellung und Vergleichung bezüglicher Daten wird die Direction vor allem auf etwa vorhandene Mängel und Uebelſtände, wie andererſeits auf gewiſſe Anordnungen, die ſich bewährt haben, auf unzweideutige Weiſe aufmerkſam gemacht werden. Mit einem Worte, der Nutzen wird die Mühe und Arbeit der Zuſammenſtellung und Verarbeitung reichlich aufwiegen.

Außer den Löhnen beim Eiſenbahnweſen wäre für unſere Verhältniſſe die Beobachtung des einfachen Tagelohns auf dem Lande und in den Städten und des Jahres-Arbeiterlohns für ländliche Arbeiten nicht allein ſehr wünſchenswerth, ſondern wol auch ausführbar. Dazu ſcheint mir am geeignetſten, von den einzelnen Gutspolizeien reſp. Gemeindegerichten Nachrichten über den Jahreslohn eines unverheiratheten Knechts und einer Magd einzuziehn.

Bei der großen Bedeutung, welche die Eiſenbahnen gegenwärtig in den meiſten Ländern Europa's für den Verkehr gewonnen haben, muß eine eingehende Statiſtik der Güterbewegung auf den Eiſenbahnen als das geeignetſte Mittel erſcheinen, um ein Bild von der Größe der Production und Conſumtion der einzelnen Länder, von deren Bedürfniſſen und Ueberſchüſſen, ſo wie von den großen Reiſezügen der Waaren zu gewinnen. Dazu kann natürlich eine ſummariſche Aufgabe der Gütertransporte nicht genügen. Es iſt nöthig, die einzelnen Gattungen von Waaren feſtzuſtellen, wie auch die Richtung, in der ſie transportirt wurden. So hat z. B. das preußiſche Handels-Miniſterium für 1860 eine Karte der Production und Conſumtion der Kohlen herausgegeben, welche den Urſprung, die Bewegung und den Verbleib der Kohlen überaus deutlich veranſchaulicht. Daß über andere Gegenſtände, wie z. B. über Ge-

treide, Eisen ꝛc. ähnliche Darstellungen von noch größerer Wichtigkeit sein müssen, ergiebt sich von selbst. Dazu müssen aber namentlich die Eisenbahnverwaltungen durch Führung genauer Waarenverzeichnisse helfen. Wo die Eisenbahnen schon eine so bedeutende Rolle spielen, wie in England, Frankreich, Deutschland ꝛc., da kann nicht bezweifelt werden, daß die Güterbewegung auf den Eisenbahnen in engster Verbindung mit der auf den andern Verkehrswegen steht.

Der Congreß nahm in Betreff dieser Fragen folgende Resolutionen an:

1) Es ist für die Statistik der Eisenbahnen von Wichtigkeit, die Güterbewegung festzustellen; dazu ist es nöthig, den Ursprung, die erste Aufnahme und den Bestimmungsort der Güter anzugeben.

2) Vorzugsweise kommen bei der Statistik der Güterbewegung auf den Eisenbahnen folgende internationale Artikel in Betracht: Blei, rohe Baumwolle, Bauholz, Farbehölzer, Getreide, Harz, Felle, Kaffee, Manufacturwaaren, Erde, Coaks, Steinkohlen, Cement, rohe Wolle, Wein, Tabak, Zimmt, Hanf, Flachs, Vieh.

Ueber die Gesundheitsstatistik der Civil- und Militairbevölkerung lag ein sehr interessanter Bericht des Dr. Engel und über die Rekrutirungsstatistik und die Morbilität und Mortalität der Militairbevölkerung je ein Bericht des Dr. Virchow vor. Außerdem hatte Dr. Engel als Anhang eine überaus reichhaltige Arbeit unter dem Titel: „Die wichtigsten Resultate einer vergleichenden Statistik der Gesundheit und Sterblichkeit der Civil- und Militairbevölkerung im preußischen Staate“ geliefert.

Der Congreß hat sich specieller nur mit der Rekrutirungsstatistik beschäftigt. Ueber die Bedeutung einer derartigen statistischen Untersuchung im allgemeinen können wir hier nichts Besseres, als die Worte des Dr. Virchow aus jenem Berichte anführen: „Ueberall stellt die militairpflichtige oder in den Kriegsdienst eintretende Bevölkerungsklasse die zur Mannheit sich entwickelnde Jugend der Nation dar. Sie muß auch in physischer Beziehung ein Spiegelbild dessen sein, was die Nation in ihrer Gesammtheit an körperlicher Kraft zu leisten vermag, und es wird nicht nur gestattet sein, von dieser Zeit gewisse weitergreifende Schlüsse auf die Zukunft des Volkes überhaupt zu machen, sondern es kann auch kein Bedenken haben, die hier gewonnenen Resultate in gewissen Grenzen auf den weiblichen Theil der Bevölkerung auszudehnen. Denn eine schwache Jugend verspricht ein kümmerliches Alter, und eine dürftige Nachkommenschaft, und

ſie weiſt zurück auf Mängel der Erzeuger. Gewiß hat daher eine weiſe Regierung die ernſteſte Aufgabe, dieſen Maßſtab für das Wohlergehn ihres Volkes recht ſorgfältig zu prüfen und keine Mühe zu ſcheuen, das Rekrutirungsgeſchäft ſo ſehr als möglich nicht blos ſeinem nächſten Zwecke, dem des Heeresersatzes, ſondern noch mehr dem weiteren und höheren Zwecke des Staates überhaupt nutzbar zu machen".

Der Congreß faßte in dieſer Sache folgende Reſolutionen:

1) Der Congreß erkennt in der Rekrutirung eine gute Gelegenheit, genaue Auskunft zu erhalten über den Geſundheitszuſtand eines großen Theiles der männlichen Bevölkerung.

2) Er wünſcht, daß alle Rekruten unterſucht und ihrem Geſundheitszuſtande nach geprüft werden ſollen, auch die, welche das Maß nicht erreichen, und die ganz unbrauchbaren.

3) Als Hauptpunkte bei der Erhebung ſind anzunehmen: a) Heimathsort und Beſchäftigung. b) Körperlänge, Körpergewicht, Bruſtumfang. Die Meſſung des Bruſtumfanges iſt nach einer ganz beſtimmten übereinſtimmenden Weiſe vorzunehmen. c) Die Angabe des krankhaften Zuſtandes wegen deſſen die Zurückweiſung erfolgt iſt.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir die vorgeſchlagenen Tabellen hier näher darſtellen wollten. Im allgemeinen wurde nur der Wunſch ausgeſprochen, dieſelben zur Kenntniß der Staatsregierungen gelangen zu laſſen. Es liegt auf der Hand, daß die Rekrutirungsſtatiſtik namentlich in den Ländern, wo allgemeine Wehrpflicht herrſcht, von beſonderer Bedeutung ſein muß. Aber auch bei uns dürften genaue Aufzeichnungen, wie ſie der Congreß für wünſchenswerth erklärt hat, einen Blick in den Geſundheitszuſtand unſeres Volkes thun laſſen. Werden ſich Arbeitskräfte bei uns finden, welche bei dem mühſeligen Geſchäfte der Rekruten-Empfangscomiſionen noch die vom Congreſſe gewünſchten Unterſuchungen anſtellen wollen und können?

Die meiſten unſerer Leſer werden wohl ſchon im allgemeinen mehr oder weniger Aufmerkſamkeit dem bedeutenden Aufſchwunge zugewandt haben, welchen die Aſſociation in neuerer Zeit genommen hat. Namentlich das Syſtem der ſocialen Selbſthülfe, wie es gegenwärtig beſonders in Deutſchland und England zur Anwendung kommt, iſt unleugbar eine der hervorragendſten und großartigſten Schöpfungen unſerer Zeit. Seitdem die Induſtrie mit ihren dampfenden Schornſtein-Rieſen das kleinere Handwerk immer mehr und mehr vernichtet, ſeitdem unſere Zeit es für ihre

höchſte Aufgabe zu halten ſcheint, emſig alle vorhandenen corporativen Bande zu zerſtören, um nur dem Einzelnen, dieſem verſchwindenden Atome in dem Gewirre des Lebens, zur vollen willkürlichen Bethätigung ſeiner unbedeutenden Perſönlichkeit zu verhelfen, ſeitdem unter allen ſolchen Umſtänden das Proletariat zu einer immer größern Drohung gegen alles Beſtehende wird, ſeitdem wird der Einzelne ganz nothwendig dahin gedrängt, ſich aus den Gefahren dieſer „pulveriſirten" Geſellſchaft in einen neuen Organismus, eine neue Innung, eine neue Corporation hineinzuretten. Und ſo ſind denn die neuen Genoſſenſchaften entſtanden, die Vorſchuß- und Spar-Genoſſenſchaften, die Rohſtoff- und Conſum-Vereine ꝛc. Man gelangt immer mehr zur Erkenntniß deſſen, daß eine Heilung der ſocialen Krankheit nur von innen heraus, aus der eigenen Kraft des Volkes erzielt werden kann, und daß alle Wohlthätigkeit, ſo anerkennenswerth ſie auch ſei, doch nur ein Palliativ, niemals aber ein Heilmittel iſt.

Von nicht minderer Bedeutung ſind die verſchiedenartigen Verſicherungs-Aſſociationen. Bei allen dieſen Genoſſenſchaften wird entweder eine nachhaltige Sicherung der Exiſtenzmittel oder die Begründung und Erhaltung wirthſchaftlicher Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit erſtrebt.

Bleiben wir bei dem Bilde, das wir oben angedeutet haben, nennen wir das Syſtem der Selbſthülfe ein Heilmittel gegen die ſocialen Krankheiten, ſo wird man nicht in Abrede ſtellen, daß, ſo wie für den Arzt die Krankheitsgeſchichte unerläßlich iſt, für den Staat, ſowohl für die Regierten als die Regierenden, eine genaue Kenntniß nicht allein des Umfanges der ſocialen Krankheit, ſondern auch der Wirkung der angewandten Heilmittel, alſo in concreto des Umfanges und der Wirkung der verſchiedenen Anſtalten der Selbſthülfe unumgänglich nöthig iſt. In dieſen kurzen Worten werden unſere Leſer eine Andeutung über die Wichtigkeit der Statiſtik der ſocialen Selbſthülfe gefunden haben.

Die Verhandlungen des Congreſſes über dieſen Gegenſtand waren beſonders umfaſſend. Der Raum geſtattet uns nicht, im Einzelnen die ſehr ins Detail eingehenden Beſchlüſſe darzulegen. Es wird unſern Leſern genügen, zu erfahren, daß Reſolutionen über eine gleichmäßige ſtatiſtiſche Ermittelung gefaßt wurden in Betreff: 1) der Vorſchuß-Kaſſen und Credit-Genoſſenſchaften; 2) der Vereine über den gemeinſamen Erwerb von Mobiliar- und Immobiliar-Vermögen (Rohſtoff-Genoſſenſchaften, Conſumvereine, Vereine zur Beſchaffung von Wohnungen); 3) der Productivgenoſſenſchaften; 4) des Sparkaſſen-Weſens; 5) der Lebensverſicherungen;

6) der Krankenkaſſen, der Inſtitute, welche Unfälle verſichern und der Invaliditätskaſſen; 7) der tontinenartigen Verſicherungsanſtalten (Rentenanſtalten und Ueberlebensgenoſſenſchaften); 8) der Feuerverſicherungen; 9) der Transportverſicherung; 10) der Hagelverſicherung; 11) der Viehverſicherung.

Blicken wir auf unſere baltiſchen Provinzen, ſo finden wir, daß auf dem Gebiete der ſocialen Selbſthülfe noch unendlich viel zu leiſten iſt. Feuer- und Hagelverſicherungsvereine ſind meiſt erſt in neuerer Zeit für das Land entſtanden; Wittwen- und Waiſenkaſſen giebt es nur äußerſt wenig, und Handwerker-Vorſchußkaſſen, Inſtitute, welche durch den Einfluß und die Thätigkeit des bekannten Schulze-Delitzſch in Deutſchland eine nie geahnte Ausdehnung gewonnen haben, kennen unſere Handwerker kaum (ſoviel uns bekannt, iſt nur in Riga in neueſter Zeit ein ſolcher Verein begründet worden).

Man könnte nach ſolchen Thatſachen faſt glauben, daß die Verhältniſſe unſerer Handwerker ſo glänzend ſind, daß ſie dergleichen Genoſſenſchaften gar nicht nöthig hätten. Und doch, wer einen Blick in die Zuſtände unſerer kleinen und oft auch unſerer größern Städte thut, der kann ſich des lebhaften Wunſches nicht erwehren, daß unſere Handwerker ſich ſo bald als möglich, ehe ſie einem vollſtändigen Ruin entgegengehen und ehe noch die Zunftſchranken gefallen ſind, zu dergleichen Genoſſenſchaften zuſammenthun. Darin liegt die einzige Rettung für ſie. In Zeiten des Uebergangs, wie es die unſrigen ſind, rächt ſich keine Richtung furchtbarer als diejenige, die der neueren Zeit nichts anderes entgegenzubringen vermag, als Groll und tiefe Mißſtimmung über die Neuerungen und eine melancholiſche Sehnſucht nach dem Vergangenen, Veralteten. Gerade in ſolchen Zeiten heißt es mehr als ſonſt: „muthig in den Kampf hinaus, wer nicht niedergetreten werden will"! Es gilt die Vorzüge der neuen Zeit genießbar zu machen dadurch, daß man ſich gegen die Uebelſtände, die ſie im Gefolge hat, nach Kräften rüſtet. Möchten doch einzelne tüchtige Handwerksmeiſter für die gute Sache eintreten. Und ſollten die Literaten, welche in die Bürgerſchaft eingetreten ſind, in regem Wirken, Anregen und Anleiten nicht die beſte Gelegenheit finden, zu beweiſen, daß ſie für die wahren Bedürfniſſe der Bürgerſchaft ein Verſtändniß haben. Es iſt aber Aufgabe unſerer Landesſtatiſtik, genau nachzuweiſen, was auf dem Gebiete der ſocialen Selbſthülfe bei uns geleiſtet worden und was noch zu thun nöthig iſt.

Es liegt auf der Hand, daß die Verſchiedenheit der Maße und

Gewichte ein überaus großes Hinderniß für die vergleichende Statistik sein muß. Die internationalen statistischen Congresse haben daher schon mehrfach auf die Nothwendigkeit eines für alle Länder und Völker gemeinsamen Maßes und Gewichtes hingewiesen. Auch der diesjährige Berliner Congreß beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit. Waren auf früheren Congressen die Vorzüge des in Frankreich geltenden metrischen Maßsystems hervorgehoben worden, so hatte der Bericht der Vorbereitungscommission für den Berliner Congreß es sich zur Aufgabe gemacht, zugleich auf die Beseitigung einzelner Mängel des Systems hinzuwirken. Die vorgeschlagenen Resolutionen *) lauteten:

1) Der Congreß spricht sich dahin aus, daß die Einführung eines allgemeinen internationalen Maßes von größter Wichtigkeit ist und daß für den internationalen Verkehr unter allen vorhandenen Maßsystemen das metrische als das angemessenste erscheint.

2) Die Entwerfung und Handhabung der Vorschriften für die Herstellung der Normalmaße bei Einführung des Systems ist einer internationalen Commission vorzubehalten, welche dann selbstverständlich auch thunlichste Beseitigung der wissenschaftlichen Mängel des Systems in Betracht zu ziehen hat.

Mit diesem Gegenstande steht der Wunsch in Verbindung, daß in allen Staaten auch dasselbe Zeitmaß üblich sei. Auf Vorschlag des Herrn Visschers aus Brüssel faßte der Congreß die Resolution, ehrfurchtsvoll den Wunsch auszudrücken, daß die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, Alexanders II., und im allgemeinen alle dem griechischen Ritus angehörigen Christen für die Zeitrechnung den allgemein in Europa gebräuchlichen Kalender annehmen möchten.

Am Schlusse will ich nur noch kurz erwähnen, daß die Vertreter der deutschen Staatsregierungen eine besondere Versammlung hielten, in welcher, wie Dr. Engel berichtete, der Beschluß gefaßt worden ist, Mittel zu ergreifen, um die Einigung und Einheit der deutschen Statistik einzuführen.

Unsere Leser werden wohl schon aus den Zeitungen erfahren haben, daß der König und der Kronprinz und die Kronprinzessin die Gnade gehabt haben, den Congreß zu empfangen und sich die meisten Mitglieder desselben vorstellen zu lassen. Gewiß haben alle auswärtigen Mitglieder

*) Ob diese Resolutionen vom Congresse genau in dieser Fassung angenommen worden sind, ist mir nicht bekannt. Ich habe den Congreß verlassen, ohne von dem Protokolle der letzten Sitzung Einsicht nehmen zu können.

Berlin mit dem Gefühle des Dankes für die abermals gütige Aufnahme verlaſſen, welche die preußiſche Staatsregierung dem Congreſſe bereitet hatte. Der Berliner Congreß iſt, wie mir ſcheint, in jeder Beziehung gelungen, und wenn in einem der Berliner Briefe an die Rigaſche Zeitung behauptet worden iſt, der Congreß habe einen bureaukratiſchen Charakter gehabt und durch den Austritt der Herren Virchow, Lette, Schulze-Delitzſch, Neumann ꝛc. aus der Vorbereitungs-Commiſſion ſeinen eigentlichen Lebensnerv verloren, ſo iſt das durchaus unrichtig und hervorgegangen aus einer ſtarken Selbſtüberſchätzung der Fortſchrittspartei.

Alfons v. Heyking.

# Entwurf zu einer Instruction für das Impfgeschäft*).

§ 1. Ein Blick auf das im August-Hefte über den Stand der Schutzblatterneinimpfung Gesagte muß davon überzeugen, daß das erfolgreiche Wirken der Impfer nächst ihrem gründlichern Wissen von ihrer Gewissenhaftigkeit abhängig ist, und daß diese Erfordernisse durch keinen Vorrath an Vorschriften, Lymphe und Lanzetten ersetzt werden können**). Der Mangel an Aerzten auf dem Lande, namentlich in entfernteren Provinzen des Reiches, sowie die Langweiligkeit des Impfgeschäfts sind die Ursache, daß dasselbe meist durchaus Unwissenden anvertraut wird, sobald diese die geringe Handgeschicklichkeit für die Lanzette erlangten. Solche Impfer gehören gewöhnlich einem Stande an, wo es oft an den nöthigsten Bildungselementen fehlt, ohne noch von einem geübteren Urtheil zu reden; im Gegentheil Aberglaube, Gewinnsucht, Nachlässigkeit verdrängen hier eine einfache, natürliche Auffassung der Sache. Bekannt ist die nachlässige und gewissenlose Ausführung des Impfgeschäfts durch Feldscheerer und Gemeindeimpfer auf dem Lande, indem sie das Impfen mit höchst unvollkommenen Instrumenten, selbst zugeschärften Blechstücken vornehmen, sich wohl auch von den vorurtheilsvollen und geängstigten Eltern

*) Als Zugabe zu dem Aufsatz über die Blatternfrage im August-Heft.

**) Dr. Gramm, Anleitung zum Impfen, 2. Aufl. der freien ökonomischen Societät in St. Petersburg.

durch Geld abfinden lassen, wenigstens ihrer Aengstlichkeit in solchen Fällen durch sehr sparsame Impfstiche zu genügen suchen. Hiezu kommt noch die höchst nachlässige Aufbewahrung der Lymphe zwischen Glasplatten ohne hermetischen Verschluß. Als Landarzt schrieb ich ein kleines Heft, nach welchem ich Impfer zu unterrichten versuchte, um sie dann darnach zu prüfen; allein bei dieser Gelegenheit überzeugte ich mich, wie schwer es ist, selbst etwas gebildeteren Landbewohnern, wie Schulmeistern, Pächtern, Gemeindeschreibern, eine dem Zwecke entsprechende klarere Ansicht von der Sache beizubringen, und wie bald sich manche von ihnen dünkelhaft über den Unterricht erheben. Es ist durchaus nicht hinreichend den gewöhnlichen Verlauf der Schutzblattern bis zum achten Tage zu kennen, denn über diesen hinaus bekümmert sich der Impfer um seine Impflinge nicht mehr, da diese ihm auch meist durch Entfernung und Lebensverhältnisse entrückt werden, sondern derselbe muß auch über die zulässigen oder nicht zulässigen Abweichungen jenes Verlaufs ein Urtheil haben.

Meiner Ansicht nach dürfte das Impfgeschäft nur Aerzten oder in einem besondern Impfinstitut Ausgebildeten und daselbst Geprüften anvertraut werden. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten für bestimmte Bezirke Impfärzte anzustellen, in welchem Falle freilich der Impflohn erhöht werden, und zwar aus den Gemeindekassen gezahlt werden müßte, da die Beitreibung von den Einzelnen häufig seine Schwierigkeiten hat, selbst bei den Aermeren und Widerspenstigen zum Hinderniß des Impffortganges wird. Die bisher höchst nachlässige Führung der Pockenbücher, wo häufig Kinder vorläufig als geimpft eingetragen werden, um augenblicklich der gesetzlichen Ordnung zu genügen, und erst später oder in manchen Fällen wohl auch gar nicht nachgeimpft zu werden, müßte gleichfalls dem Impfarzte übergeben werden.

Das Schema der Pockenbücher muß nächst den Namen der Eltern und des Kindes, die Angabe des Alters und gleichzeitiger Leiden desselben, sowie der Zahl der erzielten Pusteln nebst dabei vorgekommenen abweichenden Erscheinungen enthalten, wenn aus jenen Büchern nützliche Resultate für die Zukunft gezogen werden sollen.

Wenn die erste Impfung nicht haftet, muß dieselbe noch zweimal in Abschnitten von vier Wochen, und gelang sie in dem Jahre nicht, im nächstfolgenden Jahre wiederholt werden. In solchen Fällen von scheinbarer Unempfänglichkeit ist es durchaus nöthig, die nächsten Impfungen von Arm zu Arm zu wiederholen. Nach vollendetem vierzehnten Jahre

muß die Impfung abermals wiederholt und gleichfalls verzeichnet werden, damit die auszustellenden Revaccinationsscheine eine sichere Unterlage haben; auch muß der Effect der Revaccination bemerkt werden, und wo er namhaft war, wird es um so nothwendiger sein, dieselben z. B. nach fünf Jahren zu wiederholen. Wo irgend möglich müssen bei Meldungen zur Confirmation, Eintritt in ein öffentliches Geschäft, in die Schule u. s. w. Vaccinations- und im entsprechenden Alter Revaccinationsscheine gefordert werden, bis die Sache durch Gewohnheit zum Bedürfnisse des Volkes geworden ist.

Eine genaue Zählung der Neugeborenen ist von den Gemeindeältesten mit dem Prediger nach dem Kirchenbuche vorzunehmen und dem Impfer zu übergeben, denn in einigen Theilen des Reiches ist von hundert Kindern, die das fünfte Jahr erreichten, oft kaum die Hälfte geimpft *). Bei der Freizügigkeit der Bauern, die so häufig ihren Wohnort wechseln, ist das Uebergehn von Impflingen um so leicher, da die Eltern durch verschiedene Gründe dabei mitwirken, und es wäre zweckdienlich, daß beim Uebertritt in andere Gemeinden bis zum vierzehnten Jahre Impfscheine für die jüngeren Individuen der Familie beigebracht oder auf ihren Uebertrittsscheinen Bemerkungen darüber beigefügt würden.

§ 2. Im allgemeinen ist jedes Individuum, das nicht gerade an einer namhaften andern Krankheit darniederliegt, für die Impfung tauglich und das gilt besonders da, wo Blatternepidemien drohen, in welchem Falle weder auf ein zu jugendliches Alter, noch auf gleichzeitige weniger gefahrvolle Krankheitszustände Rücksicht genommen zu werden braucht.

Es ereignet sich nicht selten, daß die Eltern eines Kindes vorschützen, dasselbe habe schon die Schutzblattern oder Menschenblattern überstanden, indem sie sich auf vorhandene Narben berufen; in solchen Fällen muß die Impfung allemal vorgenommen werden, wenn nicht deutliche Beweise vorliegen. Ein Fehlschlagen der von Arm zu Arm vorgenommenen Impfung wäre eine Bestätigung der Aussage. Um jedoch in solchen Fällen über die Richtigkeit der Aussage ein Urtheil zu haben muß man einige Kenntniß von den Narben haben, von denen eine Uebersicht hier folgen mag.

Gute Schutzblatternnarben sind je nach der Impfmethode entweder rundlich oder länglich paraboliſch, am Rande scharf begrenzt, etwas un-

*) Dr E. Grudowicz, Bemerkungen über Vaccination. Medicin. Zeitung Rußlands Jahrgang 3, Nr. 27 (1846).

gleich, vertieft und dunkler, aber gegen die Mitte hin heller, härter und erhabener, und indem von hieraus kleine erhabene Strahlen zum Rande hinlaufen, erhält die ganze Narbe ein mehr oder weniger ſtrahliges auch netzförmiges Anſehen. Charakteriſtiſch ſind dabei die kleinen ungleich über dieſelbe vertheilten einzeln oder paarweiſe ſtehenden, vertieften ſchwärzlichen Punkte.

Den Schutzblatternnarben ſehr ähnlich ſind die nach Gebrauch von Brechweinſteinſalben entſtandenen, und zu deren Anwendung häufig der Oberarm gewählt wird, nur daß ſie ſehr ungleich von Größe, von der einer Linſe bis zu der einer Olive, und meiſt ſehr glänzend, auch nach einer Seite angeſpannt eine Menge gleichlaufender kleiner Fältchen zeigen. Die kleinen ſchwärzlichen Punkte fehlen ihnen nicht.

Menſchenblatternnarben ſind rund, gezackt und erhaben, und nur nach Quetſchungen und Zerſtörungen vertieft. Ihre Oberfläche iſt runzlig wie eine Citronenſchaale, mit der Haut gleichfarbig, gleichfalls punktirt aber mit Härchen beſetzt. Die gezackten Ränder gleichen ſich beim Anſpannen der Haut nicht aus und bilden Nähte mit ungleichen Winkeln. Narben von Varioliden ſind weniger ſichtbar und erſcheinen wie aus linienförmigen Strichelchen zuſammengeſetzt.

Windblatternnarben, deren ſelten mehr als zwanzig bleiben und zwar am deutlichſten auf dem Geſicht, der Stirn, am ſtetigſten auf der Naſe, ſind länglich rund, am Rande zwar etwas ausgehöhlt, jedoch nicht gezackt, und in der Mitte vertieft, zuweilen heller. Noch jung, bilden ſie beim Anſpannen der Haut eine Menge kleiner Runzeln. Punkte und Haare finden ſich auf ihnen nicht, letztere höchſtens auf behaarten Körperſtellen. Nach und nach verlieren ſie ſich, flacher werdend, bis auf den helleren Grund.

Narben von Skrophelgeſchwüren ſind vielgeſtaltig, uneben, glänzend, weiß, von erhabenen Leiſten gleich Eiskryſtallen unregelmäßig überbrückt, auf Knochen trichterförmig vertieft, knotig und angewachſen.

Narben von Skorbutgeſchwüren ſind erhaben, voller Fältchen ohne Ordnung, dunkelblauroth und am Umfange heller, nach Jahren braunroth und in der Mitte grünlich, jedoch immer leicht verſchiebbar.

Narben von Gichtgeſchwüren, die indeſſen nur bei älteren Leuten in der Nähe von Gelenken vorkommen, ſind groß, unregelmäßig, zackig, voller Unebenheiten, blauroth, bläulich, aſchgrau, ihre Umgebung dunkel roſenfarbig, die Adern erweitert.

Narben ſyphilitiſcher Geſchwüre ſind meiſt nicht groß aber verſchieden

groß, genau begrenzt, vertieft und zeigen Treppenbildung mit deutlichem Subſtanzverluſt; befinden ſich häufig in der Nähe von Drüſen und ſind hier uneben, wulſtig, unbeweglich, braunroth und kupferfarbig, zuletzt bräunlich, auf Schleimhäuten blauroth.

Flechtennarben ſind meiſt ſehr umfänglich, unregelmäßig, geſchweift, rothbraun, grau, bläulich, in der Mitte weiß und laufen allmälig in die ſchuppige Haut aus, im Ganzen aber immer ſehr oberflächlich.

Krätznarben ſind klein, etwas erhaben, rund, blau, bräunlich, ſchmutzig und hauptſächlich um Gelenke verſammelt.

Narben von Stichwunden ſind nach dem Umfange hin ſtrahlig gefaltet; nach Schußwunden überall vertieft und ungleich; nach Schnitt- und Hiebwunden breit, wulſtig und aufgeworfen.

Narben von ätzenden Flüſſigkeiten, wie z. B. Mineralſäuren, ſind unförmlich vielgeſtaltet, ungleich, zackig und in der Tiefe von dunkeln ausgedehnten und verdickten Adern durchzogen.

So überflüſſig dieſe Aufzählung der Narben erſcheinen mag, wird jedoch der Impfer häufig einſehen, welche intereſſante und wichtige Bedeutung die Kenntniß derſelben für das Impfgeſchäft hat.

Das erforderliche Alter eines Impflings anlangend, ſo iſt es rathſam, obgleich während Blatternepidemien und in der Nähe von Kranken, von der zweiten Woche nach der Geburt an, mit Glück geimpft worden iſt, auch Kinder in dem erſten halben Jahre ſchwerere Blatterformen ſelten überſtehen,*) nicht vor dem Zahndurchbruche im gewöhnlichen Falle zu impfen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß eine mangelhafte Wiedererzeugung des Schutzblatternſtoffes die Folge davon iſt, daß die Nachwirkung deſſelben durch den darauf folgenden Entwickelungsvorgang leichter verwiſcht und ein unzulänglicher Schutz erreicht wird und daß die Lymphe zur weiteren Uebertragung um ſo unſicherer und untauglicher wird, je jüngeren Säuglingen ſie entnommen wurde.

Das Ende des erſten Lebensjahres iſt im allgemeinen die günſtigſte Zeit, weil hier der Zahnbruch meiſt ſchon vorgeſchritten iſt, die Hände zur Zerſtörung der Puſteln noch ungeſchickt ſind, und der Impfling noch ganz unter den Augen ſeiner Pfleger iſt.

Zur Impfung dürfen nicht zugelaſſen werden: mit namhaften Fiebern Behaftete, wie z. B. gaſtriſchen, intermittirenden und Ausſchlagsfiebern und

*) Dr. A. Bernhardi, Zeitſchrift für wiſſenſchaftl. Therapie Bd. IV Hft. 3 p. 230.

noch drei bis vier Wochen nach den letzten nicht, weil der im Körper meist noch fortdauernde Krankheitsproceß die vollständige Entwickelung der Schutzblattern beeinträchtigt, und unlänglichen Schutz zur Folge hat. Während einer Blatternepidemie jedoch machen weder das Zahnfieber *), noch andre beginnende Fieber eine Ausnahme, weil selbst bei schon beginnendem Blatternfieber eine reichliche Schutzblatternimpfung nambaften Nutzen brachte.

Was die langwierigeren Ausschläge wie z. B. Milchschorf, Krätze, Flechten, Grind, hohe Grade von Skropheln anlangt, so muß, wenn es sich erreichen läßt, ihre Heilung vorhergehen. Indessen läßt sich bei Kopfgrind, Skropheln die Heilung meist nicht abwarten, und bei drohenden Epidemien muß die Impfung vollzogen werden. Wo der Körper von Arzeneistoffen durchdrungen ist, nach dem Gebrauch von Laugen, Schwefel und Quecksilbercuren, muß einige Zeit bis zur Impfung verstreichen, weil man in solchen Fällen einen verändernden und namentlich schwächenden Einfluß auf die Entwickelung der Schutzblattern beobachtete. Auch darf die nothwendige Anwendung von Mitteln der Art erst wieder nach vollkommenem Verlauf der Schutzblattern, d. h. nach drei bis vier Wochen fortgesetzt werden. Eine Ausnahme davon macht die Anwendung rein fettiger oder öliger Mittel. Vor allem ist es nothwendig die Aeltern der Impflinge einige Monate vor dem Beginn der Impfzeit, namentlich auf dem Lande, aufmerksam zu machen, damit jene wegen nothwendiger Heilungen störender Uebel sich nach ärztlichem Rathe umsehen können.

Außer der Hinwegräumung störender Uebel bedarf es keiner besondern Vorbereitung zur Impfung, es wäre denn, daß man ein bis zwei Tage vorher ein laues Bad nehmen ließe, was den Aeltern um so willkommener ist, da die Impflinge bis zur vollendeten Abtrocknung der Schutzblattern nicht gebadet werden dürfen. Bei einer trocknen derben Haut kann durch ein Bad die Empfänglichkeit für die Impfung erhöht werden. Die einer täglichen Reinigung bedürfenden Theile, wie Gesicht, Hände, Gesäß können während des Verlaufs der Schutzblattern mit lauem Wasser unter Vorsicht ohne Nachtheil gesäubert werden. Zweckmäßig ist es besonders bei älteren Kindern schon einige Tage vor der Impfung einige Aufmerksamkeit auf die Lebensweise und Diät derselben zu verwenden, damit sich nicht Zufälle fremder Art in den Verlauf der Schutzblattern störend hineinmischen.

§ 3. Man benutze nur Lymphe älterer wenigstens über den ersten

*) Hufelands Journ. Bd. 4 St. 2, IX p. 178.

Zahndurchbruch hinausgekommener Kinder; nehme ſie unter keiner Bedingung von Kindern, die gleichzeitig einer andern Krankheit unterlagen, wie fieberhaften Ausſchlägen, langwierigen Hautkrankheiten, Diarrhoeen u. ſ. w., und richte eine beſondre Aufmerkſamkeit auf das Vorhandenſein von Syphilis, beſonders unter Verhältniſſen und in Gegenden, wo dieſe Krankheit ſich öfterer gezeigt hat, weil namentlich ihre erbliche Form bei Säuglingen nicht immer von ſo deutlich hervortretenden Zeichen begleitet und dennoch ſehr geeignet iſt die Krankheit zu übertragen und ſogleich weiter fortzupflanzen, wie die neueſten Erfahrungen unwiderleglich dargethan haben: Man vermeide daher die Lymphe von öffentlichen Gebäranſtalten und Findelhäuſern gleichfalls.

Man nehme keine Lymphe von Puſteln, die durch theilweiſe Zerſtörung und längere Berührung mit der Athmoſphäre eine Trübung erlitt und dem Eiterungsproceß näher gebracht wurde, ſelbſt wenn ſie, wie es zuweilen geſchieht, nach 12—24 Stunden wieder klarer geworden iſt. Auch in ſolchen Fällen, wo der Mitte der Puſteln, wie zuweilen geſchieht, durch Eröffnung der Ausführungsgänge von Talgbälgen der Haut, ein ſchlüpfriger öliger Erguß entſtrömte, benutze man die damit vermiſchte Lymphe nicht, weil ſie fehlſchlägt oder falſche Schutzblattern liefert. Man impfe höchſtens 10—12 Kinder aus einer Puſtel, weil die wirkſame Lymphe bald erſchöpft wird und die zuletzt noch fließende unwirkſam oder von abweichender Wirkung befunden wurde.

Zur Entleerung der Lymphe mache man flache Einſtiche in den erhabenen Rand der Puſteln, damit nicht durch Verletzung des tieferen Gewebes Blutstropfen hervorquellen, oder die eben erwähnten Ausführungsgänge der Talgbälge in der Mitte der Puſteln eröffnet werden. Nach gemachtem Einſtich wartet man einige Zeit bis klare Tropfen demſelben entquellen, welche man ſodann mittelſt einer reinen Glasplatte auffängt um die Schneide der Lanzette mit denſelben zu befeuchten. Solcher Einſtiche macht man 3 bis 4 in einiger Entfernung rund um die Puſtel, doch nicht gleich hintereinander, damit die hervorquellende Lymphe, namentlich im heißen Sommer, nicht zu lange der Luft ausgeſetzt bleibt. Man öffne nur ſo viele Puſteln, daß womöglich auf jedem Arme noch 10—12 unangetaſtet bleiben, weil die Hauptwirkung der Schutzblattern von der Maſſe der ins Blut aufgenommenen Lymphe abhängig iſt.

Man benutze nur Lymphe zwiſchen dem 5. und 9. Tage nach der Impfung, und impfe wenn irgend möglich von Arm zu Arm, ſonſt aber

nur mit friſcher womöglich in Haarröhrchen bewahrter Lymphe, die noch flüſſig und waſſerhell ſein muß.

Wenn man gezwungen iſt mit einige Monate oder halbe Jahre alter Lymphe zu impfen, überzeuge man ſich erſt von der Stärke der zweiten Röthe, wenn man die Uebertragung weiter fortſetzen will, und fehlt jene oder iſt ſie ſehr gering, ſo hat man Grund an der Wirkſamkeit der Lymphe zu zweifeln. In ſolchem Falle iſt es nothwendig nach einigen Wochen die Impfung mit geprüfter Lymphe zu wiederholen.

§ 4. Obgleich zu jeder Jahreszeit geimpft werden kann und während Epidemien geimpft werden muß, ſo erfordern doch das beſſere Gedeihen der Blatternarben bei feuchtwarmen Witterungsverhältniſſen, ſo wie beſtimmte Lebensverhältniſſe der Landleute, daß man das Ende des Frühlings oder den Anfang des Sommers dazu erwähle. Die heiße Jahreszeit iſt wegen leichterer Zerſetzbarkeit des Impfſtoffs und ſtarken Schwitzens der eingewickelten Kinder zu meiden, während in den kühleren Jahreszeiten, bei uns reich an Regengüſſen, wo Kinder viele Meilen weit gebracht werden müſſen, Abwaſchungen der Impfſtellen und Erkältungen kaum zu vermeiden ſind. Für die Verhältniſſe unſerer Landleute muß man zwei Ruheperioden berückſichtigen, deren eine in den beginnenden Sommer, zwiſchen der Ackerbeſtellung und dem Heuſchnitt, und deren zweite zwiſchen dieſem und der Kornernte in den Frühherbſt fällt.

§ 5. Das geeigneteſte Inſtrument zum Impfen iſt eine gewöhnliche nicht zu bauchig geformte, blanke, reine Lanzette, mit mehr ſpitzoval als keilförmig zugeſchärfter Schneide, damit ſie nicht raſch tief einſchneidend wirkt. Als noch mit Stichen geimpft wurde, benutzte man dazu beſondere, an einer Seite zur Aufnahme von Lymphe hohl ausgeſchliffene Nadeln, die jetzt nur noch zur Schafimpfung im Gebrauch ſind. Das Impfen mit Schnitten hat, ausgenommen bei ſtarker Behaarung, einen unbedingten Vorzug, weil es weniger Geſchicklichkeit erfordert, weniger empfindlich und ſicherer iſt in Beziehung auf den geforderten Contact der Lymphe mit dem Blute. Zugleich können durch wenige Striche eine erforderliche größere Menge von Puſteln erzeugt werden, und man kann ſich von der Berührung der Lymphe, der eine größere Berührungsfläche dargeboten wird, mit den Wundrändern überzeugen.

§ 6. Man impfe nicht im heißen Sonnenlichte und ſetze demſelben die Impfſtellen nachher nicht aus. Man laſſe vor der Operation die Arme der Kinder vollſtändig entblößen, weil unruhigere Kinder während derſel-

ben vermittelſt des Hemdes faſt unvermeidlich einen Theil der Lymphe wegwiſchen; eine Vorſicht, die auch beim Abnehmen der Lymphe zu gebrauchen iſt. Gewöhnlich wählt man zu Impfſtellen den Oberarm etwas über ſeiner Mitte, weil dem Armgelenk näher, dieſes zur Zeit der zweiten Röthe in größere ſchmerzhafte Mitleidenſchaft gezogen und ſeine Bewegungen erſchwert, dagegen wiederum der Schulter zu nahe, die Puſteln durch Druck der Kleidungsſtücke ſowol, wie beim Liegen leicht verletzt werden.

In Fällen, wo Ausſchläge oder ſtarke Narben die angegebene Impfſtelle unbrauchbar machen, kann man auch an der inneren Seite des Armes oder auf der Bruſt unterhalb der Bruſtwarze impfen, denn oberhalb derſelben verurſacht zur Blüthezeit der Schutzblattern die Bewegung des Armes leicht Schmerzen. Warum nach Dr. Sieverling die Gegend der Bruſtwarze die natürlichſte Impfſtelle ſein ſoll, iſt nicht einzuſehen.

Bei ſtark gewölbtem, vollfaſtigem Arm iſt es nicht erforderlich die Haut anzuſpannen, weil dadurch der Schnitt leicht blutig geräth, dagegen bei welker Haut dieſelbe durch leichtes Frottiren etwas erregt, und indem man den Arm mit der linken Hand von hinten umfaßt, etwas angeſpannt werden kann. Man ſuche das Kind durch Beſchäftigung abzulenken und bei guter Laune zu erhalten, denn Weinen und Schreien befördert ſelbſt bei regelrecht geführten Schnitten das Bluten derſelben.

Gewöhnlich macht man um eine erforderliche Anzahl von Puſteln zu erzeugen, was übrigens bei ſtraffer, trockner Haut und wenig Lymphe nicht immer gelingt, drei Schnitte von 1 bis 1½ Zoll Länge auf jedem Arme und ebenſo weit von einander entfernt; denn bei zu nahe liegenden Schnitten entwickelte ſich zur Zeit der zweiten Röthe zuweilen bösartige Reizung.*)

Den Schnitt führt man am beſten nach der ſchon von Dimsdale für die Blatternimpfung empfohlenen Art, indem man die wie eine Schreibfeder gefaßte Lanzette mit der Schneide in einem ſpitzen Winkel gegen die Hautoberfläche richtet und nach geführtem Schnitt ſogleich mit der Fläche der Lanzette über den überragenden Wundrand, denſelben leicht andrückend, hinfährt, wodurch das Wegwiſchen der Lymphe verhindert wird. Der gelungene Schnitt darf nur blutrünſtig ausſehen und kein Blutstropfen ihm entquellen. Man läßt den Arm noch unbekleidet bis die Lymphe antrocknet und die Schnitte bei einer leichten Berührung mit dem Finger denſelben nicht feuchten.

*) Hurtrel d'Arboval Wörterbuch der Thierheilkunde. Bd. II p. 439. Deutſch von Dr Th. Renner. Weimar 1831.

Wo man mit Fäden zu impfen gezwungen ist, wird ein flacher geschälter Hautschnitt gemacht, so daß man den größten Theil des Fadens unter das Hautläppchen bringen kann, befestigt darüber eine dünne Leinwandlage mittelst einer Binde, und nimmt den Faden nach zwölf Stunden wieder heraus. Es ist rathsam sowol Fäden, wie getrocknete Krusten, die gleichfalls in Nothfällen verwandt werden, zuvor über warmen Wasserdämpfen etwas zu erweichen. Dasselbe kann geschehen, wenn in heißer Jahreszeit die Lymphe unter den Händen auf dem Impfglase schnell eintrocknet. Hat man viel geimpft, so ist es selbst nöthig die Lanzette nach einigen Impfungen wieder zu reinigen, weil die Lymphe der Art an derselben antrocknend sich anhäuft, daß kaum ein guter Schnitt gelingt. Lymphe zur Vermehrung ihrer Menge mit Wasser zu verdünnen ist nicht rathsam, und obgleich man noch nach hundertfacher Verdünnung derselben gute fortpflanzungsfähige Schutzblattern erzeugt haben will, fällt die Form derselben immer kleiner und ihre Fruchtbarkeit viel geringer aus, woraus man schließen muß, daß sie sich auf dem Wege der Entartung befinden.

§ 7. Bei der Entlassung der Impflinge muß den Aeltern eingeschärft werden, namentlich im Sommer sie nicht zu warm einzuhüllen, weil triefender Schweiß einen Theil der Lymphe zersetzen und wegwaschen kann; ebenso dieselben nicht starken Regengüssen auszusetzen und vor dem 21. Tage nicht zu baden. Beim Volke findet sich häufig die Ansicht, daß in Fällen, wo die Pusteln zur normalen Zeit nicht erscheinen, ein Befeuchten der Impfstellen das Aufschießen derselben befördert; indessen darf, obgleich es Manches für sich hat, dieser Gebrauch nicht gestattet werden, weil man dabei durch Unvorsichtigkeit und zu frühe Anwendung einen Theil der Impfung vernichten kann. Am wenigstens aber darf Speichel zur Anfeuchtung benutzt werden, weil er nach Versuchen zersetzend auf die Lymphe wirkt.

In solchen Fällen, wo die Schutzblattern anstatt nach sieben Tagen erst nach vierzehn oder ein und zwanzig Tagen aufblühen, kann die Impfung nur dann als schützend angesehen werden, wenn der ganze Verlauf derselben bis zur Abtrocknung regelrecht war, namentlich aber die zweite Röthe sich zwei und mehr Zolle weit um die Impfstelle ausbreitete; wie überhaupt es nicht genug eingeschärft werden kann, daß diese zweite Röthe, welche vom neunten Tage an auftritt, das sicherste Zeichen für die Aechtheit der Schutzblattern ist, namentlich wo es drauf ankommt über den Werth der weiter übertragenen Lymphe zu entscheiden.

Verbände zum Schutz der Pusteln anzulegen, wie es wol empfohlen

wird, darf nicht geſtattet werden, weil ihr Wachsthum dadurch geradezu beeinträchtigt wird; eher kann es geſchehen nach dem ſechſten Tage, um bei größeren Kindern das Abkratzen derſelben zu verhüten. Das Abkratzen aber, das auch von unwiſſenden Aeltern ausgeführt wird, um keine Lymphe zum Weiterimpfen hergeben zu müſſen, muß ſoviel als möglich verhütet werden, weil es zu Anfange die Impfung vernichten, ſpäter zu Verſchwärungen und ſelbſt roſenartigen Entzündungen führt, jedenfalls aber die Lymphe zum Weiterimpfen unbrauchbar gemacht wird, indem dadurch ein zu früher Eiterungsproceß eingeleitet wird.

§ 8. Was die Behandlung heftiger mit den Schutzblattern verbundener oder anderer zufällig ſich hinzugeſellender Fieber anbelangt, ſo iſt der Gebrauch gelind kühlender Arzeneien wie z. B. Limonaden, Mittelſalzlöſungen nicht allein geſtattet, ſondern geradezu angezeigt; wie überhaupt in allen Gefahr drohenden Krankheiten auf die Impfung keine Rückſicht genommen werden darf; namentlich wo örtliche oder allgemeine Blutentziehungen, Brech- oder Abführmittel erfordert werden. Nach allen ſolchen Eingriffen muß indeſſen einige Zeit nach erfolgter Geneſung, die Impfung wiederholt werden.

Gegen das Schutzblatterfieber, das vom fünften bis zum eilften Tage dauern kann, wendet man gewöhnlich keine Arzeneien an; wo es aber bei reizbaren, vollſaftigen Kindern mit ungewöhnlicher Heftigkeit auftreten ſollte, reicht man mit ſäuerlichen Getränken, milden Mittelſalzen, wie weinſteinſaures oder eſſigſaures Kali, Natronſalpeter, Salmiak aus. Bei gleichzeitig eintretenden Durchfällen, die ſtörend auf die Entwickelung der Schutzblattern einzuwirken pflegen, können kleine Gaben von Brechwurzel, Rhabarber und Opiaten, ohne Nachtheil für jene angewandt werden.

Die zweite Röthe tritt in ſeltenen Fällen ſo heftig auf, daß ſie in wahrhaft roſenartige Entzündungen ausartet; in welchen Fällen das Bedecken des Armes vermittelſt trocken mit Cämpher beſtrichener Leinwand oder mit erweichenden erſchlaffenden lauen Umſchlägen von Leinſaamenmehl oder Malvenblättern am nützlichſten iſt. Das Auflegen ſelbſt gewärmter Bleiwaſſer, nach Jenners eigener Empfehlung, möchte doch mit Vorſicht anzuwenden ſein, da ſie leicht den Krankheitsprozeß in die Tiefe drängen, und durch größere chemiſche Qualität verändernd auf ihn einwirken können.

Reizung und Geſchwulſt der Achſeldrüſen ſchwinden meiſt mit dem Abtrocknen der Puſteln und bedürfen außer eines Schutzes gegen Druck, keiner beſondern Behandlung, werden aber, wo ſie in ſeltenen Fällen in

Eiterung überzugehen drohen, gleichfalls am günstigsten mit lauwarmen Umschlägen bekämpft. Wenn nach dem Abkratzen oder Abreiben der Pusteln Geschwulst und stärkere, schwärende Eiterung entstehen, ist Schonung der Stellen, ein kühles Verhalten derselben, Einstreuen von Bärlapp-Pulver, oder ein leichter Verband mit Cerat oder Cacaobutter auf Charpie gewöhnlich ausreichend. Es ist herkömmlicher Gebrauch nach beendetem Verlauf der Schutzblattern den Impflingen eine leichte Abführung zu geben; indessen ist diese Künstelei, wie Erfahrungen gelehrt haben, unnütz, es wäre denn, daß nachfolgende Uebel ihre Anwendung erforderten. Niemals aber darf das vor dem 28sten Tage und dann nur auf ärztlichen Rath geschehen. Ebenso ist der Gebrauch von Dampf- und Schwitzbädern bis zu dieser Zeit zu vermeiden, auch sind einfache Wannenbäder jenen vorzuziehen.

§ 9. Zum Aufbewahren der Lymphe bedient man sich am besten feiner, nicht zu schwach in Glas gezogener Haarröhrchen von 2 bis 3 Zoll Länge und $^1/_6$ bis $^1/_3$ Linie Durchmesser. Je länger man die Lymphe aufzubewahren gedenkt, desto feiner müssen die Röhrchen sein; am schlechtesten dazu sind die kleinen Pipetten, weil der größere Luftgehalt immer eine frühere Zersetzung und Eintrocknung der Lymphe zur Folge hat, überhaupt massenhafter bei einander liegende Stoffelemente eher andere Verbindungen eingehen.

Nachdem man auf die oben angegebene Weise einige Pusteln eröffnete und das Herausquellen einiger größeren klaren Tropfen abwartete, erwärmt man ein Röhrchen leicht über einer Lichtflamme und bläst, theils um sich von der Durchgängigkeit desselben zu überzeugen, theils um durch einen gewissen Grad von Feuchtigkeit in demselben die Anziehung zu vermehren, gelinde hindurch, und setzt es in horizontaler oder etwas abwärts gehender Richtung, rasch hintereinander an einige Tropfen, damit namentlich bei höherer Temperatur die schnell trocknende Lymphe den Eingang nicht verklebt, eher das Röhrchen sich füllte, was bei einem geeigneten Kaliber und einem hinreichend großen Tropfen oft pfeilschnell geschieht. Man sehe darauf, daß Röhrchen, die man längere Zeit aufbewahren will, bis auf einen äußerst geringen Abstand von den Enden gefüllt sind, und beeile sich, dieselben zu verschließen, was am besten durch feinen, leichtflüssigen Lack geschieht. Hat man denselben bis zum Flusse erhitzt, so bilde man erst um die Enden des Röhrchens einen kleinen Ring, wodurch die Luft aus denselben herausgetrieben wird, und schließe sodann mit einem

Tröpfchen die Oeffnung, worauf man an der Lichtflamme vorſichtig ein das Ende des Röhrchens gleichmäßig umſchließendes Köpfchen formt. Die Erhitzung des Lackes darf nie ſo weit getrieben werden, daß das Eiweis der Lymphe auf einer größern Strecke vom Ende des Röhrchens gerinnt; ein kleiner weißer Ueberzug an demſelben ſcheint nicht zu ſchaden, im Gegentheil den übrigen Theil der Lymphe ſicherer gegen die Einwirkung der Atmoſphäre zu ſchützen.

Wachs iſt zum Verſchließen untauglicher, weil es weniger feſt haftet; bei höherer Temparatur leichter erweicht; geſchmolzen einen nicht zu beſtimmenden Wärmegrad annimmt, ſo daß beim Eintauchen des Röhrchens durch zu ſtarke Erwärmung deſſelben die Lymphe zerſetzt wird, oder bei zu geringer der Verſchluß nicht dicht genug ausfällt; und endlich weil das löslichere Wachs durch längere Berührung mit der Lymphe einen Einfluß auf dieſelbe ausüben kann.

Es wurde erwähnt, daß zum Verſenden während heißer Sommer und in heißen Ländern, an Fäden getrocknete Lymphe haltbarer gefunden wurde. Zu dem Zweck werden reine, gut getrocknete Baumwollenfäden ſo lange mit friſcher Lymphe getränkt, bis ſie davon ſteif werden, dann ſchnell in einer Wärme von 25—30 Grad getrocknet und darauf dicht mit Seidenzeug umwickelt und mittelſt Wachstaffent oder Kautſchuck luftdicht verſchloſſen *). Ebenſo verfährt man mit abgelöſten Kruſten, die vor dem Gebrauch fein zerrieben oder durch Waſſerdämpfe erweicht, in die Impfwunden gebracht werden. Lymphe in Röhrchen, bewahrt man am beſten in einer Holzbüchſe, die man mit feinzerriebenem Stärkemehl füllte, ſo daß jene ganz davon bedeckt werden; denn dieſe entzieht ihnen ſchnell die Wärme, und wird durch das Holz ſchwer erwärmt. Die bis zum dicht aufliegenden Deckel gefüllte Holzbüchſe umwickelt man, um ſie gegen den Einfluß elektriſcher Spannungen zu ſchützen, mit mehreren Lagen dichten Seidenzeuges, und bewahrt ſie dann im Keller, aber auch in einer Temperatur von 10—15 Grad ſelbſt bis zwei Jahre lang auf. Sacco räth die Lymphe unter Queckſilber in einem Brunnen zu bewahren.

Will man die Röhrchen benutzen, ſo ſchabt man den Lack vorſichtig von den Enden, bricht ſie über einer Meſſerſchneide ab, und bläſt die Lymphe auf ein Glastäfelchen, ohne Speichel hinzuzumiſchen, heraus.

§ 10. Die Revaccinationen nehme man wo möglich gleichfalls von Arm zu Arm vor, und obgleich hier die Empfänglichkeit meiſt eine gerin-

*) Hufeland Journ Bd. 12 Stck. 4.

gere ist, dennoch reichlich, weil unter gleichen Umständen die Empfänglichkeit für natürliche Blattern immer größer ist. Indessen reicht man mit drei Schnitten auf einem Arme, wobei man des geringeren Gebrauches wegen den linken wählt, aus.

Die Lymphe Revaccinirter darf im allgemeinen ebensowenig zum Weiterimpfen verwandt werden, wie die von Solchen, die muthmaßlich oder bestimmt, wenn auch vor langen Jahren, die Menschenblattern überstanden. Nur ein normaler Verlauf der Schutzblattern in solchem Falle, mit Fieber und zweiter zündender Röthe, welche letzte unter den angegebenen Umständen meist fehlt, könnte den Gebrauch der Lymphe rechtfertigen; allein man nimmt dieselbe immer früher, als man Gelegenheit hat sich vom gänzlichen Verlauf zu überzeugen. Um so mehr muß es Verwunderung erregen, wenn es nicht an Stimmen gefehlt hat, die grade die Revaccinationslymphe als ganz besonders wirksam preisen.

Die wissenschaftlichen Gründe für manche dieser Vorschriften zu erläutern ist hier nicht der Ort, es soll aber in einer ausführlichen Schrift darüber geschehen.

Dr. Schönfeldt.

# Zur Literatur.

**Beitrag zu einer vergleichenden Finanz-Statistik der Städte Livlands und Oesels aus den Jahren 1858, 1859 und 1860, von Fr. v. Jung.** Riga 1863.

Obgleich die Statistik noch eine sehr junge Wissenschaft ist, denn es ist kaum ein Jahrhundert her, daß sie als selbständige Doctrin in die Reihe der Staatswissenschaften getreten, so hat dieselbe doch, zumal in neuerer Zeit eine außerordentliche Bedeutung erlangt. Sie weist die im Staate vorhandenen materiellen und geistigen Kräfte und die Gesetze ihrer Wirksamkeit nach, indem sie das wesentlich Gleichartige nach allgemeinen Gesichtspunkten zusammenfaßt. Sie hat auf diesem Wege Gebiete erforscht, welche früher in Dunkel gehüllt waren, und Resultate zu Tage gefördert, welche überraschend sind. Während im Westen nicht nur die Regierungen, sondern auch Private theils einzeln, theils in Vereinen die Sammlung statistischen Materials und die wissenschaftliche Verarbeitung desselben seit lange sich angelegen sein ließen, ist man bei uns erst seit einigen Jahren ernstlich daran gegangen, unser inneres Staatsleben mit Hülfe dieser Wissenschaft zu erforschen. Mit besonderer Freude war insbesondere die Gründung oder vielmehr die Reorganisation der statistischen Comités in jeder der drei baltischen Provinzen zu begrüßen. Kennen wir doch zur Zeit nicht einmal die Verhältnisse unserer Bevölkerung und ist das, was uns über die materielle und intellectuelle Cultur unserer Heimath vorliegt, so dürftig und ungenau, daß man zu vergleichenden Urtheilen sich nicht für berechtigt halten darf. Daß es den neu begründeten stati-

ſtiſchen Comités Ernſt um die Sache iſt, beweiſen die Kurland betreffenden Werke v. Heyklings und jetzt auch dieſe von dem Herrn Secretair des livländiſchen ſtatiſtiſchen Comités herausgegebene Arbeit.

Mit Hülfe der realiſirten Budgets ſämmtlicher livländiſchen Städte hat der Verfaſſer die Durchſchnitts-Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1858, 1859 und 1860 feſtgeſtellt und einerſeits die Höhe der Ausgaben für einige Verwaltungszweige und das Verhältniß der Ausgaben unter einander, andererſeits die Höhe der Einnahmen, das Einnahme-Syſtem und die wirkliche Höhe des Abgabendruckes in den Städten zu berechnen und nachzuweiſen verſucht. Die Ausgaben für Juſtiz, für Militair und für Wohlthätigkeitsanſtalten werden beſonders berechnet und mit den übrigen Ausgaben verglichen. Hiernach ergiebt ſich z. B. für Riga die Höhe der Geſammtausgaben per Kopf auf 9 Rub. 94 Kop., wovon 2 Rub. 15 Kop. auf Juſtiz und Militair kommen. Die Reſultate, zu welchen der Verfaſſer gelangt, ſind höchſt intereſſant. Im allgemeinen findet er, daß ſich die Antheile der Ausgaben für Juſtiz und Militair von den Geſammtausgaben der Städte umgekehrt verhalten, wie die Bevölkerung der Städte; daß die Höhe der Ausgaben, welche die Städte zur Befriedigung der Bedürfniſſe ihrer Bewohner machen, in keinem Verhältniß zu der Bevölkerung der Städte ſteht; daß die Ausgaben für das Militair nicht von allen Städten in gleichem Verhältniß getragen werden. Aus einer Vergleichung der Einnahmen kommt der Verfaſſer zu dem Schluſſe, daß die Einnahmeſyſteme in den verſchiedenen Städten ganz verſchieden ſind und nur die beſteuerten Subjecte: Kaufleute, Handwerker, Bürger und Okladiſten ſich im Weſentlichen gleich bleiben; daß die ſtädtiſchen Abgabenverhältniſſe, ſoweit ſie die rein ſtädtiſche Verwaltung betreffen, im allgemeinen günſtig ſind, indem die bei weitem größere Zahl der Städte nur zu geringem Theil ihre Ausgaben durch Beiträge ihrer Bewohner beſtreitet, ein großer Theil dagegen aus privatrechtlich beſeſſenem Eigenthume, aus Fiskalvorrechten u. ſ. w. gewonnen wird; daß der Kaufmannſtand in Riga, Dorpat, Pernau und Walk überſteuert iſt, weil er mehr zahlt, als bei einem bloßen Eintreten für die ſteuerſchwachen Claſſen erforderlich wäre, daß der Handwerksmeiſter in Riga, Pernau und Dorpat zu viel zahlt und der Okladiſt in keiner Stadt überſteuert iſt.

Dieſe Reſultate würden unſtreitig ein ungleich größeres Intereſſe für uns haben, wenn die Ziffern, mit deren Hülfe dieſelben gewonnen ſind, weniger unzuverläſſig wären, als der Verfaſſer ſelbſt in der Einleitung

zugeſtanden hat. Die Bevölkerungsangaben ſind ſehr ungenau, ſo lange eine Zählung nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen nicht ſtattgefunden. Die Finanzperiode von nur 3 Jahren umfaßt einen zu kurzen Zeitraum, um eine genaue Unterſuchung darauf gründen zu können. Die realiſirten Budgets ſind endlich nicht mit der erforderlichen Genauigkeit zuſammengeſtellt worden. Außerdem aber iſt bei den Budgets von Riga ein weſentlicher Umſtand außer Acht gelaſſen worden. In die drei Jahre nämlich, welche der Verfaſſer bei ſeinen Berechnungen zur Norm genommen, fällt gerade die durch Abtragung der Feſtungswerke hervorgerufene Umgeſtaltung der Stadt, welche ſehr bedeutende Ausgaben verurſachen und die Budgets dieſer Jahre ungewöhnlich belaſten mußte. Inſofern dieſe ungewöhnlich hohen Ziffern über Einnahme und Ausgabe Rigas zur Baſis genommen wurden, ſind die daraus gezogenen Schlüſſe nicht ganz richtig. Nur die gewöhnlichen Zahlenverhältniſſe können maßgebend ſein, wenn richtige Reſultate gewonnen werden ſollen. In der Regel freilich werden dreijährige Durchſchnittsziffern ein richtiges Mittel geben; bei Riga aber waren gerade jene drei Jahre eine Zeit der Ausnahme. Der Verfaſſer bezeichnet die Ausgaben Rigas im Durchſchnitt der drei Jahre 1858—1860 incl. auf 729,440 Rub. 49¾ Kop. und die Einnahme auf 807,444 Rub. 24½ Kop. Wenn wir die Budgets früherer Jahren vergleichen, ſo ſpringt ſofort in die Augen, daß in jenen Jahren außergewöhnliche Einnahmen und Ausgaben ſtattgefunden haben müſſen. Im Jahre 1853 betrug die Einnahme 387,694 Rub. 71½ Kop., die Ausgabe 385,954 Rub. 65 Kop. In den Kriegsjahren 1854 und 1855 fielen Einnahme und Ausgabe und betrugen

1854: Einnahme 332,904 R. 45 K. Ausgabe 332,142 R. 7 K.
1855: „ 319,516 „ 11 „ „ 310,664 „ 32 „

In den folgenden Jahren ſteigen dieſelben und betragen im Jahre

1856: Einnahme 453,560 R. 5 K. Ausgabe 450,026 R. 56½ K.
1857: „ 474,193 „ 69 „ „ 465,630 „ 37½ „

Iſt es denkbar, daß die ordentlichen Ausgaben und Einnahmen in den nächſtfolgenden drei Jahren um etwa ⅔ geſtiegen ſein ſollten? Es iſt dies allerdings nicht der Fall. Es betrug im Jahre

1858 d. ord. Ein. 458,136 R. 49 K., d. ord. Ausg. 456,714 R. 72½ K.
1859 „ „ 533,559 „ 24 „ „ „ „ 521,826 „ 31 „
1860 „ „ 547,309 „ 5½ „ „ „ „ 537,325 „ 87 „

Dazu kamen in dieſen Jahren außerordentliche Ausgaben für die Abtra-

gung der Feſtungswerke, welche durch Anleihen gedeckt wurden. Dieſe Ausgaben und Einnahmen nebſt einigen anderen wurden als durchgehende Poſten in die Budgets aufgenommen und betrugen

im Jahre 1858 140,232 Rubel 70 Kopeken
„ „ 1859 231,811 „ 46½ „
„ „ 1860 101,767 „ 66½ „

Die ordentlichen Ausgaben und Einnahmen, und nur mit dieſen hat der Verfaſſer es zu thun, ergeben in ihrem Durchſchnitte ganz andere Ziffern und würden durch dieſe ſelbſtverſtändlich auch zum Theil andere Reſultate, als geſchehen, gewonnen worden ſein. Wir beklagen daher, daß die ſehr mühevolle und dankenswerthe Arbeit des Verfaſſers wegen dieſes Irrthums und wegen Unzuverläſſigkeit anderer Daten nicht Ergebniſſe liefern konnte, welche als vollkommen richtig zu bezeichnen wären. Aus demſelben Grunde ſind die tabellariſchen Angaben über Einnahme und Ausgabe wenigſtens in Betreff Riga's nicht genau, denn im Jahre 1861 betrug

die ordentliche Einnahme 586,721 Rub. 84 Kop.
„ „ Ausgabe aber 581,054 „ 52 „

im Jahre 1862 aber beliefen ſich

die ordentlichen Einnahmen auf 747,917 Rub. 79 Kop.
„ „ Ausgaben auf 745,748 „ 86½ „

während der Verfaſſer z. B. in der Tabelle VII pro 1862

die Einnahmen auf 1,002,968 Rub. 45 Kop.
und die Ausgaben auf 1,008,160 „ 46½ „

annimmt.

Selbſt wenn man nur die gewöhnlichen Ausgaben und Einnahmen der früheren Jahre mit den der letzten vergleicht, ergiebt ſich eine außerordentliche Steigerung der Bedürfniſſe des Rigaſchen Haushalts. Gegen das Jahr 1852 hat ſich das Budget für 1862 faſt verdoppelt. Es wäre von praktiſchem Nutzen, wenn man die correſpondirenden Titel über Ausgabe und Einnahme in den letzten 10 Jahren neben einander ſtellen und daran nachweiſen wollte, welche Ausgaben namentlich ſich ſo erheblich vergrößert haben oder welche neu hinzugekommen, und zugleich, welche Einnahmen eine ſo erhebliche Steigerung haben erfahren können. Wir vermuthen, daß die Steigerung der ordentlichen Ausgaben beſonders durch Bauten und Verſchönerungen in Folge der Abtragung der Feſtungswerke bedingt geweſen iſt und die Einnahmen des ordentlichen Budgets durch

Anleihen haben vermehrt werden müſſen; nichts deſto weniger wird aber auch durch anderweitig geſteigerte Bedürfniſſe der Commune ein nicht unerheblicher Theil der Mehrausgaben gegen früher abſorbirt ſein und werden auch die bisherigen ordentlichen Einnahmen einen allmähligen Zuwachs erfahren haben. Es kann nun keineswegs befremden, wenn Riga im Hinblick auf die außerordentliche Steigerung ſeiner Bedürfniſſe die Einkommenſteuer einzuführen beabſichtigt, welche allein geeignet ſein dürfte, das Gleichgewicht im Haushalt herzuſtellen und durch Heranziehung aller Bewohner zur Theilnahme an den Leiſtungen für die Commune eine richtige Vertheilung der Steuern zu ermöglichen. Wie ungleich die Beſteuerung der Bewohner zur Beſtreitung der Communalbedürfniſſe gegenwärtig in den Städten Livlands iſt, hat der Verfaſſer gründlich nachgewieſen. Es iſt daher zu wünſchen, daß auch die übrigen Städte an die Einführung der Einkommenſteuer gehen mögen. Wir glauben indeſſen, daß die Belaſtung der Bürger, wenigſtens in Riga, mit indirecten Steuern nicht ſo groß iſt, wie der Verfaſſer annimmt. Zu den indirecten Steuern rechnet derſelbe (S. 37) auch die Laſtengelder und die Viertelprocentgelder von den in- und exportirten Waaren. Dieſe beiden Poſten ergeben in Summa 68,340 Rub. 87 Kop. und werden gleich den übrigen directen und indirecten Steuern auf die geſammte männliche Bevölkerung vertheilt, wonach denn der Verfaſſer zu dem Schluſſe gelangt, daß in Riga die directen und indirecten Steuern die männliche Bevölkerung mit 6 Rub. 21 Kop. pro Kopf belaſten. Es iſt aber zu erwägen, daß weder die Laſten- noch die Viertelprocent-Gelder den Bürger Riga's, ſondern unmittelbar nur den ausländiſchen Käufer und den Producenten belaſten, dieſe Steuern daher nicht auf die Bewohner Riga's repartirt werden können — womit indeſſen keineswegs geſagt ſein ſoll, daß dieſe Steuern den Handel der Stadt nicht auf das empfindlichſte drücken. Wir ſind vielmehr der Meinung, daß jede Steuer vom Handel, welche nicht demſelben zu Gute kommt, ſchädlich und daher verwerflich iſt. Sie trifft aber nicht den Städter in der Weiſe, daß er mit derſelben, wie etwa mit einer Steuer von der Acciſe u. ſ. w. unmittelbar belaſtet gedacht werden kann.

Die abnormen Verhältniſſe Riga's in der betreffenden Finanzperiode hätten vielleicht ganz davon abhalten ſollen, Riga mit den übrigen Städten zu vergleichen, wofern es nicht möglich war, das Zufällige und Vorübergehende auszuſcheiden und nur das weſentlich Gleichartige zu berückſichtigen. Jedenfalls aber gebührt dem Verfaſſer das Verdienſt, eine neue Bahn be-

treten zu haben; auf Grundlage dieſes erſten Verſuches wird weiteres Fortſchreiten für ihn ſelbſt und Andere erleichtert, und freilich auch um ſo mehr gefordert ſein. F.

---

Das Alter des Menſchengeſchlechts, die Entſtehung der Arten und die Stellung der Menſchen in der Natur. Drei Vorträge für gebildete Laien von **M. J. Schleiden.** Leipzig 1863.

Ueber den Materialismus der neueren deutſchen Naturwiſſenſchaft, ſein Weſen und ſeine Geſchichte. Zur Verſtändigung für die Gebildeten von Demſelben. Leipzig 1863.

Vor einiger Zeit wurde unter uns die Hoffnung erregt, der größte Gelehrte des heutigen Rußlands und der größte von allen, die überhaupt unſerem baltiſchen Boden entſtammt ſind — Karl Ernſt v. Bär — werde nach Dorpat überſiedeln. Dieſe Hoffnung hat ſich leider nicht erfüllt. Dafür iſt in unerwarteter Weiſe eine andere wiſſenſchaftliche Illuſtration gewonnen worden, und man hat ſich zu freuen, daß neben einem Mädler, Kämpz u. ſ. w. jetzt auch Schleiden zu den Unſern zählt. Zu den Zeugniſſen eines entgegenkommenden Intereſſes, die ihm bereits gegeben ſind, mögen wir auch unſer Theil beitragen, indem wir über die jüngſten der von ihm herausgegebenen Schriften zu reden unternehmen.

In der erſtgenannten dieſer beiden Broſchüren handelt es ſich um gewiſſe neueſte Ergebniſſe der Naturforſchung, durch deren Mittheilung Schleiden das Verdienſt ſich erwirbt, die „Gebildeten" weiterzubilden. Natürlich mit dem an Schleiden gewohnten Glanz der Darſtellung. Geben wir einen flüchtigen Auszug.

Erſtens: die Exiſtenz des Menſchengeſchlechts iſt nicht eingeſchloſſen in den engen Zeitraum der letzten 6000 Jahre. Sie reicht weit hinaus über die Grenze der aus dem A. T. abgeleiteten oder in daſſelbe hineingedeuteten Chronologie. Lange bevor der Menſch ſein geſchichtliches Leben begann, deſſen älteſte Spuren in Pharaonenbauten und Steininſchriften auf uns gekommen ſind, hat er auf niedriger Culturſtufe oder in dem Stande thieriſcher Wildheit ein Leben geführt, von welchem Stein- Bronze- und Eiſenwaffen, Speiſeüberreſte, Pfahlbauten und in großer Tiefe des aufgeſchwemmten Erdreichs gefundene Menſchenknochen Zeugniß geben. Ein Zeitraum von 100,000 Jahren! — während deſſen unſere Erde im

Ganzen ſchon die jetzige Vertheilung von Meer und Land, die jetzigen Pflanzen und Thiere aufzuweiſen hatte.

Aber noch höher reicht unſer Stammbaum, bis hinauf in eine Periode, da die Configuration der Erdoberfläche vielfach von der jetzigen abwich und Mammuth, Rhinoceros, Höhlen-Löwen, Höhlen-Hyänen, Höhlen-Bären das mittlere und nördliche Europa bewohnten. In den Erdſchichten, welche das Naturarchiv jener Zeit enthalten, hat man die Beweiſe dafür gefunden, daß der Menſch ſchon auf jene ausgeſtorbenen Thiergeſchlechter Jagd machte, ihr Fleiſch verzehrte, ihre Knochen aufſchlug, um ſich des Markes zu bemächtigen, und dann aus den größeren und härteren Stücken ſich Lanzen und Pfeilſpitzen zu neuen Jagdwerkzeugen ſchnitzte, mit Anwendung von Steinmeſſern, die ebenſo roh und unkünſtleriſch beſchaffen waren, als die von ihm benutzten ſteinernen Beile und Streitäxte.

Und auch hiemit ſtehen wir nach Schleidens Anſicht erſt am Anfange, aber noch lange nicht am Ende der Entdeckungen. „Es iſt nicht nur nicht unwahrſcheinlich, ſondern im Gegentheil faſt mit Gewißheit vorauszuſagen, daß über kurz oder lang auch Menſchenformen, vielleicht von den bis jetzt gefundenen in manchen Punkten abweichend, in den tertiären Schichten entdeckt werden, und dann dürften wir mit der Annahme von 300,000 Jahren kaum das Zeitalter ihres Lebens erreichen.“

Gegen dieſe Einſicht von einem über die letzte geologiſche Formation hinausreichenden Alter der Menſchheit hat man ſich hartnäckig geſträubt, trotz gewiſſer Thatſachen, die ſchon längſt der Beobachtung ſich aufdrängten. Jetzt hat die Stunde ihres Triumphes geſchlagen und bald wird die Welt ſich wundern, ihr nicht williger entgegengekommen zu ſein. Sollte man doch ſogar meinen, daß ſie auch vermittelſt culturgeſchichtlicher Inductionen zu ahnen war. Wenn noch jetzt, bei dem ganzen gegebenen Apparat von Hebeln und Stützpunkten des geiſtig-ſittlichen Fortſchritts, dieſer ſo langſam ſich vollzieht — wenn Krieg und Mord auf der Erde nicht ausgehn und die Beſtialität der Menſchennatur immer wieder durchbricht — wenn Sklaverei und Proletariat Thatſache, Gleichheit und Brüderlichkeit fromme Wünſche ſind — wenn z. B. ein ſo einfaches und allgemein anerkanntes Poſtulat, wie Identität der Maße, Münzen, Gewichte, Jahrhunderte zu ſeiner Verwirklichung bedarf — wie iſt zu zweifeln, daß die erſten mühſamen Schritte auf der Bahn der Naturbewältigung und Geſittung eine geſchichtlich unermeßliche Zeit erfordert haben müſſen? Welche Generationenreihe mag nöthig geweſen ſein, um es

bis zu dem Beſitz der älteſten Hausthiere und Culturpflanzen zu bringen! — es ſei denn, daß man mit dem Dichter Kopiſch annimmt, der Herr ſelbſt habe dem Noe den fertigen, großtraubigen Weinſtock dargereicht und in Bezug auf Pflege und Benutzung deſſelben ihm alles „ſo und ſo" gezeigt. —

Eine zweite nicht minder großartige Errungenſchaft der letzten Jahre iſt die Darwinſche Theorie von der Entſtehung der Arten. Bisher war unter den Naturforſchern der Aberglaube herrſchend, die Arten (Species) der Thiere und Pflanzen ſeien etwas in allem Zeitenlauf Unveränderliches; Gleiches ſtamme immer von Gleichem und es ſei ein Unſinn zu glauben, daß etwa der Typus des Tigers in den der Katze übergegangen oder gar aus einem Amphibium ein Vogel geworden ſein könne. Während die zufälligen individuellen Unterſchiede und die durch eine längere oder kürzere Generationenreihe erblichen Varietäten immer wieder in den Artcharakter zurückgenommen würden, ſei die Art ſelbſt von jeher geweſen, wie ſie iſt, und werde ſo auch bleiben, ſolange zu beſtehen ihr überhaupt gegeben iſt. Da nun die verſchiedenen Perioden der Erdbildung verſchiedene Floren und Faunen zeigen, war von dieſem Standpunkte aus (mythologiſch geſprochen) eine mehrmalige Schöpfung der organiſchen Welt anzunehmen. Einem philoſophiſcheren Sinne aber, der die Einheit in dem Vielen ſucht, und einer umfaſſenderen Induction, welche Veränderlichkeit innerhalb gewiſſer Grenzen und nach gewiſſen Geſetzen in allen Dingen zu finden ſich gewöhnt hat, mußte jene Vorſtellung von der Ewigkeit der Arten ſehr bedenklich erſcheinen. Und in der That erklärt Schleiden, ſchon ſei 15 Jahren das Gegentheil geglaubt und gelehrt zu haben, geſtützt auf einige frühere Forſcher, welchen es noch nicht gelang, mit ihrem richtigen Aperçu durchzudringen. Vor kurzem aber iſt der Sache durch den engliſchen Naturforſcher Darwin ein feſterer Grund gelegt und es fragt ſich nur noch, in welchem Umfange ſeine geiſtvolle Theorie zu gelten hat.*) Prof. Schleiden iſt geneigt, die allerausgedehnteſte Wirkungsſphäre des neuen Princips gelten zu laſſen, ſo daß „alle Organismen auf der Erde, Pflanzen wie Thiere, Untergegangene und Lebende, als eine einzige große Familie durch naturgemäße Abſtammung unter einander zuſammenhängen".

*) Vgl. darüber z. B. die Polemik zwiſchen E. Wiß und Virchow in den „Deutſchen Jahrbüchern für Politik und Literatur", welche ſeit 2 Jahren in Berlin erſcheinende Monatsſchrift überhaupt der Aufmerkſamkeit unſerer Landsleute zu empfehlen iſt.

Für das vorurtheilsloſe Verhalten zu dieſen neuen Anſchauungen kommt es wieder darauf an, daß man dem unbrauchbaren Maßſtabe der nur über ein Paar Jahrtauſende zurückreichenden hiſtoriſchen Ueberlieferung entſagen lerne. „Eine Veränderung in der Natur, die ſo langſam vor ſich geht, daß die erſten erkennbaren Zeichen dieſer Veränderung erſt nach Zehntauſenden von Jahren erkennbar dem Menſchen entgegentreten können, entgeht natürlich der unmittelbaren Beobachtung und der Gegenſtand ſtellt ſich ihm als unveränderlich dar, gerade wie uns der Stundenzeiger einer Taſchenuhr, die wir nur Secunden lang beobachten, vollkommen ſtille zu ſtehen ſcheint."

Mit dieſem Zweiten nun hängt unmittelbar das Dritte zuſammen, wovon Schleiden in dieſer Broſchüre Kunde giebt: die neueſten Unterſuchungen über das anatomiſche Verhältniß des Menſchen zum Affen, welche gezeigt haben, daß in Hirn, Schädel und Gliedmaßen noch weniger ſchneidende Unterſchiede zu finden ſind, als bisher angenommen wurde, und alſo die Abſtammung des Menſchen vom Affen, bei Anwendung der Darwinſchen Theorie, um ſo denkbarer wird. Die dieſer naturwiſſenſchaftlichen Wahrſcheinlichkeit ſich entgegenſtellenden ſittlichen Bedenken ſucht der Verfaſſer mit Gründen eines beſtimmten philoſophiſchen Lehrſyſtems zu überwinden. Von ſeinen philoſophiſchen Anſichten, wie ſie hier und namentlich in der andern, „Ueber den Materialismus" betitelten Schrift dargelegt ſind, wird alſo jetzt die Rede ſein müſſen.

Es iſt eigenthümlich! Faſt nimmt es Wunder, jemand noch ſo laut, wie Schleiden, von Philoſophie reden zu hören. Materialiſten und Naturforſcher mit „doppelter Buchführung", ſowie Gelehrte aus anderen Fächern — ſind ſie nicht alle einig, die Philoſophie überhaupt für einen überwundenen Pubertätsſchwindel, für etwas, wie Alchemie und Aſtrologie glücklich Abgethanes anzuſehen? Hier aber iſt Einer, der ſie noch immer für eine große und wichtige Angelegenheit der Menſchheit zu halten wagt, und ſchon um dieſes Umſtandes willen wird es ein glücklicher Stern für unſere Landesuniverſität zu nennen ſein, der dieſen Mann hiehergeführt. Je weniger Dorpat von jeher einer Blüthe der philoſophiſchen Studien ſich zu rühmen gehabt, deſto mehr iſt es zu wünſchen, daß den in ſo überzeugungsvoller, ſogar herausfordernder Weiſe vorgetragenen Theſen Schleidens eine Fülle der Anregung entſprieße.

Die da wähnen, daß es mit der Philoſophie überhaupt zu Ende ſei, verſtehen nicht über den nächſten Morgen hinauszuſchauen. Sie wiſſen

nicht, daß der Entwickelungsgang der Philoſophie kein *continuirlicher* iſt, noch ſein kann, wie der der empiriſchen Wiſſenſchaften, ſondern ein in längeren oder kürzeren Perioden *intermittirender*. Hier iſt es Geſetz, daß Fluth und Ebbe wechſeln, auf eine Epoche mächtiger Production eine unproductive zu folgen hat, aber, wenn die Zeit erfüllt iſt, auch umgekehrt wieder. Gehen wir dieſer Erſcheinung auf den Grund.

Die Philoſophie iſt, richtig definirt, nichts Anderes als die *univerſelle Wiſſenſchaft*, die Wiſſenſchaft von der Totalität des Seienden, ein Verſuch alle Erkenntnißſtrahlen der ſpeciellen Wiſſenſchaften in *einen* gemeinſamen Brennpunkt zu ſammeln, der Verſuch, aus einer Haupt- und Grundhypotheſe alles Beſondere abzuleiten.

Das letzte der hier gebrauchten Prädicate wird von gewiſſen philoſophiſchen Syſtemen weit zurückgewieſen werden. Insbeſondere bei Hegel war es eine ſeiner Schwächen, auf das Hypotheſenmachen der Naturforſcher verächtlich herabzuſehen und ſich im Vollgenuß der „abſoluten Methode" darüber erhaben zu dünken. Der Philoſophie wird eine ekſtatiſche Selbſtüberſchätzung, nicht aber ihr wahrer Werth genommen, wenn man ſie für eine Reihe wiſſenſchaftlich berechtigter Hypotheſen erklärt. Wenn es angebliche Philoſophien giebt, in welchen keine rechte Hypotheſe über den Weltzuſammenhang ausfindig zu machen iſt, ſo fehlt ihnen mit der Hypotheſe auch der Weltzuſammenhang ſelbſt; es ſind formaliſtiſche Spielereien, die gerade den großen Problemen der Philoſophie aus dem Wege gehen.

Je umfaſſender die Sphäre einer Hypotheſe iſt, deſto ſchwerer wird es ſein, ſie endgültig zu beweiſen oder zu widerlegen. Am ſchwerſten natürlich die philoſophiſche Haupthypotheſe, welche das Welträthſel in ſeiner Totalität zu löſen unternimmt. Was Wunder, wenn man in 2000 Jahren damit nicht fertig geworden? Aber für den Wiſſenden iſt es unzweifelhaft, daß alle bisherigen Verſuche zu *einem*, wenn auch unendlich entfernten, Ziele convergiren.

In dieſem Begriffe der Philoſophie iſt es begründet, daß ſie mit der *Religion* ſo nahe zuſammengrenzt und, je nach Zeitumſtänden, collidirt; denn auch die Religion enthält eine Löſung des Welträthſels in ſeiner Ganzheit. Der Unterſchied beider Sphären dürfte damit angedeutet ſein, daß geſagt wurde: „enthält", ſo daß alſo, die Religion noch mehr und noch Anderes iſt als eine weltumfaſſende *Theorie*. Doch gewiß erſchöpft auch dieſe Beſtimmung das Weſen der Sache nicht, die hier nur im Vorübergehen zu berühren war.

Der Gang der speciellen Wiſſenſchaften iſt es nun, zu immer allgemeineren Geſichtspunkten, Erklärungsweiſen, Geſetzen ſich zu erheben, alſo immer philoſophiſcher zu werden; der der Philoſophie aus der Höhe phantaſtiſcher Ahnung immer tiefer in die Realität herabzuſteigen. So nähern ſich beide Richtungen ins Unendliche, ohne je zuſammenzufallen, aber ſo daß ihre Diſtanz, nach mathematiſcher Ausdrucksweiſe, kleiner als jede gegebene Größe werden kann.

Und noch verſöhnlicher wird man das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden gleich nothwendigen Richtungen aufzufaſſen geneigt ſein, wenn man zugegeben haben wird, daß der hergebrachte Gegenſatz von Philoſophie und Empirie eigentlich einer Dreigliederung der verſchiedenen Arten von wiſſenſchaftlicher Thätigkeit zu weichen hat; ſo nämlich, daß die nach Wahrheit Suchenden in folgende drei Klaſſen zerfallen:

1) Sammler und Beobachter im unmittelbarſten Sinne, ſei es daß ihr Thun auf Naturgegenſtände oder auf das verſchiedenartige Material der Menſchheitsgeſchichte ſich bezieht;

2) Erfinder von Theorien und Syſtemen im Gebiete der ſpeciellen Wiſſenſchaften;

3) ebenſolche mit univerſellſter Tendenz. — So gefaßt, wird der Unterſchied dieſer Stufen um ſo flüſſiger erſcheinen, als ja auch ein mannichfaches Miſchungsverhältniß derſelben in den einzelnen Subjecten ſtattzufinden pflegt. Die dichotomiſche Spannung zwiſchen Empirie und Philoſophie iſt eine Entwickelungskrankheit unſerer Zeit, von welcher ein Ariſtoteles, ein Descartes und noch Spätere unberührt geweſen ſind.

Nun aber wird es auch klar ſein, warum die philoſophiſche Productionskraft das erwähnte intermittirende Weſen an ſich hat. Die bloßen Sammler und Beobachter, dieſe Kärrner der Wiſſenſchaft, finden natürlich immer vollauf zu thun, auch wenn ſie, Schaar auf Schaar, einander ablöſen. Nicht jeder Tag aber bringt die Entdeckung eines Naturgeſetzes, die Aufſtellung neuer Theoreme und Syſteme; denn Vorbedingung dafür iſt eine gewiſſe Summe neuer Thatſachen, welche ſich erſt aufgeſammelt haben müſſen. Am ſeltenſten aber, weil den weiteſten Horizont umfaſſend und der größten Maſſe neuen Materials bedürftig, werden neue Syſteme der Philoſophie ſein; — gerade wie auch die Poeſie der Völker ihre Blüthenperioden hat und nach langen Zeiten des Verfalls einen erneuerten Weltzuſtand abwarten muß, um von neuem aufzublühen. Wenn auch die Epochen der Philoſophie und die der Dichtung nicht nothwendig zuſam-

menfallen, ſo wäre es doch im gegenwärtigen Moment ebenſo thöricht, eine neue Philoſophie als einen neuen Göthe oder Schiller haben zu wollen.

Das Schickſal einer philoſophiſchen Epigonenzeit, wie der unſrigen, iſt Eklekticismus und hiſtoriſche Durcharbeitung. Aber wehe der Zeit, welcher die Philoſophie überhaupt abhanden gekommen! „So merkwürdig es iſt, ſagt Hegel, wenn einem Volk z. B. die Wiſſenſchaft ſeines Staatsrechts, wenn ihm ſeine Geſinnungen, ſeine ſittlichen Gewohnheiten und Tugenden unbrauchbar geworden ſind, ſo merkwürdig iſt es wenigſtens, wenn es ſeine Metaphyſik verliert, wenn alſo der mit ſeinem reinen Weſen ſich beſchäftigende Geiſt kein wirkliches Daſein mehr in dieſem Volke hat.“ Zum wenigſten aber ſcheint es einfach genug, mit Schleiden von den Naturforſchern zu verlangen, daß wer mit den Begriffen „Cauſalität, Nothwendigkeit, Geſetz, Freiheit, Selbſtbeſtimmung“ und ähnlichen operiren will, auch wiſſe, wie ſeit Plato und Ariſtoteles die bedeutendſten Köpfe aller Zeiten über dieſe Begriffe nachgedacht und was ſie zu ihrer Aufklärung gethan haben. So mancher Naturforſcher, der alle Philoſophie perhorrescirt, kann doch nicht umhin, auf eigene Hand zu metaphyſiciren. Nehmen wir z. B. den berühmt gewordenen Satz Moleſchotts: „das Ding iſt die Summe ſeiner Eigenſchaften“, nebſt einem Dutzend ähnlicher Philoſopheme, die bei ihm hin und her gedreht werden. Was iſt Ding? was Eigenſchaft? was vor allem eine Summe von Eigenſchaften? Iſt denn keine feinere Analyſe dieſer Begriffe möglich? Stehen wir mit ſolchen Sätzen etwa an der Grenze des menſchlichen Erkenntnißvermögens? Nun, ſo verſuche man, das Weſen und die Nothwendigkeit dieſer Grenzbeſtimmung nachzuweiſen! — womit man freilich erſt recht in die Philoſophie, die man los ſein will, zurückgeworfen wäre.

Daß weder die Philoſophie ohne Naturwiſſenſchaft, noch die Naturwiſſenſchaft ohne Philoſophie auskommen können, dieſes iſt das eigentliche Thema der „Ueber den Materialismus“ überſchriebenen Broſchüre. So freudige Zuſtimmung nun dieſes Wort verdient, ſo iſt doch auch eine gewiſſe Gefahr nicht zu überſehen, von welcher die philoſophiſch geſchulten Naturforſcher, noch häufiger die auf Naturwiſſenſchaft ſich einlaſſenden Philoſophen betroffen zu werden pflegen und welcher auch Schl., wie gezeigt werden ſoll, nicht ganz entgangen iſt. Eine Gefahr nämlich iſt es für das wahre Verſtändniß der Dinge, wenn philoſophiſche Grundbegriffe die man wol kennen und in Rückhalt haben muß, am unrechten Orte ſich vordrängen. Der Widerwille, der ſich bei den Naturforſchern gegen Bü-

cher wie Hegels Naturphiloſophie fixirt hat, findet ſeine gerechte Begründung in der mißbräuchlichen Herbeiziehung von Abſtractionen, mit deren unvermittelter Anwendung man „keinen Hund aus dem Ofen lockt“. Wenn Dinge wie Licht, Elektricität, Planet, Pflanze, Thier, ſo zu ſagen zuſammengeſetzt werden aus Identität, Differenz, Reflexion in ſich u. ſ. w. ſo iſt es etwa, als ob man eine Maſchine nur aus den berechneten Zahlen-Elementen, ohne Holz und Eiſen, zu bauen unternähme. Es iſt klar, daß jene metaphyſiſchen Kategorien auf dieſem concreten Gebiete nur formelle Dienſte zu leiſten haben, wofern nicht unter dem Titel „Naturphiloſophie“ wiederum nur reine Metaphyſik getrieben werden ſoll. Der einſchlagende Fall bei Schl. iſt zwar etwas anderer, aber doch verwandter Art und auch durch den Inhalt der in Betracht kommenden philoſophiſchen Anſichten der Beachtung werth.

„Alter des Menſchengeſchlechts“, S. 31—37, ſteht nämlich eine Erörterung des „pſychologiſchen Proceſſes“ — „durch welchen wir auf das geführt werden, was wir mit dem Worte Art bezeichnen wollen und allein bezeichnen dürfen“. Es iſt eine ſehr auf die „Gebildeten“, d. h. philoſophiſch Ungebildeten, berechnete Belehrung über die durch Abſtraction von den individuellen Merkmalen entſtehenden Art- und Gattungsbegriffen nebſt einer ebenſo plauen Notiz über den Streit der Realiſten und Nominaliſten unter den Scholaſtikern. Der Nominalismus hat nach Schleiden ganz einfach Recht: die Begriffe ſind nur „an ſich leere Zuſammenfaſſungen derjenigen Merkmale, die ſich an den einzelnen Dingen finden und wodurch ſich jedes einzelne derſelben von einer gewiſſen Anzahl anderer ähnlicher Dinge unterſcheidet“.

Wir könnten fragen: wo kommt die Aehnlichkeit her? aus dem „pſychologiſchen Proceß“ oder aus der Natur? Wenn aus der Natur, ſo giebt es demnach in dieſer ſelbſt etwas den Arten, Gattungen, Ordnungen Entſprechendes; wenn aber aus dem pſychologiſchen Proceß, ſo wird es conſequenter ſein, auch die Wahrnehmung einzelner Erſcheinungen auf dieſelbe Quelle zurückzuführen, und alſo nicht die „einzelnen, ganz beſtimmten Eichen, Buchen, Linden, Weiden, Pappeln u. ſ. w., ſondern das unerkennbare Kantiſche „Ding an ſich“ als das gelten zu laſſen, „was exiſtirt, was wirklich da iſt“ (S. 32). Herr Schleiden hat hier geſprochen, wie ein vorkantiſcher Senſualiſt, oder ſo wie einer der von ihm bekämpften modernen Materialiſten auch ſprechen könnte. Jedenfalls aber — und nur darauf kommt es hier an — iſt es ein ganz

falſcher Schein, dem der Verf. ſich hingiebt, als ob dieſe nominaliſtiſche Anſicht und die Lehre Darwins in unmittelbare Beziehung zu einander zu bringen ſeien. Zwiſchen der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß, daß die Arten der Thiere und Pflanzen nichts Feſtſtehendes, ſondern etwas in der Zeit Veränderliches ſind, und der metaphyſiſchen Frage nach der Realität der Univerſalien iſt immerhin noch eine gewaltige Kluft. Noch weniger Bedeutung aber hat dieſe Frage offenbar für die beiden Botaniker, von denen der eine 70, der andere nur 7—8 Arten von Eiſenhut annimmt (S. 31); es bleibt ſehr unwahrſcheinlich, daß eine Einigung unter ihnen zu erzielen ſein ſollte — im Namen des „pſychologiſchen Proceſſes“ und weil die Arten doch nur „leere Zuſammenfaſſungen“ (ſo zu ſagen: nur Chimäre) ſind.

In demſelben Zuſammenhange (S. 38) wird eine von Agaſſiz gegebene Definition des Artbegriffs für die gegenwärtig allein richtige erklärt. Auch in dieſer Definition aber findet eine unberechtigte Hineinmiſchung philoſophiſcher Hintergedanken ſtatt. Sie lautet nämlich: „Zu einer Art gehört Alles, was ſich durch Merkmale charakteriſirt, die dem Menſchen für eine gewiſſe längere Zeit als unveränderlich erſcheinen“. — Wozu hier die Wendung: dem Menſchen als unveränderlich erſcheinen? Warum nicht einfach: unveränderlich ſind? (oder vielmehr: nur ſehr wenig und ſehr allmälig veränderlich ſind). Uns dünkt, mit demſelben Rechte ließe ſich ſagen: „alle organiſchen Weſen erſcheinen dem Menſchen als aus der Zelle entſtehend“, oder: „das Waſſer erſcheint dem Menſchen als zuſammengeſetzt aus Hydrogen und Oxygen“; und ſo ſtatt jeder Copula die Formel vom Menſchen und vom Erſcheinen. Wenn es wahr iſt, daß die menſchliche Erkenntniß von der äußeren Welt es nur mit Erſcheinungen zu thun hat und das Ding an ſich verborgen bleibt, ſo iſt dieſe Lehre ein für alle Mal in der Metaphyſik oder Erkenntnißtheorie oder „Kritik der Vernunft“ abzumachen, nicht jedem beliebigen Satze aus ſpeciellern Wiſſensgebieten anzuhängen.

Die Zurückweiſung philoſophiſcher Aufdringlichkeiten iſt am nöthigſten im Intereſſe der Philoſophie ſelbſt, denn nichts ſchadet ihrem Credit mehr, als wenn ſie dazu gebraucht wird, die Sauberkeit und Beſtimmtheit der Behandlung in den ſpeciellen Wiſſenſchaften zu ſtören.

Jetzt noch ein Wort über das beſtimmte philoſophiſche Syſtem, welchem Schl. anhängt. Es iſt das von Jac. Friedr. Fries, geb. 1773, geſt. 1843.

Ein Schüler deſſelben iſt der vor einigen Jahren verſtorbene Apelt geweſen, welcher ſich nach Schl. zu Fries verhalten ſoll, wie La Place zu Newton, obgleich eigentlich Fries ſelbſt ſeine Philoſophie in ſolcher Vollendung hingeſtellt haben ſoll, daß Apelt „nur wenig noch“ hinzuzufügen oder zu verbeſſern gefunden.

Dieſes Syſtem nun hält Schl., ſo zu ſagen für die realiſirte Wahrheit und Gewißheit. Mit dem Feuereifer eines Apoſtels fordert er Anerkennung für ſein philoſophiſches Evangelium — und hat z. B. den Muth, eine Aufzählung von großen Denkern (Ueber den Mat. S. 32) folgendermaßen verlaufen zu laſſen: „Pythagoras, Plato, Ariſtoteles, Galilei, Keppler, Newton, Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Fries, Apelt“.

In der That — wie wenigſtens Referent nicht anders zu urtheilen vermag — eine ſonderbare Schwärmerei!

Der augenblickliche Erfolg einer Philoſophie entſcheidet gewiß nicht über ihren innern Werth; aber ſchwer wird es doch, an den exluſiven Wahrheitsbeſitz der Frieſiſchen Philoſophie zu glauben, wenn man zunächſt auch nur die äußeren Schickſale der deutſchen Philoſophie ſeit Kant überſchaut. Welches gewaltigen Anklanges bei den Zeitgenoſſen haben ſich Fichte und Schelling erfreut! welche ausgedehnte Herrſchaft hat darnach Hegel beſeſſen! wie viele Lehrſtühle ſind mit Herbartianern beſetzt! und wie ſehr iſt in den letzten Jahren Schopenhauer in die Mode gekommen! Aber alles das und noch manches Andere ſoll nur Schwindel, Scholaſtik, Unſinn ſein gegen den Einen, der außer Schl. und Apelt nur noch einen dritten namhaften Anhänger (den freiſinnigen und ſehr achtungswerthen Theologen De Wette) gehabt hat.

Arthur Schopenhauer, als ſeine „todtgeſchwiegenen“ Bücher plötzlich Verbreitung zu finden anfingen, äußerte: „da ſehe man, was die Deutſchen für ein dummes Volk ſeien; vierzig Jahre brauchten ſie, um nur zu begreifen, was eigentlich leſenswerth ſei“. Schl., indem er die Frieſiſche Philoſophie für die eigentlich leſenswerthe hält, denkt offenbar noch ſchlechter von dieſem Volke; denn Fries iſt älter als Schopenhauer und der Augenblick ſeines Triumphes iſt noch immer nicht gekommen.

Fries ſoll nach Schl. der einzige wirkliche Schüler Kants geweſen ſein (Ueber den Mat. S. 28); nur er ſoll Kant richtig verſtanden haben (Alter des Menſchengeſchl. S. 59). War Kant ſo furchtbar dunkel oder waren alle die Uebrigen, die ſich eifrig um ſeine Lehre bemüht haben, ſo unglaublich vernagelt? — Auch Schopenhauer wird nicht müde, ſich

für den einzigen berechtigten Erben Kants auszurufen, und auch Herbart hat einſt, wenn ich nicht irre, ſich feierlich für einen reinen Kantianer erklärt. Blos äußerlich genommen, heben ſich dergleichen Zeugniſſe und Bekenntniſſe gegenſeitig auf. Es iſt damit, wie mit den verſchiedenen Secten einer Religion, deren jede ein Privilegium auf das Verſtändniß der heiligen Urkunden beanſprucht. Uebrigens aber iſt es eben die Frage, ob es für eine heutigen Tages gelten wollende Philoſophie darauf ankommt, ſo nahe als möglich bei Kant geblieben zu ſein, oder vielleicht umgekehrt darauf, ihn ſo vollſtändig als möglich überwunden und, nach Hegelſcher Terminologie, in einen höhern Standpunkt aufgehoben zu haben.

Dieſe Frieſiſche Philoſophie*) mit ihrer „Verwandlung des Philoſophirens in eine innere Erfahrungsſache“, mit ihren „Wahrheitsgefühlen des Glaubens und Ahndens“, ihrer „reinen und heitern religiös-äſthetiſchen Weltanſicht“, ihrer Schönſeligkeit und ihrem Formalismus zugleich — iſt, hiſtoriſch genommen, nichts als eine Verſchmelzung Kants mit Jacobi, dem Philoſophen des unmittelbaren Wiſſens. Dagegen gilt für die Hegelſche Philoſophie (und mehr oder minder für einige verwandte Syſteme) die Formel: „Kant multiplicirt mit Spinoza.“ Der Spinozismus aber war der rechte Gegenſatz und die rechte Ergänzung zu der ganzen, ſeit Locke herrſchend gewordenen ſubjectiviſtiſchen Wendung des Philoſophirens, welcher auch der große Philoſoph von Königsberg und der kleinere von Pempelfort beide zuzuzählen ſind. Kant durch Jacobi verbeſſern, war — nicht von weitem her.

Die Ausfälle Schl's. gegen Schelling und Hegel ſind gewiſſermaßen eine ſpäte Rache für die von Hegel in der Vorrede zu ſeiner Rechtsphiloſophie an Fries verübte Mißhandlung; aber wenigſtens Derjenige wird ihnen keinen Geſchmack abgewinnen, der die oft auf dieſelben Punkte treffenden Donnerkeile Schopenhauers kennt.

Unter Anderem verurtheilt Schl. auch Hegels Behandlung der Geſchichte, und hier erlauben wir uns bemerklich zu machen, wie der Spieß von ſelbſt gegen den Angreifer ſich umkehrt. Schl. ſagt nämlich (Ueber den Mat. S. 35) Hegel habe die Geſch. dadurch auf lange Zeit verdorben, „daß er auch hier das immer unvollſtändige und zufällige hiſtoriſche Material als philoſophiſche Nothwendigkeit conſtruiren lehrte“. Nun iſt zu ſehen, in welcher Weiſe Schl. ſelbſt in ſeinen hiſtoriſchen Excurſen der

*) Die Apeltſchen Verbeſſerungen kenne ich leider nicht, erſehe aber aus Schl., daß ſie in der That nicht ſehr erheblich ſein können.

Unvollſtändigkeit und Zufälligkeit ſeines Materials Rechnung trägt. So leſen wir z. B. (Ueber den Mat. S. 14), daß „die Thorheit der Ottonen durch Verpflanzung des albernen Phantoms des römiſchen Reiches nach Deutſchland dieſes ihr Vaterland auf Jahrtauſende hin politiſch ohnmächtig gemacht, ja faſt vernichtet hatte". Und S. 18 wieder von der „abgeſchmackten Kaiſerſpielerei der Ottonen" und dazu die Note: „Leider folgten auf die lächerlichen Ottonen noch ſo viele ehrloſe und nichtswürdige Buben unter den Kaiſern, denen ſchlaue und zu jeder Schurkerei bereite Päpſte gegenüber ſtanden, daß damit die edle deutſche Nation vollends in ihrer Selbſtändigkeit vernichtet wurde". — Ref. muß geſtehen, daß er ſo grelle Lichter in der Beurtheilung einer ganzen Summe von hiſtoriſchen Perſönlichkeiten und eine ſolche Erklärung der Geſchichte eines Volkes aus *blos* perſönlichen Zufälligkeiten bei den neueſten und beſten Geſchichtſchreibern (z. B. in Gieſebrechts Kaiſergeſchichte, wo die Ottonen ausführlich behandelt werden) nicht zu finden gewohnt iſt. Sind denn dieſe realen Geſchichtsforſcher, inſofern ſie einer ſogenannten Objectivität der Auffaſſung ſich befleißigen, etwa von Hegel inficirt? und ſollte wirklich nach Fries-Apeltſchen Principien die Wiederaufnahme einer ſubjectiv-moraliſirenden Hiſtorie, wie ſie ja lange genug exiſtirt hat, gefordert ſein?

Wir verſtehen an Fries Manches zu ſchätzen, z. B. daß er ſich mit vollkommener Freiheit zu dem *Buchſtaben* verhalten hat. Uns will nur nicht gefallen, daß Prof. Schl. mit einer Art Fanatismus lehrt, von allen neueren Philoſophen ſeien nur Kant, Fries, Apelt zu ſtudieren, oder vielleicht richtiger geſagt: Fries und Apelt zu ſtudieren, Kant — zu verehren. Doch es ſei auch darum! Auch aus Fries und Apelt werden unſere Studenten viel lernen können. Wer nur überhaupt wieder ein Stück philoſophiſchen Schwunges in die Gemüther zu bringen vermag, ſoll uns der geprieſene Held unter den Meiſtern der Wiſſenſchaft ſein.

B.

# St. Petersburger Correspondenz.

Ende October.

Es iſt ein wahres Glück, daß Ihr Correspondent das Feld der großen auswärtigen ruſſiſch-europäiſchen Politik unbetreten laſſen kann: dort wachſen zwar ſchöne Früchte in Menge, aber ſie ſind ſtachlicht, verboten und wahrſcheinlich giftig. Auch will ich diesmal nur nachſprechen, was ein Berliner Correspondent der „Nordiſchen Poſt“, die der übrigen Preſſe billig ein Vorbild und Orakel ſein kann, über die Vorgänge in Preußen berichtet. In Berlin, ſagt er, wird viel gebaut und zuweilen mit großer Kühnheit: man läßt bisweilen die obern Stockwerke eines Hauſes ſtehen und ſetzt ein unteres Stockwerk neu ein, natürlich nur ſtückweiſe und allmälig und mit Hülfe von Stützen — wobei es indeß doch vorkommt, daß das ganze Haus den Baumeiſtern über den Kopf zuſammenfällt. Ganz ebenſo will die feudale Partei dem preußiſchen Volke, das ſich ſeit einem halben Jahrhundert durch den Aufſchwung der Induſtrie und der Gewerbe), durch Entwickelung des Credits und beweglichen Kapitals, durch das Uebergewicht der Städte, durch Chauſſéen, Eiſenbahnen und Telegraphen, endlich durch die Macht allgemeiner Bildung auf den Weg des liberalen Conſtitutionalismus gewieſen findet und ganz vom modern-bürgerlichen Geiſte, dem der Rechtsgleichheit, durchdrungen worden — eine neue, mittelalterliche, ſtändiſche, zünftige Unterlage geben. Wenn nur, fügt er hinzu, dies Beginnen nicht auch zum Zuſammenſturz des Hauſes führt! — Sehr ſchön geſagt; bedenkt man aber Stand, Rang, Herkunft und Bekanntſchaften der „Nordiſchen Poſt“, ſo wird man ganz verwirrt und kann ſich eines ängſtlichen Staunens nicht erwehren. Doch jetzt geſchwind hinüber zu den griechiſchen und lateiniſchen Klaſſikern, den Nährern unſerer Jugend, die daran

ſchuld ſind, daß wir ſo ſtumpf und blöde geworden, daß wir nichts leiſten und von den geſchickten Praktikern allerwege überflügelt werden. Das muß anders werden, die koſtbare Zeit unſerer Knaben muß nicht mehr durch grammatiſche Scholaſtik verdorben werden. Die zur Ausarbeitung neuer Schulregulative niedergeſetzte Commiſſion hatte ſich in ſo weit noch nicht vom Alten losmachen können, daß ſie zweierlei Gymnaſien annahm, die mit gleichem Rechte neben einander beſtehn und den Univerſitäten in gleicher Proportion ihr Contingent liefern ſollten, humaniſtiſche (in alter Weiſe) und Realgymnaſien (Naturwiſſenſchaft und neuere Sprachen). Dagegen war zunächſt zu ſagen, daß ſich gewiß wenig Eltern finden würden — einige verlorene Deutſche ausgenommen — die unter ſonſt gleiche Bedingungen ihre Kinder in die lateiniſch-griechiſchen Anſtalten ſchicken würden. Zunächſt trat gegen den Entwurf das von den Herrn Katkow und Leontjew herausgegebene Beiblatt zum „Ruſſiſchen Boten“, die „Chronik der Gegenwart“, auf und zwar — *für* den alten Claſſicismus. Dieſe Herren, ſolid-reactionär, allem Schwindel abhold, langſame Bildungswege den Schein-Façaden vorziehend, ſahen die alte klaſſiſche Methode mit den alten Grundlagen der Geſellſchaft und Religion aufs Engſte verknüpft und wollten von ihr nicht laſſen. Darüber brach nun der literariſche Streit von allen Seiten zu hellen Flammen aus. Artikel gegen Artikel haben den ganzen Herbſt über gekämpft. Beketow iſt gegen die alten Sprachen; Woronow, Präſident der genannten Commiſſion, vertheidigte die Scheidung in getrennte Anſtalten; anonyme Gutachten (vermuthlich von Deutſchen geſchrieben) wollen *blos* alte Sprachen und Mathematik; ein langer Aufſatz im letzten „Sowremennik“ reſümirt, was bisher für und wider geſprochen. Von bedeutendem Gewicht und immer wieder citirt und commentirt und höchſt imponirend ſind die Ausſprüche dreier deutſcher berühmter Gelehrten: *Roſchers*, der geſagt hat, Zöglinge der Realſchulen ſeien nur *anfangs* der von den Gymnaſien kommenden Jugend im Studium der Naturwiſſenſchaften überlegen, bald aber, gewöhnlich ſchon nach wenig Monaten, kehre ſich das Verhältniß um; *Liebigs*, der dieſelbe Erfahrung gemacht hat; endlich *Schleidens*, der die Naturwiſſenſchaften für noch zu wenig ausgebildet und feſt in ihren Reſultaten hält, um zum Gegenſtand des Jugendunterrichts zu dienen. Ein Aufſatz in der „Nordiſchen Poſt“ macht den Grund gegen die Naturwiſſenſchaft geltend, daß ſich in ihr keine pädagogiſche Stufenfolge finde: ſolle z. B. die Zoologie in Quarta, die mathematiſche Geographie in Tertia, die Botanik in Secunda, die

Phyſik in Prima u. ſ. w. gelehrt werden oder umgekehrt? was ſei hier leichter oder ſchwerer, einfacher oder verwickelter, was ſetze das Andere voraus und was nicht? u. ſ. w. Was mich betrifft, ſo bin ich in dieſer Streitſache durchaus ein Gegner der alten Sprachen. Und zwar nicht aus dem gewöhnlichen Grunde, weil ich ſelbſt nichts davon verſtehe — denn ich habe mich genug mit ihnen herumgeſchlagen — ſondern einfach darum, weil auf den ruſſiſchen Gymnaſien Lateiniſch oder gar Griechiſch doch nicht gelernt wird, und alſo die darauf verwendete Zeit in der That verloren iſt. Man mag über die allgemeine nationale Befähigung denken wie man wolle, man mag dieſen Charakterzug als Vorzug oder Mangel anſehen: die Thatſache ſelbſt, daß die ruſſiſche Jugend für nichts weniger Sinn und Talent zeigt, als für ſyſtematiſchen Betrieb der alten Sprachen, muß von Jedermann, der einige Erfahrung hierin hat, zugegeben werden. Vielleicht fühlen ſich nur die Nationen zu den Alten hingezogen, die ein Mittelalter und darauf eine Renaiſſance-Epoche durchlebt haben; vielleicht treibt den Ruſſen deshalb kein unwiderſtehlicher Drang zu der Sprache der Römer und Griechen, weil ſein eigenes Idiom, in reicher Anwendung von Flexionen, im primären Satzbau u. ſ. w. ganz auf der antiken, nicht auf der modernen Stufe ſteht; vielleicht fühlt er ſich gerade deshalb durch das Franzöſiſche mehr gefördert und ergänzt. Das ſind myſtiſche Gründe, denen man allerlei mehr realiſtiſche hinzufügen könnte. Wie dem auch ſei, in keinem Lande trifft man eine ſo arge, ſo allgemein verbreitete Unkenntniß der Rudimente des Lateiniſchen an, als in Rußland. Da hat z. B. Herr Koſtomarow, alſo ein Gelehrter, ein Profeſſor, ein berühmter Hiſtoriker, am Ende des vorigen Jahres eine Schrift unter dem Titel „Cremutius Cordus“ herausgegeben. Es iſt derſelbe Cremutius Cordus, von dem Tacitus berichtet, er habe in ſeinem Geſchichtswerk den Brutus und Caſſius gelobt, habe deshalb den Zorn des Kaiſers Tiberius auf ſich gezogen und nach Verurtheilung durch den Senat ſich freiwillig den Tod gegeben. Die kurzen Angaben des Tacitus hat Herr Koſtomarow zu einer Reihe hiſtoriſcher Scenen, zu einer Art Drama weiter ausgeſponnen, nicht ohne Geſchick, mit affectvoller Rhetorik, obwohl natürlich in abſtracter Zeichnung ſowohl des Tyrannen als der römiſchen Sitten, und mit Anwendung der landläufigen Moral und Pſychologie. Das Buch hat gefallen, hat empfängliche Gemüther entzückt und diejenigen, die Koſtomarow mehr zum Dichter als zum Geſchichtſchreiber geboren glaubten, in ihrer Meinung beſtärkt. Was ſoll man aber ſagen, wenn in dem Drama

wiederholt von dem Geſetz de lesu majestatis geſprochen wird oder wenn es z. B. heißt: „der Senatus-Conſultus, der unter Kaiſer Auguſtus gegeben ward“ oder wenn zweimal als Verbannungsort die Inſel Alzurgus (ſtatt Amorgus) vorkommt u. ſ. w.? Dagegen muß ich zugeſtehn, daß das Motto aus Tacitus auf dem Titelblatt keinen Druckfehler enthält, mit Ausnahme eines falſch geſetzten Kommas, welches freilich die Satzconſtruction unmöglich macht. Ein anderes Unglück iſt Herrn Koſtomarow in dem Drama zum zweiten Mal paſſirt. Er verſucht ſich gern an der origo gentium, wie Handwerksburſche für dasjenige Wirthshaus eine Vorliebe haben, in dem es Prügel ſetzt. Nun hat er ſchon einmal die Ruſſen zu Littauern gemacht, den Rurik vom Memelfluſſe kommen laſſen und dafür die verdiente Züchtigung empfangen. In ſeinem neueſten Drama nun giebt er dem Cremutius Cordus neue Sklaven vom Donauufer (die Donau iſt bei den Ruſſen nicht der Fluß, der im Schwarzwalde entſpringt und an dem Wien liegt, ſondern der walachiſch-bulgariſche Strom), ſämmtlich treue, grade Gemüther, den Griechen an Seelenadel weit überlegen, zwar aus kaltem Lande, aber mit um ſo wärmeren Herzen, mit einem Worte Sklaven, die deutlich als Slaven bezeichnet ſind. Leider, leider nur iſt im erſten Jahrhundert post Christum natum an Slaven an der Donau noch gar nicht zu denken. Da wohnten Geten und Daken thraziſchen Stammes und weiter hinauf illyriſche Pannonier; vom ſchwarzen Meere her drängten Sarmaten heran. Die Slaven, die ſich um dieſe Zeit noch weit gegen Norden verborgen hatten, kommen erſt fünf Jahrhunderte ſpäter in die Donaugegenden geſtürmt, wo ſie jetzt in dichter Maſſe ſitzen. Deutſchen Leſern aber wird es zur Selbſterkenntniß gereichen, dieſelbe Rolle, die deutſche Enthuſiaſten den Germanen in Rom anweiſen, hier ganz in derſelben Weiſe von den Slaven übernommen zu ſehen.

Daß es übrigens mit den klaſſiſchen Studien, um wieder auf dieſe zurückzukommen, bald anders in Rußland ausſehen wird, dafür bürgt Hr. Modeſtow. Wiſſen Sie, wer der Mann iſt, Herr Waſſilt Modeſtow? Es iſt ein zum Profeſſor der altklaſſiſchen Philologie auserſehener Studio, der ſich jetzt auf Regierungskoſten im Auslande weiter bildet und von Zeit zu Zeit an das Miniſterium der Volksaufklärung ſeine Berichte einſchickt, die dann im Journal des genannten Miniſterii abgedruckt werden. Im vorigen Jahre lief ein ſolcher Bericht aus Berlin ein, der die Herren Böckh und Haupt wie elende Schulfüchſe behandelte, von denen nichts zu holen ſei, als unnützer gelehrter deutſcher Kram. Das erregte unnöthiger

Weiſe den Unwillen einiger hieſigen deutſchen Philologen, die dagegen in der ruſſiſchen Journaliſtik auftraten, in widerlegenden höchſt grobkörnigen Artikeln von der Gegenſeite aber eines Beſſern belehrt wurden. Dabei blieb es. Jetzt, im neueſten Heft des erwähnten Journals vom September, iſt ein abermaliger Bericht des Hrn. Modeſtow zu leſen, ſo überaus intereſſant, ſo unterhaltend und charakteriſtiſch, daß es Schade wäre, wenn das deutſche Publikum davon nichts erführe. Nachdem Hr. Modeſtow vierzehn Monate darauf verwandt, die deutſche Philologie ſich näher anzuſehen, will er jetzt ſein Schluß-Verdict ſprechen. (Hört es, ihr Völker — beſonders Ihr Söhne Teuts, neigt euch und verſtummt!) Deutſchland ſteckt voll Philologen, die grobe Handwerksſeite der Philologie (die ſogenannte „ſchwarz Arbeit") iſt in deutſchen Händen. „Während in andern civiliſirtern Ländern, bei der unwiderſtehlichen Macht der realen Wiſſenſchaften, auch die Beſchäftigung mit der klaſſiſchen Philologie eine reale Richtung nimmt, trägt dies Studium in Deutſchland ganz den pedantiſchen Schulcharakter — zufolge deſſen die Unterſuchungen blos um ihrer ſelbſt willen, rein wiſſenſchaftlich, oft ohne irgend einen klar vorliegenden Zweck geführt werden." Da nun für Volk und Geſellſchaft die varietas lectionum keine Bedeutung hat, ſo bilden die Philologen eine eigene abgeſchloſſene Kaſte. In England treiben Staatsmänner und reiche Kapitaliſten, in Frankreich Staatsbeamte humaniſtiſche Studien (die Römer nannten dies, fügt Hr. Modeſtow mit ſtupender Gelehrſamkeit hinzu studiis vacare), in Deutſchland Stubengelehrte. „Die trockene und unfruchtbare Richtung, welche Hermann der Philologie gab und die noch jetzt ausſchließlich herrſcht, dient zum Beweiſe, wie ſehr Leben und Wiſſenſchaft in Deutſchland auseinander gegangen ſind." „Je mehr ich mich mit der Philologie und mit Deutſchland bekannt gemacht habe, deſto mehr muß ich ſagen, daß Richtung und Methode der klaſſiſchen Philologie in Deutſchland für Rußland nicht taugen. Da ich zum Profeſſor berufen bin und alſo ſelbſt zur Kategorie der Gelehrten gehören werde, ſo faßte ich die deutſche Gelehrſamkeit ſcharf in's Auge, indem ich mir das Recht vorbehielt, nach meiner Weiſe davon Gebrauch zu machen. In dieſer Abſicht machte ich bei Ritſchl in Bonn mit der Epigraphik und zum Theil der Paläographik Bekanntſchaft, ſtudirte ſeine Ausgaben des Plautus, beſuchte das Collegium über lateiniſche Lautlehre, hörte bei Otto Jahn eine Maſſe Citate an und beſuchte auch das philologiſche Seminar unter Ritſchl. Das alles that ich, um möglichſt auf der Höhe deutſcher Wiſſenſchaft zu ſtehen, obgleich ich mich immer

mehr überzeugte, daß ſolche Dinge für die Philologie in Rußland keine große Wichtigkeit haben. Ich bin überzeugt, daß wenn ich meinen erſten Vortrag ſo hielte, wie Ritſchl, Otto Jahn oder Haupt, ich beim zweiten Vortrag keinen einzigen Zuhörer mehr haben würde. (Einverſtanden).“ Folgt eine Beurtheilung neu erſchienener Bücher, hoch vom Roſſe herab: die Herren vom Miniſterium müſſen dem Berichterſtatter ſehr dankbar ſein, daß er ſie ſo mühelos und in Form großmüthiger Zugabe in die neueſte Literatur einführt. Auf die Aera ruſſiſcher Philologie, die Hr. Modeſtow eröffnen wird, ſowie auf ſein erſtes wiſſenſchaftliches Werk bin ich ſehr geſpannt. Glauben Sie aber nicht, daß der Ruf: die Wiſſenſchaft muß ſich mit dem Leben in Verbindung ſetzen, ein vereinzelter ſei oder daß damit etwas Anderes verſtanden werde, als: ſie iſt von Natur langweilig und man muß ſie durch Anſpielungen auf die Vorfälle des Tages würzen. Neulich hielt Hr. Bauer durch den das Katheder der Weltgeſchichte an der hieſigen Univerſität beſetzt worden, ſeine Doktordisputation. Es war an einem Sonntag, demſelben Tage, wo die Univerſität wieder *eröffnet* worden, ſo daß der Geburtstag der einen mit der Taufe des andern zuſammenfiel. Die zu vertheidigende Schrift betraf die griechiſche Tyrannis, über welche übrigens keine neuen Geſichtspunkte geöffnet wurden: Opponenten waren die Herren Lugebil und Aſtafjew. Die ganze Disputation — und das war das Merkwürdige — behandelte unter Maske Griechenlands und der griechiſchen Tyrannis den Bonapartismus und ſein Verhältniß zur Bourgeoiſie und zum Proletariat. Hier iſt die Wiſſenſchaft lebendig, hier iſt ſie keine todte Scholaſtik! Ein Recenſent in einem hieſigen Blatt belobt die Behandlungsweiſe, die jenes gelehrte Thema diesmal erfahren, höchlich. Die Magiſterarbeit des Hrn. Bauer, ſagt er, beſprach die attiſche Hegemonie, war unter dem Einfluß des Profeſſors Kutorga in trockenem gelehrtem Ton geſchrieben und weckte kein Intereſſe, weder Haß noch Liebe: ſeine zweite Schrift iſt zeitgemäßer. Die alte Petersburger Schule, deren Repräſentant eben Prof. Kutorga iſt, gefällt ſich in mikroſkopiſcher Erudition: ſie liebt es, mit Maulwurfs-Gelehrſamkeit in abgelegene öde Gebiete einzudringen. Anders verfuhr die Moskauer Schule, an ihrer Spitze Kudriawzow, Granowski u. ſ. w. Was läßt ſich dagegen ſagen? Nichts, als daß ſolche Anſichten nirgends gefährlicher ſind, als hier zu Lande und an hieſigen Univerſitäten. Der ohnehin geringe Ballaſt von Erudition iſt bald über Bord geworfen und dann geht es flott weiter durch das Meer ſchöner Redensarten und nichtiger Allgemeinheiten; die unreife

Jugend aber, die man sich bemüht zu unterhalten, statt zu belehren, erschlafft nach dem ersten Entzücken bald wieder, verlangt immer stärkere Reizmittel und geräth zuletzt auf verderbliche Bahnen. Der frühere Professor Kawelin, dessen Namen Ihnen nicht unbekannt sein wird und der seit der Katastrophe, die die hiesige Universität betraf, in Deutschland lebt, hat von dort interessante Berichte über den Zustand deutscher Hochschulen eingesandt. Interessante, sagen wir — weil sie von einem Fremden herrühren, einem Mann, der, geistvoll und empfänglich, zugleich in dieser Sphäre sich selbst versucht und dabei traurige, aber lehrreiche Erfahrungen gemacht hat. Daß Menschen und Dinge und Alles, was ihm dort entgegentrat, auf ihn einen wohlthuenden, heilenden Eindruck gemacht hat, daß er seine Hochachtung nicht bergen kann, begreifen wir; was dort ist, besteht seit lange; es ist der Niederschlag langer Kultur, die Erbschaft der Geschlechter, Recht und Bildung sind Gewohnheit geworden; man kann, des festen Grund und Bodens, der Sitte und Gesinnung gewiß, eine löbliche Freiheit walten lassen und selbst von mancher Ausschweifung absehen. Denjenigen aber, der eben aus schwankendem treulosem Elemente kommt, wo sich dem pädagogischen Reformer jeder erste Ansatz und Anhalt versagt, von wo aus er weiterschreiten könnte, während man doch von ihm die größten Thaten und Wirkungen, die anderswo die Arbeit von Jahrhunderten gewesen, verlangt, — einen solchen, wenn er eben mit dem besonnenen Versuche gescheitert, kann das feste Bild deutscher wissenschaftlicher Anstalten und der dort waltenden Ordnung nur zu schmerzlicher Bewunderung hinreißen. Wir haben Hrn. Professor Kawelin nur den einen Vorwurf zu machen: daß er sich fern hält, daß er seinem Vaterlande sich entzieht, daß er nicht irgendwie und irgendwo wieder Hand ans Werk legt und wenn Irrthümer begangen worden, diese offen eingesteht. Auf eine Begabung, wie die seinige, hat die Nation ein Recht. Bei einer neulichen vorübergehenden Anwesenheit dahier hat Hr. Kawelin der russischen St. Petersburger Zeitung (vom 8. October) einen ausführlichen, sieben Riesenspalten langen Aufsatz geliefert, der den Gesetzkodex und dessen Redaction, so wie die in Rußland herrschende Rechtsbildung bespricht. Ich bedauere eben wegen der Ausführlichkeit dieser Arbeit keinen Auszug daraus geben zu können. Hr. Kawelin tritt im Tone gedämpfter Trauer und mit hellem Blick allen Illusionen selbstzufriedener und schnellfertiger nationaler Sanguiniker entgegen. Soll es besser werden, so muß zuerst die gegebene Realität unbefangen und ohne Blinzeln ins Auge gefaßt und vor allen

Dingen mit dem Anfang, nicht mit dem Ende angefangen werden. Es hilft nichts, sich und Andern Resultate vorzuspiegeln.

Ich hätte noch Mancherlei im Sack, was ich drin liegen lasse, da ich im Vorausgehenden wortreicher als billig gewesen bin und Ihren Raum schon zu sehr in Anspruch genommen habe. Sonst würde ich über unsere Reichsbank und deren Verwaltung, gegen welche sich vielfache Klagen erheben und der man vorwirft, durch kostspielige Operationen den Wechselkurs in künstlicher Höhe gehalten zu haben, über Geld- und Kapitalmangel, über die kritische Höhe des Discontos (10 Procent), über eine angeblich versuchte oder beabsichtigte Anleihe u. s. w. melden können. Ein hiesiges Witzblatt „Sanosa“ (der Splitter), wagt es einen gewissen Baron darzustellen, wie er auf vollen Geldsäcken sitzend, drei vor ihm stehenden bedürftigen Kaufleuten die Discontirung ihrer Wechsel verweigert und sie statt dessen auf einen in den Lüften fliegenden Kranich verweist, der die Inschrift trägt: gegenseitiger Kredit. Ich will zum Schlusse nur des Gerüchtes von einem in Berathung befindlichen und nächstens zu erlassenden neuen Preß- oder Censurreglement Erwähnung thun. Der Gegenstand ist von der allergrößten Wichtigkeit. Wenn das, was man erzählt, richtig ist, so würde es in Zukunft der freien Wahl der Herausgeber und Redacteure überlassen bleiben, ob sie, wie bisher, sich einer Präventivcensur unterwerfen oder ohne Approbatur es auf die nachträgliche Ahndung der Preßadministration ankommen lassen wollen. Ich weiß nicht, wie Sie über diesen Punkt denken; was mich betrifft, ich würde, wenn ich Publicist wäre, es vorziehen, mich — vorher censiren zu lassen. Wenn das Meer unsicher und voll blinder Klippen ist, wenn die Winde launisch wehen, dann ist es weise, einen kundigen Lootsen an Bord zu nehmen. Ist nicht der Mensch — und der Schriftsteller ist doch auch ein Mensch — von Natur vorwitzig, unmäßig und unbedacht? wie angenehm, wenn er einen Arzt beständig zur Seite hat, der ihm zuruft: strecke den Kopf nicht zu weit zum Fenster hinaus, es ist heute rauhes Wetter, oder: lasse dies Gericht kalt werden, heiß genossen könnte es dir Beschwerden machen! Es ist schön, singen zu dürfen, wie Einem der Schnabel gewachsen ist; aber wenn der arme Singvogel zu frühe kommt, kein Zweig noch recht grünt und ein Winterschauer wieder über Land geht, dann muß er erfrieren und wär' besser noch zu Hause geblieben.

---

Redacteure
Th. Böttticher u. Kaltin. G. Berkholz

# Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg,

## als Menſch, Künſtler und Gelehrter

Wir haben unter unſern Landsleuten keinen ſo großen Ueberfluß an hervorragenden Männern der Kunſt und Wiſſenſchaft, daß wir es ruhig anſehen könnten, wenn der Name eines Mannes, wie Otto Magnus von Stackelberg, allmälig der Vergeſſenheit anheim fiele. Dennoch iſt unſers Wiſſens bisher im Inlande ſo gut wie nichts geſchehen, was ſein Andenken unter uns erhalten könnte. Auch hier hat wiederum, wie bei dem berühmteſten Dichter unſerer Provinzen, dem unglücklichen J. M. R. Lenz, das Ausland vorangehen müſſen, um uns die Verdienſte eines durch Geburt und Abſtammung uns Angehörigen kennen und würdigen zu lehren. Es findet ſich nämlich in dem von Prof. E. Gerhard in Berlin herausgegebenen „Archäologiſchen Nachlaß aus Rom", Berlin bei Reimer 1852, (auch unter dem zweiten Titel „Hyperboreiſch-römiſche Studien für Archäologie, 2. Theil) am Schluß ein „biographiſcher Anhang" über Stackelberg, von Gerhard ſelbſt, dem noch lebenden perſönlichen Freunde Stackelbergs. So ſchätzenswerth aber dieſer Aufſatz iſt, zumal da er wohl das Einzige enthält, was bisher über Stackelbergs Lebenslauf weitern Kreiſen bekannt geworden ſein mag, ſo erſcheint eine neue biographiſche Arbeit über ihn von einem Inländer dadurch doch keineswegs überflüſſig. Denn abgeſehen davon, daß jener archäologiſche Nachlaß aus Rom unter uns wahrſcheinlich nur ſehr geringe Verbreitung gefunden hat, ſo iſt der darin enthaltene biographiſche Anhang über Stackelberg auch nur von dem Standpunkte des deutſchen Fachgelehrten abgefaßt, und nimmt auf die rein menſchliche

Entwickelung des Mannes, die grade für uns Inländer manches Lehrreiche enthält, auf die Ziele seiner Bestrebungen, die Mittel, die ihm bei Erreichung derselben zu Gebote, und die Hindernisse, die ihm dabei im Wege standen, zu wenig Rücksicht, so daß er kein vollständiges Bild seiner Persönlichkeit darbietet und auch in der Beurtheilung derselben den Verhältnissen, unter denen sich sein Charakter herausbildete, nicht genügend Rechnung trägt. Wenn nun in den folgenden Blättern eine vollständigere Biographie Stackelbergs und eine eingehendere Würdigung seiner Bestrebungen und Verdienste versucht und dadurch eine uns nahe liegende und trotzdem so lange verabsäumte Pflicht der Pietät erfüllt werden soll, so können wir nicht unterlassen, auf die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens in heutiger Zeit aufmerksam zu machen. Der Lebensgenossen des durch ein ungünstiges Schicksal viel zu früh der Kunst und Wissenschaft entrissenen Mannes giebt es unter uns nur noch sehr wenige, und auch bei diesen ist die Erinnerung an seine theils mit ihm durchlebten, theils mündlich oder brieflich von ihm mitgetheilten Schicksale so verblaßt, daß sich nur wenig sichere Angaben aus diesen Quellen gewinnen lassen. Wir können unsere Kunde über Stackelberg daher fast ausschließlich nur aus schriftlichen Aufzeichnungen schöpfen, die meist von ihm selbst, theils aus seinen Tagebüchern, theils aus Briefen, wie sie uns von seinen Verwandten mit dankenswerther Liberalität zur Verfügung gestellt wurden, theils aus seinen Schriften herrühren, und nur in geringerem Maße der schriftlichen Aeußerungen seiner Freunde und Bekannten oder den öffentlichen Beurtheilungen seiner gelehrten Arbeiten entnommen sind. Für manche Abschnitte seines Lebens, zum Glück grade für die interessantesten und erfolgreichsten, bieten diese Quellen ein sehr reiches Material, für andere ein höchst spärliches dar, und dieser Umstand dürfte denn auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in unserer biographischen Darstellung herbeigeführt haben, aber auch gleichzeitig eine nachsichtigere Beurtheilung derselben in diesem Punkte beanspruchen lassen. Es konnte natürlich nur mitgetheilt werden, was sich jetzt überhaupt noch über Stackelbergs Lebensverhältnisse ermitteln läßt, und dies haben wir denn mit aller Mühe und Sorgfalt zusammenzustellen versucht und auch eine größere Ausführlichkeit nicht gescheut, wo sich aus dem Dargestellten Einblicke in die Zeit- und Culturverhältnisse sowohl unserer Provinz, als auch der Länder, in denen Stackelberg sich zeitweilig aufhielt, gewinnen ließen. — Auf der andern Seite stehen wir der Zeit Stackelbergs noch zu nah, als daß eine ganz objective Schilde-

rung ſeines Lebens und Beurtheilung ſeiner Perſönlichkeit ſchon möglich wäre. Einige ſeiner Zeitgenoſſen ſind, wie geſagt, noch am Leben; auf dieſe und beſonders auf die mit warmer Pietät ihm anhangenden Verwandten war eine ſchuldige Rückſicht zu nehmen. Doch die Erwägung, daß bei längerm Zögern auch noch manche der uns jetzt zu Gebot ſtehenden Quellen verſiegen könnte, mußte hier entſcheiden, und ſo übergeben wir denn dieſe Blätter der Oeffentlichkeit hauptſächlich zu Nutz und Frommen unſerer Landsleute, die daraus in vieler Beziehung Sporn und Anregung, aber auch manchmal Anlaß zu ernſten Erwägungen ſchöpfen könnten, und in der Hoffnung, daß es ſie intereſſiren wird, über einen Landsmann etwas Näheres zu erfahren, der, gleich ausgezeichnet als Künſtler wie als Gelehrter, dabei liebenswürdig als Menſch, noch durch manche eigenthümlich anziehende Lebensſchickſale Theilnahme erregen dürfte.

---

Otto Magnus Baron v. Stackelberg war am 25. Juli a. St. im Jahre 1787 wahrſcheinlich zu Reval geboren. Sein Vater, welcher Obriſt in kaiſerl. ruſſiſchen Dienſten geweſen und Beſitzer der Güter Fähna im Kegelſchen Kirchſpiele und Lilienbach bei Narwa, ſo wie der Inſel Worms war, ſtarb ſchon wenige Jahre nach Otto's Geburt. Otto war der jüngſte Sohn von 16 Geſchwiſtern. Die Erziehung des Knaben wurde anfangs ausſchließlich von ſeiner Mutter, einer geborenen v. Dücker, geleitet, einer einſichtsvollen, durch Gemüthstiefe und Kunſtſinn ausgezeichneten Dame. In ländlicher Zurückgezogenheit auf dem Gute Fähna, in einer für unſer Land anmuthigen Gegend, unter den günſtigſten äußern Verhältniſſen, entwickelte ſich der Geiſt des glücklich begabten Knaben in ungeſtörter Harmonie. In der Familie herrſchte, durch die Mutter angeregt, Vorliebe für die Kunſt; es befand ſich im Hauſe eine Sammlung von Gemälden und wurde viel Muſik getrieben. Auch in dem Knaben Otto zeigte ſich früh Neigung und Talent für beide Künſte, die ſorgfältig von der Mutter gepflegt und entwickelt wurden. Sein Lehrer im Zeichnen war der Maler Neus, der ausdrücklich für ihn aus dem Auslande verſchrieben worden war. Es ſind einige Zeichnungen Otto's, die er im 7. oder 8. Lebensjahre entwarf, Anſichten aus der Umgebung Fähna's nach der Natur, erhalten, in denen ſich ſchon das ungewöhnliche Talent des nachmals ſo genialen Landſchafters kund thut. Dabei wurde auch die wiſſenſchaftliche Ausbildung, die ein Hauslehrer leitete, nicht vernachläſſigt. Indeſſen richtete ſich dieſelbe weniger auf die Unterrichtszweige, die ihm für ſeine nach-

maligen archäologiſchen Beſchäftigungen ſo nothwendig waren und die von ihm erſt in ſpätern Jahren mühſam nachgeholt werden mußten, als vielmehr auf die ſogenannten Realien, namentlich auf neuere Sprachen, die ihm freilich ſpäterhin auch wohl zu ſtatten kamen. Denn Otto ſollte nach dem Wunſche der Mutter und der Verwandten eine diplomatiſche Carriere einſchlagen, und dieſem Plane, der des Knaben Neigungen von jeher zuwiderlief, wurde leider viel Zeit und Mühe bei ſeiner Erziehung unnütz aufgeopfert. Otto war übrigens bei ſeiner Begabung und Liebenswürdigkeit ſchon als Kind der Liebling nicht nur der Seinigen, ſondern Aller, die ihn kannten. Indeſſen möchte wohl der vorzugsweiſe weibliche Umgang ſeiner frühern Jahre mit Mutter und Schweſtern — denn die ältern Brüder wurden in Reval in der Domſchule erzogen — die Veranlaſſung geweſen ſein, daß ſein Charakter, in welchem ſchon von Natur die Gefühlsrichtung vorherrſchend war, eine gewiſſe Weichheit bis zur Schwäche annahm, von der er ſich zwar in männlichen Jahren mit ernſtem Streben und nicht ohne innere Kämpfe zu befreien ſuchte, die er aber doch nie ganz abſtreifen konnte, und die, wie ſie einerſeits ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit mit bedingte, ſo andrerſeits auch den Mangel männlicher Entſchiedenheit manchmal fühlen ließ. In den Sommerferien, welche die Brüder auf dem Lande verlebten, bewohnten alle ein eigens dazu erbautes, abgeſondertes Häuschen im Fähnaſchen Park und ergötzten ſich an allen möglichen jugendlichen Spielen und Uebungen, als Reiten, Jagen, Rappieren ꝛc. Otto hatte dabei manche Neckereien wegen ſeines weibiſchen oder wenigſtens unknabenhaften Benehmens zu ertragen. Indeſſen entzog er ſich, obwohl er mehr Neigung für die einſamen, beſchaulichen Freuden der Natur, namentlich eine ungemein große Liebhaberei für Blumen, und von frühſter Jugend eine beſondere Vorliebe für die Beſchäftigung mit den Künſten hatte, jenen Vergnügungen nicht ganz. Nur an der Jagd ſcheint er durchaus kein Gefallen gefunden zu haben, und noch ſpäterhin ſpricht er in ſeinen Tagebüchern oft aufs entſchiedenſte ſeinen „Abſcheu gegen die Rohheit dieſes Vergnügens“ aus. Seine Zuneigung gegen die Brüder litt indeſſen nicht durch die Verſchiedenheit ihrer Naturen und Lebensrichtungen; vielmehr bewahrte er ihnen ſtets ein wohlwollendes Herz und eine aufrichtige brüderliche Geſinnung. Mehr jedoch fühlte er ſich ſeiner ganzen Natur nach zu den Schweſtern hingezogen, und ganz beſonders empfand er für ſeine Mutter eine zärtliche, faſt ſchwärmeriſche Liebe und Verehrung, welche während ſeines ganzen Lebens, obwohl er ſeit ſeinem 14. Jahre

beinahe ſtets durch weite Ferne von den Seinigen getrennt lebte, unverwiſcht und ungetrübt in ſeinem warmen Herzen bis an den Tod der Mutter fortdauerte und welche er auch öffentlich und für die Nachwelt durch die Zueignung ſeines Werkes „Ueber die Gräber der Hellenen“ documentirte.

Im Jahre 1801 wurde Otto v. Stackelberg auf das Pädagogium zu Halle geſandt, wo er ſich, fleißig und begabt wie er war, vielſeitige und in manchen Zweigen des Wiſſens auch wohl gründliche Kenntniſſe erwarb, ſo daß er ſchon 1803, ſechzehn Jahre alt, in Begleitung eines ältern Bruders die Univerſität Göttingen bezog. Doch wurden ſeine Studien daſelbſt ſehr bald unterbrochen durch die Ankunft zweier andern ältern Brüder, in deren Geſellſchaft er im September 1803 eine Reiſe durch Süddeutſchland, die Schweiz und Oberitalien antrat. Ueber dieſe Reiſe iſt ein ausführliches Tagebuch erhalten mit dem Motto „τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς“, wie denn Stackelberg es auch ſpäterhin auf ſeinen weitläuftigen Reiſen niemals unterließ, ausführliche Notizen über das Geſehene und Erlebte aufzuzeichnen. Während aber die ſpätern Tagebücher ſich faſt ausſchließlich auf die Kunſt beziehen und die ſorgfältigſten, oft durch Zeichnungen veranſchaulichten Beſchreibungen und treffende Beurtheilungen zahlloſer Kunſtwerke, antiker und moderner, Statuen, Gemälde, Gemmen, Münzen u. ſ. w. enthalten, ſind in dieſem und überhaupt in den frühern Tagebüchern auch alle Eindrücke der Reiſe ſelbſt auf das friſche, empfängliche Gemüth des jugendlichen Wanderers mit großer Ausführlichkeit geſchildert; und wenn gleich auch hier das Kunſtintereſſe ſchon bedeutend vorwiegt, ſo finden doch auch die induſtriellen, ſocialen und politiſchen Verhältniſſe der Völker und vornehmlich die Natur theilnahmvolle Berückſichtigung; und überall ſind Reflexionen hineingeflochten, die intereſſante Einblicke in die allmälige Geiſtes- und Charakterentwickelung des aufblühenden Jünglings gewähren. Auch beginnen ſchon poetiſche Ergüſſe; denn auch für die Poeſie beſaß Stackelberg nicht unbedeutende, wenigſtens weit über die gewöhnlichen Leiſtungen zeitweilig ſentimental angeregter jugendlicher Schöngeiſter hinausragende Anlagen. In der Beurtheilung der Kunſtwerke überraſcht uns bei der Jugend des Kritikers die Selbſtändigkeit und Sicherheit des Urtheils, welche durch keinen Autoritätsglauben beſchränkt, das Treffliche überall herauszufinden weiß und das Schlechte, auch wenn es ſich an berühmte Namen heftet, mit Ehrlichkeit aufdeckt, und jenes ernſte Streben, welches ſich nicht mit einem bloß paſſiven Ge-

nuß des Kunſtwerks begnügt, ſondern es überall mit denkendem Sinn prüft und in die tiefern Intentionen des Künſtlers einzudringen trachtet. So heißt es z. B. bei der Beſchreibung eines Gemäldes von Guido Reni, Apoll und Marſyas, in der Gallerie zu München: „Marſyas liegt an einen Baum geſpannt da in den ſchrecklichſten Verzuckungen und unausſprechlicher Angſt. Apollo, ein blühender Jüngling, beugt ſich über ihn, faßt die Haut des Unglücklichen und ſetzt eben das Meſſer an — aber weiter wagt ſich der treffliche Guido nicht, denn nicht iſt es des wahren Künſtlers Sache, das ekelhaft Schreckliche darzuſtellen. Jenes iſt der höchſte Punkt, ſo weit iſt es ihm erlaubt zu gehen, und herrlich kann er den Moment benutzen. Apoll blickt mehr mitleidig, als ſeines Sieges ſich freuend, auf den Gemarterten herab. Gefeſſelt ſteht der Schauende und bewundert den denkenden Künſtler.“ — An einer andern Stelle giebt er eine begeiſterte Beſchreibung des ſchönen Altarblattes von Van Dyk in der Aegidien-Kirche zu Nürnberg und fügt hinzu: „Oben hat Preißler von ſeiner Kunſt was ſehen laſſen, um das viereckige Gemälde halbrund zu machen; er ſetzte ein Stück an und malte — daß ſein Pinſel nicht zitterte, einen Meiſter wie Van Dyk ergänzen zu wollen! — in die Wolken eine Geſellſchaft weinender Engel, die ihre gelben Arme ausſtrecken, und deren Haar wie Furienſchlangen in der Luft herumflattert. Nicht einmal nachahmen konnte er Van Dyk, der Unverſchämte!“ — Die Reflexionen, die in dieſem erſten Tagebuche Stackelbergs häufig ſeinen Reiſenotizen angeſchloſſen ſind, zeigen natürlich noch vielfach jugendliche Unreife und häufig eine gewiſſe Altklugheit, außerdem tragen ſie manchmal den ſentimentalen Charakter der damaligen Periode, meiſtentheils aber verrathen ſie doch einen natürlichen geſunden Sinn und einen friſchen jugendlichen Humor. Die Reiſenotizen bieten nicht ſelten intereſſante Vergleichungspunkte zwiſchen den damaligen Culturverhältniſſen Deutſchlands und den heutigen und beſonders zwiſchen den damaligen Reiſebequemlichkeiten und den gegenwärtigen dar. So ſchreibt er z. B. Caſſel den 14. September in ſein Tagebuch: „Ich hatte mir vorgenommen, den Abend angenehm zuzubringen durch eine griechiſche Lectüre. Zu dieſem Ende ſchickte ich eilig einen Lohnlakai in den Buchladen nach einem Anakreon. Als er ſchon ſeine heſſiſchen Sohlen beinah eine Stunde auf dem Pflaſter abgerannt hatte, kam er keuchend zurück, indem er verſicherte, in Caſſel kenne man ſolche Bücher nicht. O, Cultur einer kurfürſtlichen Reſidenz mitten im gebildeten Deutſchland!“ — Einen mächtigen Eindruck machten nament-

lich auf den Jüngling die Naturwunder der Schweiz, der erſte Anblick der Alpen. Daneben aber ſehen wir ihn in der Schweiz für Salomon Geßner ſchwärmen, Lavaters phyſiognomiſches Cabinet in Augenſchein nehmen, Peſtalozzi's Anſtalt beſuchen und deſſen perſönliche Bekanntſchaft machen und am Genfer-See in Rouſſeau-Reminiscenzen ſchmelzen und deſſen Heloiſe ſtudiren. In Genf verlebte Stackelberg den Winter. Bei einer Fahrt auf dem Genfer-See entrannen die Reiſenden kaum einer ernſtlichen Lebensgefahr. Hören wir Otto ſelbſt darüber berichten: „Wir hatten uns an der Küſte einen Augenblick aufgehalten und ſteuerten nahe am Geſtade hin. Am Ufer des Sees wurde auf Befehl der franzöſiſchen Regierung ein neuer Weg angelegt und zu dem Ende ein Theil der Felſen weggeſprengt. Als wir uns der Stelle näherten, hatte man grade 3 der Minen mit Pulver gefüllt. Unſere Ruderer ſchrien den Arbeitern zu, noch nicht anzuzünden. Aber das gefühlloſe Volk hörte nicht auf unſere Zurufungen, zündete an, und obgleich unſere Leute mit aller möglichen Kraft vom Ufer fortruderten, ſo ſahen wir uns dennoch auf einmal von einem Hagel von Felſenmaſſen umſchwirrt und ſchwebten in Todesgefahr. Dreimal hörten wir ſo den Donner der Minen und erlebten den Felſenhagel, aber die Gefahr verminderte ſich, je mehr wir uns entfernten, und wir entrannen ihr glücklich.“ — Im Mai 1804 brach Stackelberg von Genf auf und ging nach Oberitalien, wo namentlich Mailand ihn feſſelte und durch ſeine Kunſtſchätze intereſſirte.

Nach dieſem erſten Ausfluge, bei welchem ſich die künſtleriſchen Anlagen des Jünglings raſch und reich entwickelt hatten, ſcheint Stackelberg, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Dresden, wo er ausſchließlich der Kunſt lebte und in der Gemäldegallerie einige Bilder in Oel copirte, im Herbſte 1804 oder im Frühjahr 1805 in die Heimath zurückgekehrt zu ſein. Da man die diplomatiſche Laufbahn für ihn noch immer nicht aufgeben mochte, ging der nunmehr 17- oder 18-jährige junge Mann zunächſt nach Moskau, um die ruſſiſche Sprache an Ort und Stelle zu erlernen und auf der Moskauer Univerſität Diplomatie zu ſtudiren. Erſteres gelang über Erwarten in kurzer Zeit, wie denn Stackelberg überhaupt großes Sprachtalent beſeſſen zu haben ſcheint. Er ſprach und correſpondirte ſpäterhin geläufig außer in deutſcher, franzöſiſcher und ruſſiſcher, auch noch in italieniſcher, engliſcher und neugriechiſcher Sprache, und beſaß auch in den alten Sprachen, zu denen er im Pädagogium zu Halle den erſten Grund gelegt und in denen er ſich ſpäterhin lediglich durch eigenen Fleiß

fortgebildet zu haben ſcheint, gründliche Kenntniſſe. Mit den diplomatiſchen Studien jedoch ging es weniger glücklich. Auch ſehnte er ſich nach Deutſchland zurück, und vor allen Dingen wohl aus Moskau weg, ſo daß der dortige Aufenthalt kaum ein Jahr gedauert haben kann. Er kehrte darauf zunächſt zu den Seinigen nach Eſtland zurück, reiſte im Sommer 1806 von Reval zu Schiff nach Lübeck und eilte von da raſch nach Göttingen, um ſeine unterbrochenen Studien daſelbſt weiter fortzuſetzen.

Hier wurden nun fleißig juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Vorleſungen, ferner Geſchichte bei Heeren, daneben aber auch Archäologie bei Fiorillo und mehrere philoſophiſche Disciplinen gehört. Uebrigens wurden auch die Künſte, beſonders Malerei, mit großem Eifer fortgetrieben, und manche Stunde an der Staffelei zugebracht oder der Poeſie und Muſik gewidmet. Außerdem legte ſich Stackelberg um dieſe Zeit mit großem Eifer auf das Erlernen der engliſchen Sprache, in der ihn ein Arzt Mac Connen unterrichtete. Zugleich entwickelte ſich ein anregender Verkehr mit mehreren der damals zahlreich in Göttingen ſtudirenden Jünglingen aus unſeren Provinzen. Es gab zu jener Zeit beſondere Verbindungen der Eſtländer, Livländer und Kurländer in Göttingen, die ihren Sammelpunkt in dem ſogenannten ruſſiſchen Clubb hatten. Unter den nähern Bekannten Stackelbergs kommen in ſeinem Tagebuche viele noch unter uns wohlbekannte Namen vor: Baranoff, Wrangel, Braunſchweig, Budberg, Behr, Wilpert, Bidder, Mirbach, Seefeld, Stempel, Koskull, Sievers ꝛc. Auch an den ſtudentiſchen Verhandlungen ſcheint Stackelberg ſich perſönlich betheiligt zu haben; doch beſaß er vor den herrſchenden Parteizwiſtigkeiten und vor allen Rohheiten des damaligen Studententreibens, dem Schnurrendurchprügeln, den grundloſen Rauſereien und Corporationspauſereien, einen unüberwindlichen Widerwillen; wo es aber galt, die edlern Beſtrebungen der Studenten im Intereſſe der Allgemeinheit zu fördern, da fehlte er gewiß nicht leicht. Die damaligen Kriegsverhältniſſe hatten die ſichere Communication mit der Heimath unterbrochen, ſo daß die Geldſendungen aus Rußland oft lange Zeit ausblieben und die in Göttingen ſtudirenden Ruſſen, zumal im Winter 180⁶/₇, in manche drückende Ungelegenheit geriethen. Dennoch fand Stackelberg die Mittel, nicht allein vorübergehenden Geldverlegenheiten ſeiner ſtudirenden Landsleute oftmals abzuhelfen, ſondern auch zu Collecten für kriegsgefangene ruſſiſche Offiziere bei ihrem Durchzuge reichlich beizuſteuern.

Auch mit mehreren Profeſſoren wurde ein anregender geſelliger Ver-

lehr unterhalten. So war z. B. Stackelberg im Hauſe Heerens, Schlözers, Sartorius, bekannt und in den dortigen Theezirkeln gern geſehn. Bei Profeſſor Hofrath Reuß wohnte er mit einem Studiengenoſſen Weidenhammer zuſammen. Die Frau des Profeſſors, eine noch jugendliche, geiſtreiche Dame, die über ihren gelehrten Herrn Gemahl ein drückendes Pantoffelregiment ausgeübt zu haben ſcheint, mochte den liebenswürdigen jungen Ruſſen in ihre beſondere Affection genommen haben. Stackelberg ließ ſich dies auch eine Zeit lang gefallen, wohl mehr aus Intereſſe für ihre muntere Unterhaltung, als aus zärtlichern Sympathien; er betrachtete das Verhältniß mit ſatiriſchem Blick, ſein Herz blieb dabei unbetheiligt, und ſo gab denn die Frau Hofräthin allmälig ihren Plan, ihn ganz in ihre Netze zu ziehen, auf und wandte ihre Gunſt Weidenhammer zu. Dagegen entſpann ſich auf einem Ausfluge nach Caſſel, Oſtern 1807, den Stackelberg mit einem Univerſitätskameraden Reuter unternahm, ein zärtliches Verhältniß zu einer Baroneſſe Julie v. Schwarzelle, in deren Familie er durch Reuter eingeführt wurde. Mit der vollen ſentimentalen Schwärmerei und Ueberſchwänglichkeit ſeiner Zeit und ſeines 20-jährigen Jünglingsherzens gab er ſich demſelben für eine Zeit lang hin. Die Muſik näherte ſie einander. „Ich lehrte ſie, ſchreibt Stackelberg in ſein Tagebuch, eine ruſſiſche Volksmelodie. Da ſetzte ſie ſich nun an meine Seite; ich bebte, als unſere Hände die Taſten berührten und ihr Hauch an meine Wange wehte; immer ſuchte ich kleine Paſſagen gegen den Discant hin zu machen, um die Taſten zu berühren, wo ihre ſchön geformte Hand geruht hatte. Schnell hatte ſie die kleine Arie im Gedächtniß und ſpielte ſie mit der ihr eigenen Anmuth. Ich fragte ſie, da ich wußte, daß ſie ſang, ob ſie Göthe's Lied „Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn" ſinge? Sie ſetzte ſich neben mich ans Clavier und begann mit ihrer ſüßen Flötenſtimme den bezaubernden Geſang, den ich ihr zitternd begleitete. Noch nie fühlte ich dies ängſtlich ſüße Gefühl, das mich an ihrer Seite durchdrang, ihre Wangen rötheten ſich ſanft und meine glühten; eine unnennbare Wonne durchbebte mich bis in die äußerſten Spitzen meiner Finger und theilte dem Spiel des mich immer ſo erſchütternden Liedes jene ganze zarte Wehmuth mit, die der Dichter in die Worte legte. Ganz in meinen Gefühlen lebend, ward ich von dem Ende überraſcht und aus meiner Wonne geweckt. Ich fragte mich ſelbſt, wo ich war? Dann fürchtete ich bald, daß man meine ſonderbare Lage, die mein ganzes Weſen verrieth, bemerkt haben möchte. Bei der einfachen Abend-

mahlzeit ſaß ich am Tiſch neben Julien und die angenehme Nachbarſchaft machte mich ausgelaſſen luſtig. Minna, der andern Schweſter, gab ich nun manchen Anlaß zu ſpaßhaften Bemerkungen, während Julie nur einige mal mit den andern lachte. Die Stunde der Trennung ſchlug. Man ſagte mir viel Verbindliches und lud mich aufs Land. Ich bückte mich vor Jedem im Kreiſe, aber vor Julien wäre ich beinahe in der Verbeugung verſteinert geblieben. Das tiefe Schweigen im Kreiſe umher brachte mich bald wieder zu mir. Als wir über den Königsplatz gingen, weckten wir das Echo und wie mit Geiſterhauch rief es mir achtmal: Julie! Julie! nach, bis es leiſe dahinſtarb. Aber ewig hallt es in meinem Herzen: Julie, Julie! fort". Wohl als Nachhall der durch dieſes Verhältniß angeregten Gefühle erſcheint eine etwas ſpätere Stelle im Tagebuche: „Dem Dichter allein lebt die Schöpfung. Von den Sternen herab wehen ihn Geiſter an, wie aus den Quellen, Blumen, Bäumen; ſie ziehen an ihm dem Wandernden wie laue Winde vorüber; ſie leiten ihn durch das Leben. Lebendig iſt er allein im Leben, für ihn iſt kein Tod. Durch den dunkeln Schleier ſieht er in jenem Lande die Seligen wie durch die Wolken die Sterne ſchimmern. Er lieſt in den Sternen, vor ihm aufgeſchlagen liegt die geheimſte Schrift der Natur! — Indeſſen ſcheint jene Jugendleidenſchaft nicht lange über Stackelbergs flüchtigen Beſuch in Caſſel hinaus gedauert zu haben. Stackelberg war überhaupt, auch noch in vorgerückteren Jahren, ſehr beliebt bei den Damen, was wohl leicht begreiflich iſt bei einem Manne von ſo großer perſönlicher Liebenswürdigkeit und ſo reicher, namentlich künſtleriſcher Begabung, die mit der feinſten geſellſchaftlichen Tournüre verbunden war; auch er ſelbſt war, obwohl er nie verheirathet geweſen iſt, ſtets ein großer Verehrer des andern Geſchlechts.

In der Göttinger Studentenzeit beſchäftigte und intereſſirte ihn eine Zeit lang lebhaft die Lectüre von Rouſſeau's confessions. „Manche Gefühle, ſchreibt er in ſein Tagebuch, manche Gedanken, mancher Characterzug Rouſſeau's ſtimmt ganz mit den meinigen überein; manches Wort iſt mir aus der Seele geſchrieben. Ich fing deshalb auch an, mein Tagebuch zu ſchreiben, um aus mir ſelbſt mich kennen zu lernen; nach Andern mich zu beurtheilen habe ich ſchon oft verſucht". An einer andern Stelle jedoch heißt es: „Bei allem tiefen Gefühl, das aus Rouſſeau's ganzem Weſen ſpricht, iſt und bleibt er doch immer der frivole Franzoſe". Ueber ſeinen eigenen Character urtheilt er: „Ich lege zu viel Raffinerie in meine Handlungen, die ſich manchmal bis zur Coquetterie ſteigert. In den aus-

gelaſſenſten Augenblicken greift mich oft eine Hand an, die mich in mein Innerſtes kehrt und mich gedankenvoll über mich ſelbſt macht". Oft klagt er ſich nach Art der Gefühlsmenſchen und gewiß mit Unrecht, der Kälte an; begründeter mag der Selbſtvorwurf geweſen ſein, daß er ſeine Gedanken oft zu viel wäge und beſonders zu viel über ſich reflectire. — „Ueber meinem Pulte, ſchreibt er ein andermal, hängt ein Chriſtuskopf, den ich in Dresden nach einem Bilde des Annibale Carracci mit eigener Hand copirt habe. Dieſer Kopf hat mir oft Unterhaltung und Erbauung gewährt. Einerſeits freute ich mich, die Idee, welche der Künſtler in das Original gelegt hat, hervorzuſuchen; andererſeits ſtrebte ich, ſobald etwas mein innerſtes Gemüth tiefer beſchäftigte, mir dort eine Antwort zu holen. Hatte ich irgend etwas gethan, was einem Fehltritt ähnlich ſah oder es war, ſo ſchien mir eine Drohung in ſeinen Augen zu leuchten; war ich hingegen herzlich froh, ſchmeckte ich die Seligkeiten einer guten Handlung, ſo ſchien mir Billigung auf ſeinen Lippen zu ſchweben. — So ging es mir auch mit einem Portrait meines Vaters in Reval, in deſſen Nähe ich immer ein Gefühl heiliger, ehrfurchtsvoller Scheu empfand". So ließ Stackelberg die Kunſt auch veredelnd auf ſein Gemüth einwirken; aber auch ſeinen Verſtand und ſein Nachdenken regte dieſelbe beſtändig an. So berichtet er von einem Geſpräch, das er mit ſeinem Freunde Reuter auf jener Reiſe nach Caſſel über die Unterſchiede zwiſchen Malerei und Poeſie geführt: „Ich wollte es Reutern nicht zugeben, daß die Poeſie ganz unmittelbar das Gemüth anſpräche, die Malerei nur mittelbar; denn jene braucht doch auch die Sprache und das Ohr, um ſich mitzutheilen, die andere die Farben und das Auge; die eine wirkt vielmehr durch den Verſtand auf das Gefühl, die andere durch das Gefühl auf den Verſtand, beide feſſeln alſo das Gemüth. Nun hob Reuter den Mangel der Malerei hervor, abſtracte Begriffe darzuſtellen, worauf ich ihm gleich den Mangel der Dichtkunſt zeigte, uns Gemälde und Formen zu geben. Wir kamen auf den Gedanken, wie man wohl die Begeiſterung in einem Gemälde darſtellen würde, ich ſchlug vor: mit einem Flämmchen auf dem Haupte, ſitzend auf einem Dreifuß, das Auge gen Himmel gerichtet. Wir kamen in Bezug auf unſere Streitfrage zu dem Schluß: der Maler faßt die Welt in Formen auf, der Dichter in Begriffen; beide bieten ſich freundlich die Hand und können einander niemals entbehren".

Der Krieg brachte den Göttinger Studenten nicht allein häufige Geldverlegenheiten, ſondern auch noch manche andere Aufregungen und Unan-

nehmlichkeiten. Die französischen Offiziere benahmen sich bei den zahlreichen Truppendurchmärschen gewöhnlich höchst übermüthig. Ein Beispiel davon berichtet Stackelberg in seinem Tagebuche: Anfang Januar (1807) kommt ein französischer Stabsoffizier in einem Gasthofe an und verlangt mit großem Ungestüm Quartier. Mehre Studenten stehen vor dem Gasthofe und lachen über das Benehmen des Fremden. Wüthend kommt er auf sie zu und giebt dem jungen Martens, einem Neffen des Professors, eine Ohrfeige. Jener antwortet mit seinem umgekehrten Regenschirm. Der Offizier zieht blank, der Student, da ihm keiner seiner Kameraden hilft, flieht, der Offizier mit gezogenem Säbel ihm nach. So kommen sie unter einem großen Auflauf von Straßenjungen in der Wohnung des Professors an, wo der Student von seinem bewaffneten Gegner tüchtig durchgefuchtelt wird, während der Oheim unthätig dabei gestanden haben soll. Der Professor geht darauf mit dem Offizier zum Commandanten, der letzteren arretiren läßt, doch ruft derselbe noch dem Professor zu, er werde ihn füsiliren lassen. Der Offizier ward hernach von Gensd'armen zur Stadt hinausbegleitet, und der Student glaubte sich vollkommen gerächt; in dem Schein sind die Franzosen Meister; indessen ist unzweifelhaft, daß dem Offizier nicht ein Haar weiter gekrümmt worden ist, während der arme Student nach seiner Tracht Prügel zu Bett gebracht werden mußte. Stackelberg schließt, nachdem er diesen Vorfall erzählt: „Hätten jene Freunde des Studenten vor dem Gasthofe gleich Theil an dem Handel genommen, wie sie mußten, die Sache wäre wahrscheinlich anders abgelaufen". — Die Nachrichten aus der Heimath blieben zu jener Zeit oft lange aus. Ueber die Kriegsvorfälle wagte man überhaupt nicht zu schreiben, da das Postgeheimniß von den französischen Beamten wenig respectirt wurde; auch die Zeitungsberichte waren in Deutschland wenig zuverlässig. Darüber schreibt Stackelberg an seine Mutter vom 20. Juni 1807: „Von den übrigen Vorfällen werden Sie besser unterrichtet sein als wir, denn außer England und dem Norden stehen die Journalisten und Zeitungsschreiber alle im Fuchteldienste... Auch Spanier sieht man hier durchmarschiren, von denen sich die neugierigen Göttinger so viel Wunderbares vorgestellt haben, denen sie selbst aber noch viel spanischer vorkommen mögen. Man sagt, daß sie Hannover besetzen werden; der moderne deutsche Geist zeigt sich hier am deutlichsten, denn diese tapfern Hannoveraner sieht man nun schon der vierten fremden Nation in freudiger Zuversicht entgegeneilen, die ihnen doch nur neue Verwüstung und

Eroberung des Vaterlandes bringt. Aber ein entſeelter Körper muß begraben werden. Was nicht ein kraftvoller Mann wie Napoleon vermag! doch auch er iſt ein Sterblicher. Je höher er geſtiegen, deſto leichter kann er fallen. Manche Hoffnung mag ſich wohl noch auf Rußland ſtützen. — Wie viel mehr könnte ich von Ihnen erfahren, wenn nur Ausſicht wäre, daß ſolche Nachrichten hier herübergelangten".

Im Juli 1807 machte Stackelberg eine kleine Reiſe nach dem Badeorte Pyrmont. Er ſpricht bei dieſer Gelegenheit wie auch ſonſt noch oft, ſeinen Widerwillen und Abſcheu gegen das Spiel aus. „Abends ging ich ins Theater, heißt es weiter im Tagebuche (auch für die Schauſpielkunſt hatte Stackelberg, wie für jede Kunſt, ein hohes Intereſſe), man gab die Huſſiten vor Naumburg. Welche Leere läßt doch das Stück nach! Zu meinem Nachbar ſagte ich: „Ich möchte vor Schläfrigkeit weinen", und dieſer antwortete: „Ich bin vor Weinen ſchläfrig geworden". — Auf der Rückreiſe von Pyrmont wurde die berühmte Ebene im Teutoburger Walde unweit Paderborn aufgeſucht, wo die Hermannsſchlacht vorgefallen ſein ſoll. Darüber leſen wir in Stackelbergs Tagebuch: „Endlich öffnete ſich uns der Wald mit der weiten Ausſicht auf das Nebelthal von Paderborn, und eine Haide lag vor uns, von Wald begrenzt. Dies war das Schlachtfeld, wo Hermann die Legionen des Varus darniederſtreckte. Noch jetzt ſchimmert weißes Geſtein in der Ferne, ſo daß man es für Todtengebeine halten könnte. Der berühmte Eichenwald, aus dem Hermann hervorſtürzte, iſt lange nicht mehr, jetzt ſieht man nur noch Ellern an ſeiner Stelle. Vom Berge hinunter in das Thal ſah ich das trockne Bett eines Bächleins, das der Sage nach aus Römerblut entſtanden ſein ſoll und noch jetzt der rothe oder Blutbach heißt. Von einem andern Bächlein, das ins Thal hinunterfließt, ſagt man, daß es nur im Frieden Waſſer enthalte. Jetzt iſt es ſchon ſeit drei Jahren trocken. Als wir thalwärts hinuntergingen, fand ich den einzigen halbvermoderten Stamm einer Eiche, der kaum von drei Menſchen umſpannt werden konnte; einen Splitter dieſer Eiche nahm ich zum Andenken mit".

Während ſeiner Studienzeit in Göttingen hatte Stackelberg noch oft mit ſchmerzlichem Heimweh zu kämpfen, und auf rührende Weiſe ſpricht ſich oft in ſeinen Briefen ſeine Zärtlichkeit gegen Mutter und Schweſtern, ſowie ſeine treue Zuneigung für ſeinen Schwager Meyendorff aus. In dem ſchon oben erwähnten Briefe an ſeine Mutter vom 20. Juni 1807 heißt es: „Sie ſind immer ſo gut, liebe Mama; laſſen Sie Ihren Otto

auch immer noch mit in Ihrem Kreiſe leben. Mag er auch weit weit von ihnen ſein, Ihrem Herzen iſt er doch immer nah. Meine kindlichen Gefühle ſind, wie ich mich auch ſonſt mag geändert haben, dieſelben geblieben. Die ſüße Gewohnheit meiner Kindheit, immer das Beſte der Mutter zu bringen, drängt mich auch jetzt noch. Es iſt mir, als müßte ich jede ſchöne Blume, jede Erſtlingsfrucht, die ich pflücke, für meine Mutter bewahren. Denke ich dann an die Entfernung, ſo lege ich ſie traurig hin, und am andern Morgen ſind ſie verwelkt; auch meine glühenden Thränen können ſie nicht mehr beleben... Nun denke ich mich mitten in Ihren Kreis, wo alles verſammelt iſt, was ſich mir angehörig nennt, und freudig umarme ich Jeden, als wäre die lange Zeit unſerer Trennung nur ein böſer Wintertraum geweſen". In einem andern Briefe an die Schweſter vom 29. Januar 1808 heißt es: „Gruß und Kuß Dir mein Lottchen im kalten Vaterlande! Doch Du mit Deinem warmen Herzen thau allen Schnee um Dich her auf... Daß Du mich lieb haſt, trautes Minchen, ſagt mir jede Zeile Deines Briefes; daß ich Dich lieb habe, könnte ich auf Bogen ſchreiben, wenn ich mein Herz entfalten wollte. Und alles das brauche ich Dir nicht ſo weitläuftig zu ſchreiben; wenn ich bei Dir wäre, ſagte Dir's ein einziger Blick... Thränen ſind Tropfen der höchſten Wonne. Haſt Du recht genau die Natur an einem warmen Sommertage beobachtet? Thränen ſchlürft die Sonne gierig aus der ſchönen Erde; Thränen fallen vom Himmel, und die ganze Natur lebt auf in geſchäftigem Grünen und Blühen; Thränen ſind die Nahrung der Körper- und Geiſterwelt. Wenn die Natur uns recht innig liebt, ſo fallen Thränen. Wenn Du mich recht glücklich machſt, ſo kommen mir Thränen in die Augen, und das geſchieht jedesmal, wenn Du mir ſchreibſt... Warum bin ich nicht bei Euch? Ach, alles Briefſchreiben iſt ein ewiges Hingeben ohne Wiederempfangen. Wie die Seele im Augenblick giebt, ſo will ſie im Augenblick zurückempfangen. Wie kann ſie wochenlang warten und die Poſttage zählen? — In einem Brief an ſeinen Schwager Meyendorff ſpricht er ſich bitter über die Rohheiten des damaligen Göttinger Studentenweſens aus: „In der Burſchenwelt, heißt es, iſt jetzt Alles Wüthen und Toben; Bannflüche waren über 5 Landsmannſchaften gegenſeitig ausgeſprochen (ſolcher Unſinn iſt nicht ungewöhnlich), und das alte Fauſtrecht war wieder hergeſtellt — bis man aus Caſſel einen Mann, Johannes Müller, kommen ließ, der mit einem ſtarken Wort alles endete, was der ganze akademiſche Senat nur immer mehr verdorben hatte.

Du kannſt Dir leicht vorſtellen, wie weit ich mich wegwünſche... Warum wirfſt Du mir es vor, daß ich Dich vor Allen liebe? Meine Schweſter iſt mir nicht lieber, als Du es biſt, und es deuchte mir ſo ſchön, daß Du mir in meinen Jünglingsjahren mit gewichtigem Rath beiſtehen ſollteſt, da ſie mich als Knaben geleitet. Zürne nicht über meine weiten Reiſepläne. Immer dachte ich mir das Leben am liebſten als eine Reiſe, und beſonders ſchön, wenn man da ſich ſelbſt den Weg ſuchen müßte und ihn fände".

Bis-Oſtern 1808 verweilte Stackelberg in Göttingen, und begab ſich darauf nach Dresden, um ſich wieder eine Zeitlang ausſchließlich den Kunſtſtudien zu weihen. Dort ſcheint es ihm endlich gelungen zu ſein, die Seinigen von dem, was ihm ſelbſt wohl ſchon ſeit lange klar ſein mochte, zu überzeugen: daß er nämlich für eine diplomatiſche Laufbahn durchaus nicht paſſe, daß er vielmehr für die Kunſt allein geſchaffen ſei und nur auf dieſem Wege ſeine Lebensbeſtimmung erreichen könne. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Dresden machte er ſich in Geſellſchaft des nachmaligen Profeſſor Tölken in Berlin nach Rom auf, und zwar zu Fuß, um Land und Leute beſſer kennen zu lernen. In Rom beſtand ſeine Hauptbeſchäftigung zuerſt in Studien nach Raphaels Frescogemälden, in Landſchaftszeichnungen und in der Ausführung ſelbſterfundener Skizzen. Von Stackelbergs eigenen Gemälden iſt den Seinigen nicht viel erhalten. Das meiſte davon iſt wohl, als nach ſeinem Tode ſein künſtleriſcher Nachlaß in Dresden in öffentlicher Auction veräußert wurde, nach allen Himmelsgegenden verſtreut worden. Gerhard hebt nach einem Briefe ihres gemeinſchaftlichen Freundes Keſtner beſonders einen ſchönen Carton hervor, eine Madonna, der 2 Engel das Chriſtkind entgegenbringen, in Stil und Behandlung der Formen mit Raphaeliſchen Reminiscenzen, doch von Erfindung ganz ſein Eigenthum. — In Rom wurde nun aber bald Stackelbergs Intereſſe vorwiegend auf die antike Kunſt hingelenkt, ſo daß er darüber die eigene künſtleriſche Production in den Hintergrund treten ließ und ſich mit warmer Begeiſterung endlich ausſchließlich der Archäologie widmete, auch alsbald, da es ihm an den erforderlichen gründlichen Vorkenntniſſen zu einem erfolgreichen Betreiben dieſer Wiſſenſchaft noch fehlte, ſich mit ganzem Ernſt und Eifer auf die dahin ſchlagendenden Studien legte.

Zwei Freunde Stackelbergs, die er in Rom kennen gelernt und mit denen er täglich verkehrte, der däniſche Prof. Bröndſted und deſſen Landsmann Koes, hatten ſich ſchon lange bemüht, eine Reiſe nach Griechenland

zu wiſſenſchaftlichen Zwecken zu ermöglichen, politiſche Hinderniſſe aber waren der Erfüllung ihrer Wünſche bisher entgegengetreten. Da kam eine Depeſche des däniſchen Geſandten aus Konſtantinopel an mit der unerwarteten Nachricht, die türkiſche Regierung ſei dem Unternehmen günſtig gemacht, die Paſchas der griechiſchen Provinzen ſeien von der bevorſtehenden Ankunft däniſcher Gelehrten benachrichtigt, man hätte Fermans und Päſſe ausgefertigt und nach Korfu entgegengeſandt; die größte Sicherheit und überall freundliche Aufnahme wurde verſprochen. Bald ſchloſſen ſich der Architekt und Gallerieinſpektor aus Nürnberg, Haller v. Hallerſtein und der Landſchaftsmaler Linckh aus Canſtadt, ebenfalls Freunde Stackelbergs, der Expedition an, und dieſe gute Geſellſchaft bewog auch Stackelberg ſelbſt, ſeinem lange ſehnſüchtig im Herzen genährten Wunſch, das claſſiſche Land der antiken Kunſt durch eigenen Augenſchein kennen zu lernen, Befriedigung zu geben. Den 13. Juni 1810 verließ die Geſellſchaft, in deren gemeinſchaftlichem Reiſepaß Stackelberg als ein mecklenburgiſcher Hiſtorienmaler figurirte, Rom, mit dem Vorſatz, in 6—8 Monaten zurückzukehren. Die Reiſe nach Neapel mußte raſch zurückgelegt werden, man genoß nur, was der flüchtige Augenblick zu betrachten geſtattete. Auch in Neapel verweilte man nur 14 Tage. Uebrigens fand Stackelberg ſeine Erwartungen von dieſer Stadt, wie ſo viele Reiſende, die von Rom dahin kommen, nicht beſtätigt. Er ſchreibt darüber: „So viel iſt mir auch aus dem kurzen Aufenthalt klar geworden, daß wer in Rom war, dieſe Stadt verſtehen lernte und ſich dort zum Künſtler bildete, in Neapel die Befriedigung nicht finden kann, welche ſo viele Reiſende rühmen und ich erwartete. Man ſehnt ſich von hier nur noch heißer nach Rom zurück und iſt nur glücklich in Neapel, ſo lange der Rauſch der Neuheit dauert. Rom iſt die Stadt, die vor allen andern aus der traurigen Jetztzeit herausrückt und ein edleres Bewußtſein anregt; Neapel aber iſt ein zweites Paris und Paris und Rom ſtehen in directem Gegenſatze". Den 4. Juli verließen die Reiſenden Neapel und fuhren mit demſelben Vetturin, der ſie dahin gebracht hatte, einem muntern bramarbaſirenden ehemaligen Soldaten Napoleons, quer über den Apennin, durch eine öde, durch Räuberei verrufene Gegend, wo überall am Wege Pfähle ſtanden, von denen die Köpfe hingerichteter Räuber ſammt abgehauenen Armen und Beinen, von den Raben halb zerfleiſcht, herabgrinzten; dann längs der einförmigen Küſte des adriatiſchen Meeres bis nach Otranto, von wo die Ueberfahrt nach Griechenland unternommen werden ſollte. Hier mußten ſie aber, aus

Furcht vor den Engländern, die an der Küſte kreuzten, 10 Tage liegen bleiben, um das Vorübergehen der mondhellen Nächte abzuwarten. Mit einem Truppentransport, der heimlich nach Korfu gehen ſollte, ſchiffte ſie ſich endlich bei ſcharfem Winde in einer Barke ein. Das Fahrzeug war mit Soldaten angefüllt und nur zwei untüchtige Matroſen und ein Schiffsjunge zu ſeiner Lenkung vorhanden. Kaum eine Miglie vom Lande brach das Steuer; der Sturm bog die Barke auf die Seite und tauchte ſie in die Fluth; die unerfahrenen Matroſen vermochten erſt nach langer Arbeit das Segel einzuziehen; man ſah ſich jeden Augenblick in Gefahr von den Wellen begraben zu werden, rief um Hülfe, gab Nothzeichen; aber obgleich man die Gefahr deutlich vom Ufer ſah und mehrere der zugleich abgeſegelten Schiffe ihnen ganz nah vorbeifuhren, kam ihnen doch Niemand zu Hülfe. Endlich wurde die Barke mit Gekrach an eine Klippe geworfen. Man warf die Kleider ab und klammerte ſich an den Maſtbaum, um ſich im Nothfall durch Schwimmen zu retten, während die Soldaten unten im Schiffsraum unthätig heulten und wehklagten; die ſchweren Beutel mit dem Reiſegelde wurden in dem Augenblicke der höchſten Gefahr verächtlich aufs Verdeck geworfen. Eine Welle hob das Schiff wieder, welches nun dem Zuge der Brandung folgend, bald hierher, bald dorthin getrieben wurde, bis es endlich auf einer flachen Stelle des Ufers in der Nähe der Stadt ſitzen blieb. Jetzt erſt kam ein Kahn aus der Stadt den Schiffbrüchigen zu Hilfe, und ſo gelangten ſie denn in dem traurigſten Zuſtande nach Otranto zurück, das ſie wenige Stunden vorher mit den ſchönſten Hoffnungen einer griechiſchen Reiſe verlaſſen hatten. Durch dieſen mißglückten Verſuch wurden die Reiſenden ſo entmuthigt, daß ſie ſchon Willens waren, nach Rom umzukehren. Nur Brönſted beharrte faſt auf ſeinem Vorſatz und die Uebrigen, nachdem der erſte Schreck des Schiffbruchs verſchwunden war, entſchloſſen ſich am Ende doch ihn weiter zu begleiten.

So ſchiffte man ſich denn nach 2 Tagen auf einer griechiſchen Barke, die mit Knoblauch beladen und mit freundlichen und erfahrenern Leuten bemannt war, zum zweiten Mal nach Korfu ein. Seekrank, von zwei engliſchen Fregatten und einem tuneſiſchen Seeräuber geängſtigt und von einem nächtlichen Sturm bedrängt, flüchteten ſie in der erſten Nacht an die Inſel Fano, wo ſie bei dem franzöſiſchen Commandanten freundliche Aufnahme fanden. Am andern Morgen die Inſel durchwandernd, ſtießen ſie auf einen Trupp Albaneſen, die eben beſchäftigt waren, ein Lamm auf homeriſche Weiſe zuzubereiten. Es wurde, nachdem man das Fell abgezogen,

an eine von der Rinde entblößte Stange gesteckt und so unzerlegt gebraten. Die Wanderer kauften und verzehrten mit Behagen ein Stück des saftigen Fleisches. Noch eine Nacht brachten sie wegen conträren Windes auf Zante zu und setzten dann ihre Reise nach Korfu fort, wo sie den 28. Juli ihren Fuß zuerst auf griechischen Boden setzten. „Sogleich nahm uns, schreibt Stackelberg, ein türkischer Quarantainebeamter in Empfang und führte uns ins Haus. Nach einigen Minuten erschienen ein Paar Herren mit Brillen auf der Nase und forderten, sich in gemessener Entfernung von uns haltend, unsere Papiere. Mit einer langen Zange nahmen sie unsere Papiere in Empfang und hielten sie über ein Kohlenbecken, bis sie bräunlich aussahen, und so gebraten konnten sie die Herren mit den Brillen erst genießen. Als man fand, daß wir aus Italien kämen, wurden wir sogleich in Freiheit gesetzt. Wie sehr interessirte es uns, die Befehle an den Wänden hier alle in griechischer Sprache zu lesen. Während unsern dänischen Gefährten ihre Geschäfte mit den Empfehlungsbriefen begannen, eilten wir Künstler aus den Thoren der Stadt, um das herrliche Land zu beschauen, dessen erster Anblick sogleich eine reichliche Ernte für die Sammlung unsrer Handzeichnungen versprach. Auf allen Seiten zieht sich ein majestätisches Gebirge um die Insel, zwischendurch erblickt man den Spiegel des Meeres in der Ferne, und Hügel voll immergrüner Olivenwälder bilden dicht um den Beschauer den reizendsten Vordergrund." In Korfu erhielten die Reisenden übrigens sogleich die niederschlagende Kunde, daß weder Firmans noch Empfehlungen an die griechischen Paschas für sie aus Konstantinopel angekommen und daß sie in ihren Erwartungen, unter besonders günstigen Umständen sicher und bequem die Reise durch Griechenland zu machen, vollständig getäuscht seien. Ihnen blieb also nichts übrig, als entweder die Reise ganz aufzugeben und nach Italien zurückzukehren, oder wie alle andern Reisenden sich tausend Gefahren auf den unsichern Wegen auszusetzen. Sie wählten das Letztere, um wenigstens durch den Besuch von Athen ihre Sehnsucht einigermaßen zu befriedigen. Indessen wurden sie von dem französischen Commandeur mit großer Achtung und Zuvorkommenheit behandelt, und diesem Beispiel folgten alsbald fast alle angesehene Häuser der Insel, so daß eine Einladung die andere, ein Gastmahl das andere drängte. Dabei ließen sie die ersten Eindrücke griechischen Wesens mit Behagen auf sich wirken. Stackelberg interessirten besonders die muntern Sulioten, die ihre republikanische Verfassung 12 Jahre lang mit der größten Tapferkeit gegen den berüchtigten Ali

Paſcha von Janina behauptet hatten und dann, von ihm beſiegt, zum Theil nach Korfu geflüchtet waren, wo ſie unter den franzöſiſchen Truppen Kriegsdienſte genommen hatten. Gleichzeitig aber machten die Reiſenden auch ſchon manche unangenehme Erfahrungen von den Reizen griechiſcher Gaſtfreundſchaft und, beſonders bei den Verhandlungen wegen ihrer Ueberfahrt nach dem Feſtlande, von der Betrügerei und Wortbrüchigkeit der modernen Griechen, deren Unzuverläſſigkeit, ebenſo wie im Alterthum die berüchtigte Punica fides, in damaliger Zeit ſprichwörtlich geworden war.

Leider konnte Stackelberg von dem ſonſt ſehr angenehmen Aufenthalt in Korfu nur wenig genießen, denn ſchon 2 Tage nach ſeiner Ankunft befiel ihn ein heftiges Fieber, an dem er 14 Tage darniederlag. Nach einem 4-wöchentlichen Aufenthalt auf der Inſel traten ſie den 25. Auguſt 1810 ihre Reiſe nach dem Feſtlande an. „Alle unſere Schutzmittel, ſchreibt Stackelberg, für die Reiſe durch Griechenland beſtanden in Päſſen von dem däniſchen Conſul in Korfu, in einem Paar Piſtolen, einem Säbel und Hirſchfänger, und einigen Empfehlungsbriefen von Franzoſen aus Korfu. Wir waren aber überzeugt, daß wir auch ohne dieſe Sicherheitsmittel reiſen könnten. Nach Päſſen wird man in Griechenland nicht gefragt, die Empfehlungen führen nur, wie wir ſchon erfahren haben, in die Hände von Leuten, die einen deſto ärger betrügen und ausziehen, und jene Waffen ſind wohl auch nicht geſchmiedet, um ein Echo in den Felſen von Griechenland zu erwecken. So traten wir nun unſre gefährliche Reiſe mit einer Freudigkeit und Zuverſicht an, die nichts Anderes ſein konnte, als die magiſche Wirkung der ſchönen Umgebungen und des claſſiſchen Bodens.“ Fortwährend von engliſchen Kriegsſchiffen geängſtigt, landete die Barke, mit der ſie ſich nach Patras eingeſchifft hatten, in Preveſa. Der Schiffer, der wohl wußte, daß ihre Papiere von franzöſiſchen Autoritäten unterſchrieben waren, und ſtets fürchtete, von engliſchen Schiffen angehalten und ihretwegen in Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden, ſuchte ſich ſeiner Paſſagiere auf alle Weiſe zu entledigen. Nach langen Berathungen mußten ſie ſich endlich entſchließen, ihre Reiſe von Preveſa zunächſt zu Lande fortzuſetzen. In Patras nahm Stackelberg ſeinen griechiſchen Diener Dmitri, einen armen Waiſenknaben aus Miſſolunghi, an, der ihn ſeitdem auf ſeiner ganzen griechiſchen Reiſe, und auch hernach noch in die Heimath begleitete und ihm ſein ganzes Leben lang mit der größten Treue und Anhänglichkeit ergeben blieb. Die Reiſe ging übrigens ſehr langſam von ſtatten, hauptſächlich durch Stackelbergs Krankheit verzögert, der nur mit

kurzen Unterbrechungen faſt beſtändig von heftigen Fieberſchauern geſchüttelt ward. Er war ſo angegriffen, daß bei der Einſchiffung in Patras nach Korinth, Koes und die andern Gefährten abwechſelnd ihn den langen Weg bis zur Barke faſt tragen mußten. Dabei hatten ſie von beſtändigen Betrügereien und Unverſchämtheiten der Griechen zu leiden. „Jedermann rieth uns, ſchreibt Stackelberg in ſeinem Tagebuche, gegen die böswilligen Griechen tüchtig den Stock zu gebrauchen, ein Verfahren, das wir für ebenſo gefährlich als unwürdig hielten, deſſen Wirkung aber leider bei dem unterdrückten Volke nur zu angenfällig war. Schon in Patras hatten wir Gelegenheit uns davon zu überzeugen, als unſere Effecten in das Haus des Conſuls, der uns ſeine Wohnung angeboten hatte, geſchafft werden ſollten. Ein Janitſchar, der die Sorge für unſer Gepäck übernommen hatte, ſprach mit den dienenden Griechen auf gar keine andere Weiſe als durch den Stock, und dieſe gehorchten mit wahrhaft hündiſcher Furcht, ohne daß ſich hierbei auch nur ein Schimmer von beſſerm Gefühl gezeigt hätte. Wahrlich, ein ſchmerzlicher, empörender Anblick, an den ſich der Reiſende lange nicht gewöhnen kann: die tiefgefallenen Nachkommen ſo herrlicher Vorfahren auf ihrem eigenen väterlichen Erbtheil ſo mit Füßen getreten zu ſehen. Dieſe Wahrnehmung verbittert Jedem, der mit der lebhafteſten Theilnahme dieſe Gegenden beſucht, den Aufenthalt daſelbſt, begleitet ihn bei jedem Schritt und verläßt ihn ſogar in der Ferne nicht, wenn er, in ſein civiliſirtes Vaterland heimgekehrt, ſich in Erinnerungen an die ſchöne Vergangenheit ergehen will.“

Als ſich die Reiſenden Korinth näherten, verließ Stackelberg das Fieber, und er konnte ſich ungeſtört dem Eindrucke hingeben, den der Meerbuſen von Korinth, einer der ſchönſten der Welt, auf ihn machte. Hören wir ſeine eigene beredte Schilderung von dieſem Eindrucke: „Als wir den kriſſäiſchen Meerbuſen verlaſſen, öffnete ſich das weite Panorama des korinthiſchen Buſens unſern Blicken. Gegen Weſten zogen ſich vom Parnaſſus die blauen Gebirge von Phocis, rückwärts ſich verjüngend, in die Ferne. Zur Rechten und vor uns gen Südoſt erhob ſich der Peloponnes mit den dunkeln Spitzen des Gebirges von Sicyon, kühn und wunderbar geformt. Das niedere Ufer trat ſchroff und ſchwarz ins Meer, denn ſchon wurde es nicht mehr von der hinter uns ſinkenden Sonne beleuchtet, die mit ihren letzten Strahlen nur noch vor uns den Felſen von Akrokorinth vergoldete. Dieſer tritt, von dieſer Seite geſehen, unter den Bergen von Sicyon und Nemea majeſtätiſch hervor und ſenkt ſich mit den

Umgebungen ſeines Fußes ſanft zum Iſthmus herab, welcher ſich nördlich wieder unmerklich erhebt, bis das Vorgebirge Olmiae als iſolirte Maſſe gewaltig hervortritt und von dem Becken des korinthiſchen Meerbuſens den halcyoniſchen trennt, der ſich tief hinein in das Land zu verlieren ſcheint. Nördlich erhebt ſich der Helikon, von dem ſich ein hoher langgeſtreckter Felsrücken bis an den Fuß des Parnaſſus gegen Weſten hinzieht, welcher als der höchſte über alle ſeine gigantiſchen Brüder hinwegblickt und ſo das erhabene Rundgemälde ſchließt. Die Beleuchtung der Abendſonne gab den Bergen und Küſten, die ſich hinter einander erhoben, die wunderbarſte Schattirung von unendlich verſchiedenen Tinten, was eine bezaubernde Wirkung hervorbrachte.“ Am 12. September landeten die Reiſenden in Korinth und ſtiegen in einem Chan (Herberge) ab. Während Bröndſted und Koes ſchon am zweiten Abend nach Athen abreiſten, fühlten die Uebrigen ſich durch die ſchöne Lage von Korinth ſo angezogen, daß ſie ſich vornahmen dort einige Zeit zu verweilen, fleißig zu zeichnen und alle Merkwürdigkeiten dieſer Stadt ſogleich in Augenſchein zu nehmen. Ihre dortige Lebensweiſe beſchreibt Stackelberg folgendermaßen: „Morgens ſtanden wir mit Sonnenaufgang auf, wenn der Wächter vom Thurm, der unſerm Fenſter gegenüber lag, mit heiſerer Stimme nach allen vier Weltgegenden rief: Gott iſt Gott! Kein Anderer iſt Gott! Mahomed iſt ſein Prophet! Das iſt zugleich das Zeichen, daß die Kaffeehäuſer geöffnet werden. In eins derſelben begaben wir uns ſodann. Ein ſolches Kaffeehäuschen iſt nur zum Türkiſch-Sitzen oder Liegen eingerichtet: ein ſchmaler Gang führt zum Feuerheerd in der Mitte des Raumes; an 3 Seiten gelangt man auf ſchmalen Treppen zu einem mit Schilfmatten belegten erhöhten Boden, der durch Geländer von Latten, mit kleinen Bronzeknöpfen verziert, in kleine Logen abgetheilt iſt, worin man kaum aufrecht ſtehen kann, da ſie nur zum Liegen, Trinken und Rauchen eingerichtet ſind. Der Eingang der Kaffeehäuſer gewährt meiſt eine freie Ausſicht auf die Straße, das Feld und die Gebirge; ein weit vorſpringendes Dach auf Pfählen deckt das kleine Gebäude. Ernſt und gravitätiſch ſitzen die Türken hier tagelang mit untergeſchlagenen Beinen, an den Wänden gereiht, und beſchäftigen ſich mit Tabackrauchen und Kaffeetrinken; ſelten reden ſie einige Worte oder beſchäftigen ſich mit dem Dambrett; Schachſpieler ſah ich nicht. Nach dem Kaffee zerſtreuten wir uns auf Hügel und Felder um zu zeichnen oder die Ueberreſte des Alterthums zu durchforſchen. Mittags trafen wir in unſerm Chan zuſammen und nahmen ein einfaches Mahl ein. Den Wein miſchten wir nach

antiker Sitte, denn er wird hier ſtark mit Harz verſetzt, was ihm einen bittern Geſchmack giebt, ſo daß er nur mit Waſſer genießbar iſt. Nach der Sieſta ging ich wieder ins Freie und belauſchte die ſchöne Natur, ſolange die Sonne ſie noch mit Farbenpracht ſchmückte. Sobald der Nachtruf des Thurmwächters ertönt, verſchwindet das Volk von den Straßen, denn ſpäter muß man ſich mit Laternen verſehen. Um dieſe Zeit wurde es aber um ſo lebhafter in unſerm Chan. Beladene Eſel, Maulthiere und Pferde füllten den Hof, die Leute breiteten Decken aus, ſaßen zwiſchen ihren Thieren, aßen bei der Lampe oder ſangen von Ali Paſcha, Veli Paſcha und Sultan Selim, immer nur von ihren Tyrannen. Dieſe Lieder ſind kurz, werden aus voller Kehle geſchrieen und brechen oft plötzlich ab, wenn der Athem ausgeht, um dann wieder von vorn zu beginnen; meiſtens wird falſch und durch die Fiſtel geſungen, immer unisono. Zu ſchlafen war mir ſelten vergönnt, denn immer weckten mich die Klingeln der Mauleſel im Stalle unter unſerm Kämmerlein. Oft ſtand ich nachts auf, ging im hellen Mondſchein in der hübſchen Gallerie des Chans auf und ab, und betrachtete die Burg Akrokorinth, die groß und ſchauerlich, hoch über die Mauern unſers Hofes hereinragte. Dann kehrte ich wieder zu meinem Lager zurück mit dem Gefühl eines Kindes, das ſich nachts aus dem Bette ſchleicht und den Schrank öffnet, worin ihm ein liebes Geſchenk aufbewahrt wird." Uebrigens konnte man das Verlangen, alles aus alter und neuer Zeit Merkwürdige in Korinth und deſſen Umgebungen zu durchforſchen und zu zeichnen nicht ſelten nur unter großen Unbequemlichkeiten, ja nicht ohne Gefahr befriedigen. Die Erlaubniß einer Beſichtigung der Burg von Korinth wurde hartnäckig verweigert, obwohl der dort reſidirende türkiſche Bey, „ein ſchöner Greis mit langem weißem Bart und in einen himmelblauen Talar maleriſch gekleidet", an den die Reiſenden von dem Conſul aus Patras ein Empfehlungsſchreiben überbrachten, ſie mit großer Artigkeit empfing und mit Kaffee und Pfeifen bewirthete. Zeichnen konnten ſie faſt nur an einem verſteckten Platze. Dennoch wurden ſie nicht ſelten dabei von den Türken überraſcht, die ſie dann mit Schimpfreden verfolgten und ihre Verachtung gegen ſie auf alle Weiſe äußerten; am unerträglichſten dabei waren die Mohrenſclavinnen, deren es eine zahlreiche Menge in Korinth gab; ſie ſchimpften entſetzlich, hetzten die Kinder auf die Fremden und kamen dann wieder lächelnd und liebäugelnd näher. Haller konnte zuletzt faſt nicht mehr hinausgehen, er wurde mit Koth und Steinen geworfen und kam jeden Abend mit einem Gefolge von Gaſſenbuben nach

Hauſe. Als ſie eines Tages auf einer Anhöhe ein in den Felſen gehauenes antikes Grabmal unterſuchten, wurden ſie alsbald durch Weibergeſchrei und die Drohungen eines Türken verjagt; erſt da bemerkten ſie, daß man von der Anhöhe in den Hof ſeiner Weiber hineinblicken konnte, welche zu ſehen als Sünde und zugleich als Schmach gilt. Stackelberg erhielt einmal, an einer einſamen Stelle zeichnend, einen Beſuch von neugierigen türkiſchen Frauen. Sie entſchleierten ſich und baten freundlich um die Erlaubniß, ſeine Zeichnungen zu beſehen; eine von ihnen, die durch Gefangenſchaft aus Italien nach Griechenland gekommen war, ſprach gebrochen italieniſch; das Glück eines ſolchen Beſuches war aber in Korinth gefährlich, wenn zufällig Männer Augenzeugen deſſelben geworden wären; Stackelberg ſuchte ſich alſo von den Weibern ſo raſch als möglich loszumachen und war, wie er ſagt, zum erſtenmal in ſeinem Leben froh, ſchönen Frauen zu entfliehen. Denn in dieſem Lande, wo ſonſt der Aphroditecult beſonders blühte, wo überall Hetären, die Prieſterinnen der Göttin, umherſchwärmten, und eine Lais von ganz Griechenland bewundert und verehrt wurde, verwelkten jetzt traurig die Weiber in einſamen Harems und durften ſich nur, in weite Kleider und dichte Schleier vermummt, mit einer ſchwarzen Flormaske vor dem Geſicht, öffentlich ſehen laſſen.

Nach 10-tägigem Aufenthalt zu Korinth, während deſſen die ganze Gegend genügend erforſcht und gezeichnet war, gingen die Reiſenden quer über den Iſthmus nach dem Hafen von Kechries (dem alten Kenchreae) hinab, um ſich nach Athen einzuſchiffen; dort wurden ſie, aus Mangel einer ſichern Schiffsgelegenheit noch mehrere Tage aufgehalten, die Stackelberg mit der Lectüre des Pauſanias und dem Schreiben ſeines Tagebuches zubrachte. Am 25. September ſegelten ſie in einer Barke, obwohl mit wenig günſtigem Winde ab, mußten aber bei Einbruch der Nacht, weil ein Sturm drohte, wieder landen. Es wurde im Freien ein Feuer angezündet, eine mitgenommene Ziege geſchlachtet, in Meerwaſſer getaucht (welches dort ſo ſalzig iſt, daß nach dem Baden die Haare oft ganz weißbepudert ausſehen), an einem Lorberpfahle ohne weitere Zubereitung, doch höchſt ſchmackhaft, gebraten und mit Heißhunger verzehrt. Noch vor Tagesanbruch ſchiffte man bei Sternenlicht weiter. Auch in Aegina und Salamis wurde wieder gelandet, doch konnten die Inſeln nur flüchtig durchſtreift werden, weil man nach Athen eilte. Endlich am Morgen des 28. September lief man in den Hafen des Piraeus ein. Mit einem Zug Mauleſel, die mit Feigen beladen waren, traten unſere Wanderer den Weg

nach Athen an. Stackelberg ſchreibt über dieſen erſten Einzug in Athen in ſein Tagebuch: „das ganze Feld war mit Winzern bedeckt, die in großen Körben auf Mauleſeln ihre geernteten Trauben nach Hauſe führten. Geſänge ertönten nach griechiſcher Weiſe mit Pfeifen und Trommeln. Die Muſik, die ein nördliches Liedchen ſpielte, kam von einer antiken Säule, wo ein junger Grieche mitten auf der Heerſtraße, umgeben von den mit Trauben beladenen Eſeln ſaß, der eine Art Clarinette blies, während ein anderer neben ihm eifrig die türkiſche Trommel ſchlug. Wer an die Säule kam, hielt eine Weile ſtill, nahm Trauben von ſeiner Ernte und ſchenkte ſie dem Tonkünſtler, der neben ſich einen großen Traubenkorb ſtehen hatte. Ich hatte mich bei dem Muſiker eine Weile aufgehalten und eilte nun unſerer Karavane nach. Auf einer kleinen Anhöhe holte ich ſie ein, und vor mir lag nun das ganze himmliſche Athen, von der Abendſonne beleuchtet. Sanft ſchwingt ſich die Maſſe der Stadt zur Akropolis hinauf, die gewaltig auf dem Felſen ſteht; das Parthenon und die Propyläen glänzten wie vergoldet in der Abendſonne. Zur linken der Burg ſtreckt ſich der Hymettus weit über das Thal, zur Rechten erhebt ſich der Areopagus, das Muſeion, die Pnyx mit der Rednerbühne; dann erſcheint das Meer; links im Vordergrunde der Lykabettus. Das Herz klopfte mir vor heiligem Entzücken, als ich durch das neue Thor der Stadt ging und ihren claſſiſchen Boden mit den Füßen berührte.“ Nothdürftig richteten ſich nun Stackelberg und ſeine Gefährten in ihrer vorläufigen Wohnung ein; und noch an demſelben Abend trieb ſie's hinaus auf eine Anhöhe, um von all dem Schönen, das ſie nun hier genießen ſollten, einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen. Sie erkletterten ſogleich, ohne ihre ermüdeten Glieder zu ſchonen, den hohen Anchesmus, eine Fortſetzung des Lykabettus, der ſich gegenüber der Burg erhebt. Aber kaum hatten ſie den Gipfel erreicht, als Stackelberg von einem fieberhaften Zittern des ganzen Körpers befallen wurde. Man ging ſogleich zur Stadt zurück, aber von dieſem Augenblick an ſchlich ſich ein gefährliches typhöſes Fieber in ſeine Glieder. Er fühlte ſich bald ſo matt, daß er nicht mehr gehen konnte und das Bett hüten mußte. Die Krankheit nahm einen immer gefährlichern Charakter an; wochenlang lag er bewußtlos da, doch ohne Schmerzen und Beängſtigungen und nur mit heitern Phantaſien beſchäftigt. Ein geſchickter engliſcher Arzt behandelte ihn, und ſeine Gefährten ſowie ſeine Hausgenoſſen, beſonders das ſchöne Weib ſeines griechiſchen Hauswirths pflegten ihn mit liebevoller Sorgfalt. Endlich erwachte er wieder zu Leben und Bewußt-

ſein; die Sterne ſchienen auf ſein Lager durch die offene Gallerie des Zimmers; Haller, der grade bei ihm wachte, ſah ihn erſchrocken und beſorgt an und verbot ihm zu ſprechen. Seitdem ging es raſch und ſicher zur Geneſung, aber länger als 2 Monate dauerte es, bis er wieder zum völligen Gebrauch ſeiner Kräfte gelangte, die erſehnte Durchforſchung Athens und ſeiner Umgebungen beginnen und das neue und eigenthümliche Leben dieſer Stadt kennen lernen konnte.

In Athen trafen unſere Reiſenden zunächſt mit dem liebenswürdigen engliſchen Architekten Cockerell und deſſen tüchtig gebildetem Landsmann Foſter zuſammen, die ſeitdem treue Genoſſen aller ihrer Unterſuchungen und Genüſſe wurden. Auch der franzöſiſche Viceconſul Fauvel, übrigens nach Stackelbergs Urtheil ein Mann von wenig Kenntniſſen und großen Prätenſionen, an den die Reiſenden beſonders empfohlen waren, hielt ſich zu ihnen und erwies ihnen manche Gefälligkeit; ebenſo Gropius, engliſcher Conſul in Trikieri, aber oft in Athen anweſend, ein tüchtiger Mann und alsbald Stackelberg und ſeinen Genoſſen eng befreundet. Außer dieſer Geſellſchaft wiſſenſchaftlicher Freunde fanden die Reiſenden in Athen ſelbſt eine zweite, halb fränkiſche halb griechiſche, welche beſonders aus den Franzoſen, die dort geboren oder verheirathet waren, beſtand. Dieſe ſtrebte es in Allem den Franken nachzuthun, obwohl das Wort Frank eine Art Schimpfwort war, ſtatt deſſen man ſich gegen Fremde, welcher Nation ſie auch angehören mochten, ſtets der ehrenden Anrede Mylord zu bedienen pflegte. „Es wird da viel getanzt (ſchreibt Stackelberg) man muß ſich aber an die griechiſche Tanzmuſik gewöhnen, um ſie zu ertragen. Die Violinen der Neugriechen haben 6 Saiten (durch 2 Drathſaiten vermehrt) und einen ſchneidenden Klang; für falſche Töne ſcheint man gar kein Gehör zu haben; ſie werden vielmehr als Bravour angeſehen und von Allen wiederholt. Das Tambourin iſt ein nothwendiger Beſtandtheil jeder Muſik. Auf den atheniſchen Bällen ſieht man Herren und Diener gemiſcht und vertraut mit einander tanzen, dies verhindert jedoch nicht, daß am folgenden Tage die Diener für den geringſten Fehler Prügel bekommen. Die Athenienſerinnen ſind im Hauſe höchſt ungenirt. Treten ſie aber auf die Straße, ſo verſchleiern ſie ſich dicht, und keine wagt es auf der Straße neben einem Manne zu gehen. Auch geſungen wird von den Frauen in der Geſellſchaft, aber der Geſang iſt ebenſo falſch wie die Inſtrumentalmuſik. Sie wiſſen der Stimme etwas Bebendes zu geben, und das macht beſonders die ſchwermüthigen Geſänge ſehr rührend; in Ruhepunkten

machen ſie eine Art Triller, den ſie lang aushalten, doch iſt das auch mehr jenes Beben der Stimme; viele Lieder ſind durchaus ohne Takt; ſie tragen den Charakter der Schwermuth oder der Raſerei; ein gemüthlich luſtiges Liedchen oder Tänzchen, wie z. B. die Tyroler, kennen ſie nicht. Auch hier keine Idee von Harmonie, alle ſingen unisono". Nun machte ſich Stackelberg auch an eine Durchforſchung der Umgegend und an die Aufnahme des Sehenswertheſten in ſein Skizzenbuch. „Die Gegend von Athen (leſen wir in ſeinem Tagebuche) trägt das Gepräge ſeiner Kunſtwerke, ſtille einfache Größe. Man ſieht in den Gebirgslinien keinen ſchroffen Abſturz, nichts was frappirte oder Staunen erregte; Alles iſt auf das Sanfteſte abgewogen; recht was man ſonſt attiſch nennt, iſt auch in Athens Natur zu finden. Wer zuerſt nach Athen kommt, wird daher gar nicht durch deſſen Umgegend betroffen. Wie die großen Wälder und Waldungen am Cephiſſus, laſſen auch die ſanften Linien der Berge den Eindruck der Ruhe zurück, die in ihnen herrſcht. Erſt nach einiger Zeit des Aufenthalts fühlt man ſich mit dieſer Größe und Ruhe vertraut und hinlänglich zu ihr erhoben um ſie zu verſtehn: dann erſt ſteigen die Berge kühner auf, die Felder dehnen ſich aus und das Meer ſtrahlt glänzender daneben. Es bleibt ein Gefühl zurück wie bei dem Gedanken an die Thäler der Kindheit und des Vaterlandes, als hätte man dies Land ſchon vor dieſem Leben geſehen. Vom günſtigſten Punkte, dem Pnyxhügel aus, habe ich ein Panorama Athens gezeichnet. Ich kam auf den Gedanken dazu, indem ich eine Anſicht mir erwählt hatte, die ein ſchönes Bild gab; was daran gränzte, fand ich aber auch ſehr ſchön, und ſo zeichnete ich fort, bis ich rings herumgekommen war und das Panorama, ohne es anfangs beabſichtigt zu haben, bereits vollendet hatte". Unter den Ueberreſten aus dem Alterthum machte auf Stackelberg der Theſeustempel den erhabenſten Eindruck. Er läßt ſich darüber in ſeinem Tagebuche folgendermaßen aus: „Das Theſeion iſt das ſchönſte erhaltene Werk der alten Baukunſt. Die Säulen von weißem penteliſchen Marmor, ſind jetzt durch die Einwirkung der Zeit und der Elemente vom reinſten Goldgelb, vielleicht ſchöner als ſie urſprünglich die Alten ſahen. Dieſe ſchöne Farbe wird unglaublich erhöht durch die dürre Thonfarbe der großen Felder um Athen, durch die reine Luft und das herrliche Blau der Gebirge. Daher iſt die Gegend maleriſcher in der Winterzeit als im Frühling, wo jene Felder in vollem Grün prangen. Der Theſeustempel iſt jetzt zum Begräbniß der Häretiker beſtimmt, welche die Griechen gerade durch dieſe Geringſchätzung, die ſie

ihnen beweiſen wollen, am meiſten ehren. Vor einigen Monaten wurde hier ein Engländer beerdigt; auch mir wäre an dieſem Platze eine Grabſtätte bereitet worden, wenn mich das Fieber hingerafft hätte; es iſt das prächtigſte Mauſoleum. Am dritten Oſterfeiertage iſt es Sitte, auf dem Felde in der Nähe des Theſeustempels ſich vormittags zum Tanze zu verſammeln; zwiſchen den Säulen ſitzen dann die Türken auf Polſtern und ſehen den Tanzenden zu; faſt die ganze Stadt kommt dann hier zuſammen".

Auch in Athen fanden die Reiſenden manche Schwierigkeiten bei der Beſichtigung der antiken Merkwürdigkeiten. Auf die Akropolis zu kommen, koſtete ihnen z. B. große Mühe, bis ſie die Liſt brauchten, dem Disdar, Commandanten der Akropolis, zu drohen, daß ſie ihn in Conſtantinopel verklagen würden, was vortreffliche Wirkung that. Bis zum Neujahrstage dehnte ſich dieſer erſte Aufenthalt Stackelbergs in Athen aus. Nachdem ſie das neue Jahr bei Cockerell in froher Geſellſchaft begrüßt hatten, ſetzte ſich Stackelberg mit Bröndſted und Koes noch in derſelben Nacht aufs Pferd, um Böotien zu durchwandern und dann weiter nach Conſtantinopel und Kleinaſien zu reiſen. In den erſten Tagen des Januar 1811 wurde die Gegend von Eleuſis durchforſcht; es waren warme Tage wie im nordiſchen Frühlinge; die Felder wurden eben wieder gepflügt; Anemonen bedeckten die Flur. In dem Woiwoden von Theben, obgleich derſelbe gegen die Reiſenden überaus höflich war, ihren Ferman nicht einmal ſehen wollte und Alles, was ſie wünſchten, ſogleich bewilligte, lernten ſie einen jener grauſamen kleinen türkiſchen Tyrannen kennen, die das Land terroriſirten. Sie ſuchten einen Führer durch die Gegend, aber Niemand wollte auch für Geld ohne des Woiwoden Erlaubniß ſich dazu verſtehn; Koes, der ſich mit Unterſuchungen über die Muſik der Orientalen beſchäftigte, wünſchte einige Geſänge zu hören, um ſie ſich aufzuſchreiben, aber die Sänger wagten es nicht, Muſik oder Töne der Freude hören zu laſſen; die Griechen vermieden es überhaupt, ſich ihm zu zeigen, aus Furcht beraubt zu werden. In Livadia, wo ſie vier Tage blieben, lernten ſie die erſten Griechen kennen, vor denen ſie einige Achtung hegen konnten. Dieſe Leute hatten helleniſch und lateiniſch gelernt und zeigten nationales Selbſtbewußtſein und Empfindung für den Druck und die Schmach des türkiſchen Joches. Längere Zeit weilten die Reiſenden, mit antiquariſchen Unterſuchungen beſchäftigt, in der Gegend von Delphi. Stackelberg ſchreibt hier in ſein Tagebuch: „Es iſt kalt und unfreundlich; draußen ſtürmt es gewaltig; die Wolken jagen am Vollmond vorüber; in

der Ferne wogt das Meer; das Geläute der Heerden zittert bang durch die Luft. Allmälig legt ſich der Sturm; es wird heller; hier ein Fels und dort eine Wieſe wird vergoldet; die mit Schnee bedeckten Berge des Peloponnes ragen aus den Wolken hervor, die ſich über das Meer ausbreiten und erglühen. Die Sonne ſteigt in glänzender Pracht empor und beleuchtet das Thal des Parnaſſus; es wird warm trotz der Winterzeit; immergrüne Bäume bedecken das aufblühende Thal; Adler ſchweben langſam in großen Kreiſen um die mächtigen Felshörner; ein friedliches Leben regt ſich auf den Bergen und im Thal; die caſtaliſche Quelle ſprudelt in klaren Wellen aus dem Felſen; amphitheatraliſch erheben ſich die Fundamente der Stadt über die Tiefe. Delphi iſt zerſtört, aber die Götter haben Delphi nicht verlaſſen".

Den 18. Januar kamen die Reiſenden in Talanta an, wurden von dem griechiſchen Erzbiſchof in ſeiner Wohnung gaſtlich aufgenommen und ſchliefen nach langer Zeit wieder einmal in ordentlichen Betten. Stackelberg mußte den Erzbiſchof im ſchwarzen Ornat mit ſchwarzem Schleier, mit Mantel und Stab porträtiren, was die Griechen ſich ſogleich erbitten, wenn Maler zu ihnen kommen, die Türken aber höchſt ungern gewähren. In Trikieri empfing Gropius, der dort engliſcher Conſul war, ſie mit offenen Armen. Mangel an Schiffsgelegenheit und hernach conträrer Wind, hielten ſie 14 Tage daſelbſt auf. Endlich ſchifften ſie ſich am 10. Februar nach Conſtantinopel ein und befanden ſich ſchon den 15. an den Schlöſſern der Dardanellen. Hinter ihnen ſchloſſen ſich die Ufer zweier Welttheile; die Flaggen wurden zum Salutiren aufgezogen und im Vorbeiſegeln rief man ihnen Glückwünſche von beiden Welttheilen zu. Im Marmora-Meere mußten ſie wieder mehrere Tage vor einem Sturm ſich auf einer der kleinen Inſeln bergen. Endlich in der Nacht des 26. Februar ſahen ſie das majeſtätiſche Conſtantinopel vor ſich und legten ſich am folgenden Tage in der Nähe des Serails vor Anker. Sie mietheten eins der ſchlanken bunt bemalten und vergoldeten Kähnchen, von denen der Kanal wimmelte und die ſich mit italieniſcher Beweglichkeit um ſie her drängten, luden ihr Gepäck ein und verließen das Schiff um nach der Vorſtadt Pera zu fahren, wo ſie im engliſchen Gaſthauſe ſich wieder wie in der Heimath fühlten. Es war am 27. Februar 1811 gegen Mittag. Auch in Conſtantinopel wurde Stackelberg wieder gleich nach ſeiner Ankunft von einem Fieberanfall, der indeß raſcher vorüberging, heimgeſucht. Er beeilte ſich ſodann, die Eindrücke der mächtigen und dabei reizend ge-

legenen Stadt, zugleich des glänzendſten Mittelpunktes orientaliſchen Lebens, in ſich aufzunehmen. Der Geſellſchaftston in Pera wurde Stackelberg alsbald unerträglich und er ſuchte demſelben oft durch Ausflüge in die reizenden Umgebungen der Stadt, zumal auf der aſiatiſchen Seite, zu entfliehen. Er äußert ſich hierüber in ſeinem Tagebuche folgendermaßen: „Durch das Beiſammenwohnen ſo vieler fremden Miniſter in Pera iſt daſelbſt ein ganz eigenthümlicher, unausſtehlicher Geſellſchaftston entſtanden. Jeder hütet ſich ſeine politiſche Meinung frei auszuſprechen, und doch ſind politiſche Geſpräche ſo ſehr beliebt. Wie alte Klatſchweiber bemühen ſich die Peraner das Unbedeutendſte zu erforſchen und tragen dann alles eifrig herum. Wenn die Staaten in Krieg ſind, ſind es die Miniſter und alle Privatleute, die unter ihrer Protection ſtehen, auch. Bei dem Ausbruch des Krieges zwiſchen Frankreich und England entzweiten ſich die Geſandten beider Höfe, deren Häuſer aufs innigſte verbunden waren, moquirten ſich über einander und ſahen ſich nie, bis der Friede geſchloſſen wurde, da erſt kehrte die alte Freundſchaft wieder zurück. Wir ließen uns übrigens durch diplomatiſche Rückſichten nicht ſchrecken, ſuchten ſogleich die uns von Griechenland her bekannt gewordenen Engländer auf und kehrten uns nicht an das Naſenrümpfen des franzöſiſchen Chargé d'affaires. Beſuche über Beſuche bei allen Geſandten der Reihe nach wurden abgeſtattet, Einladungen folgten auf Einladungen, und leere Unterredungen raubten uns viele ſchöne Stunden unſeres Aufenthalts; mein Kopf wurde mir ganz wüſt von den ewigen Phraſen: j'ai l'honneur, je suis ravi, avez-vous vu le canal, c'est magnifique etc. Dazu kommen die neidiſchen Bemerkungen, die ſteten Moquerien des Einen über den Andern; kurz, dieſer Zuſtand wurde ganz unerträglich". — Eine intereſſante Ausnahme unter der Peraniſchen Bevölkerung machte der ſchwediſche Geſandte, Chevalier de Palin, ein leidenſchaftlicher Antiquar und gelehrter Hieroglyphenerklärer, der mit den übrigen fremden Geſandten gar nicht verkehrte, weil er behauptete, daß man mit dieſen Leuten nicht eine Stunde leben könne. Stackelberg, der dieſe Bekanntſchaft natürlich beſonders cultivirte, fand ihn in der Regel in ſeiner Studirſtube; auf ſeinem Tiſche und in den Ecken des Zimmers ſtanden ägyptiſche Statuen mit Hieroglyphen, und in Schränken befand ſich ein ganzer Schatz ägyptiſcher Alterthümer, beſonders merkwürdige geſchnittene Steine, unter denen mehrere von vortrefflicher griechiſcher Arbeit; auch beſaß er eine reiche Münzſammlung, legte aber nur auf ſolche Münzen Werth, an denen ſich hieroglyphi-

ſche Inſchriften fanden, und war gleich bereit gegen eine neue dieſer Art eine der ſeinigen von dem höchſten Kunſtwerth wegzugeben. Er fand ſowohl in der Idee als in der Verſinnlichung der griechiſchen Götter das Symbol der ägyptiſchen wieder. Vergeblich bemühte ſich aber Stackelberg eine vollſtändige Erläuterung ſeines Syſtems aus ihm herauszulocken. Er hatte durch ſeine Entdeckungen einen ſolchen Reichthum von Combinationen erlangt und ſeine Gedanken drängten ſich ſo raſch, daß man nur einzelne Andeutungen darüber von ihm im Fluge erhaſchen konnte. Er glich einem hüpfenden Botaniker in einem Garten voll ſeltſamer Pflanzen, die Verknüpfung ſeiner Ideen bekam ſelbſt etwas Hieroglyphiſches. — Zu den neuen Bekanntſchaften Stackelbergs in Conſtantinopel gehörte auch der italieniſche tüchtige Muſiker und Componiſt Belloli, ein ſtets heiterer und froher Mann und begeiſterter Verehrer der deutſchen Muſik. Stackelberg muſicirte oft mit ihm und bedauerte ihn, daß er in Pera, wo ihn niemand verſtände und ſeine Compoſitionen ohne eine Spur von Gefühl angehört würden, ſeine Zeit verſchleudern müſſe. „Ich merke es hier oft, ſchreibt er, was das für eine verdammte Lage iſt, vor Perſonen, die nichts fühlen, ſich ans Clavier zu ſetzen, um die zarteſten Empfindungen ſeines Herzens auszudrücken. Man muß Belloli's Grimaſſen ſehen, wenn er die zärtlichen Arien aus den italieniſchen Opern mit einem der kalten gnädigen Fräulein ſingt! Auch ich welche jeder Gelegenheit, in den hieſigen Geſellſchaften Muſik zu machen, aus: aber es gelingt nicht immer, weil wir in dem unmuſikaliſchen Orte wie ſeltene Vögel verfolgt werden".

Wenn Stackelberg ſo an dem üblichen Geſellſchaftstone wenig Befriedigung fand, ſo ſpricht er dagegen oft ſein Entzücken über die Schönheit der Stadt und über die mannigfaltigen neuen Eindrücke des daſelbſt herrſchenden Treibens aus: „Um von Pera nach Conſtantinopel hinüberzukommen (ſchreibt er in ſein Tagebuch) pflegt man ſich in einen kleinen vergoldeten, hübſch verzierten Kahn zu ſetzen, von welchen beſonders der Golf von Galata dicht beſetzt iſt, wo es von Fahrenden immer wimmelt, die einander laut zurufen. Den Vorrang beim Ausweichen giebt die Zahl der Ruderer, und dieſe pflegen genau darauf zu halten und mit der äußerſten Kraft zu wetteifern, wenn zwei Kähne neben einander fahren. Man liegt darin bequem auf Teppichen und Kiſſen, darf ſich aber nicht viel bewegen, weil das dünne Fahrzeug dann leicht umſchlagen könnte. Der Anblick der Stadt vom Kanal aus iſt herrlich. Gewaltige Häuſermaſſen erheben ſich zu langgedehnten ſich kreuzenden Hügelrücken, von denen

Gipfel immer zwiſchen dichten Cypreſſenhainen eine Moſchee aufſteigt, welche mit 4—6 zierlichen ſchlanken Thürmchen ihre Umgebung beherrſcht. Bis an die Mündung des ſchwarzen Meeres ſind die Ufer beider Welttheile faſt ununterbrochen mit Häuſerreihen bedeckt, die die überraſchende Ausdehnung der Stadt noch coloſſaler erſcheinen laſſen. In den Straßen wogt ſtets ein Gedränge von tauſend Menſchen, die bunt geſchmückt, als wäre es alle Tage Sonntag, einhergehen. Selten bemerkt man Franken ohne türkiſche Begleitung; in der Regel geht zur Sicherheit ein Janitſchar voran, der im prächtigen Scharlachmantel mit gewaltigem, ſilberbeſchlagenem Schwert, den Dolch im Gürtel, Achtung verbreitet und gegen die ſchwarzgekleideten ſchmächtigen Beiſaden (Herrſchaften, gewöhnlich ehrende Benennung der Fremden) wie ein König ausſieht. An den Türken zeigen ſich immer intereſſante Phyſiognomien, bei denen am häufigſten aus tiefliegenden, beſchatteten ſchwarzen Augen verzehrende innere Gluth oder drohende Despotie mit allen Laſtern im Bunde ſich ausſpricht. Aber die Züge ſind immer bezeichnend und verſtändlich. Durch das Coſtüm, namentlich den Kalpak (Mütze) erfährt man in Conſtantinopel ſogleich, was Jeder für ein Amt oder Gewerbe hat. Nirgend in der Welt kann man daher auch eine größere Mannigfaltigkeit in den Kopfbedeckungen ſehen, und die Verſchiedenheit iſt immer in die Augen ſpringend. Auch in ihrem ſchlechteſten Anzuge ſind die Türken immer prächtig. Nirgend ſieht man ſo ſchöne Farben in der Kleidung und ſo verſchiedene neben einander. Dieſen Zug der Pracht- und Verzierungsliebe bemerkt man auch an ihren ſchlechteſten, wohlfeilſten Waaren. Oft ſieht man einen Bettler in einem zerlumpten, aber wahrhaft königlichen Mantel mit einer prächtig vergoldeten Pfeife im Munde. Plötzlich erſcheint in dem bunten Gedränge von allen Farben auf einem ſchönen Pferde, das mit goldgeſtickter Decke und prächtigem Zaum mit Edelſteinen verſehen iſt, ein ehrwürdiger Mann mit langem weißen Bart im grünen Zobelpelz. Sein Pferd wird von roth gekleideten Dienern geführt, andere folgen, einer geht voran, der eine vergoldete Wage trägt. Mit dieſer Wage wägt er dem Volke das Brod. Es iſt ein Stambul-Effendi, ein Rechtsgelehrter, von anderer Art als unſere Advocaten, die die Leute oft um das Brod bringen. Er grüßt unſern Janitſcharen mit der Hand auf der Bruſt, und dieſer erwidert den Gruß, das Haupt nach der Schulter gekehrt, ein Zeichen der tiefſten Verehrung, welches anzeigen ſoll, daß das Haupt ſeinem Herrn freiſtehe. Keiner der Großen läßt ſich anders ſehen als zu Pferde, das mit den koſt-

barſten Decken geſchmückt iſt, und von Dienern umgeben. In einer Straße begegneten uns prächtig gekleidete Bediente, alle mit weißen Stöcken verſehn, und verkündeten, daß der Großherr ſeinen Zug in die Moſchee, der alle Freitag um Mittag ſtattfindet, unternehme. Dann ſind Stöcke und Prügel in gewaltiger Menge thätig. Auf einmal ertönt ein durchdringendes Horn: ein Derwiſch bleibt mitten in der Straße ſtehen, in einen weiten Mantel gehüllt, den grünen heiligen Stein Mohammeds um den Hals, das Horn um die Schulter. Er ſingt recitativiſch bald in Verſen, bald in poetiſcher Proſa, in den glühendſten Ausdrücken erotiſche Lieder von Gott. Eine Menge Vornehmer erſcheint auf prächtig geſchmückten Pferden in langem, glänzendem Zuge. Man glaubt, es könne kein Anderer folgen als der Sultan ſelbſt; aber es iſt nur ſein Turban von rothem Goldſtoff mit brillantener Agraffe und herrlicher Feder, der hoch zu Pferde getragen wird. Hinterdrein werden Pferde geführt mit goldgeſtickten Decken, woran die Stickerei Basrelief iſt, andere Große folgen, aus deren Gewändern die prächtigſten Solitärs am Schaft des Dolches hervorblitzen. Der Zug geht vorüber und wir beſchleunigen unſere Schritte, um einen Platz zu ſuchen, an dem wir bequem den Sultan vorüberreiten ſehen können. Aber ein Janitſchar, der wohl 40 Dolche in ſeinem weitvorragenden Gürtel wie in einem Korbe trägt, ſtellt ſich mitten in den Weg und gebietet mit lauter Stimme umzukehren, denn unter den Janitſcharen ſei ein Aufſtand ausgebrochen. Wir eilen zurück und ſuchen in einer Straße näher dem Serail Schutz in einer Schneiderbude. Der Sultan reitet indeſſen gradeswegs dahin, wo der Aufſtand iſt, um ſein Anſehen fühlen zu laſſen, denn er iſt ein entſchloſſener Mann und das Volk hat eine hohe Meinung von ihm. Während deſſen ſitzen wir beinahe eine Stunde lang, eng eingeſchloſſen von einem Schwarm neugieriger Weiber, die aus ihrer Verhüllung beſtändig nach uns ſchielen. Jetzt erſcheinen wieder Männer mit weißen Stöcken in großer Anzahl, welche ankündigen, daß der Aufſtand gedämpft ſei, dann Janitſcharen mit gewaltigen Mützen, die mit einem Schild verſehen ſind, worin ſie den Löffel zum Pillaw tragen, welcher ihnen an gewiſſen Tagen in großer Menge ausgetheilt wird. Es folgen wieder prächtig gekleidete Große und weiße und ſchwarze Verſchnittene in großer Anzahl. Ein zweiter Turban des Sultans von himmelblauem Goldſtoff wird zur Schau getragen, und nun endlich erſcheint der Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt in einem dichtgeſchloſſenen Kreiſe von Janitſcharenoffizieren zwiſchen gewaltigen Reiher-

büſchen. Sein Geſicht iſt bleich, ſein Bart kohlſchwarz, die Naſe äußerſt dick, die Züge ſind ausdruckslos, als ob man in eine Wachsmaske ſähe. Aber ſeine Diener leſen in dieſem unbeweglichen Geſichte Leben oder Tod. Noch folgt eine lange Reihe Großer und dann das zuſammenſtrömende Volk. Wir eilen in den Hafen, wo des Sultans Kähne bereit liegen, die ſich durch reiche Vergoldung, eine große Anzahl Ruderer, prächtige Kiſſen unter einem Baldachin und große goldene Schiffsſchnäbel auszeichnen. Wir fahren den Golf entlang, beſteigen den Thurm von Galata und ſehen bald den Zug von 18 rudernden Kähnen, die vom Kanonendonner begrüßt, wie goldene Schwäne in einem Bogen an der Admiralität vorbeiziehen und dann am grünen Kiosk des Serails landen. Hierzu denke man ſich die Stadt an einem herrlichen Frühlingstage mit all ihren Kuppeln, Thürmen und Cypreſſenhainen, das ſummende Geräuſch der tiefliegenden Straßen und weithin das glänzend ſchimmernde Meer. — Die aſiatiſche Küſte verdient unſtreitig noch den Vorzug vor der europäiſchen. In ganz Conſtantinopel ſind die Häuſer der Privatperſonen häßlich, elend und klein, aber die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Regierungsbeamten groß und ſchön und erſcheinen noch prächtiger unter all den kleinen Baracken. Die Griechen und Armenier, die ſtets fürchten müſſen, durch Erpreſſungen ausgeplündert zu werden, erdenken allerlei Liſt und Betrug, um ihr oft anſehnliches Vermögen zu verhehlen. So ſtreichen ſie z. B. manches große Haus von außen mit verſchiedenen Farben an, ſo daß es wie mehrere kleinere Häuſer ausſieht, damit man ja nicht glaube, ſie ſeien reich genug, um ſo große Häuſer zu bauen. Man hört beſtändig das jämmerliche Geheul der Hunde, die in großer Maſſe herrenlos umherlaufen und eine wahre Plage für den Fremden ſind, beſonders wenn er ſelbſt einen Hund hat, welcher dann ſicher, ſobald er ſich zeigt, überfallen wird. Kein Hund darf aus einem Stadtviertel in ein anderes herüberkommen, er wird ſogleich wieder hinausgebiſſen. Es werden in Conſtantinopel nie Welpen ertränkt, denn die Hunde verſehen hier eine Art Sanitätspolizei, indem ſie die Gaſſen von allem Abfall, der ungenirt auf die Straße geworfen wird, reinigen und dadurch die Verpeſtung der Luft verhindern. Es giebt auch Hundehoſpitäler oder Stiftungen, um die Hunde zu füttern, auch wird ihnen öffentlich Waſſer zum Saufen ausgeſtellt; aber bei all dem behandeln die Türken ſie doch äußerſt unbarmherzig".

Bei der Betrachtung all der zahlloſen Sehenswürdigkeiten der mäch-

tigen Weltſtadt beklagt es Stackelberg oft ſchmerzlich, daß er in Conſtantinopel nicht frei und öffentlich zeichnen, ja nicht einmal gründlichere Kunde über das Geſehene ſich verſchaffen durfte, da jedes genauere Forſchen und Fragen eines Fremden ſogleich Mißtrauen bei den argwöhniſchen Türken erregte und ihn ſelbſt in Gefahr brachte. Dennoch gelang es ihm, aus Palins Wohnung in Pera, wo er aus den Fenſtern die herrlichſte Ausſicht auf die Stadt hatte, eine panoramiſche Zeichnung von Conſtantinopel zu veranſtalten.

Gerade ein Vierteljahr lang dauerte unſerer Reiſenden Aufenthalt in Conſtantinopel, dann machten ſie ſich in Palins Geſellſchaft zur Weiterreiſe nach Kleinaſien auf. Auf einer Smyrnaer Barke durchſchifften ſie das Marmorameer und die Dardanellen und landeten in der Gegend des alten Abydus. Von da durchzogen ſie, Stackelberg zu Pferde, die Uebrigen zu Fuß, weil Palin auf dieſe Weiſe ſein Podagra heilen wollte, die Thymbriſche Ebene, unterſuchten die Quellen des Skamander, welche jetzt beide von gleicher Temperatur ſind (gegen Hom. Il. XXII 149 seqq.) was übrigens ſchon zu Strabos Zeiten der Fall war (cf. Strab. I cap. 17 p. 58 Cas. und XIII cap. 43 p. 602 Cas.), ſuchten alle jene unzähligen Tumuli auf, die in der Ebene zerſtreut liegen und nach den homeriſchen Helden bezeichnet zu werden pflegen, und gelangten dann nach der Trümmerſtätte des alten Alexandria Troas. Palin kehrte jetzt, nach Beſichtigung der trojaniſchen Ebene, wieder nach den Dardanellen zurück um ſich nach Conſtantinopel einzuſchiffen. Stackelberg ſetzte mit Bröndſted und Koes ſeine Reiſe weiter nach Smyrna fort, überall mit Unterſuchung der alten Trümmerſtätten und mit Zeichnen der hiſtoriſch oder antiquariſch merkwürdigen Gegenden beſchäftigt. Doch ſtieß er auch hier auf Schwierigkeiten, denn die Türken ſahen Nachforſchungen und Unterſuchungen in der Gegend nicht gern, und beſonders wachten ſie mit argwöhniſcher Vorſicht darüber, daß man nichts von Alterthümern aus der Gegend mit ſich fortnähme, in dem thörichten Wahne, daß überall Schätze, namentlich Vaſen, mit Goldſtücken gefüllt, unter den Trümmern verborgen lägen, die ſie den Fremden nicht gönnen mochten. Auch in der Gegend zu zeichnen war ſchwierig und gefährlich, da man deswegen theils verhöhnt und ausgelacht wurde, theils in den Ruf der Zauberei bei den abergläubiſchen Leuten kam. Am 14. Juni 1811 trafen die Reiſenden in Smyrna (heutzutage Ismir) ein. Sie fanden die Stadt eben durch eine ſchreckliche Feuersbrunſt faſt zur Hälfte zerſtört und auch den Ueberreſt nichts weniger als

ſchön. „Die Straßen (ſchreibt Stackelberg) ſind äußerſt eng, ſo daß die Luft nicht hindurchſtreichen kann, woher denn Smyrna auch faſt beſtändig der Sitz der Peſt iſt. Ein kothiger Pfuhl wälzt ſich durch die Stadt, der ſelbſt bei großer Hitze nicht austrocknet; man muß oft durch die Höfe und Häuſer hindurchgehen oder reiten, um von einer Straße zur andern zu kommen. Die Peſt iſt auch die Urſache, daß in faſt allen Häuſern der Hof oder die Treppe mit Gitterthüren von Latten von der eigentlichen Hausflur geſchieden ſind, um mit den Eintretenden ſprechen oder ihnen auch etwas reichen zu können, ohne in unmittelbarer Berührung mit ihnen zu kommen". In Smyrna trennte ſich Koes von der Geſellſchaft, um gerade nach Athen zurückzuſchiffen und dort mit dem Muſiker Belloli zuſammenzutreffen, der inzwiſchen auch Pera verlaſſen hatte und auf der Reiſe nach ſeinem Vaterlande Italien begriffen war. Stackelberg ſetzte nun allein mit Bröndſted ſeine Reiſe nach Süden durch Kleinaſien weiter fort, doch ſollte er nach der Verabredung mit Koes nicht weiter als bis Epheſus gehen. Am 20 Juni verließen ſie Smyrna und nahmen einen Janitſcharen als Begleiter mit, da ſie ſchon auf der ganzen Reiſe die Erfahrung gemacht hatten, daß die Türken in Aſien viel brutaler und hochmüthiger ſeien als in Europa, obgleich man ihnen gerade das Gegentheil geſagt hatte. Von ihrer Gaſtfreundſchaft merkten ſie nichts, und fanden überall denſelben düſtern Ernſt und die gleiche Abgeſchloſſenheit. Obwohl jetzt in türkiſcher Begleitung reiſend, wurden ſie doch nicht ſelten von den Kindern mit Steinen geworfen und gehöhnt, was die ältern Leute mit Luſt anſahen. Ueberhaupt bot dieſe Reiſe durch Kleinaſien eine verhältnißmäßig geringe Ausbeute an Genuß und Belehrung, und Stackelberg äußert, wenn man in Conſtantinopel geweſen, dürfe man von orientaliſchem Treiben und Weſen in Kleinaſien nichts Neues und Beſonderes mehr erwarten. Von dem elenden Dorfe Aga-Sulu aus wurden die Ruinen des alten Epheſus unterſucht, die jetzt ganz verödet liegen und nur im Frühling und Herbſt von den Landleuten der umliegenden griechiſchen Dörfer zur Bearbeitung der zwiſchen den Trümmern liegenden Felder beſucht werden. Bei Epheſus kehrten ſie der Verabredung gemäß um und gingen zunächſt nach Smyrna zurück; und hier wurde Stackelberg zum erſtenmale von jenem gefährlichen Aſthma befallen, das ihn hernach noch mehrmals an den Rand des Grabes brachte. Er ſchreibt darüber aus Smyrna: „Kaum waren wir aus Epheſus zurück, als es mir bei der drückenden Hitze ſchon jede Nacht wie eine ſchwere

Laſt auf der Bruſt lag, die mir den Athem ſperrte, ſo daß ich die Fenſter aufreißen mußte, um mich zu erholen. Am dritten Abend ergriff mich plötzlich ein ſolcher Lungenkrampf, daß der letzte Reſt von Luft und Leben jeden Augenblick aus meiner Bruſt zu entweichen drohte. Zum Glück war der Arzt einer engliſchen Fregatte, die vor Smyrna lag, ſogleich zur Stelle, der mir eine Ader öffnete und ſogar die ganze Nacht in meiner Nähe ſchlief, um mir Hülfe zu leiſten. 6 Tage blieb ich in dieſer Gefahr, während deſſen ich nichts genoß, ängſtlich nach Luft röchelnd, und nicht ſchlafen, überhaupt nicht liegen, ſondern nur ſitzen konnte, indem ich meinen Kopf auf den guten Dmitri ſtützte, der mich mit großer Treue pflegte. Kein Mittel half, obgleich noch zwei andere Aerzte, ein hüpfender Franzoſe und ein braver Deutſcher, Zimmermann aus Riga, mich behandelten. Letzterer öffnete mir 2 Adern am Fuß, aber es floß kein Blut und bis über die Knie war ich kalt. Nur Blutegel ſogen, und dieſe haben mir vielleicht das Leben gerettet. Denn darnach ſank ich in einen leichten Schlummer und konnte wieder freier Athem ſchöpfen. Seitdem wurde es beſſer, obwohl die äußerſte Schwäche und Entkräftung noch lange anhielt. Während deſſen war auch Bröndſted krank geworden und lag an einem gefährlichen Fieber darnieder. Die gewaltige Hitze in der Stadt hinderte unſere Geneſung. Deshalb ließen wir uns beide, bis zum Niederſinken matt, auf Eſeln langſam nach Budſcha, einem Dörfchen ohne Aerzte, aber mit reinerer Luft, bringen und bezogen ein hübſches Häuschen, das auf der Höhe liegend von allen Seiten Luft bekommt. Dort genaſen wir raſcher". In Budſcha erlebte Stackelberg auch ein Erdbeben, das in jenen Gegenden, beſonders in ſpäterer Jahreszeit etwas ſehr gewöhnliches iſt. Ueber den unheimlichen Eindruck, den daſſelbe auf ihn machte, ſchreibt er Folgendes: „Ich hatte mich Abends kaum zu Bette gelegt und war ſorglos eingeſchlummert, als es mir vorkam, als ob ich hin und her gerollt wurde, und ich auffuhr um zu ſehen, wer mich wecke. Niemand war da, aber über mir bewegte ſich das Zimmer und krachte und knackte zweimal zuſammen. Ein ſchauerliches Gefühl, wie nach einem eben verſchwundenen Geſpenſt überkam mich. Ich ſtürzte aus dem Zimmer; Bröndſted ſaß eben ſo voll Entſetzen am Nachttiſch. Die Wirthsleute rannten aus dem Hauſe hervor. Es war vorüber, aber die ſchreckhafte Erwartung neuer und heftigerer Stöße dauerte noch mehrere Stunden fort. Schauerlich iſt es, wenn die liebe Mutter Erde, die ſonſt immer ſicher und feſt ihre Kinder im Schoße hält, Donner und Blitz, alle Veränderungen der

Jahreszeiten und die furchtbarſten Wirkungen der Elemente ruhig über ſich ergehen läßt, ſelbſt zu wanken anfängt und wir feindlich vor ihr fliehen und ihr doch nie entfliehen können"!

In der Nacht des 17. Auguſt ſchifften ſich die Reiſenden endlich nach Griechenland wieder ein und landeten ohne weitere Widerwärtigkeiten in Trikieri, wo ſie von Gropius überaus herzlich empfangen wurden. Hier erfuhren ſie ſogleich von der koſtbaren Entdeckung der aeginetiſchen Statuen, die die zurückgebliebenen Freunde, Haller, Linckh, Cockerell und Foſter, im April gemacht hatten. „Sie haben einen Fund von 17 Statuen gemacht, ſchreibt Stackelberg in ſein Tagebuch, wie ſeit einem Jahrhundert nichts Gleiches vorgekommen". Jene Statuen waren eben von Gropius in aller Stille, weil man die mißgünſtigen Ränke der Türken fürchtete, nach Zante geſchafft worden, wo ſie an die Meiſtbietenden zum Verkauf ausgeſtellt waren; jeder der vier Finder wünſchte ſie ſeinem Vaterlande zu erhalten. Vor der Rückkehr nach Athen durchwanderte Stackelberg noch Theſſalien und beſuchte das Thal Tempe. Die Stadt Lariſſa fand er eben durch eine ſchreckliche Ueberſchwemmung faſt ganz zerſtört. Ueber Tempe, „jenes einzig ſchöne Thal, deſſen Gleichen man nicht findet", äußert er ſich folgendermaßen: „Von lächelnden Hügeln, die überraſchend in reizende, von Geſträuch und Bäumen durchzogene Thäler ſchauen laſſen, von Hainen und Fruchtgärten, aus denen der Fluß breitſtrömend hervordringt, ſich wieder verbirgt, abermals zum Vorſchein kommt und ſich endlich mit ſeinen Platanenufern hinter dem Dorfe in einen Wald verliert, und die von blauen Bergen, dem Olymp und ſeinen Gipfeln, im Grunde und zur Seite eingeſchloſſen ſind, engt ſich das Thal Tempe zwiſchen dem Olymp und Oſſa ernſter zuſammen. Spuren eines zerſtörten Waldſtromes neben einem mächtigen Platanenwalde regen ernſtere Gefühle an. Man geht über Steingeröll und zerriſſene Wieſen zu dem Thor, das 2 mächtig breite Felſen bilden, und das der geſpannten Erwartung ein anderthalb Stunden langes reizendes Felſenthal öffnet. So grandioſe Felſenmaſſen, die die ernſte Nähe der Götter ahnen laſſen, ſahen wir ſelbſt in der Schweiz nicht, die doch höhere Felſen hat. Aber die Form und die Verhältniſſe wirken, nicht unermeßliche Größe. Sie drängen ſich an den Strom und überraſchen bei jeder Wendung durch neue große Formen, die man vorher nicht geſehen. Plötzlich treten die Gebirge auseinander; die Ebene iſt mit Gebüſch und Grün reich durchzogen, der Peneus wird breiter und wogt ſtolz und ruhig dem Meere zu. Eine halbe Stunde da-

von iſt eine ſchöne Brücke aus großen Quadern über den Strom gebaut, gewiß eine der ſchönſten in der ganzen Levante. Wir fanden ſie zuſammengeſtürzt; der Strom hatte bei der großen Ueberſchwemmung faſt alle Bogen herabgeriſſen. Die Ruhe, mit der er jetzt durch die Trümmer fließt, zeigt das ſchönſte Bild ſtiller Kraft. Dieſe Brücke bildete den viel beſuchten, aber oft durch Räuber unſicher gemachten Paß nach Salonich und weiter nach Konſtantinopel. Vom Oſſa zeichnete ich noch einmal das Thal aus der Vogelperſpective. Dieſe Anſicht gab mir eine gewaltige Idee vom Olymp, denn die ungeheuren Maſſen, die ich in der Thalſchlucht für unerreichbar hielt, waren hier ganz unſcheinbar; die ferne Meereslinie zog ſich ruhig über ſie hin und die gewaltigen, vielgipfligen Gebirge, deren Felſenſpitzen die Wolken ſtreifen, ſind nur die Vorberge, die weitgeſtreckten Füße des Olymp, von denen ſeine breite Bergmaſſe mit allen Wohnungen der Götter auf den hundert Gipfeln ſich erſt über die Wolken zu erheben anfängt, unſern Augen auch von jener Höhe unerreichbar. Erſt von Lariſſa geſehen, treten die Gipfel des Olymp überraſchend hervor, aber ſelten frei von Gewölk, denn mit den goldenen Wolken ſchließen die bewachenden Horen ſorgſam die Thore des Olymp und öffnen ſie nur, wenn ein Gott daraus hervorgeht. Von Tempe müßte man ein eigenes Werk von Zeichnungen verfertigen."

Sehr befriedigt von dieſem Ausfluge kehrten die Reiſenden am 22. September zu Gropius nach Trikieri zurück. Hier erwartete ſie eine erſchütternde Nachricht. Ihr allgemein geliebter Freund Koes, der nachdem er ſich von Stackelberg und Bröndſted in Smyrna getrennt, hernach in Athen mit Bellomi zuſammengetroffen war, mit ihm gemeinſchaftlich den Peloponnes durchwanderte und dann nach Zante eingeſchifft hatte, war dort wenige Tage vorher mitten in ſeinen ſchönen Entwürfen geſtorben. Er war die Hoffnung einer liebenden Braut und die Freude ſorgſamer Eltern geweſen. Nachdem Stackelberg mit Bröndſted und Gropius noch die Inſel Euböa durchſtreift hatte, kehrte er Mitte October nach Athen zurück. Sie fanden ihre übrigen Genoſſen noch von Athen abweſend, und Stackelberg machte ſich nun gleich nach ſeiner Ankunft an die Arbeit, noch einige der ſchönſten Ausſichten von Athen zu zeichnen, wobei ihn der reine Himmel und die klare durchſichtige Luft begünſtigten. Dann wurde mit Gropius, der eines Geſchäftes wegen nach Athen gekommen war, ein Ausflug zu Pferde nach Marathon unternommen. Ueber dieſe Excurſion ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Die Sonne vergoldete die Ebene mit feurigen Far-

ben, malte die Berge azurblau und ließ die ſchönen Oelwälder bei Cephiſia wie den prächtigſten Sammet erſcheinen. Wir hatten oft den Spaß, meinen atheniſchen Führer mit dem böotiſchen, den Gropius mitgenommen hatte, ganz im antiken Sinne contraſtiren zu ſehen. Was jener mit leichtem, beweglichen Weſen, mit Freundlichkeit und allerhand kleinen Schelmereien thut, das macht der Böotier mit Grobheit und Schwerfälligkeit, ſeine Mienen ſind dabei dumm und thieriſch, wie ſein Körper plump und unbehülflich. Wenn jener am Wege ein Mädchen im Waſſer, von uns abgewendet, ſich ſpiegeln ſah und einen Stein ins Waſſer warf, daß es aufſpritzte und das Mädchen aufſcheuchte, ſo ſah der Böotier, der den Spaß nicht verſtand, uns dumm und verdrüßlich wegen unſeres Lachens an". Von dieſem Ausfluge brachte Bröndſted den ſchönen Torſo einer jugendlichen Statue in ſogenanntem ägyptiſchen Styl, aber von ſchönen Verhältniſſen und überaus ſorgfältiger Arbeit, und Stackelberg die Zeichnung des Schlachtfeldes von Marathon heim. Auf dem Rückwege beſuchten ſie noch das Kloſter der Panagia (heiligen Jungfrau) auf dem Pentelicus. Schon in der Nähe des Kloſters bei einbrechender Dunkelheit angelangt, gab ihnen ein Mönch die unangenehme Nachricht, daß ſie niemand im Kloſter finden würden, da alle Mönche vor den Türken, die oft in die Klöſter einbrachen, was ſie Eß- und Trinkbares fanden, fortführten und die Kloſterleute mißhandelten, geflohen ſeien. Unſere Reiſenden vermutheten jedoch ganz richtig, daß die Mönche ſich vor den Plünderern nur eingeſchloſſen hätten und hofften doch, ein Nachtlager im Kloſter zu finden. Als ſie in den weiten Kloſterhof geritten waren, banden ſie ihre Pferde an und klopften an alle Thüren, aber umſonſt. Der Führer ſuchte in dem Weinberge des Kloſters nach dem Wächter, fand aber ſtatt deſſen die Urheber alles Ungemachs, zwei Türken, die ſich dort ſchlafen gelegt, nachdem ſie den ganzen Tag lang wie Wölfe um Schafhürden, das Kloſter umſchlichen hatten, das ihnen die Mönche klüglich nicht geöffnet. Dieſe Räuber ſuchten ſogleich Freundſchaft mit den Reiſenden zu ſchließen, zündeten ein Feuer im Hof an, ließen ſich Reis und Kaffe, den jene mit hatten und von ihrem Führer bereiten ließen, wohl ſchmecken und kamen ſo nach ihrem fehlgeſchlagenen Raubzuge noch zu einem leidlichen Gaſtmahl, wobei ſie jedoch ruhig anhören mußten, wie jene auf die diebiſche Unverſchämtheit der Türken, die ſich in die Klöſter einquartierten, um da zu rauben und zu ſaufen, wacker losſchimpften. Nachdem ſie am Morgen fortgezogen waren, kam ein Mönch aus dem Kloſter zum Vorſchein und lud ſie zum

Mittageſſen ein. Sie nahmen es an, ließen ſich aber vorher noch zu den Steinbrüchen führen. „Eine Stunde gegen den Gipfel des Penteliçus zu, ſchreibt Stackelberg, ſind die Gruben, aus denen man den feinen pentelischen Marmor zu all den ſchönen Tempeln von Athen und zu den Statuen des Phidias nahm. Mit beſonderer Theilnahme ſahen wir auf dem Wege zu der weiteſten Marmorgrube noch einen großen Block, der roh zu einem Altar oder Säulenſtück behauen zurückgeblieben war. In den Gruben ſieht man noch deutlich den Gang des Meißels, mit dem man die Blöcke gleich nach Maß und Angabe des Baumeiſters ſorgfältig heraushieb und die Spuren der angebrachten Hebemaſchinen. Der Anblick dieſer Marmorfelſen iſt zugleich einer der maleriſchſten, von Tannen und Eichen umwachſen, über welche hinaus man die ganze Umgegend Athens vom Hymettus bis zum Parnes überſieht. Im Kloſter nahm man uns darauf mit einem fetten Mahle auf. Die Mönche ſind wie die andern Griechen gekleidet, nur tragen ſie rothe Hoſen und einen Shawl um den Kopf; ſie ſind kräftige Arbeitsleute und greifen ſich wohl nie durch Geiſtesarbeit an. Die Lage des Kloſters zwiſchen Oliven und Ulmen iſt reizend. Roſenhecken werden vor den Fenſtern der Zimmerchen gezogen und drinnen ſind reinliche Polſter und Divans. Man könnte hier in der Sommerhitze ſich einen ſehr angenehmen Aufenthalt ſchaffen".

Als die Reiſenden von dieſem Ausfluge nach Athen zurückkehrten, erhielten ſie ſogleich die angenehme Nachricht, daß ihre andern Reiſegefährten ſammt ihren neuen engliſchen Freunden aus der Morea zurückgekehrt ſeien. Die Freude des Wiederſehens nach ſo langer, beiderſeits gefährlicher Abweſenheit ließ die aufs neue Verbundenen die erſten Nächte kaum ſchlafen; ſo viel war von beiden Seiten zu erzählen. Zu der urſprünglichen Geſellſchaft der Reiſenden, die jetzt freilich um ein liebes Glied vermindert worden, war inzwiſchen Lord North nebſt einigen andern edeln und gebildeten Engländern getreten. Der Reſt des Monats November verging unter einem Gedränge von Luſtbarkeiten. Es waren reiche Wechſel angekommen und man beſchloß den Athenern einen glänzenden Ball zu geben. Stackelbergs Wohnung wurde mit den ſchönſten Tapeten ausgeſchmückt, die langen Gallerien in große Säle verwandelt, in welche die Damen aus vergoldeten Viſitenzimmern durch Fenſter blicken konnten, Palmenzweige decorirten den Grund der Säle und Kronleuchter von aneinander gereihten Roſen hingen von der Decke herab; das Ganze wurde von Hunderten von Wachskerzen aufs glänzendſte erleuchtet. Alles lobte das

geſchmackvolle Arrangement und die atheniſchen Archonten und Archontinnen äußerten, daß Athen wohl nie einen köſtlicheren Ball geſehen habe. Den bedeutenden Riß in den Beutel, den dieſes Feſt that, ließ man ſich gern gefallen, aber nicht wenig beſtürzt war man eines Abends, als die Rechnungen bezahlt werden ſollten und man plötzlich alles Geld verſchwunden fand. Zugleich war ein Bedienter, den Stackelberg und Bröndſted noch aus Smyrna mitgebracht hatten, unſichtbar geworden. Man ſtellte noch an demſelben Abend Nachforſchungen an und war in der That ſo glücklich, den Dieb um Mitternacht in einem Chan zu erwiſchen und noch faſt die ganze geſtohlene Summe in ſeinen Kleidern eingenäht zu finden. Um aber den Buben, der bei all dem hartnäckig leugnete und trotzte, nicht den türkiſchen Behörden und der Tortur preiszugeben, mußte man ihn auf eine ſchickliche Art laufen laſſen.

Bevor die engliſchen Freunde, welche eine Reiſe nach Aegypten unternahmen, von der ſie im Mai des nächſten Jahres zurückkehren wollten, abzogen, führte man noch einen Plan aus, welcher ſchon vor einigen Wochen bei einem luſtigen Ausfluge nach Sunium gefaßt war: man ſtiftete nämlich eine dauernde, auch über die Zeit des zufälligen Zuſammenſeins hinausreichende Verbrüderung, und beſtimmte ein Symbolum im antiken Sinne als Wiedererkennungszeichen, das neben der Idee eines Gaſtgeſchenkes noch die Liebe zur Kunſt und die Verehrung des Alterthums bezeichnen ſollte. Die Statuten wurden entworfen, zum Symbolum ein Ring von antiker Bronze mit der Eule, dem Vogel der Minerva, und der Inſchrift ξυνήθιον gewählt und die Diplome von 7 Primitivmitgliedern unterſchrieben. — Unterdeſſen kam vom Prinzregenten von England ein vorläufiges Gebot von 6000 Piaſtern für die aeginetiſchen Statuen; es wurde aber zufolge der Abmachung, jene Statuen in öffentlicher Auction zu veräußern, ausgeſchlagen; doch beſchloß man, der größern Sicherheit wegen die Kunſtwerke von Zante nach Malta zu transportiren. Zugleich bekam Haller vom damaligen Kronprinzen von Baiern eine Anweiſung auf 20,000 levantiſche Piaſter, um für ihn Grabungen anzuſtellen und Kunſtwerke aufzukaufen. Nun mußte auch ein Beſchluß über die fernere Thätigkeit der übrigen Geſellſchaft gefaßt werden. „Wir ſaßen (ſchreibt Stackelberg) am Abend vor der Abreiſe unſerer engliſchen Freunde noch traulich beiſammen, überdachten den Gang unſerer ganzen Reiſe, was wir bisher geleiſtet und entdeckt, und äußerten den Wunſch, daß etwas recht Tüchtiges aus unſerer Reiſevereinigung hervorgehen möge. Bei mir waren Kopf und Herz

lange mit einander im Streit: die Gefahr der Reise, die Sorge meiner Mutter, die mich schon aus Italien wieder zurückwünschte, und endlich das Geld, das von meinem Kapital abgeht, riethen zur Heimkehr. Auf der andern Seite drängten die Liebe zur Kunst, die nach dem Urtheil meiner Bekannten durch meine Zeichnungen aller der schönsten Gegenden von Griechenland eine Bereicherung erfahren sollte, dann meine eigene Lust und die Erwägung, daß wenn man in der Welt etwas leisten könne, man die Werkzeuge dazu nicht aus der Hand werfen dürfe, zur Fortsetzung des Unternehmens. Wir beschlossen endlich, unsre Reise über ganz Griechenland nach gemeinschaftlichem Plan, obwohl zur Ausführung theilweise getrennt, auszudehnen. Athen sollte der gemeinschaftliche Sammelpunkt sein. An meine Mutter schrieb ich sogleich umständlich, um diesen Plan zu rechtfertigen. Gegen Geldmangel schützt der Antikenfund und mein zunehmendes Portefeuille, das mit meiner eigenen Veredelung wächst, und überhaupt gehe ich gern den Tausch ein, mein Kapital anzugreifen und dafür ein unsichtbares in meiner Seele anzulegen."

Am andern Tage wurden die englischen Freunde von den zurückbleibenden in den Piraeus begleitet und entschwanden rasch ihren theilnehmend nachschauenden Augen.

Zu Ende des Jahres gingen Bröndsted und Linckh nach Zea ab, um dort Grabungen anzustellen, während Stackelberg durch eine Erkältung in Athen zurückgehalten wurde. Haller leitete die Grabungen athenischer Gräber, die er für den bairischen Kronprinzen vor dem thebanischen Thore begonnen hatte; da er aber bald darauf nach Zante reisen mußte, um die Verpackung der aeginetischen Statuen zum Transport nach Malta zu besorgen, überließ er Stackelberg die Sorge für seine Unternehmung, die auch günstigen Erfolg hatte, indem eine Menge Vasen und besonders zahlreiche kleine bemalte Figuren aus gebrannter Erde zu Tage gefördert wurden. Im Februar kehrte Linckh nach Athen zurück und machte dann mit Stackelberg zusammen einen Ausflug nach Salamis, wo letzterer eine kleine, ausgezeichnete Statue einer Amazone erwarb, die er stets als das werthvollste Stück seines Privatmuseums betrachtete. Der 23. April 1812, der Jahrestag des Statuenfundes, führte die Freunde in Aegina zusammen, und nun wurde an die Ausführung eines weiter ausgreifenden Planes, der schon im vorigen Jahre gefaßt war, geschritten. Haller, Linckh, Cockerell und Foster hatten nämlich im vorigen Jahre auf ihrer Reise durch den Peloponnes unter den Trümmern des Apollotempels zu Phigalia durch

einen aufgeſcheuchten Fuchs, der ſeine Grube tief in den Schutt hineingebaut hatte, eine Marmorplatte mit dem herrlichen Relief eines Centaurenkampfes gefunden, und in der ſichern Vorausſetzung noch mehr Sculpturen zu entdecken, ſogleich an jener Stelle eine Grabung veranſtalten wollen; ſie konnten jedoch ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Paſcha keine Leute zu einem ſolchen Unternehmen gewinnen. Dieſe Erlaubniß war jetzt von Gropius ausgewirkt worden; zwei Engländer ſchoſſen die nöthigen Geldmittel dazu vor, und ſo wurde denn beſchloſſen, daß ſich alle Theilnehmer der Grabung, zu denen außer den urſprünglichen Entdeckern auch noch Stackelberg und jene beiden Engländer gehörten, bis zum 21. Juni zu Megalopolis, dem gemeinſamen Sammelpunkte einfinden ſollten, um dann gleich Hand ans Werk zu legen. Linckh und Haller gingen über Aegina und Epidaurus dahin ab. Stackelberg nahm mit Bröndſted zu Lande einen Umweg, um den nördlichen Peloponnes genauer zu erforſchen, und die merkwürdigſten Gegenden in ſein Porteſeuille aufzunehmen. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch, nachdem die Reiſenden Eleuſis, Megara, Korinth, Sicyon, Tricala, Stymphalos berührt hatten, von Stackelberg zwiſchen dem 22. und 25. Juni von Pheneos aus die Quelle und der Waſſerfall des Styx unterſucht und gezeichnet, eine Gegend, welche vorher noch von keinem neuern Reiſenden wegen der damit verbundenen Gefahren, die theils durch die räuberiſchen Bewohner, theils durch die Unwegſamkeit der bergigen Gegend für den Wanderer erwuchſen, aufgeſucht worden war. Ueber dieſen Beſuch der Styxquelle hat Gerhard, Hyperboreiſch-römiſche Studien Bd. 2 pag. 293—298, einen ausführlichen Bericht nach Stackelberg's griechiſchem Reiſetagebuche geliefert. Stackelberg nahm von demſelben außer ſeinen ſchönen Zeichnungen der Gegend auch eine Flaſche des für giftig gehaltenen Styxwaſſers mit, welches ſich übrigens hernach bei der chemiſchen Unterſuchung als das reinſte Gletſcherwaſſer auswies. Erſt Anfang Juli traf Stackelberg in Megalopolis ein; auch die übrigen Theilnehmer der beabſichtigten Grabung waren verhindert worden den Termin genau einzuhalten, und ſo begab man ſich erſt den 8. Juli, nachdem ſich alle zuſammengefunden hatten, gemeinſchaftlich zum Tempel des Apollo Epikurios, wo nun ſogleich die Grabungen begannen. Ueber dieſe ſelbſt und die durch dieſelbe gewonnenen Kunſtſchätze, über das Leben und Treiben der dabei Betheiligten und die Ausführung der beſchwerlichen aber durch immer neuen Erfolg lohnenden Arbeiten, ſowie über die anmuthige Umgebung des Ortes iſt umſtändlich und in höchſt anziehender Weiſe in

Stackelbergs ſpäter erſchienenem Hauptwerke „der Apollotempel zu Baſſae in Arkadien“ gehandelt worden. Es hatte ſich um den Tempel eine ganze Colonie der gedungenen griechiſchen Arbeiter und der das Werk beaufſichtigenden und leitenden Gelehrten und Künſtler unter luſtigen, maleriſchen Zelten und Hütten angeſiedelt, wo die anſtrengende Arbeit des Tages mit heitern Mahlen, mit Muſik und Tanz an den Abenden oft bis tief in die Nacht hinein abwechſelte. Es gelang allmälig während der 2 Monate der dortigen Thätigkeit den wahrſcheinlich durch ein Erdbeben ſchon früh geſtörten Tempel von dem 16 Fuß hoch liegenden Trümmerſchutt gänzlich zu reinigen und außer einigen unbedeutenden Fragmenten der Metopen und der Cultusſtatue, 23 mit den ſchönſten Reliefſculpturen aus Phidias' Zeit gezierte Marmorplatten, jede etwa 4 Fuß lang und etwas über 2 Fuß hoch ans Licht zu fördern. Dieſelben, obwohl zum Theil gebrochen und an den Bildwerken hin und wieder beſchädigt, konnten doch in ihrer urſprünglichen Reihenfolge zuſammengeſtellt werden und bieten das einzige Beiſpiel eines vollſtändigen, leidlich erhaltenen Tempelfrieſes dar. Ende Auguſt ſchloß dies thätige durch Natur- und Kunſtgenuß und Umgang mit den Freunden verſchönte Leben, an dem man die griechiſche Landesbevölkerung mit Behagen hatte Theil nehmen laſſen, mit einem Volksfeſte, wobei man ſchließlich die zur Ausgrabung erforderlich geweſenen und nunmehr überflüſſig gewordenen Zurüſtungen in einem luſtigen Freudenfeuer verbrannte: „Ich zündete ſelbſt, heißt es in Stackelbergs Tagebuche, meine Hütte zu hellen Flammen an und weidete mich noch herzlich am prächtigen Anblick der letzten Brende, die ſie mir in dieſem poetiſchen Aufenthalte gewährte, und dann ſah ich ſie plötzlich hinter mir verſchwinden, wie all die glückliche, ſorgenloſe Zeit unſers arkadiſchen Lebens.“ Große Mühe koſtete es noch, die gewonnenen Kunſtwerke aus der wegloſen Berggegend zur Ueberſchiffung nach Zante bis an das Meeresufer herabzuſchaffen. Die ſchweren Marmorblöcke mußten ſämmtlich der Vorſicht halber von Menſchenhänden den mehrere Stunden weiten Weg getragen werden. Sämmtliche Theilnehmer der Grabung begleiteten die Sculpturen nach Zante, wo ſie verkauft werden ſollten. Stackelberg war in Zante bis Weihnachten beſchäftigt, den mit aller Sorgfalt geordneten Fries und die übrigen Sculpturfragmente vom Apollotempel zu zeichnen, die demnächſt im Stich erſcheinen ſollten. Eine vorläufige Beſchreibung derſelben ließ Gropius ſchon in Zante drucken. Die Freunde wohnten dort in demſelben Gaſthofe, wo Koes geſtorben war und beſuchten oftmals das Grab des

theuren Gefährten auf dem Kirchhofe des englischen Militairs. Bröndſted errichtete ihm dort ein Grabmal mit einem Verſe der Ilias als Inſchrift, welchen Stackelberg auf ihrer gemeinſamen Reiſe durch Kleinaſien ſich bei Troja in ſein Gedenkbuch geſchrieben und zu ſeiner eigenen Grabſchrift beſtimmt hatte.

Gegen Ende des Jahres 1812 zerſtreute ſich die Geſellſchaft von Zante. Bröndſted beſuchte indeß den nördlichen Peloponnes, wo er bei Sparta ausgeplündert wurde, und ſchiffte ſich dann zur Rückkehr nach ſeiner Heimath Dänemark ein; Haller ging nach Patras und von da nach Athen zurück; Linckh nach Ithaka, wo er glückliche Grabungen anſtellte und namentlich Gold- und Silberarbeiten, aber meiſt aus römiſcher Zeit zu Tage förderte. Stackelberg hielt ſich, nachdem er die übrigen ioniſchen Inſeln antiquariſch unterſucht und gezeichnet hatte, längere Zeit ebenfalls in Ithaka auf und kehrte dann über Miſſolunghi, Patras und Korinth Anfang Februar nach Athen zurück. Hier verlebte er mit den übrigen Freunden den Reſt des Winters und den Frühling, führte ſeine Zeichnungen genauer aus und verfolgte mit regem Antheil die Grabungen, die Lord North am Jupitertempel des Hadrian anſtellen ließ.

Den 4. Mai 1813 unternahm Stackelberg, nur von ſeinem Diener Dmitri begleitet, eine Reiſe zunächſt nach Böotien, dann in den Peloponnes, um die ihm noch unbekannten Theile dieſer Länder kennen zu lernen und das Material zu ſeinen „Anſichten von Griechenland“ zu vervollſtändigen und zum Abſchluß zu bringen. Bis zum 15. Mai war Böotien durchwandert. Darauf ging es nach einer verunglückten Seefahrt, zu Lande längs der Küſte des korinthiſchen Buſens nach Patras und durch Achaja über den Erymanthus nach Elis. Der engliſche Conſul Strane in Patras hatte ihm vorgeſchlagen, gemeinſchaftlich Grabungen in Olympia anzuſtellen. Stackelberg ging jedoch nicht darauf ein, um nicht durch neue Unternehmungen ſeine Rückkehr in die Heimath zu verzögern, obwohl die Verſuchung wegen der eben in jener Gegend ſtattgehabten Funde groß war. Doch wurde die Gegend von Olympia, namentlich die Ruinen des Zeustempels unterſucht und eine panoramiſche Zeichnung der olympiſchen Ebene von den gegenüberliegenden Bergen aufgenommen. Dann ging die Reiſe durch Arkadien und Meſſenien. Beſonders gefahrvoll war die Wanderung durch das Land der Mainoten, eines tapfern Räubervolkes in den Berggegenden des Taygetos, das ſich unabhängig von den Türken zu erhalten wußte und unter eigenen Capitänen ſtand. Die Armuth des Bodens auf

ihren Felſen, die zugleich die Hüter ihrer Freiheit waren, nöthigte ſie zur Räuberei. Ihre Capitäne, die auf ihren Schlöſſern hauſten und ſich gegenſeitig befehdeten, waren kleine Souveräne, welche eine Anzahl Räuber an ihren Höfen hielten, die ſie ſchützten, denen ſie Zuflucht auf ihren Burgen gaben und die ſie nach Beute in der Umgegend umherſandten. Stackelberg war an einen derſelben, Murzino mit Namen, empfohlen und beſuchte ihn auf ſeiner Burg Kardamyle im Taygetos, um unter ſeinem Schutze die Reiſe durch die Maina zu machen. Ueber dieſen Beſuch leſen wir in Stackelbergs Tagebuche: „Murzino ſpricht ganz abweichend von den übrigen Griechen, mit Geradheit und Treuherzigkeit und mit einer Höflichkeit, wie man ſie von einem Manne in ſo rauher Umgebung nicht erwarten ſollte. Seine Phyſiognomie hat etwas echt Räuberhaftes. Schon ſein ſtiermäßiger Nacken zeigt, daß er ſich unter kein Joch beugen wird; bei aller Corpulenz bewegt er ſich leicht und flink, iſt munter und liebt den Spaß; er iſt ein Freund von guter Koſt und hat ſeine Flaſche Wein ganz beſonders für ſich. Er kämpfte mit ſeinen 20 Palikaren gegen den Bey der Maina, der mit einer Flotte gelandet war um ſeine Widerſpenſtigkeit zu beſtrafen, mit beiſpielloſem Muth und zäher Hartnäckigkeit. Dreimal mußte er mit ſeiner Mannſchaft ſeine Burg verlaſſen und hielt ſich dann in Zante auf, nahm aber immer wieder Beſitz von ſeinem Schloſſe, bis er endlich unangefochten blieb. Seine Thaten ſind Hauptſujets der hier viel geſungenen Räuberlieder. Nachdem er meinen Empfehlungsbrief geleſen, ſagte er mir, daß ich als der Freund ſeines Freundes auf ſeinen Schutz rechnen dürfe, daß ſein Leben mir zu Gebot ſtehe und daß er mich durch ſein Gebiet, wenn ich es wünſche, ſelbſt mit allen ſeinen Palikaris begleiten wolle. Er verſprach mir eine Empfehlung an einen andern ihm befreundeten Capitän, der mich durch die Kakavulis, die ſchlimmſte Gegend der ganzen Maina, geleiten würde. Es ſeien ſchlechte Kerls, ſagte er, aber ſein Freund werde mich ohne Gefahr hindurchführen. Er führte mich in ſeiner Burg, die mit verwickelten Gängen und engen Thüren verſehen iſt und ſchmutzig, vollkommen wie ein Räubernest ausſieht, überall umher und wünſchte mir beim Eintritt in ſein Wohnzimmer feierlich das Willkommen. Als es zur Ruhezeit ging, ließ er ſeinen liebſten Palikaren hereinkommen und dieſer mußte ein Märchen erzählen und uns damit in den Schlaf bringen.“ — Unter dem Geleit der Räuber von einer Burg zur andern wandernd, gab Stackelberg ſeinen Plan, bis zum Neptuntempel auf der Spitze von Taenarum vorzudringen, auf, hauptſächlich um

raſcher nach Athen, in deſſen Umgegend dem Gerüchte nach die Peſt ausgebrochen ſein ſollte, zurückzukehren und weil es ihm an einem Freunde und Geſellſchafter in der unheimlichen Räubergegend fehlte, — und beſchloß grade über den Taygetos nach Sparta zu gehen. Dies war mit der gefährlichſte Theil ſeiner Wanderſchaft. Er erfuhr, daß man, ſobald er die Maina verlaſſen hätte und die Räuber keine Gaſtfreundſchaft mehr binde, Jagd auf ihn machen wolle und traf unterwegs den Räuber an, der im vorigen Jahre Bröndſted rein ausgeplündert hatte. Es gelang ihm von dieſem des Freundes Ring mit dem Haar von deſſen Braut wiederzuerſtehen. Derſelbe erkundigte ſich auch genau nach Stackelbergs eigenem Wege, doch wurde ihm von deſſen ehrlichen Führern, denen verboten war, etwas darüber zu verrathen, ein falſcher Weg angegeben. Vorher ſchon hatten die beiden Mainoten, die ihn über den Taygetos geleiteten, ſeinen Führern vorgeſchlagen ihn zu tödten und auszuplündern und mit ihrer Beute in die Maina zu fliehen, worauf dieſe aber auch nicht eingegangen waren. Dabei war der Weg über den Taygetos äußerſt beſchwerlich und ebenfalls Gefahr drohend, indem er oft ſchmal längs einem ſchroffen Abhange hinlief, wo jedes Ausgleiten den Tod gebracht hätte. In dem Dorfe Kuziava, wo er übernachtete, entließ er ſeine beiden Mainotiſchen Spitzbuben und nahm aus den Dorfbewohnern andere Begleiter, die zwar auch mit den Räubern im Einverſtändniß lebten, aber doch aus Achtung vor ſeinen von zwei Capitänen ausgeſtellten Schutzbriefen ihn ungefährdet mitten durch die Räuber hindurchführten. Entſetzen erfaßte ihn jedoch, als er am Wege den Leichnam eines Ermordeten liegen fand, der weithin die Luft verpeſtete, und er beeilte ſich aus der gefährlichen, ſchrecklich öden Felſengegend herauszukommen. Am 21. Juni langte er endlich zu Miſtra in der ſpartaniſchen Ebene an, wo er, die Gefahr hinter ſich wiſſend, 9 Tage verweilte, die ½ Stunde davon entfernten Ruinen von Sparta unterſuchte und eine panoramiſche Zeichnung der ſpartaniſchen Ebene mit dem ganzen hohen Taygetosgebirge aufnahm. Am 1. Juli wurde dann, nach einem erfriſchenden Bade im herrlich klaren Waſſer des maleriſchen Eurotas die Rückreiſe nach Athen angetreten, die er ohne beſondere Erlebniſſe in 3 Wochen zurücklegte.

Die Gerüchte, daß in Athen die Peſt herrſchte, fand Stackelberg ungegründet, wohl aber die ganze Umgegend angeſteckt. Noch einige ſchöne Tage verlebte er in Athen mit den alten Freunden Cockerell, Haller, Linckh, Gropius. Alsbald reiſten aber Linckh und Gropius nach Conſtantinopel

ab, und Stackelberg rüſtete ſich nun ernſtlich zur Reiſe in die Heimath. Da wurde aber Cockerell von einer ſchweren, lebensgefährlichen Krankheit befallen, und Stackelberg konnte es nicht über's Herz bringen ihn jetzt zu verlaſſen, ſondern theilte ſich mit Haller in die Pflege des theuren Freundes. Sie hatten die Freude, die Macht der Krankheit gebrochen zu ſehen; aber noch vor ſeiner vollſtändigen Geneſung mußte ihn Stackelberg verlaſſen. Er hatte ſchon zu lange verweilt und das Geld zur Reiſe angegriffen, ohne Ausſicht dieſen Ausfall durch neue Wechſel erſetzt zu bekommen. So verließ er denn am 21. September 1813 Athen. „Am Abend vorher, ſchreibt er in ſein Tagebuch, ſtieg ich mit Haller auf den Gipfel des Anchesmus zur Kapelle des heiligen Georg hinauf um noch den letzten Blick auf all die ſchönen, mir lieb gewordenen Plätze zu werfen, die ſo reich an frohen Erinnerungen waren, und grub hier meinen Namen, den ich ſelten an berühmte Gegenſtände ſchreibe, mit dem bedeutungsvollen Χαῖρε dazu ein. Wie ein Träumender zog ich andern Tages mit meinem lieben Haller, der mich bis Decelia begleitete, aus dem Thor Hippades auf den Weg nach Negroponte und ließ all die ſchönen Gegenſtände meiner Sehnſucht zurück. In einem Dörfchen 5 Stunden von Athen verweilten wir noch einen ganzen Tag. Eine Stunde von da bei immer mehr ſich erhebendem Wege, auf dem deceliſchen Paſſe, einem der ſchönſten Punkte Griechenlands, von wo man eine grandioſe Ausſicht auf ganz Euböa, einen Theil Böotiens und ganz Attika bis Aegina hat, ſchlug auch die Abſchiedsſtunde von dem treuen Haller. So fand ich mich denn allein mit meinem griechiſchen Knaben, der auch die Augen voll Thränen hatte, daß er ſein ſchönes Athen verlaſſen und mir nach dem kalten Norden folgen ſollte.“ —

Und doch ſollte Stackelberg Athen noch einmal wiederſehen, aber nach unſäglichen Gefahren und Widerwärtigkeiten. Wir kommen jetzt zu dem letzten Theil ſeiner griechiſchen Reiſe, ſeiner Gefangennehmung von albaneſiſchen Seeräubern und ſeiner Errettung und geben die Darſtellung desſelben mit Stackelbergs eigenen Worten. „Zuerſt durchwanderte ich noch die Inſel Negroponte (Euböa) in nördlicher Richtung bis Chereſchori, fand gleich am folgenden Tage eine Barke und kam mit günſtigem Winde am 29. September in ein Paar Stunden nach dem Hafen von Trikieri. Hier lag ich 3 Tage in Erwartung einer ſichern Schiffsgelegenheit nach Saloniki. Man verſicherte mir nämlich allgemein, daß von Piraten nichts zu fürchten ſei, da dieſelben noch vor 8 Tagen von den Trikerioten zerſtreut und das Meer von ihnen gereinigt ſei, während der Landweg durch Theſſa-

lien wegen der Peſt allzu gefährlich erſchien. Endlich meldete man mir die Ankunft eines Schiffes, das nach Salonich unterwegs war. Ich raffte ſchnell meine Sachen zuſammen und fuhr mit dem Schiffer an Bord, froh, von dem langweiligen Aufenthalt in Trikieri befreit zu werden. Wir kamen am erſten Tage nicht weit und landeten nur 4 Stunden von Trikieri in einem kleinen Hafen, wo uns der ungünſtige Wind 2 Tage zurückhielt. Meine Ungeduld ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, die Ahnung eines drohenden Unheils trieb mich umher; und ich faßte den Entſchluß, wenn der Wind ſich nicht am folgenden Tage ändere, dennoch die Landreiſe über Lariſſa zu wagen. Aber in der Nacht waren wir aus jenem Hafen hinausgeſegelt und das Erwachen am andern Morgen war das ſchrecklichſte in meinem Leben. Aengſtlich kam der Capitän in die Kajüte geſchlichen und weckte mich mit dem Ruf: „Wir ſind in den Händen der Räuber.“ — Es ſcheint mir jetzt nicht unglaublich, daß der Schurke von Capitän ſelbſt mich in die Hände der Piraten geliefert; denn wir waren dicht am Lande, und ich hätte mich, bei Annäherung der Räuber zeitig gewarnt, in der Feluke retten können. Ich faßte mich nach dem erſten Schreck bald und kam auf's Verdeck, wo mich die ſchwarzen, mit Fett und Blut beſchmierten Geſichter der Räuber mit Entſetzen erfüllten. „Gute Stunde! Auch wir reiſen nach Salonich. Glückliches Zuſammentreffen!“ Mein Herz bebte. „Nehmt Alles was ich habe, nur meine Zeichnungen und Schriften laßt mir und ſetzt mich ans Land.“ — „Noch iſt's nicht Zeit; lebe erſt mit uns, und wenn Du für Deinen Leib gezahlt haſt, dann bekommſt Du alles dies, was Du verlangſt“. — „Der Teufel hole das Milchgeſicht“ ſagten ſie untereinander, und dann ſtritten ſie, wem von ihnen ich zu Theil werden ſollte. Was ſie mit mir vorhatten, mußte ich auf albaniſch hören; die ſchändlichſte, qualvollſte Todesart war mir beſtimmt, wenn man nicht ein genügendes Löſegeld für mich zahlte. „Bittet Gott, ſagte mir leiſe der Schiffer, daß er Euch das Leben erhält.“ So war ich plötzlich der Sclave von 15 Piraten, Albaneſen, mohamedaniſchen Glaubens. Mit Schmähungen und Todesdrohungen verlangten ſie von mir die Ueberlieferung aller meiner Sachen. Ich zeigte ihnen meine Habe und ließ ſie dann allein, denn es war mir unerträglich, ſie in meinen Sachen wühlen und die Arbeiten mancher Jahre, unter Beſchwerden und Gefahren gemacht, zerſtören zu ſehen. Meine Zeichnungen, die ſie unter Lachen zum Theil aufgerollt, ließen ſie liegen, und es gelang mir den größten Theil derſelben heimlich dem Schiffer unſerer Barke zu übergeben und ſo zu retten; denn

weder ihm noch ſeiner Mannſchaft thaten ſie das geringſte Böſe. Meine übrigen Effecten packten ſie alle in das Räuberboot und zwangen mich, meinen Freunden in Athen zu ſchreiben und ſie um das ſchwere Löſegeld von 60,000 Piaſtern (ein Piaſter = etwa ½ Thlr.) zu bitten; auch der Räuberhauptmann ſelbſt ſchrieb an Fauvel, den einzigen Conſul, den ich ihm in Athen angeben konnte, und ſchickte ſeinen, ſowie meinen Brief mit unſerm Schiffer ab, indem er deſſen Vater als Geißel zurückbehielt, drohend ihn zu tödten, wenn in 11 Tagen keine Antwort käme. Wie ſchrecklich waren meine Ausſichten: ich wußte, daß es unmöglich ſei, in Athen 60,000 Piaſter aufzutreiben, ſelbſt mit 30% Zinſen, was man dort nicht für Wucher hält; ich konnte alſo nur kurze Lebensfriſt erwarten, vielleicht unter den härteſten Qualen. Die Piraten führten mich mit meinem griechiſchen Bedienten in die Räuberbarke und wünſchten unſerm Schiffer mit ſeinem Fahrzeuge gute Reiſe. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich nach ein Paar Tagen erfuhr, dieſer Menſch, deſſen Vater als Geißel zurückgeblieben war und die beſchwerlichſten Arbeiten verrichten mußte, ſei nicht ſelbſt mit den Briefen nach Athen abgegangen, ſondern habe einen Boten dazu gedungen und liege ruhig mit ſeinem Schiff in Trikieri. Welch ein Beiſpiel griechiſcher Kindesliebe! — Die Räuber ſegelten nun mit uns auf die kleine Felſeninſel Agio Nicolao, nahe der Küſte von Euböa, auf der eine Kirche des heil. Nicolaus ſteht, halb verfallen, die Schwelle mit dem Blut geſtohlener Schafe beſchmiert, Schädel und Knochen derſelben, die Reſte der Mähler, die die Räuber hier gehalten, umherliegend. Einige Griechen, die bei den Räubern dienten, machten ihr Kreuz vor dem Heiligenbild und ſagten: „Seht, er ſchützt und liebt die Räuber, denn ſie zünden ihm Lampen und Kerzen an.“ Wirklich ſah ich auch am Abend die albaneſiſchen Räuber ſelbſt dem Bilde, zum Dank für die gute Beute, die ſie gemacht, Kerzen darbringen, unter Spott und Lachen die Gebräuche der Chriſten nachäffend. Nachdem ſie darauf am hochflackernden Feuer ihr Mahl bereitet und im Rauch das Ungeziefer von ihren ſchwarzen Hemden gebrannt hatten, hüllten ſie ſich in ihre zottigen Mäntel und lagerten ſich zum Schlafen im Kreiſe. Mich ſchickten ſie auch zur Ruhe und wieſen mir einen Stein an, meinen Kopf darauf zu legen. Ich gehorchte und legte mich nieder. An Schlaf war natürlich nicht zu denken. Ich lag, die Augen nach den Sternen gerichtet, ohne Decke auf dem Sande und ertrug die feuchte Kälte mit Ergebung, Gott dankend, daß er die ſchrecklichen Qualen, die ich erwartet, bisher gnädig von mir abgewehrt. Meine

Gedanken waren bei meiner Mutter und bei den Freunden in Athen. Ein festes Vertrauen auf Gott stählte mein Herz. Auch meine Tyrannen schliefen nicht gut. Ein Wehklagen und Seufzen in ihrem Schlaf erschreckte mich oft. Mit dem ersten Tagesgrauen sandten sie 4 Leute auf die Berge von Euböa nach Beute. Sie kamen nach einigen Stunden mit Schafen, Weintrauben und andern Lebensmitteln zurück, die sie aus dem nächsten Dörfchen gestohlen, ließen Brodkuchen backen, die sie in der Asche rösteten und drehten die ganzen Lämmer, nachdem sie sie mit Lust geschlachtet, auf Stangen gespießt, am hohen Feuer. Nachdem sie sich gesättigt, holten sie meine Koffer hervor und fingen an sich in die Beute zu theilen. Ich mußte sie bald darauf in meinen Kleidern herumgehen, meine Vasen zerschlagen, meine antike Münzsammlung umherwerfen sehen. Nachdem sie sich wie die Kinder mit diesen Sachen belustigt und mich gefragt, wer den besten Handel gemacht, kam der Hauptmann zu mir und versicherte, er erkenne, daß ich von guter Geburt sei und achte mich; er wolle nur Geld, sonst werde mir kein Leides geschehen. Damit wünschte er mich nur zutraulich zu machen, um meinen Stand und mein Vermögen zu erforschen und zu erfahren, ob er viel Geld von mir erpressen könne. Ich äußerte dagegen, daß bei der großen Entfernung von meinen Eltern nicht viel Geld zu erwarten sei; in der Fremde, nur auf meine Freunde angewiesen, sei ich in Alles ergeben, was mit mir geschehen würde. „Sei es auch ein Jahr, wir wollen ihn halten, bis aus seinem Vaterlande die verlangte Summe ankommt!“ rief der Hauptmann. „Laßt ihn uns lieber hängen, er wird uns tausend Spaß machen!“ erwiederte die ganze Bande. Meine Behandlung wurde wieder schlimmer. An Flucht war auf dieser wüsten Felseninsel nicht zu denken, aber ich war entschlossen, wenn ich das Geringste merkte, daß sie sich anschickten, ihre schändlichen Pläne mit mir auszuführen, mich von dem Felsenhang hinabzustürzen, der sich am Ende der kleinen Insel befindet. Ich weilte größtentheils an dieser Stelle und suchte mich an den Anblick der Tiefe zu gewöhnen, aus der die Wellen gierig nach ihrem Raube hinaufzuschnappen schienen. Und wie ich in die Tiefe blickte, ergriff mich bald ein sonderbares Gefühl, ein Verlangen hinabzusinken, so daß ich mich wegwenden mußte, um nicht vor der Zeit meinen Entschluß auszuführen. Das Bejammernswerthe meiner Lage wurde noch erhöht durch meinen armen griechischen Bedienten, der von Verzweiflung entstellt die Hände rang und mit Thränen zu der Mutter Gottes betete. Und doch war seine Angst um mich größer, als für sich selbst. „Mich werden

ſie nicht tödten, ſagte er, aber Dich, Herr; es iſt beſtimmt, wenn die Antwort aus Athen nicht günſtig lautet.“ Die gefangenen Griechen werden von den türkiſchen Räubern je nach ihrem Vermögen verſchieden behandelt. Wenn ſie einen reichen Griechen fangen, ſo zwingen ſie ihn, um ein Löſegeld nach Hauſe zu ſchreiben; kommt dieſes nicht, oder zu wenig, ſo ſchneiden ſie ihm ein Ohr ab und legen es in den Brief, den ſie ſeinen Verwandten ſchicken; hilft das auch nichts, das andere, bis ſie den Menſchen verſtümmelt umbringen. Die armen Griechen halten ſie ungefähr 14 Tage als Ruderſclaven und geben ihnen dann die Freiheit. Dies thun ſie, um ſtets in gutem Vernehmen mit den Eingeborenen zu bleiben, wie ſie es denn auch in der That ſind. Denn wenn der Hauptmann ſich bei ſeinen Hin- und Herfahrten der Küſte näherte und Menſchen bemerkte, rief er ihnen zu: „Ich bin Ibrahim, Euer Freund, und grüße Euch!“ und dann empfing er den Gegengruß. Nach einigen Tagen begaben ſich die Piraten auf eine andere größere Inſel zwiſchen Euböa und der Spitze von Theſſalien: Pondikoniſi (Mäuſeinſel). Das Boot verſteckten ſie hier zwiſchen den Felſen, logirten ſich ſelbſt in eine Höhle ein und ſchickten Wachen auf die Höhen, die das Meer weithin durchſpähten. Auf dieſer Inſel vergraben ſie Alles, was ſie an baarem Gelde gewinnen und in den Gängen der Höhle verſtecken ſie die geraubten Waaren. Der Hauptmann zeigte mir mit lächelnder Gierigkeit einen großen verſchimmelten Keſſel voll ſpaniſcher Thaler, die mit Oel eingeſchmiert waren und die er zum Vergnügen nachzählte, indem er die mir geraubten geölt hinzufügte. Von dieſer Inſel begaben ſie ſich den folgenden Abend nach einer der Nebeninſeln von Skiatho, auf der nur ein Kloſter und ein Einſiedlerhaus ſteht, und kamen vor Sonnenaufgang rudernd daſelbſt an. Sie begrüßten die Mönche, die ſie als gute Bekannte freundlich empfingen. Der Hauptmann erlaubte mir in das Kloſter zu gehen, wenn ich wollte, indem er mich aus der Barke ſteigen und dahin begleiten ließ. Die Mönche tröſteten mich theilnehmend und verſicherten, daß das Schickſal ſchon Viele getroffen habe, prieſen mich glücklich, daß ich noch ſo mild von ihnen behandelt würde, und brachten mir Blumen und Früchte um mich zu erheitern. Sie führten mich in die Kapelle, wo ich am Altar hingeſunken ſüßen Troſt, feſtes Vertrauen und ſegensreiche Hoffnung fand, und ein heißer Thränenſtrom zum erſten Mal meine Bruſt erleichterte. Nachts fuhren wir wieder nach andrer Beute ſpähend fort und landeten gegen Morgen in einem kleinen Hafen bei Lithada. Dort machten die

Räuber manchen guten Fang: eine Barke mit Weintrauben und eine türkiſche Skuna mit Waaren beladen, deren Mannſchaften ſie durch Prügel zwangen ihr Geld herauszugeben. In der Freude über die reiche Beute, behandelten ſie mich wieder milder, mich ſtets zum Eſſen auffordernd und brachten mir Wein, Mandeln und Trauben, die ſie eben erbeutet; aber von all dem konnte ich nichts genießen, da ich Zeuge geweſen, wie es in ihre Hände gekommen war, und mir das Geſchrei der armen Leute, denen es eben geraubt, noch in die Ohren drang. Hier hätte ich in der folgenden Nacht vielleicht entfliehen können. Die von Wein berauſchten Seeräuber ſchliefen feſt, ich lag wachend in einiger Entfernung von ihnen neben einem dichtbelaubten Strauch wilden Pfeffers, womit die ganze bergige Küſte reich bewachſen iſt. Aber ich mußte den Gedanken an Flucht aus Rückſicht auf meinen Bedienten fahren laſſen, den ich dann einem gewiſſen Tode preisgegeben hätte. Der arme Junge, der mehr als ich litt, ſchlief in dieſer Nacht grade in der Barke, während er ſich ſonſt gewöhnlich Nachts, ſein Loos und das meinige beweinend, zu meinen Füßen niederlegte. Am andern Tage fuhren die Räuber, nach der Theilung der andern Beute, wieder nach Pondikoniſi, um ihren Raub zu verwahren. Wir waren jetzt mit den griechiſchen Sclaven unſerer 30 und ſaßen eng an einander gedrängt in dem Boote. Unterwegs ereilte uns ein ſchrecklicher Sturm. Die Räuber waren kleinmüthig und verzagt und verbargen hinter Flüchen und Schimpfreden ihre Todesangſt. Wie gräßlich war dieſe Geſellſchaft in jener Stunde der Todesgefahr, die die Elemente drohten! „Dir iſt das Alles eine Kleinigkeit, ſagte mir der Hauptmann, denn ein Mylord iſt an das Meer gewöhnt; wir aber kennen das Meer nicht und ſind dem Lande mehr zugethan. Es iſt ein hartes Gewerbe, Räuber zu ſein. Aber habe ich erſt ſo viel als ich brauche, dann gebe ich auch dies böſe Gewerbe auf, komme vor Ali Paſcha, bezahle das Schuldige und ſehe zu ob er mir verzeiht, daß ich wieder in Ruhe leben kann.“ Wir erreichten endlich in ſteter Lebensgefahr die Inſel Pondikoniſi, wo der Sturm und die Wellen beim Landen das Boot an den Klippen faſt zertrümmert hätten. Es waren ſchon die 11 Tage verfloſſen und noch keine Antwort aus Athen gekommen, doch ſuchte ich meine Peiniger noch mit der Hoffnung auf das Löſegeld hinzuhalten. Aus Furcht vor Verfolgung führten ſie uns jedoch längs der Küſte von Euböa ſüdlicher hinab bis zu der Inſel Leukoniſi. Auf dieſem nächtlichen Zuge wurden wieder ein Paar Böte genommen und die Schiffer gemartert, bis ſie ihr Geld herausgaben; ei-

nigen aber, die nur ein Paar Thaler hatten, ſchenkten ſie das Geld. Indeſſen hatte ſich ein ſchleichendes Fieber meiner bemächtigt. Die Feuchtigkeit in der Nacht, die Sonnenhitze am Tage, die geſpannte Sehnſucht nach Befreiung, die ſchlechte und ſeltene Nahrung hatten meine Geſundheit untergraben. Die Räuber, die dies bemerkten, wurden beſorgt, es möchte ihnen ſowohl der Gewinn des Löſegeldes, als auch die Freude mich zu martern und zu tödten entriſſen werden. Bald ſchmähten ſie mich auf brutale Weiſe, bald tröſteten ſie mich mit den ſanfteſten Worten, obgleich ſie auf albaneſiſch berathſchlagten, welchen Termin ſie meinem Leben ſetzen ſollten. Mein Zuſtand wurde immer unerträglicher. Schon war ich 16 Tage lang nicht aus den Kleidern gekommen; das Ungeziefer, das ſie mir mitgetheilt hatten, plagte mich entſetzlich, doch ich verbiß die Qual in der Ueberzeugung, daß mein Elend nicht viel höher ſteigen könne und daß das Ende nahe ſei. Wir befanden uns wieder auf dem Felſen des heiligen Nicolaos. Da ſahen wir einen Kahn mit einem griechiſchen Geiſtlichen zu uns herumrudern. Er brachte dem Hauptmann einen Brief mit der Nachricht von der Ankunft zweier Franken, die gekommen ſeien mich loszukaufen. Sie ſeien aber nach Trikieri geſegelt um Erkundigungen einzuziehen, wo ich mich befände. Dies verſchaffte mir ſogleich die Achtung der Piraten wieder und war für mich der heilſamſte Troſt in meiner Krankheit. Ich vermuthete ſogleich in meinem Retter den treuen Haller, denn Cockerell hatte ich noch ſchwach und nicht völlig von ſeiner Krankheit geneſen in Athen zurückgelaſſen. Ich ſchrieb ſogleich, dankte dem treuen Freunde und ſchilderte meinen Zuſtand, der durch die Krankheit noch troſtloſer geworden war. Der Brief an den Hauptmann war von ſeinen Freunden in Theroſchori abgeſandt worden, und benachrichtigte ihn, daß er ein großes Löſegeld für mich fordern könne; er wurde ſogleich ſorgfältig zerriſſen. Denſelben Abend wurden die Seeräuber heftig erſchreckt durch eine große Brigg aus Trikieri, die grade auf uns zuſegelte. Die ganze Bande floh in der größten Haſt auf die Berge von Euböa. Ich mußte, ſo ſchwach ich war, mich bis an einen verborgenen Ort ſchleppen, wo ich liegen blieb. Wachen wurden auf der Höhe ausgeſtellt, das kleine Boot mit den Räubern ſegelte kühn dem großen Schiff entgegen. Statt der erwarteten Feinde waren es aber Trikerioten, die expreß dazu gekommen waren, um die Räuber vor einer türkiſchen Fregatte aus Kariſto, welche zu ihrer Verfolgung abgegangen ſei, zu warnen; ſie ſalutirten die Räuber mit drei Kanonenſchüſſen und riefen ihnen Heil und gute Stunden zu. In derſel-

den Nacht kamen endlich die Antworten aus Athen an. Sie brachten ſchlechten Troſt. Fauvel bot nur 4000 Piaſter und ſuchte durch Ueberredungen, die den Räubern gar nicht gefielen, auf ſie zu wirken. Mein Tod ſchien entſchieden. Der als Geißel zurückbehaltene Vater des Schiffers wurde freigelaſſen, was mich in meinem Verdacht beſtärkt, daß dieſer mit den Räubern im Einverſtändniſſe geweſen ſei. Auf dieſen ſtieß zufällig Haller im Hafen von Cherochori, erkannte, nachdem er ſich überall vergeblich nach meinem Aufenthaltsorte erkundigt, an ihm meine Schuhe, die er von den Piraten bei der Theilung meiner Sachen zum Geſchenk erhalten und erfuhr auf dieſe Weiſe den Ort meiner Gefangenſchaft. Am folgenden Morgen kam Hallers Dragoman ſelbſt zu den Räubern, um mit ihnen zu unterhandeln. Mein Dank für dieſes Wageſtück war unausſprechlich. Die Räuber ließen ſogleich meinen Bedienten in das Dorf Ellenika gehen, wo Haller auf genauere Kunde von mir wartete. Er brachte mir einen Brief mit, worin der treue Freund mit rührender Theilnahme das Verlangen ausſprach, mich zu ſehen, mich in meiner Krankheit zu pflegen, ja ſich ſelbſt den Räubern als Geißel für mich anbot. Man erlaubte mir, begleitet von zwei Räubern, ſelbſt zu ihm zu gehen um ihn zu ſprechen; ich konnte aber nicht weit kommen: entkräftet von meiner Krankheit, und von den letzten heftigen Eindrücken erſchüttert, fiel ich am Wege nieder und ſchickte nach dem Freunde, um ihn zu ſehen und zu umarmen. Alsbald ſtürzte er mir entgegen und durch einen Thränenſtrom in ſeinen Armen fand ich Erleichterung. „Hüte Dich, es ſtirbt der Menſch auch vor Freude", riefen ſogar die beiden Räuber, die mich begleiteten, und zwangen mich ſogleich zurückzukehren. Ich konnte es zulaſſen, daß mein Haller mich zu der verſammelten Räuberbande zurückbegleitete, da ſie diejenigen, die einen Andern loskaufen kommen, in Ruhe laſſen, ja mit Achtung behandeln, weil dies ihr eigenes Intereſſe verlangt, um auch in Zukunft ſich ihren Handel nicht zu verderben. Unterdeſſen hat der Dragoman bei der Bande alle möglichen Vorſtellungen und Ränke verſucht, um ihre Forderungen mit dem Löſegelde herabzuſtimmen. Umſonſt! Selbſt auf ein Angebot von 11,000 Piaſtern gingen ſie nicht ein, und weder Hallers noch meine Vorſtellungen richteten etwas aus. Man ſchied in großem Zorn und ich nahm wie es ſchien auf ewig von dem Freunde Abſchied, ohne Thränen, denn es ſtärkte mich ein feſtes Vertrauen auf Gott und eine wunderbare Ahnung der Rettung. Von den Piraten hatte ich nun alle Ungnade zu erleiden. Sie fuhren mich mit harten Drohungen an. Eine Flinte, die in der Barke vermißt wurde, lenkte ihren Zorn von mir auf einen Griechen ab,

der in einer der erbeuteten Barken gefangen genommen war. Er wurde mit Drohungen befragt, gemartert und hingestellt um erschossen zu werden. In Todesangst warf er sich auf die Knie; ich näherte mich dem Hauptmanne um für ihn zu bitten. Da springt der wüthendste der Räuber mit seiner Flinte auf und schießt auf seinen Kopf zielend. Der Schuß streifte dicht an meinem Ohr vorbei, ging aber, ohne zu treffen, durch des Griechen rothe Schiffermütze. Der Hauptmann ward über den Räuber erzürnt und ließ den Griechen in das Boot bringen. Auch mich schaffte man hinein und trat in der Barke mehrmals aus Verachtung mit den Füßen auf mich. Um Mitternacht, wie ich die Bande an einem hohen Feuer versammelt sah, wollte ich noch die letzte Vorstellungen bei ihnen versuchen, um ihr Mitleid, das ja auch selbst den Räubern nicht fehlt, zu erwecken. Sie antworteten mir, daß mein Schicksal schon entschieden sei. Und so war es. Die nachstellende türkische Fregatte, die die Bande nöthigte, sich wieder auf den Landraub in die Gegend des Oeta zurückzuziehen, und die Unmöglichkeit mich Kranken weiter mit sich fortzuschleppen, bewog sie, sich mit der zuletzt gebotenen Summe zu begnügen. Sie gingen noch in der Nacht zu Haller und erklärten sich bereit das Gebot anzunehmen; nur bat sich der Hauptmann, nach Art der Räuber, noch ein Kerakma, ein besonderes Geschenk, von mir aus, das er so hoch als möglich zu steigern suchte, und bewog mich, dies meinem Freunde zu schreiben. Das Papier, welches er mir dazu gab, war ein Stück meines interessanten Panoramas von Patras, das die Räuber zum Theil zu Patronen verbraucht hatten. Unter einem hohen Felsenabsturz der euböischen Küste harrten die Räuber, in Angst vor der nachstellenden Fregatte, auf die Ankunft des Lösegeldes. Ein hoher Rauch war das verabredete Zeichen, um Haller den Ort unsers Aufenthalts anzuzeigen, den sie aus jener Furcht nachts mehrmals wechselten. Sie schlachteten vier Lämmer, um meinen Befreier zu bewirthen, auf den spitzen Klippen, die die Wellen bespülten, sitzend, und sangen zu der in Griechenland so beliebten Melodie der Räuberlieder: „Es saßen 40 Räuber auf dem Olymp 40 kalte Nächte, an ihren Leibern faulten die Wämser, mit Blut beschmiert, Bo! Bo! Nacht und Mond.“ Mit den Lämmern beschäftigt fand uns der edle Haller, der ganz allein, die Goldsäcke schleppend, da ihn sein Janitschar aus Furcht im nächsten Walde verlassen hatte, ankam. Die Räuber wollten uns nun noch durchaus nöthigen, das bereitete Mahl mit ihnen einzunehmen, uns bis zum Abend aufhalten und mich nicht unrasirt ziehen lassen. Von all diesen Forderungen, die zu ihren Gewohnheiten gehören, machte ich mich, mit Ausnahme

den letztern, durch Hinweisung auf die Schwäche meines kranken Körpers frei; aber raſtren mußte ich mich noch mit meinem Bedienten von den blutigen Händen der Räuber laſſen. Dann kaufte ich noch meine Gemmen und Münzen um einen beſondern Preis von ihnen zurück und ging mit ſchwankenden Schritten, von Haller und meinem Dmitri geführt, in die goldene Freiheit. Das neue ſüße Gefühl wirkte zu ſtark auf mich ein, ich konnte mich kaum auf dem Pferde, das für mich im nächſten Walde bereit ſtand, erhalten und mußte ſchon im Dorfe Ellenika mich niederlegen um mich ein wenig zu erholen. Wir kamen darauf erſt in der Nacht zu Cherochori an und ich fühlte ein heftiges Fieber in meinen Gliedern, ſo daß wir meines Zuſtandes wegen einige Tage hier bleiben mußten. Ich ſchickte ſogleich einen Boten zu dem Schiffer, dem ich heimlich meine Zeichnungen und Papiere anvertraut, und hatte das Glück ſie nach ein Paar Tagen ankommen zu ſehen. So war denn wenigſtens dieſe theuerſte Frucht meiner Reiſe glücklich gerettet! Nun begaben wir uns langſam auf den Rückweg nach Athen; ich fühlte mich, dank den heilſamen Eindrücken der Freude und Freiheit, bald kräftiger, und nach 2 Tagen langten wir dort an. Die guten Athener, die alle von meinem Schickſal unterrichtet waren, riefen mir theilnehmend Heil und Glück bei meinem Einzuge entgegen. Mit Rührung ſah ich meinen treuen Cockerell wieder, ich Abgezehrter, Elender traf ihn geſund und ſchön, den ich noch ſchwach verlaſſen und ſah ihn mit Thränen der Freude und des Mitleids mich begrüßen. Die Folge all dieſer heftigen Eindrücke und des grellen Wechſels in meinem Geſchick war ein heftiges Fieber. Ich litt noch lange, doch fand ich die freundlichſte und zarteſte Pflege bei den treuen Freunden. Denn heilſam iſt das Unglück den Menſchen, es knüpft ſie enger und feſter zuſammen und lehrt ſie ihren Werth beſſer erkennen. Noch eine drückende Sorge laſtete auf mir: 14,500 Piaſter hatten meine Freunde für mich verwendet, den größten Theil dieſer Summe aufgenommen und ſich verpflichtet, ſie in kurzem Termin wiederzuzahlen. Dieſe Summe fern von meinem Vaterlande durch Wechſel auf mein Kapital aufzutreiben, war in Griechenland rein unmöglich. Ich wandte mich alſo an den ruſſiſchen Geſandten in Konſtantinopel Chevalier A. d'Italinsky. Bis zum 14. Januar mußte ich in ängſtlicher Spannung auf ſeine Antwort warten, von der meine Ehre und mein Schickſal abhing. Endlich kam dieſelbe an und lautete ſehr befriedigend. Der Geſandte verſicherte in den verbindlichſten Ausdrücken, ſich meines Intereſſes annehmen zu wollen und ſich für den Erſatz meines ganzen Verluſtes bei der Pforte zu verwenden. Gropius, der in Salonich von meinem Un-

glück gehört, hatte schon früher ihn und die andern Minister davon unterrichtet und war selbst im Begriff gewesen mich aufzusuchen. Alsbald erhielt ich denn auch aus Konstantinopel einen Wechsel auf Livadia von 18,000 Piastern, hinreichend um das Lösegeld mit seinen hohen Zinsen, die Erneuerung meiner Garderobe und die Rückreise in die Heimath zu bestreiten. Der Wechsel mußte in Person präsentirt werden und ich begab mich daher in Cockerells Begleitung nach Livadia um das Geld zu heben. Zurückgekehrt trat ich in Athen noch der neubegründeten Gesellschaft der Philomusen bei, einem aus unserer frühern Verbrüderung entstandenen Verein athenischer Griechen, um die Alterthümer zu conserviren und junge Griechen zu ihrer Ausbildung ins Ausland zu schicken. So dauerte mein Aufenthalt in Athen im Genuß heiterer Gesellschaft und treuer Freundschaft und unter allerhand gelehrten und künstlerischen Beschäftigungen noch bis Anfang April; dann verließ ich den mir so theuer gewordenen Ort, um mit den Freunden zur Versteigerung des phigallischen Frieses nach Zante und von da weiter nach Wien zu reisen. Unterdessen waren auch Foster, der sich in Smyrna verheirathet, mit seiner Frau, und Linckh, der in Konstantinopel die Pest durchgemacht und durch manche harte Lebensgefahr und Prüfung gesetzter und religiöser geworden war, in Athen angekommen, alle in der Absicht nach Zante und von da in die Heimath zu reisen. Ueber Korinth und Patras ging es nun in der angenehmsten Gesellschaft nach Zante. Hier sah ich die schönen Reliefs noch mit den süßesten Erinnerungen wieder, an dem Ort, wo ich sie selbst hinschaffen und aufstellen geholfen. Die Versteigerung fand am 1. Mai statt und fiel zu Gunsten des Prinz-Regenten von England aus. Zwei Tage darauf segelten wir von Zante in der liebenswürdigsten Reisegesellschaft auf einem guten geräumigen Schiff nach den dalmatischen Inseln. Griechenland zu verlassen ist nach meiner genauen Kenntniß seiner Schönheiten so schwer als das Vaterland verlassen. Bald hatte es mir die Ferne auf ewig verdeckt; es wird mir stets Gegenstand der süßesten Erinnerungen meines Lebens sein." — So weit Stackelbergs griechisches Reisetagebuch.

Am 9. Mai landete die Gesellschaft bei der dalmatischen Insel Lissa. Dort verließ Stackelberg das Schiff und mußte 7 Tage lang Quarantaine liegen, die er dazu verwendete, sein Tagebuch durch die Geschichte seiner Gefangenschaft zu ergänzen. Dann ging es rasch in Begleitung seines treuen Dmitri über Triest nach Wien, wo er den 18. Juni 1814 ankam.

(Schluß folgt.) C. Hohenfel.

# Ad vocem Patronat.

Auf der kurländiſchen ritterſchaftlichen Verſammlung (brüderlichen Conferenz), die mit dem 3. Juni 1863 begann und ſich durch ihre liberalen Beſchlüſſe in der Agrar- und Juſtizreform-Frage ausgezeichnet hat, iſt bei Gelegenheit der erſteren auch das Kirchenpatronat zur Sprache gekommen, und es ſind, ſo viel man weiß, zwei bezügliche Anträge geſtellt worden, welche darin übereinkamen, daß das ſogenannte dingliche Patronat ausſchließlich dem indigenen Adel vindicirt wurde.

Welches Schickſal dieſe Anträge gehabt, ob ſie etwa zum Beſchluß erhoben worden, iſt uns leider nicht bekannt geworden. Ebenſo ungewiß iſt es uns, ob man damit ein neues Geſetz beabſichtigte, oder ob dieſe Anträge nur ein Ausdruck der Ueberzeugung waren, daß ſchon jetzt der Rechtszuſtand ein ihrem Inhalt entſprechender ſei Indeß hat die letztere Deutung mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, da bei den freiſinnigen Intentionen, die ſich auf der brüderlichen Conferenz entſchieden geltend machten, nicht füglich anzunehmen iſt, daß in dieſem Punkte von Seiten der Ritterſchaft beabſichtigt geweſen wäre, beſtehende Rechte anderer Stände zu ſchmälern. Bemerkt mag aber werden, daß ſchon in früherer Zeit ſowohl bei der Ritterſchaft, wie bei deren Repräſentation die Anſicht hervorgetreten iſt, das Patronat in ſeinem vollen Umfange ſei ein Reſervatrecht des indigenen Adels. So ſpricht der Landtagsſchluß vom Jahre 1851 § 27 den Erbpfandbeſitzern und Bürgerlehnsherren das Recht ab, an der Predigerwahl Theil zu nehmen, und ein Anſchreiben des Ritterſchafts-Comi-

té's vom 28. October 1855, Nr. 1580, gerichtet an den damaligen Goldingenſchen Kirchenvorſteher A. Pfeil, erklärt, daß nach Anſicht der Ritterſchaft, beziehungsweiſe ihrer Repräſentation, die nicht indigenen Gutsbeſitzer nicht berechtigt ſeien das Amt eines Kirchenvorſtehers auf dem Lande zu bekleiden. Im Verfolg dieſer Erörterung wird ſich zeigen, daß ſchon in der herzoglichen Periode Kurlands die Ritterſchaft einmal dieſelbe Anſicht ausſprach — damals wie ſpäter mit gleichem Ungrund.

Den „nichtindigenen" Ständen Kurlands mangelt es zur Zeit an aller gemeinſamen ſtändiſchen Organiſation und Repräſentation, und ſo iſt eine Verſtändigung über derartige Fragen nur auf dem Wege der Preſſe möglich. Dieſer Weg mag denn hier beſchritten werden zur Erörterung der Frage, ob die nichtindigenen Stände vom dem Patronate auf dem Lande ausgeſchloſſen ſind. Die Quellen der Rechtsgeſchichte Kurlands ſind über dieſen Gegenſtand ausnahmsweiſe reichhaltig.

Unter Patronat verſteht man den Inbegriff derjenigen Rechte und Pflichten, welche Jemanden in Bezug auf ein Kirchenamt oder eine Pfründe, bei deren Verleihung, ſowie bei der Erhaltung und Verwaltung der Kirchengüter durch Mitaufſicht u. ſ. w. aus andern Gründen, als vermöge der Kirchenregierung zuſtehen [1]). Die hauptſächlichſten im Patronate inbegriffenen Rechte ſind ſomit: das Vocations- oder Präſentationsrecht zum Prediger [2]); die Verwaltung der Kirchengüter und Vertretung der kirchlichen Intereſſen [3]); ſomit auch das Recht zu denjenigen Aemtern gewählt zu werden, die es mit der Verwaltung des Vermögens und der Vertretung der Intereſſen einer einzelnen Kirche oder Pfründe zu thun haben, alſo bei uns zu dem Amte der Kirchenvorſteher.

Die hier zu erörternde Frage lautet genauer präciſirt:

1. Gebührt den Pfandbeſitzern und den Beſitzern bürgerlicher Lehen das Patronat für dieſe Güter, wenn die gedachten Beſitzer non indigenae ſind? — Iſt das Recht des Patronats bedingt durch das Indigenat? oder ſind dieſe Rechte reell, alſo haftend an den Beſitz eines Grundſtücks, ſo daß jeder Beſitzer ſie ausüben kann?

---

[1]) Grundſätze des gemeinen in Teutſchland üblichen Kirchenrechts von Dr Georg v. Wieſe 5. Ausgabe. Göttingen 1826. § 219—225 incl.

[2]) Wieſe l. c. § 222.

[3]) Wieſe l. c. § 224.

Nach Erörterung der so präcisirten Frage soll zum Schluß noch besonders die andere beleuchtet werden:

II. Sind die gedachten Pfand- und Bürgerlehnsbesitzer befugt das Amt eines Kirchenvorstehers zu bekleiden?

Schon nach gemeinem Rechte ist das Patronatrecht entweder ein dingliches, rein an einem Grundstück haftendes, oder ein persönliches [1]) und ein „jeder Christ ohne Rücksicht auf Alter, Stand oder Geschlecht desselben fähig; nur gesetzlich anerkannte Ketzer sind davon ausgeschlossen" [2]). Für Kurland ist das gemeine Recht nun durchweg maßgebend, insoweit nicht unsere statutarischen Gesetze dem gemeinen Rechte derogiren [3]). Namentlich gilt das Gesagte vom canonischen Rechte, das, auch nachdem die Ordensritter Protestanten und Kurland ein Herzogthum geworden, in voller Wirksamkeit blieb, insoweit es nicht Dogmen der katholischen Kirche enthielt [4]). In älterer Zeit des Herzogthums Kurland war das Patronatrecht ein Hoheitsrecht des Herzogs als Landesherrn und eine Betheiligung der Kirchspielseinsassen scheint nicht stattgefunden zu haben [5]). Aber schon früh, wie man aus den gleich zu citirenden

[1]) Wiese l. c. § 221 und die daselbst bezogenen Gesetze.

[2]) Wiese l. c. § 220 und die daselbst citirten Gesetze.

[3]) Pacta subjectionis vom 28. November 1561: denique et jurisdictionem totalem juxta leges, consuetudines moresque antiquos. — Privilegium Sigismundi Augusti d. a. 1561 Art. IV: jura Germanorum propria atque consueta. — v. Ziegenhorn Staats- und Rechtsgeschichte der Herzogthümer Kurland und Semgallen § 67, 310, 311, 539. — C. Neumann, Etwas über das römische und deutsche Recht, als das sogen. Hülfsrecht in den Ostseeprovinzen und deren gegenseitiges Verhältniß, in Bunge's und Madai's theoretisch-praktischen Erörterungen aus den in Liv-, Est- und Kurland geltenden Rechten. Bd. I. — Manifest der Kaiserin Katharina II. d. d. 15. April 1795. — Kurland unter den Herzögen, von C. W. Cruse. Thl. II, S. 301 u. 302.

[4]) Geschichtliche Uebersicht der Grundlagen und der Entwickelung des Provinzialrechts in den Ostsee-Gouvernements. Allgem. Theil. Thl II, Seite 169 u. 170. — Einleitung in die Liv-, Est- und Kurländische Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen von Dr F. G. v. Bunge Titel 5, § 66.

[5]) Ziegenhorn l. c. § 391—393. — Herzog Gotthards Kirchenordnung d. a. 1570. Das Anderthell der Kirchenordnung, von erhaltung des Predigampts oder Ministerii Evangelici. I Vocatio. Erstlich, so viel die Vocatio oder der ordentliche beruff der Pastorn, Pfarhern, Diaconen, Cappellanen, und semptlichen Kirchendienern anlangt, so ist notwendig für allen dingen zu wissen, und bestendiglich zuhalten, das keiner von den Dienern in die Kirchen zu predigen, und die Sacramenta zuvertreichen, gestattet werden sol, der nicht dazu von Gott durch die Obrigkeit beruffen, Roma. 10 Und darnach dem Herrn Superattendenten propter approbationem, confirmationemque Vocationis praesentirt ist".

Landtagsschlüssen ersehen wird, erlangten die Kirchspielseingepfarrten das Patronat [1]). Es wird daher zunächst auf die Landtagsschlüsse übergegangen sein, welche eine ergiebige Quelle für dies Thema bieten [2]).

Gleich der erste Landtagsschluß vom 31. August 1618 § 1, Seite 2, bezeugt, daß, was die Kirche anlangt, alles „mit Consens eines jeden Besitzenden angeordnet worden", und ferner ist von den „Amts- und Kirchspielsgenossen" die Rede, ohne daß hier zwischen indigena und non indigena, Edelmann und Nichtedelmann, Erbherrn (Eigenthümer) und Pfandherrn irgendwie unterschieden wird.

Desgleichen redet der Landtagsschluß vom 9. August 1636 § 4, S. 51 ohne irgend welche Standesunterscheidungen von den „Kirchspiels-Verwandten".

Der Landtag vom 29. November 1642 § 1, S. 74, verleiht das Patronat resp. Compatronat „dem Adel und andern Eingesessenen, den Kirchspiels-Junkern und andern Interessenten, und allen Kirchspiels-Verwandten", besagt also ausdrücklich, daß das Patronat nicht nur dem Adel, sondern jedem sonstigen Possessor eines Gutes zusteht, was durch den Landtagsschluß vom 18. März 1645 § 7, S. 91, bestätigt wird. Ebenso allgemein, ohne Standesunterscheidung, sprechen fernere Landtagsschlüsse, z. B. vom 5. August 1662 § 1, S. 190, vom 29. März 1684 § 2, S. 260 u. 261, lediglich von den „Kirchspielsverwandten" als den Patronatsberechtigten.

Der Landtagsschluß vom 23. August 1692 § 10, S. 308, besagt: „Wegen Convocation zur Erwählung der Priester ist beliebet, daß hinführo die Oberhaupt- oder Hauptleute, wo aber kein Oberhaupt- oder Hauptmann ist, der Amtmann Adel-Standes, und wenn kein Amtmann Adel-Standes were, wollen Wir einen Eingesessenen vom Adel befehlen, daß derselbe mit dem Adel Kirchen-Vorsteher conjunctim convociren solle.

[1]) v. Ziegenhorn l. c. § 391 u. 398. Er setzt im § 398 das Datum auf das Jahr 1684, jedoch irrthümlich. Denn jedenfalls war den Kirchspielseingepfarrten das Patronat und Compatronat schon durch den Landtagsschluß von 1642 eingeräumt, ja die ersten Spuren solchen Patronats und Compatronats finden sich schon im Landtagsschlusse von 1618.

[2]) Die Landtagsschlüsse werden citirt werden nach der Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Est- und Kurlands, herausgegeben von den Professoren F. G. v. Bunge und C. D. v. Madai. II. Abtheilung. Quellen des Kurländischen Landrechts, Band II Kurländische Landtags- und Conferential-Schlüsse, Lief. I. von 1618—1759, herausgegeben von Dr. juris Karl v. Rummel.

Die Pfandhalter aber betreffend, dieſelbe ſollen nicht convocirt, noch weniger derer vota admittiret werden" [1].

Aus dieſer Quelle geht denn hervor, daß die Pfandherren bis zum Jahre 1692 das Patronat haben mußten, denn ſonſt wäre dieſe verſuchte derogirende Beſtimmung unnöthig. Aber eben dieſer genannte Landtagsſchluß hat nie die Beſtätigung des Herzogs erhalten [2], iſt ſomit als Geſetz ungültig [3] und es ergiebt ſich nur, daß im Jahre 1692 die Ritterſchaft einen verfehlten Verſuch machte, das Patronat ausſchließlich ſich anzueignen und die Pfandhalter zu beſeitigen, ein Verſuch, der eben ſo wenig gelang als andere Projecte, z. B. die Beſetzung der Oberſecretairs-Stelle durch einen indigena, oder die Berechtigung ohne die Staatsregierung zu landtagen [4]. Daß aber namentlich der Landtagsſchluß von 1692 zumal bezüglich des Patronats nie Geſetzeskraft erlangte, beweiſen die Decis. Commiss. de anno 1717 ad gravamen 24, wo die Ritterſchaft weder das Patronat ausſchließlich für ſich vindicirt, noch in den Entſcheidungsgründen des Landtagsſchluſſes von 1692 gedacht wird, ſondern lediglich der citirten von 1642 und 1684 [5].

Nicht minder aber beweiſt der Streit der Bürger-Union mit der Ritterſchaft, daß das Patronatrecht der Nichtindigenen damals nie in Zweifel gezogen, denn in allen bezüglichen Schriften, in denen die Nichtindigenen Gleichſtellung mit dem Indigenatsadel vindiciren, die Ungleichheiten hervorheben und Gleichheit verlangen (z. B. Landtagsfähigkeit, Aemterrecht, Güterbeſitz) wird des Patronates nicht gedacht als eines im ausſchließlichen Beſitz des Indigenatsadels befindlichen Rechtes, woraus denn wohl mit Grund gefolgert werden kann, daß die Ritterſchaft dies Recht den Nichtindigenen nicht angeſtritten und die Letzteren daſſelbe ausübten [6].

Hätte aber ſelbſt der Herzog dem Landtagsſchluſſe vom Jahre 1692 beigeſtimmt, was nicht geſchehen iſt, ſo wäre dies ganz ohne allen Rechts-

---

[1] v. Ziegenhorn citirt irrthümlich ſtatt des Landtagsſchluſſes von 1692 den von 1642.

[2] Quellen des Kurl. Landrechts Band II, Lief. 1. Vorwort, Seite 17 in fine.

[3] Ziegenhorn l. c. § 468—516.

[4] Die Geſchichte Kurlands lehrt, daß die ganze herzogliche Periode ein ewiger Kampf um Feſtſtellung der herzoglichen und ſtändiſchen Rechte war, wie mit Mehreren aus Ziegenhorn l. c. und Gruſe, Kurland unter den Herzögen, zu erſehen iſt.

[5] v. Klopmann, Ausgabe der Deciſionen.

[6] Sammlung aller bisherigen Schriften, welche durch die auf den ordentlichen Landtag vom 31 Auguſt 1790 gebrachte vorläufige Darſtellung der bürgerlichen Gerechtſame veranlaßt worden. Mitau bei J. F. Steffenhagen.

effect, denn weder der Herzog noch der Adel, noch auch beide vereint hatten das Recht zum Nachtheile Anderer, nämlich des nichtindigenen Adels, des Bürgerſtandes u. ſ. w. irgend etwas auf Landtagen zu beſchließen und zu verordnen. Dies verbieten klare und deutliche Geſetze, namentlich mehrere Reichs-Conſtitutionen, königliche Reſponſe u. ſ. w. [1]). Schon das Reſponſum des Königs Johann Caſimir, gegeben den Delegirten der kurländiſchen Städte zu Krakau den 12. Februar 1649 hebt alles zum Nachtheil des ordo civicus Beſchloſſene auf und verbietet in Zukunft alle derartigen Verordnungen und Beſchlüſſe [2]). Wie wenig dem Herzoge und Adel das Recht zuſtand die Nichtindigenen und den Bürgerſtand durch Landtagsſchlüſſe zu verpflichten, erſieht man bei Gelegenheit des ſogenannten Derſchauſchen Landrechtsentwurfs. Derſelbe König verweigerte dieſem Entwurf die Beſtätigung, weil die Städte und der Bürgerſtand nicht gehört worden [3]). Der ſogenannte Landtagsſchluß von 1692 würde alſo als der

[1]) v. Ziegenhorn l. c. § 130.

[2]) .. S. R. Majestas, quum una cum Equestri Civicus se subjecerit Ordo, vigore Regii hujus Responsi non solum circa specialia sua Privilegia a Divis Praecedaneis Regibus et moderna S. R. Majestate confirmata, sed etiam circa omnia illa Jura, Libertates ac immunitates, quae ipsis e Pactis primaevae Subjectionis in seculis Regius commissionibus resumto subjectionis Instrumento, aliisque Universalibus Concessionibus ad instar Civitatum et oppidorum Ducatus Prussiae legitime competunt et adnascuntur, a quorum autem plenario viridique exercitio partim turbatus Patriae Status, eumque excipientes hostilae Invasiones Civicum Ordinem aliquantum praepediverunt, partim desuetudo non nihil deflexit, in integrum restitutas pacifice ac quiete conservandas esse, clementissime declarat. (... Se. Königl. Majeſtät erklärt in Gnaden, daß, da ſich zugleich mit der Ritterſchaft der Bürgerſtand unterworfen hat, kraft dieſer königlichen Antwort nicht nur in Beziehung auf ihre von den früheren Königen und Seiner jetzigen Königlichen Majeſtät beſtätigten ſpeciellen Privilegien, ſondern auch in Beziehung auf alle jene Rechte, die Freiheiten und Immunitäten, welche ihnen ſeit den erſten Unterwerfungsverträgen in den darauf folgenden Königlichen Commiſſionen nach Beſtätigung des Unterwerfungs-Inſtruments und nach den andern allgemeinen Verleihungen wie den Städten des Herzogthums Preußen geſetzmäßig gebühren und zuſtehen, in deren vollen und kräftigen Ausübung aber theils der verwirrte Zuſtand des Vaterlandes und hierauf die feindlichen Invaſionen den Bürgerſtand nicht wenig benachtheiligt haben, theils der Nichtgebrauch manches außer Uebung gebracht hat, ungeſchmälert wieder hergeſtellt und in Ruhe und Frieden erhalten werden ſollen. v. Ziegenhorn Beilage Nr. 169).

[3]) v. Ziegenhorn l. c. § 126 — Einleitung in die Liv-, Eſt- und Kurländiſche Rechtsgeſchichte, von F. G. v. Bunge, § 94. — Geſchichtliche Ueberſicht des Provinzialrechts der Oſtſee-Gouvernements. Allgemeiner Theil. Thl. II, Seite 161 u. 162. — Das obenerwähnte Reſponſum lautet diesbezüglich. Cum Civitates et Ordo Civicus, pu-

Reichstags-Conſtitution und dem Reſponſum von 1649 zuwiderlaufend keine Geſetzeskraft erlangt haben. Hätte er aber trotz der Geſetze von 1649 momentane Gültigkeit gehabt, ſo wurde ſolche durch die Reichstags-Conſtitution vom 3. Auguſt 1774 § 13 aufgehoben. Der bezogene § jener Reichstags-Conſtitution hebt alle und jede Beſchlüſſe und Geſetze, die eine Beeinträchtigung der Rechte der Nichtindigenen und des Bürgerſtandes enthalten, ausdrücklich auf [1]). Daß aber das citirte königliche Re-

blicis oneribus et sanctis Legibus et Statutis subjacere debeant, justum etiam est, ut quoque cum ipsorum scitu et consensu Leges ac Statuta condantur. Quin et S. R. Majestas hisce clementissime declarat, se corpus istud Statutorum omissis Civitatibus et ordine civico isthuc concinnatum, ante non confirmaturam esse, quam et memoratae Civitates Ordoque Civicus per suos Deputatos ad ipsorum relectionem et revisionem personaliter admissi in eodem consenserint. (Da die Städte und der Bürgerſtand den öffentlichen Laſten und verordneten Geſetzen und Statuten unterworfen ſein müſſen, ſo iſt es auch gerecht, daß mit ihrem Wiſſen und Zuſtimmung die Geſetze und Statuten abgefaßt werden. Ja S. K. Majeſtat erklärt ſogar hiermit in Gnaden, daß ſie dieſe mit Uebergehung der Städte und des Bürgerſtandes hier angefertigte Statutenſammlung nicht eher beſtätigen werde, als bis auch die erwähnten Städte und der Bürgerſtand, durch ihre Abgeordneten zu deren Prüfung und Reviſion in Perſon zugelaſſen, denſelben ihre Zuſtimmung ertheilt haben.)

[1]) v. Ziegenhorn, Zuſätze zum Kurländiſchen Staatsrecht. Frankfurt 1776, § 691, S. 8 und Beilage Nr. 385. — Die Geſetzesworte des § 13 jener Conſtitution lauten: Quod vero civitates Curlandiae in specie attinet, haec nostra perpetuaque est voluntas, ut iisdem non solum privilegia, libertates, immunitates, et cujuscunque nominis jura, cuique civitati, partim ante subjectionem a magistris ordinis, partim postero tempore, a regibus et ducibus specialim largita, sed etiam in genere omnia, quae circa subjectionem Livoniae inter caeteros status et omnibus totius Livoniae civitatibus statuique civico concessa sunt, vigore hujus in perpetuum sarta, et contra quoscunque obtrectatores tecta maneant. Omnia equidem, quae hucusque in praejudicium civitatum statusque civici acta, et in desuetudinem detrusa sunt, irrita esse jubemus civitatesque in pristinum usum jurium ipsis competentium, hisce in integrum restituimus, et ne in posterum in conventibus publicis aliquid, quod civitatum interest, illis inscüs et non consentientibus sanciatur, serio prohibemus. (Was aber die Städte Kurlands insbeſondere anbetrifft, ſo iſt dies unſer unabänderlicher Wille, daß ebendenſelben nicht nur die Privilegien, Freiheiten, Immunitäten und Rechte, welchen Namens ſie auch ſein mögen, die jeder Stadt theils vor der Unterwerfung von den Ordensmeiſtern, theils in der Folgezeit von den Königen und Herzögen ſpeciell ertheilt wurden, ſondern auch überhaupt alles, was in Beziehung auf die Unterwerfung Livlands unter den andern Ständen auch allen Städten und dem Bürgerſtande von ganz Livland zugeſtanden wurde, kraft deſſen auf immerwährende Zeiten wiederhergeſtellt und gegen alle Beeinträchtiger geſchützt bleiben ſollen. Alles alſo, was bis hierzu zur Beeinträchtigung der Städte und des Bürgerſtandes geſchehen und durch Nichtgebrauch außer Uebung gekommen iſt, erklären wir

ſponſum vom 12. Februar 1649 und die Reichstags-Conſtitution vom 3. Auguſt 1774 in Kurland gültige Geſetze wurden, dafür berufen wir uns auf die Einleitung in die Liv-, Eſt- und Kurländiſche Rechtsgeſchichte von F. G. v. Bunge, § 92.

Dieſer ſogenannte Landtagsſchluß vom Jahre 1692 iſt mithin, wie gezeigt, ohne alle Geſetzeskraft, ein nicht realiſirter Wunſch der Ritterſchaft.

Im Jahre 1756 wurde ein Entwurf einer Kirchenordnung veranſtaltet, gedruckt 1786 bei J. F. Steffenhagen in Mitau. Die §§ 1 und 3 im Abſchnitt II enthalten die Beſtimmungen über das Patronat, ſie ſprechen ganz allgemein von den Patronats-Berechtigten, „Kirchſpielsverwandten", von den „Gemeinen und ihren Gliedern", ohne das Patronat irgend ausſchließlich dem Indigena zu geben. Dieſer Entwurf, obgleich er nie Geſetzeskraft erlangte, beweiſt, wie man die Patronatsfrage damals ſelbſt von Seiten der Ritterſchaft auffaßte [1]).

Eben ſo deutlich als die älteren Quellen des Ordens-kurländiſchen Rechtes für das Patronat der nichtindigenen Gutsbeſitzer ſpricht die Piltenſche Kirchenordnung d. a. 1625, Cap. V: daß „jeder Kirche eingepfarrten, das Jus Patronatus immediate zuſtehe, und alſo eines jeglichen Kirchſpiels Anverwandte das einhellige Jus Vocationis in Erwehlung und Beruffung eines Paſtoris billig exerciren könne" [2]).

---

für ungültig und ſetzen die Städte in die urſprüngliche Benutzung der ihnen zukommenden Rechte vollſtändig wieder ein, und verbieten auf das Strengſte, daß in Zukunft auf den Landtagen irgend etwas, was das Intereſſe der Städte angeht, ohne ihr Wiſſen und ohne ihre Zuſtimmung Geſetzeskraft erlange).

[1]) Eine Reviſion der Kirchenordnung (nämlich des Herzogs Gotthard von 1570, die v. Bunge irrthümlich mit dem Jahre 1576 bezeichnet) wurde auf den Landtagen wiederholt beſchloſſen (Landtagsabſchied vom 30. Juli 1648 § 1, vom 23. Auguſt 1752 § 14, Actus compos. vom 27. Juli 1746 § 61), auch wurde auf Veranſtaltung der Oberräthe im Jahre 1756 ein verbeſſerter Entwurf abgefaßt; allein mit deſſen Durchſicht und Beſtätigung, wiewohl beides wiederholt zur Sprache kam (Landtagsabſchied vom 14. Auguſt 1756 § 7, Reverſalien des Herzogs Karl vom 25. October 1759 Art. 8; Landtagsabſchied vom 19. Juli 1768 § 29; vom 18. April 1778 § 6, vom 30. September 1786 § 31) verzog es ſich bis zum Schluſſe dieſes Zeitraums, ohne Erfolg. Vgl. v. Bunge l. c. Anmerkung d.

[2]) Dieſes jetzt ſehr ſeltene Werk führt den vollſtändigen Titel: Agenda Miniſtrorum Eccleſiae Evangelicae In Diſtrictu Pillinenſi, Oder Ordnungen der Evangeliſchen Kirche des Königl. Piltenſchen Creyſes Wie ſolche durch den in Gott ruhenden, um die Kirche Chriſti wohlverdienten Weiland Hoch-Ehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn, Herrn M. Bernhardum Harderum, treu geweſenen Superint. Dist. Pill. und Paſtor zu Haſenpoth

Als Resultat jener Quellen älterer Zeit ergiebt sich denn unzweideutig, daß das Patronat auch den nichtindigenen Gutsbesitzern zustand [1]). Wollte man aber selbst den Landtagsschluß von 1692 als ein Gesetz ansehen, wollte man also annehmen, daß seit 1692 den Nichtindigenen das Patronat nicht zustand, so ist dieser Bestimmung durch klare Gesetze aus der russischen Periode derogirt, wie sich gleich herausstellen wird. Deutlich wie die Quellen der herzoglichen Zeit reden die Quellen der kaiserlichen Legislation und zwar die Kirchenordnung d. a. 1832 und das Provinzialgesetzbuch der Ostseeprovinzen Thl. 2.

Die Kirchenordnung d. a. 1832 schließt sich dem gemeinen Rechte an und unterscheidet gleich diesem ein reales, rein an dem Grundstücke haftendes und ein persönliches Patronatrecht, und giebt gleich dem gemeinen Rechte jedem Christen, abgesehen von ständischen Beziehungen, dies Recht des Patronats. (K. O. § 505.) Es ist daher unstatthaft hineininterpretiren zu wollen, daß nur ein indigener Edelmann das Patronatrecht habe, denn lege non distinguente nec nostrum est distinguere [2]). Aber die §§ 502 und 503 über den Erwerb des Patronatrechts bezeugen klar, daß es sich um keine ständischen Unterscheidungen handelt; nicht minder schlagend § 506 desselben Gesetzes, welcher über das reale Patronat handelt, dasselbe jedem Besitzer einräumt und verordnet, daß das Patronat „bei Abtretung oder Verkauf des Gutes auf den neuen Besitzer" übergeht. Es leuchtet wohl klar ein, daß also das Patronat nicht von dem Stande des Besitzers, nicht vom Eigenthum abhängig sein kann, denn jeder Besitzer (also nicht bloß der Eigenthümer) soll das Patronat haben, auch wenn er das Gut nicht durch Kauf, sondern durch anderweitige „Abtretung" erwarb, z. B. der Pfandherr, der Emphyteuta u. s. w., sobald er nur juridischen Besitz erwarb. § 508 handelt von der Suspension, vom Aufhören des Patronats. Keiner dieser

und Ziersu, Anno 1625 aus der Formula Jurisdictionis Ecclesiasticae und denen gehaltenen General-Visitationen aufgesetzet und nun auf Befehl der Hohen Landes-Regierung und Verlangen E. Hochwohlgebohrnen Ritter- und Landschaft verfasset, revidiret, und zur beständigen Observance ausgefertigt worden. Königsberg, gedruckt bey Johann Henrich Hartung, 1756.

[1]) v. Bunge und v. Madai Theoretisch-praktische Erörterungen Band V, Heft 1. in dem Aufsatz: Welche Rechte stehen dem Eigenthümer eines Pfandgutes während der Dauer des Pfandbesitzes zu? von F. G. v. Bunge, Seite 33 und 34.

[2]) Thibaut, juristischer Nachlaß Theil 2 § 18 Seite 380.

Paragraphen aber besagt, daß das reale Patronat suspendirt sei oder aufhöre, wenn ein Non-Indigena mittelst Pfandvertrages ein Gut erwirbt. Ja der § 510 sagt deutlich, daß das Patronat auch auf die gewiß nicht indigene Gemeinde übergeht.

Daraus abstrahiren sich mit logischer Concludenz die Sätze: 1) das reale Patronatrecht ist lediglich an den juridischen Besitz des berechtigten Gutes gebunden; 2) dasselbe wird also von jedem Besitzer, nicht nur vom Eigenthümer ausgeübt und zwar 3) ganz abgesehen von dessen Stande, sobald er nur „ein christlicher Glaubensgenosse". Und so steht es denn fest, daß den nichtindigenen Bürgerlehns- und Pfandbesitzern das Patronatrecht im vollsten Umfange zusteht. Denn der § 486 der Kirchenordnung macht diese Berechtigung keineswegs vom Indigenat abhängig, sondern besagt vielmehr an einer andern Stelle (§ 509) ausdrücklich das Gegentheil: „Zugleich mit dem Patronatrechte gehen auch die mit demselben verbundenen Ehrenrechte und besonderen Verpflichtungen auf den neuen Besitzer über".

Könnte nach alle dem aber wirklich noch ein Zweifel stattfinden, so fällt die letzte Spur solchen Zweifels durch Eingehen auf das Provinzial-Gesetzbuch Thl. 2. Dieses Gesetzbuch normirt die ausschließlichen Rechte des Indigenatsadels sehr genau, und andere als die in diesem Gesetzbuche erwähnten ausschließlichen Rechte gebühren der Ritterschaft mit nichten.

Zunächst erwähnt Thl. 2 des Provinzialrechts, Titel 2, Hauptstück 1 die allgemeinen Berechtigungen des Adels, besagt aber keineswegs, daß dem indigenen Adel das Patronat ausschließlich gebühre, sondern giebt im Art. 32 Punkt 6 dem Indigenatsadel ausschließlich das Recht, an der Verwaltung der lutherischen Kirchenangelegenheiten Theil zu nehmen und zwar in Gemäßheit der Kirchenordnung v. J. 1832; der Art. 50 ferner redet von den ausschließlichen Versammlungen des indigenen Adels, berührt die Convocationen in Kirchenangelegenheiten aber mit keiner Sylbe.

Die hier aufgestellte Ansicht, daß das Patronat jedem Besitzer eines des Patronats fähigen Grundstücks abgesehen vom Stande des Besitzers zusteht, ist auch wohl bis zum Jahre 1851 nie in Zweifel gezogen worden. Sie ist die Ansicht v. Bunge's, der in seinem eben angeführten Aufsatze ausdrücklich nachweist, daß in den Ostseelanden alle Realrechte von jedem Besitzer, namentlich dem Pfandbesitzer, ohne Unterschied

des Standes ausgeübt werden, (S. 29—33), zumal das Patronatrecht (S. 33 u. 34).

Es bleibt noch übrig zweier Quellen — der Landtagsschlüsse vom 3. Mai 1848 und vom 30. April 1851 —, zu erwähnen und deren gesetzlichen Werth zu prüfen.

Der Landtagsschluß vom 3. Mai 1848, § 13 besagt wörtlich: A. „Eine Kurländische Ritter- und Landschaft hat beschlossen, daß von nun an den Erbpfandbesitzern jeglichen Standes das Recht zustehen solle, an allen Kirchen- und Schulsachen betreffenden Kirchspielsversammlungen mit vollem Stimmrechte für ihr Gut Theil zu nehmen. Demnach sind sie von den Kirchenvorstehern und Kirchspielsbevollmächtigten in diesen Fällen stets zu convociren".

Derselbe Landtagsschluß in demselben §, Lit. B., besagt bezüglich der Kronsarrendatoren (falls gewisse in Livland gültige Bestimmungen für Kurland bestätigt würden), daß „auch die Kronsarrendatoren jedweden Standes bei den Kirchenconventen, die zum Behuf der Kirchenbauten, Reparaturen und Geldbewilligungen berufen werden, mit vollem Stimmrechte jedoch lediglich für obgenannte Gegenstände zugelassen werden sollen".

Schon aus diesem Wortlaute (Lit. A.) ergiebt sich, daß dem Pfandherrn das volle Stimmrecht mit allen daraus fließenden Rechten jeglicher Beziehung, d. h. also das Patronat zuerkannt wird. Dieser Landtagsschluß verlieh den Pandherren keineswegs ein neues Recht, sondern anerkannte lediglich das bestehende Rechtsverhältniß. Eine andere Absicht als die Anerkennung bestehender Rechtsverhältnisse konnte jener § des citirten Landtagsschlusses nicht haben, denn sonst konnte kein definitiver Beschluß gefaßt werden, sondern bedurfte es solchen Falles der landesherrlichen Bestätigung [1]). Aber jener § giebt sich als eine definitive Bestimmung ohne Vorbehalt der landesherrlichen Bestätigung, er ist somit, da von dem Landtage keine Widergesetzlichkeit präsumirt werden kann, eben lediglich ein wenn immerhin überflüssiger Act der Anerkennung der schon nach der Kirchenordnung und dem Provinzialrecht an den angeführten Stellen bestehenden Rechte der Pfandherren. Daß aber jener § des Landtagsschlusses das vollste Patronat, incl. Vocationsrecht, incl. Aemterrecht der Kirchenvorsteher anerkennt, zeigt der Gegensatz zwischen A und B die-

[1]) Landtagsordnung d. a. 1843 § 145. — Provinzialrecht l. c. § 828.

ſes § [1]), welcher den Pfandherren das vollſte Stimmrecht in allen Kirchenangelegenheiten, den Arrendatoren nur bei Kirchenbauten, Reparaturen, Geldbewilligungen zugeſteht.

Der Landtagsſchluß vom 30. April 1851 § 27 beabſichtigt ſeiner ganzen Faſſung nach lediglich eine Interpretation des § 13 des Landtagsſchluſſes vom Jahre 1848 und lautet: „Es wird hierdurch, die Auslegung des Ritterſchafts-Comité ratihabirend, vom Landtage ausgeſprochen, daß der § 13 des Landtagsſchluſſes von 1848 nicht nur auf die Erbpfandbeſitzer, ſondern auch auf die Beſitzer der bürgerlichen Lehen zu beziehen ſei; und dieſe mithin gleich jenen an den Kirchen- und Schulſachen betreffenden Kirchenverſammlungen Theil zu nehmen haben, wobei die zeither von dem Comité befolgte beſchränkende Auslegung, daß ſich dieſe Theilnahme nämlich nur auf die Kirchen- und Schulbauten und die damit verbundenen Geldbewilligungen beziehe, ausdrücklich aufgehoben wird; mit der Einſchränkung jedoch, daß die Ritterſchaft in der den Pfandbeſitzern und den Beſitzern bürgerlicher Lehen durch den Landtagsſchluß von 1848 bereits gewährten Theilnahme an allen die Kirchenangelegenheiten betreffenden Kirchenverſammlungen nicht auch die Theilnahme an der Predigerwahl mit verſtehe".

Der bezogene § beabſichtigt alſo keine neue Legislation, ſondern eine Interpretation des § 13 des Landtagsſchluſſes von 1848. Dieſe Interpretation iſt aber gänzlich unſtatthaft, wenn ſie den Pfand- und Bürgerlehnsherren die Theilnahme an der Predigerwahl nehmen will. Wo der Wortſinn eines Geſetzes an ſich klar iſt, darf keine beſchränkende Interpretation angewendet werden [2]), noch weniger iſt der Ausleger befugt, Geſetze mit klarem Wortſinn zu verbeſſern [3]). Eine in dieſem Sinne verſuchte beſchränkende Interpretation wäre aber eine authentiſche, alſo ein Act der Legislation; zu einer ſolchen Beſchlußnahme war aber der Landtag mit nichten befugt, da es ſich nicht um innere Angelegenheiten des Adels, ſondern um Rechte anderer Stände handelt, die denſelben durch einſeitige Beſchlußnahme der Ritterſchaft auf Landtagen nicht entzogen werden dürfen [4]); am wenigſten aber, wo ſolche Rechte den andern Ständen

[1]) Thibaut l. c. § 16.

[2]) Thibaut l. c. 87.

[3]) Thibaut l. c. § 18.

[4]) Landtagsordnung § 145. — Provinzialrecht l. c. § 328.

durch kaiſerliche Geſetze garantirt und anerkannt ſind *). Aber ſelbſt nach jenem beſchränkenden interpretirenden § 27 des Landtagsſchluſſes d. a. 1851 will die Ritterſchaft die Pfand- und Bürgerlehnsherren lediglich von der Theilnahme an den Predigerwahlen, nicht auch von anderen Berechtigungen des Patronats ausgeſchloſſen wiſſen, denn ſelbſt dieſer § ſtellt die Pfand- und Bürgerlehnsherren dem Indigenatsadel in Bezug auf Kirchenangelegenheiten ganz gleich, mit einziger Ausnahme der Predigerwahl.

Die Eingangs aufgeſtellte Frage beantwortet ſich nach Maßgabe der Geſetze alſo bejahend dahin: „Es gebührt den Erbpfandbeſitzern und Beſitzern bürgerlicher Lehen das volle Patronat, incl. Vocationsrecht der Prediger für dieſe Güter, wenn auch die gedachten Beſitzer non indigenae ſind — oder mit andern Worten: das Recht des Patronats iſt nicht durch das Indigenat bedingt; daſſelbe haftet vielmehr an dem Grundſtücke, ſo daß jeder Beſitzer deſſelben ohne Rückſicht auf ſeinen Stand, mithin auch der Bauer, es ausüben kann, und die einzige Bedingung iſt chriſtliche Religion.

Thatſächlich iſt das Patronat von den nichtindigenen Gutsbeſitzern wenigſtens in vielen Kirchſpielen, namentlich auch durch Vocationsrecht bei der Predigerwahl geübt worden. So z. B. im Kirchſpiel Ambothen der nichtindigene Beſitzer von Lehnen, v. Herzberg, ſtets zu allen Wahrnehmungen des Patronats, ſelbſt zur Predigerwahl mit convocirt worden; das Gleiche hat im Kirchſpiel Sackenhauſen ſtattgefunden, wo ſeit lange her ein großer Theil der eingepfarrten Güter von nichtindigenen Perſonen beſeſſen wird. An gleichen Beiſpielen ſoll es in andern Kirchſpielen nicht fehlen.

Gebührt den nichtindigenen Pfandherren und Beſitzern bürgerlicher Lehen, wie vorſtehend gezeigt, das Patronat in ſeinem vollen Umfange, ſo folgt daraus ſchon deren Befähigung Kirchenvorſteher zu werden. Denn wie gezeigt, iſt dies ein Theil und ein Ausfluß des Patronats, wenn nicht ausdrückliche Geſetze etwa dies Recht beſchränken. Solche beſchränkende Geſetze giebt es nun keine, dagegen ordnen die Geſetze mit dürren Worten an, daß auch die nichtindigenen Gutsbeſitzer Kirchenvorſteher ſein ſollen.

Schon zu einer Zeit, als das Patronat nur dem Landesherrn gebührte, verordnet Herzog Gotthards Kirchenordnung vom Jahre 1570 bezüglich der Kirchenvorſteher im Caput 9 der Kirchenreformation: „So iſt

*) Kirchenordnung und Provinzialrecht in den citirten Stellen.

nötig, das zu Fürmündern vnd Vorſtehern welche vom Adel vnd andere bey den Kirchen nahe geſeſſene, die dazu düchtig vnd gnugſam erkant, neben vnſere Haupt vn Amptleuten verordnet werden, die ſich auch deſſelben nicht euſſern noch beſchweren, ſondern dieſen Beuelich, als ein Gottgefelliges werk annhemen vnd neben dem heiligen Prieſter Joiada: Beſtendigen Marterer, vnd rechtfertigen Diacono Läurentio ewige vergeltung erwarten".

Deutlicher konnte der Geſetzgeber die Befugniß der nichtindigenen Gutsbeſitzer, Kirchenvorſteher zu werden, nicht ausſprechen, er beruft ausdrücklich außer dem Adel „andere bei den Kirchen nahegeſeſſene", alſo Perſonen, die nicht dem Indigenatsadel angehörten.

Der ſchon oben citirte Entwurf zur Kirchenordnung von 1756 [1786] Abſchnitt 8, § 1 u. flg. redet gelegentlich der Kirchenvorſteher allerdings nur vom Adel, will dies Amt nur von Edelleuten, alſo wohl nur von indigenen Edelleuten bekleidet ſehen. Aber dieſer Entwurf erlangte nie Geſetzeskraft, wie oben gelegentlich der Frage I mit Berufung auf die Einleitung in die Rechtsgeſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands von F. G. v. Bunge, § 92, Anm. d gezeigt worden. Eine derartige Beſtimmung, welche die Rechte der Nichtindigenen und des Bürgerſtandes geſchmälert hätte, würde ohnehin gegen das Reſponſum vom 12. Februar 1649 gelaufen und ungültig geweſen ſein, wäre auch durch die citirte Reichstags-Conſtitution vom 3. Auguſt 1774 aufgehoben worden.

Das Provinzialrecht Thl. 2, Art. 498 u. flg. zählt diejenigen Aemter auf, welche durch Wahl der Ritterſchaft als ſolcher beſetzt werden, und nennt unter dieſen das Amt des Kirchenvorſtehers nicht, ja es nennt im Punkt 2 alle Aemter, welche die Ritterſchaft ausſchließlich zur Verwaltung der evangeliſch-lutheriſchen Kirchen beſetzt, ohne das Amt der Kirchenvorſteher mit aufzuführen.

Der Art. 501 redet von den wahlfähigen Perſonen, beſagt, welche das Indigenat haben müſſen, um wahlfähig zu ſein, erwähnt aber wiederum das Amt des Kirchenvorſtehers nicht, was das Geſetz thun mußte, ſollten dieſe Aemter ausſchließlich durch indigene Edelleute beſetzt werden.

Die ſtete Uebung iſt denn auch dafür geweſen, daß Perſonen nichtindigenen Standes das Amt eines Kirchenvorſtehers bekleidet haben, ſowohl vo Emanation der Kirchenordnung von 1832, wie nach dieſer Zeit; z. B. bei den Kirchen zu Dalbingen, Salgaln, Pankelhof, Klein-Salwen, Bartau, Dubena, Grünhof, Kurſiten, Luttringen (wie aus der Beantwortung

der 1806 vom Justizcollegium gemachten 42 Fragen über die kirchlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen zu ersehen ist), nicht minder im Kirchspiel Sackenhausen, wo bis zur Stunde dies Amt von einem nichtindigenen Pfandherrn, Hermann v. Bordelius auf Bächhof, seit Jahren bekleidet wird, und im Kirchspiel Goldingen, wo successive nicht indigene Kirchenvorsteher erwählt und bestätigt wurden, z. B. Oscar Beitler auf Mangen, Charles Edward Balfour auf Paddern, A. Pfeil auf Ernsthof, wie aus den desfallsigen Protokollen zu ersehen ist.

Im Jahre 1855 entstand im Goldingenschen Kirchensprengel zuerst ein Zweifel über die Befähigung der Nichtindigenen, das Amt des Kirchenvorstehers zu bekleiden. Nachdem sich der Ritterschafts-Comité in dem Eingangs referirten Anschreiben gegen das Recht der Nichtindigenen ausgesprochen hatte, gelangte die Frage an die vom damaligen Herrn Generalgouverneur zusammenberufene Palatenconferenz und von dieser an den Dirigirenden Senat. Kürzlich erschien die Entscheidung in dem Gesetzesblatt der Kurländischen. Gouvernements-Zeitung, Nr. 54 vom 6. Juli 1863, und lautet wörtlich:

„Der Ukas des Dirigirenden Senats aus der allgemeinen Versammlung der ersten drei Departements und des Heroldie-Departements des Dirigirenden Senats vom 19. Juni 1863, Nr. 1127, desmittelst folgendes am 13. Mai 1863 Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten publicirt wird: Der Reichsrath hat im Gesetzes-Departement und in der allgemeinen Versammlung nach Beprüfung der Verfügung der allgemeinen Versammlung der ersten drei Departements und des Heroldie-Departements des Dirigirenden Senats bezüglich der Wahl der Kirchenvorsteher in den Baltischen Gouvernements für gut erachtet: in Ergänzung des Artikels 632 der Verordnung über geistliche Angelegenheiten fremder Confessionen, Codex der Reichsgesetze vom Jahre 1857, Bd. XI Thl. I, zu verordnen, daß in den drei Baltischen Gouvernements zu Kirchenvorstehern der im Kreise bestehenden Kirchspiele auch Personen erwählt werden können, die nicht zum örtlichen Stammadel gehören, sofern dieselben nur im Kirchspiele Güter pfandweise oder als Eigenthum besitzen oder aber Arrendatoren von Gütern sind, wenn in diesem letztern Fall die Arrendezeit mindestens noch drei Jahre, von dem Zeitpunkte der Erwählung zu Kirchenvorstehern ab gerechnet, läuft".

Somit ist denn die sub II gestellte Frage zu bejahen, das letzterschienene declarative Gesetz hebt jeden Zweifel; die sub I aber ist durch die althergebrachte Gesetzgebung vollkommen erledigt, der Landtagsschluß von 1851 war nichts als eine verfehlte Reminiscenz des ebenso wirkungslosen Versuchs von 1692: den Eingangs erwähnten Anträgen der brüderlichen Conferenz von 1863 fehlt jeglicher Rechtsboden.

Oberhofgerichts-Advocat Theodor Seraphim,
in Hasenpoth.

# Das neue Genoſſenſchaftsweſen.

Was man nicht allein zu erreichen vermag,
dazu ſoll man ſich mit Andern verbinden.

Von jeher ſind „ſociale“ Fragen an der Tagesordnung geweſen. Ihr Kernpunkt fällt gewöhnlich in die Frage des Proletariats, das zu allen Zeiten und in allen Lebensberufen beſtanden hat. Angeblich nimmt das Proletariat, d. h. derjenige Theil des Volkes, der ohne Ausſicht auf wirthſchaftliche Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der Hand in den Mund lebt, immer mehr zu. Es iſt eine allgemein verbreitete Anſicht, daß die Urſache ſolch ſtarker Zunahme in dem ſo ſehr überhand nehmenden Induſtrialismus unſerer Zeit zu ſuchen ſei. Man glaubt vielfach, daß in allen Induſtrieſtaaten nothwendig früher oder ſpäter der Mittelſtand verſchwinden und nur Kapitaliſten und Proletarier ſich gegenüber ſtehen werden. Insbeſondere beruft man ſich auf England, als denjenigen Induſtrieſtaat, den man dem Proletariate vorzugsweiſe verfallen wähnt. Und doch iſt es gerade England, das, ſtatt jene traurige Annahme zu beſtätigen, einen glänzenden Gegenbeweis liefert. Abgeſehen von den Steuerliſten Englands, durch welche allein ſchon die behauptete Maſſenverarmung treffend widerlegt werden könnte, geht der Beweis für eine ſtetige Kapitalvermehrung unter den arbeitenden Klaſſen dieſes Landes zur Genüge aus dem ganz freiwilligen Acte der Betheiligung bei den Sparkaſſen, Pennybanken und Aſſociationen hervor. Während im Jahre 1830 bei den

Sparkaſſen Englands erſt 412,217 Perſonen mit 13,507,565 Pfund Sterling betheiligt waren, betrug im Jahre 1859 die Zahl der Einleger 1,479,723 und deren Einlagekapital in c. 600 Kaſſen: 41,529,312 Pfd. St., ſo daß alſo in 30 Jahren eine Vermehrung um 28 Mill. Pfd. St. oder etwa 180 Mill. Silberrubel ſtattgefunden hatte! Nicht minder günſtig iſt das Reſultat bei den meiſt nach Feierabend geöffneten Pennybanken, ſowie der großen Anzahl von money order offices (einer Art Girobanken), welch letztere im Jahre 1859 bereits auf die Zahl von 2481 angewachſen waren und die in dem einen Jahre 13,250,930 Pfd. St. in 6,969,108 Orders umſetzten. Von gleich hoher Bedeutung ſind ferner die in der neuern Zeit entſchieden in den Vordergrund getretenen Aſſociationen zum Zwecke der Selbſthülfe, auf welche wir noch zurückkommen werden.

Ein ſehr treffender Beweis gegen die Maſſenverarmung in England dürfte ferner in dem Verhältniſſe zu finden ſein, in welchem die einzelnen Volksklaſſen an den Renten aus der engliſchen Staatsſchuld Theil nahmen. Im Jahre 1846 fielen nämlich von den engliſchen Renten auf:

| | | |

und ſittlichen Wohlſtandes der arbeitenden Bevölkerung und ſomit den göttlichen Segen, der auf der productiven Arbeit unſeres Jahrhunderts ruht.

Und was iſt es, das ſolch ſegensreiche Entwickelung geſtattet und die Maſſenverarmung bisher unmöglich machte und auch ferner unmöglich machen wird? Einzig und allein: der Grundſatz der ſocialen Selbſthülfe.

Mit dieſer Ausführung ſoll nun keineswegs die „ſociale“ Frage als erledigt oder überflüſſig bezeichnet, im Gegentheil muß ſie noch immer als eine brennende angeſehen werden, da die arbeitende Bevölkerung keineswegs der Mehrzahl nach mit den Mitteln bekannt iſt, welche geeignet ſind, zur Erreichung der gegebenen Reſultate zu führen. Dieſe Mittel nachzuweiſen, dieſelben in ihrer Anwendung zu zeigen und dadurch zur Hebung des Wohles der arbeitenden Klaſſen beizutragen, iſt daher noch immer eine der dringendſten Aufgaben der Staats- und Volkswirthſchaft.

Mangel an wirthſchaftlicher Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit, das iſt, wie ſchon angedeutet, das Weſen des Proletariats und ſomit des ſocialen Elends. Dieſem Uebel abzuhelfen vermag nur das Kapital und der Kredit. Das Kapital aber erſcheint in verſchiedenen Formen, als Kapital des feſten Beſitzes (Grundeigenthum, Gebäude), als bewegliches Kapital (Geld, Waare); und endlich als Kapital der Intelligenz, phyſiſchen Kraft und moraliſchen Tüchtigkeit, oder mit einem Worte: individuelles Kapital. Die arbeitenden Klaſſen haben meiſt nur individuelles Kapital. Da dieſe Kapitalsform indeß in hohem Grade den Geſetzen irdiſcher Vergänglichkeit unterworfen iſt und durch den Tod abſolut verloren geht, ſo genießt ſie den zu einem glücklichen wirthſchaftlichen Erfolge erforderlichen Kredit in nur geringem Grade. Dieſer ſucht vorzugsweiſe nur die beiden andern Kapitalsformen, insbeſondere das bewegliche Kapital auf, da dieſe zwar der Zerſplitterung, ſelten aber — bei der heutigen Entwickelung des Verſicherungsweſens — der abſoluten Vernichtung anheim gegeben ſind. Zu ſolchem Mangel an Kredit bei den arbeitenden Klaſſen kommt nun noch hinzu, daß in Folge der außerordentlichen Fortſchritte in der neuern Technik wie des modernen Verkehrs in Production und Handel der Gang der Induſtrie in unſerer Zeit immer mehr zum Großbetrieb gedrängt wird. Hierzu werden aber immer größere Betriebsſummen erfordert, und es kommt Derjenige, der ſich ihrer nicht bedient oder bedienen kann, bald außer Stande, mit ſeinen günſtiger geſtellten Fachgenoſſen zu concurriren. Außer geſteigerter gewerblicher Vor-

bildung iſt es daher insbeſondere ein größeres bewegliches Kapital und der damit verbundene Kredit, welche gegenwärtig zu einem lohnenden Geſchäftsbetriebe immer unumgänglicher ſind.

Dieſem Mangel an beweglichem Kapital und Kredit abzuhelfen, iſt daher, wie geſagt, der eigentliche Kern der ſocialen Bewegung. Es handelt ſich dabei darum, dem individuellen Kapitale der arbeitenden Klaſſen trotz ſeiner hohen Vergänglichkeit die Vortheile des beweglichen Kapitals, alſo Kredit zu verſchaffen.

Der zur Erreichung dieſes Zieles vorgeſchlagenen Mittel giebt es verſchiedene. Während die Einen auf dem Wege der Wohlthätigkeit durch bloße palliative Verſtopfung gewiſſe unglückliche Folgen beſeitigen wollten, ohne ſich um die Grundurſache des Uebels zu kümmern, ſuchten die Andern das Heil in einer terroriſtiſchen Gleichmacherei und Vernichtung alles Privateigenthums oder in einer neuen phantaſtiſchen Organiſation der Arbeit. Keins dieſer Mittel hat das Ziel erreichen laſſen, da weder in dem Almoſen Fremder, noch in der Verletzung der Rechte Anderer ein allgemeines Heilmittel zu finden war. Nur die nach dem Grundſatze: „Hilf dir ſelbſt, und was du nicht allein zu erreichen vermagſt, dazu verbinde dich mit Andern!“ — in den letzten zwei Jahrzehnden errichteten Inſtitute der Selbſthülfe, die Genoſſenſchaften oder Aſſociationen haben ſich als das beſte Mittel zur Heilung des ſocialen Uebels bewährt.

Das Grundprincip der Genoſſenſchaften iſt, daß Jeder für ſein eigenes Wohl und Wehe allein verantwortlich, und daß es unwürdig und unſinnig ſei, nach Hülfe von außen ſich umzuſehn, ſo lange man die Kraft in ſich ſelbſt trage. Nur da, wo die Kräfte des Einzelnen in Bezug auf die Ungunſt der äußern Lage nicht ausreichen, für ſich allein zum Ziele zu kommen, da tritt die freie Genoſſenſchaft ergänzend ein, indem ſie die Arbeits- und kleinen Kapitalkräfte Vieler — unter ſolidariſcher Haft oder unter dem Einſtehen Aller für Einen und Eines für Alle — mit einander vereinigte. Während die Arbeitskraft in ihrer Einzelſtellung der Zufälligkeiten wegen, denen ſie ausgeſetzt iſt, gewöhnlich nicht als genügende Sicherheit für eine Kapitalanlage oder für geſchäftlichen Kredit gelten kann, werden bei der genannten Vereinigung vieler Arbeitskräfte, bei der Aſſociation, die Zufälle und das Mißlingen, denen der Einzelne ausgeſetzt iſt, auf die Geſammtheit übertragen und wird durch ſolidariſche Verbindlichkeit eine wechſelſeitige Garantie geſchaffen, die jeden Einzelnen creditfähig macht. „Kommen dann auch Einzelne darunter, ſagt Schulze-Delitzſch, in

Folge zufälligen oder verſchuldeten Mißgeſchicks, außer Stand, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, ſo werden ſie von den Andern mit übertragen, und die Vertheilung des Ausfalls auf Viele macht deſſen Deckung leichter möglich und weniger läſtig. Daß eine ſolche größere Menge mit einem Mal durch Unglücksfälle oder ſonſt arbeitsunfähig werden könnte, iſt ebenſowenig zu befürchten, als daß ſie auf die Dauer ohne Beſchäftigung bleiben ſollte, da die Geſellſchaft wohl des Einzelnen, niemals aber der Arbeiter im Großen und Ganzen zu entbehren vermag. Auf dieſe Weiſe gewinnt die ſolidariſche Haft ſolcher verbündeter Arbeitergruppen im Verkehr den Werth einer Hypothek, und die Kapitaliſten verſchließen ihre Kaſſen, welche ſie dem Einzelnen zu öffnen Bedenken trugen, nicht länger vor einer ſo organiſirten Geſammtheit, wie die Erfahrung bei den vielfach gemachten Verſuchen bewährt hat." — Die Aſſociation iſt alſo das einzige Rettungsmittel für den unbemittelten Arbeiter und Handwerker, da ſie ihnen das, was ſie in wirthſchaftlicher Beziehung nöthig haben: *Kapital und Kredit*, in gewünſchter Weiſe gewährt. Anſtatt der wehmüthigen Klagen über Unterdrückung der Gewerbe durch die Uebermacht des Kapitals, wie man es ſo häufig nennt, ſtellen ſich die Aſſociationen daher auch mit dem Kapital auf *gleichen* Kampfboden, wohl wiſſend, daß auch die größte Geldmacht nur aus vielen einzelnen, kleinen Kapitalien entſtanden iſt und daß die Maſſe der kleinen Kapitale zuſammengenommen die Summe der großen weit übertrifft. Die Aſſociation predigt darum nicht den Kampf gegen das Kapital, wie der Communismus, ſondern ſagt: „mache dir das Kapital zum Freunde, indem du dich mit Gleichgeſinnten zum Zuſammenſchießen eines größern Kapitals vereinigſt"; ſie verlangt auch nicht das Aufgehen der wirthſchaftlichen Selbſtändigkeit des Einzelnen im Ganzen wie der Socialismus, ſondern will eben dieſe Selbſtändigkeit für den Einzelnen durch das Ganze erzielen; ſie verlangt noch weniger vom Staate oder der Gemeinde, daß ſie auf dem Wege der Wohlthätigkeit die Bürgſchaft der ökonomiſchen Exiſtenz ihrer Angehörigen übernehmen und zum Aſyl für Schwächlinge, Krüppel und Müſſiggänger werden ſollen, ſondern ſie weiſt vielmehr grundſätzlich jede Unterſtützung und jedes Almoſen von ſich ab, dem Grundſatze huldigend: „Sei ſtark durch eigne Kraft!" und: „Wer ſich ſelbſt nicht hilft, dem können auch der Staat und die Gemeinde nicht helfen."

Alſo die ſolidariſche Verbindung vieler Beſitzer von *individuellem* und *kleinem beweglichen Kapital* iſt die Quelle von auswärts zu-

fließendem beweglichen Kapital, die Quelle des unentbehrlichſten Productionswerkzeuges. Daß eine ſolche ſolidariſche Verbindung zum Zwecke gegenſeitiger Kapital- und Kreditſchaffung auf alle arbeitenden Klaſſen und auf verſchiedenartige materielle Zwecke anwendbar iſt, leuchtet wohl ein. Die Sache bleibt dabei in ihrem Grundprincip dieſelbe, nur giebt der äußerlich verſchiedene Zweck, welcher erzielt wird, Veranlaſſung zu einer eben ſo äußerlichen Eintheilung der verſchiedenen Genoſſenſchaften. Nach dieſem äußern Zwecke unterſcheidet man gegenwärtig vier Hauptgruppen von Genoſſenſchaften, und zwar: 1) Vorſchuß- und Kreditvereine, Darlehnskaſſen, Volksbanken u. dgl.; 2) Rohſtoff-, Magazin- und Productiv-Aſſociationen; 3) Conſumvereine; 4) Krankenkaſſen und Vereine für Geſundheitspflege Altersverſorgung u. ſ. w.

In der erſten Klaſſe von Genoſſenſchaften wird das durch die Solidarität erlangte Kapital ſelbſt den Genoſſen auf Grund perſönlichen Kredits, oder gegen Bürgſchaft, Pfand oder Wechſel dargeliehen; in der zweiten Klaſſe dagegen wird das Kapital zum Ankauf von Rohſtoffen im Großen, von Werkzeugen und Maſchinen, oder zum gemeinſchaftlichen Handel mit Arbeitserzeugniſſen der Mitglieder in Vereinsmagazinen, oder endlich ſelbſt zur gewerb- und fabrikmäßigen Production für gemeinſchaftliche Rechnung verwandt. In den Conſumvereinen dienen Kapital und Kredit zum Ankaufe von nothwendigen Lebens- und Wirthſchaftsbedürfniſſen im Großen zu Gunſten der Mitglieder, und in den Genoſſenſchaften der vierten Klaſſe iſt eine den Einzelnen möglichſt wenig bedrückende und im Ganzen billigere Alters- und Krankenpflege der Hauptzweck.

Die Hauptgrundſätze, welche allen dieſen verſchiedenen Aſſociationen gemeinſam ſind, laſſen ſich wie folgt zuſammenfaſſen: 1) Es können nur Mitglieder einer Genoſſenſchaft an Wirthſchaft und Erwerb derſelben participiren; 2) dagegen ſteht der Beitritt jedem tüchtigen Arbeiter, der den ernſten Willen hat, ſich ſelbſt zu helfen, frei; 3) an der Leitung und Verwaltung der Vereinsgeſchäfte müſſen ſich die Mitglieder, wenns nöthig erſcheint, perſönlich betheiligen; 4) der Geſchäftsfonds wird von den Mitgliedern durch allmälig baar einzuzahlende Geſchäftsantheile von entſprechender Höhe gebildet; 5) für den erhaltenen Kredit und die Vereinsſchulden übernehmen ſämmtliche Mitglieder die ſolidariſche Geſammthaft.

Insbeſondere iſt es der letztere Punkt, die Solidarität, welche alle Bedingungen zu erfolgreichen und ſogar ſehr einträglichen Operationen

gewährt und das Ziel des Genoſſenſchaftsweſens: „die nachhaltige Sicherung der Exiſtenzmittel, die Begründung und Erhaltung wirthſchaftlicher Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit“ erreichen läßt.

Das Genoſſenſchaftsweſen ſelbſt iſt erſt von kurzer Dauer und befindet ſich noch im erſten Entwickelungsſtadium. Laſſen ſich auch die den Genoſſenſchaften verwandten Knappſchafts- und Unterſtützungskaſſen in Deutſchland, ſowie die friendly societies in England (deren es gegen 20,000 geben ſoll) und die caisses de prévoyance in Frankreich und Belgien in ihrem Alter zum Theil bis über unſer Jahrhundert zurückverfolgen, ſo datirt das eigentliche Genoſſenſchaftsweſen doch erſt ſeit den vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts. Wenn daſſelbe trotzdem ſchon, wie aus den nachfolgenden Notizen hervorgehen wird, ſo glänzende Reſultate aufweiſen kann, ſo iſt das der beſte Beweis, daß die Genoſſenſchaften auf einem geſunden Principe beruhen.

Die früheſte Ausbildung erlangten die Genoſſenſchaften in *England* und *Frankreich*. In erſterm Lande war es gegen Ende des Jahres 1843, als zu Rochdale bei Mancheſter einige arme Weber, die ſich außer Arbeit, faſt ohne Nahrungsmittel und in voller Verzweiflung über ihre Lage befanden, öfter zuſammenkamen, um mit einander ausfindig zu machen, was ſie etwa zur Verbeſſerung ihres Zuſtandes vornehmen könnten. Die Fabrikanten beſaßen das Kapital und den Rohſtoff, die Kaufleute den Waarenvorrath; wie wollten ſie, die weder das Eine noch das Andere beſaßen, jemals gegen dieſelben aufkommen! Sollten ſie die Wohlthätigkeit in Anſpruch nehmen? Das wäre Abhängigkeit geweſen. Oder auswandern? Das erſchien ihnen als eine Art Transportation. Sie kamen überein, *vereint* den Kampf des Lebens für eigene Rechnung aufzunehmen; ſie wollten, ſoweit es ihren eigenen Bedarf beträfe, möglichſt ohne Kaufleute, Fabrikanten und Kapitaliſten zurecht kommen. Gewiß ein kühner Gedanke für arme Arbeiter, ohne Kapital und ohne kaufmänniſche Erfahrung. Eine Subſcriptionsliſte wurde aufgelegt und ausgefüllt. Wöchentlich 2 Pence (5¼ Kopeken) war das Höchſte, was Jeder aufbringen konnte. Nachdem etwa ein Jahr lang in dieſer Weiſe geſammelt war, begannen ſie, einige vierzig an der Zahl ihre Unternehmungen mit der mächtigen Summe von 28 Lſtlg. Sie gründeten einen *Conſumverein*, für welchen ſie folgende maßgebende Grundſätze aufſtellten: 1) das Geſchäft hält die nothwendigſten Artikel des täglichen Gebrauchs vorräthig; 2) es verkauft nur gegen baar und mit erheblichem Profit zu ſe-

ſten Preiſen; 3) der nach Abzug der Betriebskoſten, wozu auch 5% Zinſen für das Einlagekapital gehören, verbleibende Gewinn wird den Käufern nach Verhältniß der reſp. Summen ihrer Einkäufe in je einem Jahresviertel gutgeſchrieben und nach Schluß des Quartals an dieſelben ausgezahlt. — Die gemachten Einkäufe wurden ſpäter zur Erleichterung des Abrechnungsgeſchäfts durch Marken controlirt, welche mit den gekauften Waaren und deren Betrage entſprechend an die Käufer abgegeben wurden.

Am 24. October 1844 wurde der Verein unter der Firma: Rochdale Society of equitable Pioneers in das Regiſter der Korporationen eingetragen, und am längſten Abende deſſelben Jahres eröffneten ſie ihr Geſchäft, das ſich anfangs auf geringe Quantitäten von Weizenmehl, Hafermehl, Butter und Zucker beſchränkte, in einer ärmlichen Straße unter impertinentem ironiſchem Beifallsgeſchrei der Rochdaler Straßenjungen. Ihr Kapital war, wie geſagt, 28 Lſtlg. — und heute beſitzen dieſe armen Leute ein Colonialwaarengeſchäft in 5 Läden von jährlich 76,000 Lſtlg. Umſatz, ein bedeutendes Waarenlager an Manufacturwaaren, Kleidern, Holz- und Lederſchuhen, ſowie Fleiſchwaaren, ferner eine eigene Dampfmühle unter der Firma: Corn mill-Society, endlich unter der Firma: Cooperative Manufacturing Society eine eigene Spinnerei und Weberei, in welcher im Jahre 1858 96 mechaniſche Webſtühle arbeiteten. — In welchem Verhältniß die fortſchreitende Entwickelung dieſes Vereins ſtattgefunden hat, geht aus folgenden Angaben hervor.

Im Jahre 1849 war die Mitgliederzahl 390, Kapital 1194 Lſtlg., Umſatz 6812 Lſtlg., Gewinn 561 Lſtlg.; im Jahre 1858 war die Mitgliederzahl 3000, Kapital c. 30,000 Lſtlg., Umſatz 100,000 Lſtlg., Gewinn 10,000 Lſtlg. und jetzt, im Jahre 1863 arbeiten die drei vereinigten Geſchäfte mit einem eigenen Kapitale von 135,000 Lſtlg., ſo daß ſich alſo in den letzten vier Jahren das Betriebskapital mehr als vervierfacht hat! — Die Pioneers haben ſchon bisher nicht nur für ſich geſorgt, ſie haben jährlich auch nicht unbedeutende Beiträge zu mehreren wohlthätigen Anſtalten gegeben. Jetzt — zur Zeit der Noth — tragen ſie, einem Bericht vom November vorigen Jahrs zufolge, wöchentlich 23 Lſtlg. zur Unterſtützung der Nothleidenden ihrer Bekanntſchaft bei.

So ſind die redlichen Pioniere von Rochdale in der That die Bahnbrecher des ſocialen Fortſchritts unter der arbeitenden Bevölkerung nicht nur von Rochdale, ſondern von ganz England und darüber hinaus. Der Rochdale Store ſteht noch immer als Muſteranſtalt da unter den zahl-

reichen ähnlichen Inſtituten, die nach ihm und nach ſeinem Muſter eingerichtet wurden. — Im Sommer 1859 gab es an Aſſociationen in England etwa 500 mit 80 bis 90 Tauſend Mitgliedern und einem Jahresumſatze von c. 2 Mill. Lſtlg. und im November 1862 giebt der Evening Standard die Zahl der allein im nördlichen England beſtehenden Genoſſenſchaften auf 400 an, die in dieſer ſchweren Zeit der Baumwollnoth faſt ohne Ausnahme ihre Kraft und Tüchtigkeit bewieſen haben. Von den oben bezeichneten vier Klaſſen von Genoſſenſchaften haben in England die Conſumvereine und die Productivaſſociationen ſich am vollkommenſten ausgebildet. Daneben iſt eine ſehr große Zahl von friendly-societies thätig, welche ihre Mitglieder gegen laufende Beiträge für Krankheit, Alter, Todesfälle u. ſ. w. verſichern. Von ganz beſonderer Wichtigkeit für England iſt ferner noch eine eigenthümliche Anwendung der Aſſociationen bei den ländlichen Arbeitern und Tagelöhnern, die wir deshalb hervorheben, weil daſſelbe Princip ſich auch bei uns in den Oſtſeeprovinzen auf die ländlichen Arbeiter, insbeſondere auf die eingewanderten, anwenden ließe. Es beſtanden nämlich ſchon im J. 1858 in England 130 ſog. land and building societies, welche die mittelſt kleiner Beiträge der Mitglieder geſammelten und angeliehenen Kapitalien in großen Landankäufen anlegen und dann den Mitgliedern kleine Parzellen zu dem Engrospreiſe überlaſſen. Wie bedeutungsvoll ſolche Gewährung eines eigenen Heerdes für den Arbeiter iſt, braucht nicht erörtert zu werden. Der Umſtand aber, daß dieſe 130 Geſellſchaften im Jahre 1858 bereits ein Kapital von 3,600,000 Lſtlg. repräſentirten, wovon bereits 900,000 Lſtlg. eingezahlt waren, mit denen ſie ſchon 310 große Güter gekauft und 19,500 Parzellen ausgethan hatten, läßt ſie als eine Macht erſcheinen, die mehr als eine andere wohlthätig für das allgemeine Beſte der Landbewohner geſorgt hat.

Nicht gleicher Ausbildung wie in England hat ſich das Genoſſenſchaftsweſen in Frankreich zu erfreuen gehabt. Hier datiren die erſten Aſſociationen erſt von der Zeit, als die durch Louis Blanc und Genoſſen hervorgerufenen Nationalwerkſtätten in Nichts zerfallen, die Arbeiterrevolution durch die blutige Kataſtrophe des Juni 1848 gewaltſam niedergeworfen und die Arbeiter wieder zu nüchternem Blute gekommen waren. Die mit Beſonnenheit auftretende Aſſociation lenkte bald die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich und die Folge war, daß der neuen Richtung ein Geſammtkredit von 3 Millionen Franken bewilligt wurde. Mit dieſer Unterſtützung

aber war den neuen Inſtituten von vorn herein das eigentliche Princip der Selbſthülfe genommen. Obſchon der bewilligte Kredit noch nicht ganz, und auch nur an 56 Aſſociationen überhaupt zur Vertheilung kam, ſo hatte doch die Sache in Folge des Staatskredits einen ſolchen Reiz erhalten, daß der Zudrang zu den Aſſociationen ein ungeheurer war. Eine Menge neuer Aſſociationen wurden gegründet, bei der Neuheit der Sache fehlte es indeß an jedem Anhalt zur Beurtheilung der Zweckmäßigkeit und Würdigkeit der einzelnen Projecte. Zufall und Gunſt gaben den Ausſchlag bei den Bewilligungen, Betrug und Schwindel miſchten ſich ein, und in kurzer Friſt gingen eine Menge der ephemeren Erſcheinungen wieder zu Grunde. Ja ſelbſt von den durch den Staatskredit unterſtützten 56 Aſſociationen beſtanden im November 1854 nur noch 14. So kam es, daß von mehrern Hunderten von Aſſociationen, die jener Arbeiterſturm im Gefolge hatte, im Jahre 1852 nicht viel über 100 noch exiſtirten, welche ſich als lebensfähig bewieſen. Aber auch von ihnen ſchwemmte der Staatsſtreich die meiſten fort, da ſie als Heerde republicaniſcher Agitation mit mißgünſtigem Auge angeſehen wurden. Die jetzt noch beſtehenden Genoſſenſchaften gehören meiſtens zu den Productiv-Aſſociationen, von denen im Jahre 1854 noch 31 beſtanden, welche ſich ſämmtlich guter Erfolge und zum Theil einer feſten Begründung erfreuten. Neben ihnen haben die den engliſchen friendly societies entſprechenden sociétés de secours mutuels oder die caisses de prévoyance, deren es einige Tauſend geben ſoll, die meiſte Verbreitung.*)

Während ſo in England und Frankreich ſchon vor den fünfziger Jahren zahlreiche Genoſſenſchaften ſich bildeten, war die große Maſſe der deutſchen Gewerbtreibenden nur ſehr langſam für die neuen Aſſociationsideen zu gewinnen. Die Ereigniſſe der Neuzeit veranlaßten indeß auch den Arbeiterſtand Deutſchlands zu tieferm Nachdenken und ſelbſtändigerem Handeln. Durch die Reſultate Englands ermuntert und zugleich durch die eigene Noth getrieben, fing man zu Anfang der fünfziger Jahren auch in Deutſchland an, in den Genoſſenſchaften ein Rettungsmittel zu ſuchen und zu finden.

Die eifrigſte Anregung und umſichtigſte Förderung dieſer Intereſſen verdankt der gewerbtreibende Stand vorzugsweiſe zweien Männern, dem Profeſſor V. A. Huber und dem Kreisrichter a. D. H. Schulze-De-

*) Vergl. Schulze-Delitzſch, die arbeitenden Klaſſen; 2. Aufl. S. 74.

litzſch. Dem erſtern gebührt das Verdienſt, durch ſeine vortrefflichen, geiſt- und lebensvollen Schriften, insbeſondere durch ſeine „Reiſebriefe aus Belgien, Frankreich und England", ſowie durch mündliche Schilderungen bei den verſchiedenſten Gelegenheiten das wahre Verſtändniß des Genoſſenſchaftsweſens in Deutſchland gefördert zu haben; wogegen ſich Schulze-Delitzſch das unvergängliche Verdienſt erworben hat, in raſtloſem Streben durch Wort und That den herrlichen Grundgedanken der Aſſociation beim deutſchen Arbeiterſtande auf das gelungenſte zur praktiſchen Ausführung gebracht zu haben. Die nach ſeiner Anleitung ſeit dem Jahre 1850 in Deutſchland errichteten Genoſſenſchaften haben heute bereits einen Aufſchwung genommen, der die kühnſten Erwartungen überſteigt.

Von ſporadiſchen Anfängen und kleinen Experimenten hat das deutſche Genoſſenſchaftsweſen ſich in wenigen Jahren zu einem Factor der Kapitalbildung herausgearbeitet deſſen hohe Bedeutung aus den anſehnlichen Zahlen der ſtatiſtiſchen Berichte in die Augen ſpringt und den Staatsregierungen bereits die gerechte Beachtung abnöthigt.

Während im Jahre 1858 erſt etwa 50 Genoſſenſchaften beſtanden, betrug die Zahl derſelben im Jahre 1859 bereits etwa 220, 1860 etwa 400, 1861 circa 650, und im Jahre 1862, nach den Schätzungen des ſo eben erſchienenen Jahresberichts*), ſchon nahezu tauſend; und iſt ſowohl ihre Anzahl als auch ihr Geſchäftsumfang noch fortwährend im Steigen begriffen. Dieſe 1000 Genoſſenſchaften, deren Mitgliederzahl annähernd 130 bis 140 Tauſend beträgt, zerfallen nach dem genannten Berichte in etwa 550 bis 600 Vorſchuß- und Kreditvereine, 250 Rohſtoff-, Magazin- und Productivaſſociationen, 100 Conſumvereine und 100 Genoſſenſchaften für Krankenpflege, Altersverſorgung u. drgl., denen ſich dann noch eine ſchon nennenswerthe Anzahl von landwirthſchaftlichen Erwerbs- und Kreditgenoſſenſchaften, insbeſondere unter den Winzern, anſchließt. Die Geſchäfte, welche die ſämmtlichen Genoſſenſchaften in den letzten 4 Jahren gemacht haben, ergeben nach den betreffenden Berichten folgende Zahlen. Im Jahre 1859 betrug der Umſatz 5—6 Millionen, 1860: 10—12 Millonen, 1861: 20—22 Millionen Thaler. Für das Jahr 1862 iſt er nach dem vorliegenden Berichte ſchon auf mindeſtens 30—33 Millionen Thaler anzuſchlagen, wozu ein Betriebsfonds von ungefähr 10 Millionen Thaler diente, von welchen ca. 20% oder 2 Millionen eigenes Vermögen

*) Jahresbericht für 1863 über die auf Selbſthülfe gegründeten deutſchen Erwerbs- und Wirthſchaftsgenoſſenſchaften. Leipzig, 1863. Preis 68 Kop. S.

der Genoſſenſchaften ſind. — Wenn man bedenkt, daß die meiſten der jetzt beſtehenden Genoſſenſchaften nicht über das dritte Jahr ihres Beſtehens hinausreichen, daß alſo eine Kapitalbildung bei ihnen im allgemeinen erſt begonnen hat, ſo muß man mit Recht ſtaunen über die vorliegenden, in ſo kurzer Zeit erzielten Rieſenreſultate.

Wie aus den angegebenen Zahlenverhältniſſen hervorgeht, behaupten in Deutſchland die Vorſchuß- und Kreditvereine den erſten Rang. Von den im letzten Jahresbericht als beſtehend angenommenen 550—600 Genoſſenſchaften dieſer Art ſind 511 namentlich aufgeführt, von denen 243 Vereine ihre letzten Jahresabſchlüſſe Herrn Schulze-Delitzſch, als der Anwaltſchaft aller deutſchen Genoſſenſchaften eingeſandt haben. Dieſe 243 Vereine hatten eine Mitgliederzahl von 69,202; einen Jahresumſatz von 23,674,261 Thlrn., einen Reingewinn von 105,278 und ein eigenes Vermögen von 1,332,438 Thlrn. (incl. 132,893 Thlr. Reſervefonds). Die bedeutendſten unter ihnen ſind:

| die Vereine zu | Einwohnerzahl des Orts. | Zahl der Vereinsmitglieder. | Jahresumſatz. Thaler | Eigenes Vermögen. Thlr. | Jahresgewinn. Thaler. |
|---|---|---|---|---|---|
| Dresden . . . . . | 130,000 | 2,775 | 3,334,722 | 109,284 | 5,531 |
| Sangerhauſen (Prov. Sachſen) . | 8,000 | 284 | 1,149,904 | 14,831 | 1,162 |
| Leipzig . . . . . | 85,000 | 4,800 | 902,046 | 89,732 | 7,243 |
| Eisleben (Prov. Sachſen) . . . | 11,000 | 600 | 868,578 | 69,968 | 5,547 |
| Zwickau (Königreich Sachſen) . | 22,000 | 873 | 741,564 | 25,924 | 2,922 |
| Roſtock . . . . . | 26,400 | 830 | 551,170 | 27,221 | 1,972 |
| Colberg (Pommern) . . . . . | 10,000 | 1,119 | 514,780 | 18,977 | 1,982 |
| Deſſau . . . . . | 15,613 | 268 | 487,900 | 8,677 | 700 |
| Allſtedt (Prov. Sachſen) . . . . | 3,000 | 109 | 465,000 | 1,872 | 420 |

Verluſte von irgend welchem Belang kamen bei den bezeichneten 243 Vereinen ſo gut wie gar nicht vor, außer bei dem großen „Dresdener Spar- und Vorſchußverein“, welcher trotz wiederholter Warnungen die natürlichen Grenzen, welche dem genoſſenſchaftlichen Geſchäftsbetrieb gezogen ſind, überſchritten und mit Vernachläſſigung der gewöhnlichſten Vorſichtsmaßregeln den Großbankverkehr in ſeinen Bereich gezogen hatte. Die dadurch im Jahre 1861 über dieſen Verein herbeigeführte ſchwere Kriſis iſt indeß glücklich, wenn auch mit ſchweren Opfern, wieder überſtanden; und der

Verein arbeitet wieder mit demſelben Vertrauen wie früher, wie aus dem Geſchäftsergebniſſe des letzten Jahres hervorgeht.

Von den im Berichte namentlich aufgeführten 511 Kreditgenoſſenſchaften kommen auf: Preußen 260; Königreich Sachſen 63; Naſſau 39; Sächſiſche Herzogthümer und Fürſtenthümer 33; Mecklenburg 23; Deutſch-Oeſterreich 16; Hannover 13; Würtemberg 10; Baden 6; Baiern 6; u. ſ. w., ſo daß alſo in dem kleinen Naſſau ſich mehr Kreditvereine befinden als in ganz Süddeutſchland.

Der urſprüngliche Gedanke dieſer Art von Genoſſenſchaften war der, daß die Mitglieder durch ihre Einſchüſſe einen eigenen Fonds zuſammenbrachten, der als Grundlage des Geſchäfts und der ſolidariſchen Haftung diente; daß ſie dann aber den durch die Solidarität begründeten Kredit dazu benutzten, ſich feſte Darlehen in runden Summen und auf lange Kündigungsfriſten und dadurch die Bewilligung ihrer kürzern Kredite zu ermöglichen. Die Form des Einſtehens Aller für Einen und Eines für Alle bildete den nöthigen Mittelpunkt, in welchem nicht nur die Beiträge aller Einzelnen, ſondern auch fremde Gelder zuſammenfloſſen; der Kredit, der ſich dem Einzelnen verſagt hätte, wendete ſich unbedenklich einer Geſammtheit zu, in welcher Jeder — nach den bisherigen Erfahrungen ohne alle Gefahr — für das Ganze verantwortlich war. Die Solidarität ſicherte den guten Ruf dieſer Vereine dergeſtalt, daß ſie von den ihnen gemachten Geldofferten nicht überall Gebrauch machen konnten. Von beſonderm Intereſſe iſt in dieſer Beziehung das Verhältniß des eigenen zu dem fremden Betriebsfonds. Es betrugen nämlich in den Jahren:

| | Das eigene Kapital: | Die gemachten Anlehen: | Die ohne eigenes Zuthun erhalt. Spareinlagen |
|---|---|---|---|
| 1858: | 18 % | 40,5 % | 41,5 % |
| 1859: | 18 % | 42,5 % | 39,5 % |
| 1860: | 18 % | 36,5 % | 45,5 % |
| 1861: | 19 % | 35,5 % | 45,5 % |
| 1862: | 21,7 % | 43,6 % | 34,7 % |

des geſammten Betriebsfonds.

Dieſe Verhältnißzahlen zeigen eine eigenthümliche Entwickelung dieſes Zweiges der Genoſſenſchaften. Durch die große Bedeutung der Spareinlagen, die dieſen Inſtituten zufließen, ſind dieſelben zu wirklichen Sparkaſſen oder Depoſitenbanken für den kleinen Verkehr geworden. Sie nehmen disponible Summen und Sümmchen gegen Zinſen, die gewöhnlich

höher, als die der gewöhnlichen Sparkaſſen ſind, auf, mit der Verpflichtung, dieſelben mit Innehaltung gewiſſer Kündigungsfriſten, zurückzuzahlen, wenn darüber anderweitig disponirt wird. Daraus erſieht man zugleich das erfreuliche Reſultat, daß die Vorſchuß und Kreditvereine dazu beſtimmt ſind, zu wahren Volksbanken zu werden, und daß ſie dieſer Beſtimmung nach der gewonnenen Ausdehnung in den letzten fünf Jahren mit ſchnellen Schritten entgegengeeilt ſind. Es liegt auf der Hand, daß mit ſolcher veränderter Entwickelung der Kreditvereine auch andere, und zwar vorſichtigere Grundſätze der Verwaltung eintreten, daß namentlich die gegenſeitigen Kündigungsfriſten, die auch bei den Spareinlagen nicht zu kurz ſein dürfen, genau beſtimmt und conſequent feſtgehalten, ſowie alle Kapitalbewilligungen, welche die leichte Realiſirbarkeit der Umſtände erſchweren, auf das ſtrengſte ausgeſchloſſen werden müſſen; damit das allgemeine Vertrauen in die Solidität und Zahlungsfähigkeit dieſer Inſtitute nicht durch Verſtöße in der Verwaltungsweiſe erſchüttert werde. Der Umſtand, daß die mit den vielen Spareinlagen nothwendig verbundenen, verhältnißmäßig kürzeren Kündigungsfriſten der geſchäftlichen Entwickelung der Kreditvereine etwas hemmend im Wege ſtehen, iſt auch wohl die Urſache, daß im Jahre 1862 die Spareinlagen relativ etwas abgenommen haben, dagegen die auf längere Kündigungsfriſten contrahirten Anlehen in demſelben Verhältniß geſtiegen ſind.

Den zweiten Rang unter den Genoſſenſchaften nehmen die Rohſtoff-, Magazin- und Productivaſſociationen ein. Der Bericht führt 148 ſolcher Genoſſenſchaften namentlich auf, von denen 118 bloß die Beſchaffung von Rohſtoffen zur Bearbeitung, 12 die Magazinirung fertiger Waaren zum Verkauf, 18 die gemeinſame Production zum Gegenſtande haben. Von jenen 118 Rohſtoffaſſociationen fallen allein 79 auf die Schuhmacher und 22 auf die Schneider, ferner 6 auf Tiſchler und verwandte Gewerke, 5 auf Schmiede, 3 auf Buchbinder, 2 auf Weber, 1 auf Gerber. Die 12 Magazinvereine gehören ſämmtlich, mit Ausnahme der beiden allgemeinen Gewerbehallen zu Wiesbaden und Ulm, den Tiſchlern und verwandten Gewerken. Von den Productivaſſociationen kommen 11 auf Schneider, 4 auf Weber, 1 auf Tiſchler, 1 auf Kamm-Macher, 1 auf Lampenmacher. Da die ſtatiſtiſchen Nachrichten über dieſen Zweig der Genoſſenſchaften noch ſehr mangelhaft ſind, die Bildung ſolcher Vereine auch in lebhafter Zunahme begriffen iſt, ſo macht der Bericht auf Vollſtändigkeit keinen Anſpruch. Nach der Annahme des Berichterſtatters exiſtiren gegenwärtig

schon etwa 200—250 solcher Genossenschaften in Deutschland mit ungefähr 10—12000 Mitgliedern und einem Jahresumsatze von 4 Mill. Thlrn. Die geringste Verbreitung haben in Deutschland bis jetzt die Consumvereine gefunden, während dieser Zweig von Genossenschaften in England gerade am meisten entwickelt ist. Indeß ist in dieser Beziehung auch in Deutschland eine stets fortschreitende Entwickelung bemerkbar. Der Bericht führt 41 Consumvereine (gegen 20 des Vorjahres) namentlich auf, von denen allein 6 auf Hamburg fallen. Die bedeutendsten Vereine dieser Art sind die beiden „Gesellschaften für Vertheilung von Lebensbedürfnissen" zu Hamburg — die eine seit 1852, die andere seit 1856 — welche für 5, resp. 7 Läden in verschiedenen Stadttheilen Brod, Holzmaterial, geräuchertes Fleisch, Hülsenfrüchte und Colonialwaaren an ihre Mitglieder abfassen und bei einem jährlichen Umsatz von 40—50,000 Thlrn. gute Geschäfte machen. Neben diesen Gesellschaften ist der in politischer Beziehung freilich nicht zu Deutschland gehörende große Consumverein zu Zürich am ausgebildetsten. Dieser Verein besaß bereits 1861 mehrere Grundstücke, ein Magazin, eine Bäckerei, ein Speise- und ein Schankhaus, und verkaufte in 9 Verkaufsläden für 801,883 Francs Waaren. Sämmtliche Geschäfte dieses Vereins ergaben pro 1861 einen Reingewinn von 29,567 Francs.*)

Solche außerordentliche Entwickelung des Genossenschaftswesens, insbesondere der Vorschuß- und Kreditvereine, sowie die in denselben erzielten günstigen Resultate mußten bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und insbesondere bei den Kapitalisten die Ueberzeugung hervorrufen, daß mit solchen Gesellschaften ohne Gefahr ein gutes und sicheres Geldgeschäft zu machen sei. Das Vertrauen in die Solidität dieser Vereine wuchs so sehr zu, daß sie von den ihnen gemachten Geldofferten im eigenen Geschäftskreise nicht immer Gebrauch machen konnten. Während die Genossenschaften dadurch in den Stand gesetzt wurden, in vielen Fällen einander selbst auszuhelfen, wurden außerdem noch von der Anwaltschaft in verschiedenen großen Handelsstädten bedeutende Bankhäuser gewonnen, welche dem Vereine Blankokredite von bestimmter Höhe und zu den liberalsten Bedingungen auf die Empfehlung der Anwaltschaft hin eröffneten und dadurch den Genossenschaften für außerordentliche Fälle einen nicht hoch genug zu schätzenden Rückhalt boten. Zu diesen Bankhäusern gehören in Leipzig die

*) Vergl. Schulze-Delitzsch, Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus, Leipzig, 1863, S. 134.

„Allgemeine Deutsche Kreditanstalt"; in Berlin die Generalagentur von Leo und Debrück; in Frankfurt a. M. das Bankhaus A. Siebert & Co.; in Elbing die Commanditgesellschaft Philipps & Co. — Bei der Erzielung solcher Bankverbindungen ist indeß die Anwaltschaft nicht stehen geblieben; sie hat es vielmehr auch noch zu erreichen gewußt, daß vor kurzem eine Anzahl bedeutender Kapitalisten und Geschäftshäuser in Berlin zu einem Bürgschaftsverein zusammengetreten sind, mit dem Zwecke: „den auf Selbsthülfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften der Handwerker und Arbeiter gegen die gewöhnlichen Zinsen und Provisionen die nöthige Baarschaft unter ihrer Garantie — durch Accreditirung bei einem Bankhause — zu verschaffen." Durch Gründung dieses Vereins, dessen Statut dem genannten Berichte sich beigedruckt findet, ist der erste Schritt zur Errichtung eines Instituts geschehen, das, nach Art der Großbanken eingerichtet und fundirt, den Bankverkehr der Genossenschaften in noch vollkommenerer und selbständigerer Weise als bisher zu regeln im Stande sein wird. Mit diesem Vereine ist der Keim gelegt zur künftigen Central-Genossenschaftsbank.

Das sind die Resultate, die nicht in socialistischen Nationalwerkstätten oder mit Hülfe Lassalleschen Staatsgarantie, sondern an der Hand des Grundsatzes: „Hilf dir selbst, und was du nicht allein zu erreichen vermagst, das suche in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten zu erstreben!" — in den deutschen Genossenschaften binnen einem halben Jahrzehnd erreicht wurden. Das durch die Genossenschaften hervorgerufene und genährte Selbstvertrauen sowie die damit verbundene besonnene und würdevolle Haltung des deutschen Handwerker- und Arbeiterstandes sichern diesem Stande eine weit höhere, als die bisherige Geltung. Auf der einen Seite: Begründung und Erhaltung wirthschaftlicher Selbständigkeit des Arbeiterstandes, auf der andern Seite: Fleiß, Sparsamkeit und Ehrgefühl — das sind die materiellen und die sittlichen Früchte des Genossenschaftswesens.

Clément.

---

Redacteure:

Th. Böttcher. A. Faltin. G. Beckholz.

# Otto Magnus Freiherr v. Stackelberg,

## als Menſch, Künſtler und Gelehrter

(Schluß.)

Vier Jahre lang hatte der Aufenthalt Stackelbergs in Griechenland gedauert. Viele Mühſeligkeiten hatten jene archäologiſchen Freunde während deſſelben zu beſtehen gehabt und namentlich für Stackelberg war er mit den ernſtlichſten Gefahren verbunden geweſen. Es iſt ein gewiß überall ſelten vorkommender Fall, daß ein Mann, der in der Heimath im Kreiſe der Seinigen, das bequemſte, ja glänzendſte Leben hätte führen können, ohne von irgend einer Verpflichtung, einer beruflichen Forderung dazu angetrieben zu ſein, allein aus edler Liebe für die Wiſſenſchaft und Kunſt, den Kreis einer zärtlich geliebten Familie aufgiebt, ſein Vermögen und ſeine Geſundheit aufopfert, ja ſelbſt ſein Leben vielfältig aufs Spiel ſetzt; beſonders ſelten aber dürfte der Fall wohl gerade unter den Bewohnern unſers Landes ſein, wo die Strahlen humaner Bildung noch keineswegs in dem Maße, wie etwa in Deutſchland, alle Schichten der Geſellſchaft durchleuchtet und erwärmt haben.

Im Herbſt 1814 kehrte Stackelberg zu dem lange von ihm erſehnten und nach ihm ebenſo herzliches Verlangen tragenden Kreiſe ſeiner Familie in die Heimath zurück und verbrachte nun 2 Jahre in Rußland, theils in Eſtland bei den zahlreichen Gliedern ſeiner Familie, theils in St. Petersburg bei ſeinem Schwager Meyendorff. In der Reſidenz fand er auch bei der kaiſerlichen Familie Anerkennung; doch alle Auszeichnungen, die ihm dort zu Theil wurden, galten nur dem Edelmann, dem berühmten Reiſen-

den; um ſeine gelehrten und künſtleriſchen Beſtrebungen hat man ſich in der Heimath ſo gut wie gar nicht gekümmert.

Im Sommer des Jahres 1816 kehrte Stackelberg, zwar durch den Aufenthalt bei den Seinigen in ſeinem Herzen erfriſcht, aber doch voll Sehnſucht nach dem Süden und den ihm ſo lieb gewordenen gelehrten und künſtleriſchen Beſchäftigungen, nach Rom zurück. Zunächſt ging er nun hier an die Herausgabe des phigaliſchen Frieſes. Der urſprüngliche Plan wurde alsbald erweitert, indem nun alle bei der Ausgrabung zu Baſſä aufgefundenen, zu dem Apollotempel gehörigen Bildwerke aufs vollſtändigſte und treueſte zu etwa ein Viertel der wirklichen Größe in der urſprünglichen Ordnung abgebildet und in einem beigefügten Texte beſchrieben und erklärt werden ſollten. Bei der Ausarbeitung des Textes hatte Stackelberg große Schwierigkeiten zu überwinden. Namentlich ſtieß er erſt hier, bei ſeiner erſten gelehrten Arbeit auf mancherlei Lücken in ſeinem archäologiſchen und philoſophiſchen Wiſſen, welche auszufüllen ihm in Rom bei dem Mangel an Büchern äußerſt ſchwer ward. Andrerſeits lag ihm alles daran, daß ſeine Abhandlung eine den ſchönen Bildwerken entſprechende Geſtalt gewinnen und an Ideenreichthum und Gründlichkeit auch den Fachgelehrten genügen möchte. Dazu kam, daß er an anhaltende gelehrte Studien und eine geordnete Thätigkeit bisher wenig gewöhnt war und daß ſeine Zeit durch die geſelligen Beziehungen, in denen er zu zahlreichen ihm ſehr lieben Bekanntenkreiſen in Rom ſtand, vielfach zerſplittert wurde. Durch all dies iſt es erklärlich, daß der Text nur ſehr langſam vorwärts ſchritt, daß ſchon fertige Partien mehrmals wieder aufs neue umgearbeitet wurden, und daß ſelbſt noch während des Druckes immer neue Zuſätze und Aenderungen ihm nöthig erſchienen. Auch der Mangel an Geldmitteln war der raſchen Vollendung eines ſo umfangreichen und koſtſpieligen Werkes hinderlich. Stackelbergs Briefe in die Heimath aus dieſer römiſchen Zeit ſind voll von Klagen über beſtändige Verſpätungen oder gänzliches Ausbleiben von Geldſendungen; aber es ſcheinen ſchon damals ſeine Finanzen, wohl in Folge der weiten und koſtſpieligen Reiſen und ſeiner ſorgloſen Lebensweiſe — denn was man einen guten Wirth nennt, iſt Otto v. Stackelberg nie geweſen — ziemlich derangirt geweſen zu ſein, ſo daß es ſeinen Geſchäftsführern in der Heimath auch beim beſten Willen ſchwer, ja unmöglich ſein mochte, ſeine allzuoft wiederholten Wünſche nach neuen und größern Geldſendungen zu befriedigen. Er war deshalb zu wiederholten Malen mit deutſchen wie mit franzöſiſchen und engliſchen Buchhändlern in

Unterhandlungen getreten, um ſie zu vermögen, ſein Werk in Verlag zu nehmen; aber ſei es, daß dieſe aus Furcht, das Riſico für ein ſo koſtſpieliges Werk von einem bis dahin noch unbekannten Gelehrten zu übernehmen, ihn mit leeren Verſprechungen, wie Stackelberg oft klagt, hinhielten, oder daß es Stackelberg bei dem Mangel eigener Erfahrung und Gewandtheit in derartigen Geſchäften, auch an zuverläſſigen und ſachverſtändigen Rathgebern, die ſein Intereſſe in dieſen Angelegenheiten gehörig wahrgenommen hätten, fehlte: genug, dieſe Buchhändlerunterhandlungen zerſchlugen ſich ſtets, und Stackelberg ſah ſich doch endlich genöthigt, das Werk auf eigene Koſten ſtechen und drucken zu laſſen. Sodann traten neue Pläne zu gelehrten Arbeiten, an deren Ausführung er ſich nach ſeiner Gewohnheit, im Feuer des erſten Intereſſes, ſogleich mit ganzem Eifer machte, bevor noch das erſte Werk vollendet war, dieſem hinderlich an die Seite, und das gleichzeitige Arbeiten an 3—4 Werken, die alle einen großen Aufwand von Thätigkeit beanſpruchten, zerſplitterten ſeine Kraft ſo ſehr, daß jedes einzelne derſelben unendlich ſpät zur Vollendung gedieh, gewöhnlich nachdem ſchon längſt vorher andere, raſchere und induſtriellere Gelehrte, oft auf Koſten der Redlichkeit, theils durch vorläufige Ankündigung der Funde und Ideen Stackelbergs, theils durch Veröffentlichung von wenn auch ſchlechten und ungenauen Abbildungen der von ihm herauszugebenden Bildwerke, das Intereſſe des Publikums vorweggenommen hatten, was natürlich ſeinen eigenen Werken bei ihrem endlichen Erſcheinen erheblichen Schaden that und einen nur einigermaßen nennenswerthen Erſatz ſeiner Bemühungen und großen materiellen Opfer verhinderte.

Das äußere Leben Stackelbergs geſtaltete ſich in Rom überaus angenehm und erfreulich. Das Klima und die herrliche Natur Italiens ſagte ſeiner, an den Süden ſich immer mehr gewöhnenden Natur ungemein zu, ſo daß ſeine Geſundheit, die in Griechenland mehrmals bedrohlich erſchüttert worden war, wenigſtens in den erſten 8 Jahren ſeines römiſchen Aufenthalts, einige vorübergehende Erkältungen abgerechnet, durchaus unangefochten blieb; die ſtete Umgebung mit Kunſtſchätzen und mit den großartigen Denkmälern der Vorzeit bot ſowohl ſeinem Sammeleifer immer neue Nahrung dar, als ſie auch ſeine kunſtgeſchichtlichen Studien in hohem Grade begünſtigte; der Zuſammenfluß alles der Bekanntſchaft auf dem Gebiete der Kunſt Würdigen in der großen Weltſtadt gab ſeinem Geiſte immer neue Anregung; der Umgang mit einem auserleſenen Kreiſe für die Kunſt angeregter Freunde, unter denen er ſelbſt, der begabte Künſtler

und gründliche Kenner, der feine Weltmann, der liebenswürdige Menſch, jederzeit beſonders willkommen war: alles dies machte die Jahre ſeines Aufenthalts in Rom mit zu den behaglichſten und angenehmſten ſeines ganzen Lebens, und iſt wohl wenigſtens ebenſoſehr der Grund, weshalb er ſich zur Rückkehr in die Heimath nicht entſchließen konnte, ja ſelbſt einen lange ſchon verheißenen Beſuch der Seinigen immer wieder aufs neue hinausſchob, als der Wunſch, die von ihm begonnenen gelehrten Arbeiten zuvor zu beendigen.

Stackelberg wohnte zu Rom in der Strada Gregoriana, zuerſt in Claude Lorrain's, dann in Pouſſin's, dann lange Zeit in Salvator Roſa's Hauſe, in einer Gegend der Stadt, für die, wie man ſieht, ſeit alten Zeiten die Künſtler eine beſondere Vorliebe hatten, deren Lage aber auch wegen der reizenden Ausſicht dem Landſchafter und Naturfreund beſonders anziehend ſein mußte. Unter den Freunden, die ihn damals beſonders feſſelten, iſt vor allen andern der Legationsſecretär der hannövriſchen Geſandtſchaft Keſtner zu nennen.*) Schon bei Stackelbergs erſtem Aufenthalte in Rom war er mit ihm befreundet, indem die gemeinſame Liebe zu den ſchönen Künſten die beiden Männer raſch einander näherte. Keſtner war auch poetiſch begabt, und von ihm wird unter Anderm ein Trauerſpiel Sulla erwähnt, das im Jahr 1822 im Druck erſchien. Bald nach Stackelberg war jetzt auch Keſtner nach Rom zurückgekehrt, wo er auf der reizenden Villa di Malta wohnend, nicht allein als perſönlicher Freund, ſondern auch als Beförderer und zum Theil Rathgeber und Helfer bei Stackelbergs gelehrten Arbeiten, als Inhaber einer koſtbaren Antikenſammlung und Mittelpunkt eines bald zu erwähnenden gelehrten Vereins höchſt anregend und wohlthätig in Stackelbergs Leben und Entwickelung eingriff. Durch Keſtner wurde auch Stackelbergs Bekanntſchaft mit dem hannövriſchen Geſandten Reden vermittelt. Bei der liebenswürdigen Redenſchen und in der ebenfalls in Rom für längere Zeit weilenden ſächſiſchen gräflich Baudiſſinſchen Familie brachte Stackelberg in heiterer Geſelligkeit die angenehmſten Stunden dieſes ſeines zweiten römiſchen Aufenthaltes zu. Ferner verkehrte er viel mit dem Landſchaftsmaler Linckh, der ſchon ſeine Expedition nach Griechenland mitgemacht hatte, desgleichen mit Bröndſted, dem Haupte jener Expedition, der jetzt als königl. däniſcher Chargé d'affaires in Rom lebte; mit den ſonſtigen Gliedern derſelben, zumal mit Co-

*) Er war der Sohn von Werther's Lotte. Vgl. das von ihm herausgegebene Buch: Göthe und Werther, Stuttg. u. Tüb. 1855.

ckerell, der als Architekt in London mit dem Bau von Kirchen und Palästen betraut war, wurde ein anregender Briefwechsel unterhalten.

Bis zum Jahre 1820 waren die Zeichnungen und der Stich der phigalischen Bildwerke vollendet, nachdem noch als Vignetten zu dem Werke eine Ansicht der Grabungen selbst sammt der ganzen antiquarischen Niederlassung der dabei betheiligten Gelehrten an dem Orte des Fundes, desgleichen eine Ansicht von dem Innern des Tempels und eine fortlaufende Darstellung des ganzen Frieses in verkleinertem Maßstabe auf einem einzigen Blatt, wo das in Wirklichkeit fehlende oder nur in Fragmenten Erhaltene von Stackelberg sinnreich ergänzt ist, hinzugekommen waren. Noch länger dauerte es mit der Vollendung des Textes, an welchem der Verfasser bis 1823 arbeitete. Unterdessen wurden Unterhandlungen mit einem englischen Verleger wegen Uebernahme dieses Werkes gepflogen, welche Cockerell in London vermittelte. Doch zerschlugen sich dieselben; zum Glück, da die betreffende englische Buchhandlung bald darauf Banquerott machte. Ebenso blieben die Unterhandlungen mit Cotta in Tübingen erfolglos. Inzwischen war in England schon eine Edition des phigalischen Frieses erschienen. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im Juni 1822: „Vor einigen Tagen ward mir zum Geschenk der Theil des britischen Museums zugeschickt, der die englische Edition des phigalischen Frieses enthält. Sie ist recht schlecht ausgefallen; nicht allein, daß die Zeichnungen und der Stich der Bildwerke dem Denkmal aus der besten Griechenzeit nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen: auch der beigefügte Text, der nicht einmal eine Erklärung derselben enthält, ist von großer Trockenheit und Dürftigkeit. Von der Anordnung des ganzen Frieses und von dem Tempel selbst erhält man noch keine Idee. Auch sind die Abbildungen des Frieses nur den dritten Theil so groß als die meinen, geben daher vom Detail so gut wie nichts. Also kommt meine Arbeit, in welcher ich all diesen Mängeln abzuhelfen und alles zu vereinigen gesucht habe, was sich über diesen Gegenstand sagen läßt, nicht zu spät; ich darf vielmehr hoffen, wenn sie wirklich so gelungen ist, wie man mir sagt, einigen Ruhm dabei zu erwerben, daß ich Andere bei demselben Gegenstande übertroffen habe. Das Manuscript des Textes las ich heute zum ersten Mal einem Menschen vor (nämlich seinem Freunde Kestner, der eben auf ein Paar Monate nach Deutschland reiste und dem Stackelberg die Besorgung des Druckes in Frankfurt auftrug) und erhielt ein sehr günstiges Urtheil." In einem etwas spätern Briefe heißt es: „daß die Unterhandlungen mit den Buch-

händlern ſich zerſchlagen, iſt meinem Werke nur förderlich geweſen: ich hätte mich dann wohl mit der Herausgabe übereilt und weſentliche Veränderungen und Zuſätze weggelaſſen, alſo etwas Unvollſtändiges in die Welt geſandt, gleich denen, die vor mir dieſen Gegenſtand behandelten. Indeß wer weiß, ob nicht manches doch noch weiter ins Klare geſetzt werden könnte, und auch meine Arbeit bei aller Sorgfalt, die ich angewandt, bloß Stückwerk bleibt;" und ein andermal: „Ich habe mein Werk noch mit einer Reihe erläuternder Anmerkungen und gelehrter Excurſe verſehen, die ſich auf ſpäter geſammelte Beweiſe aus manchen Schriftſtellern beziehen, und die, hinzugedruckt, neue Anſichten eröffnen werden. Die Kette der Gedanken iſt nicht zu ermeſſen, wenn man nur irgend etwas erforſcht, und man kann eigentlich nie ſagen, daß man etwas vollendet habe." — Den Stich und Abdruck der Kupfer beaufſichtigte Stackelberg ſelbſt; er hatte zu dieſem Ende in ſeinem Hauſe eine Art Privatdruckerei eingerichtet und im Juli 1823 waren bereits 200 Exemplare Bildwerke abgezogen und wurden nach Deutſchland geſchickt, um mit dem nun endlich fertig gewordenen und dort zu druckenden Texte vereinigt zu werden. Dennoch dauerte es bis zur Vollendung des Druckes noch volle 3 Jahre, und Stackelberg klagt oft in ſeinen Briefen über dieſe Verzögerung, ſo z. B. in einem vom September 1825, in welchem zugleich über die auch ſonſt wohlbekannte Indiscretion gewiſſer deutſcher Gelehrten Beſchwerde geführt wird. Es heißt da: „Mir iſt in dieſen Tagen von dem bekannten Alterthumsforſcher Hofrath Böttiger ein Brief und eine Empfehlung durch den jungen Kügelgen zugekommen, in welchem er mir unter Anderm anzeigt, daß er im 3. Bande ſeiner Amalthea einen meiner Briefe größtentheils abdrucken laſſen. So hat man ſich mit den ſchreibſeligen deutſchen Gelehrten vorzuſehen. Bald darauf erhielt ich die Amalthea ſelbſt als Geſchenk von ihm und las den Quark. Wenn doch die Welt einmal etwas Ordentliches von mir zu leſen bekäme; aber nun wird ſchon ſeit 2 Jahren wieder in Deutſchland mit dem Druck meines Werkes gezögert, daß ich befürchten muß, mein Werk über die Alterthümer wird ſelbſt zu einem Alterthum und ich komme am Ende meines Lebens nicht einmal dazu, die Frucht meiner Arbeiten zu ernten, oder die Frucht wird früher von Andern abgeleſen, als ich zu ihrem Genuß gelange. So manches wurde ſchon von Andern ausgebeutet, was ich zuerſt in dieſem Werke berührte. Gut iſt's daß ich ſo viel hineinlegte, ſo daß ich eine völlige Erſchöpfung der behandelten Stoffe nicht zu befürchten habe." — Daneben wurden nun aber im Jahre 1823

von Stackelberg zwei neue Werke begonnen, zu welchem das Material ebenfalls auf der Reise und während des Aufenthalts in Griechenland gesammelt worden war: „die Gräber der Hellenen“ und „Trachten und Sitten der Griechen.“ Das letztere Werk, von dem sich Stackelberg bei der Liebhaberei der damaligen Welt für fremde Costüme nicht ohne Grund auch materiellen Gewinn versprach, wurde mit ganz besonderm Eifer gefördert. Es sollte heftweise erscheinen und etwa 50 Blätter in 2 Abtheilungen enthalten. Die Herausgabe des ersten Heftes (5 Blätter), das schon im Jahre 1823 gestochen und colorirt war, wurde durch die Weitläuftigkeit und Saumseligkeit der päpstlichen Behörden verzögert, von denen Stackelberg sich ein Privilegium Sr. Heiligkeit gegen Nachdrucker und Copisten auswirken ließ; es erschien deshalb erst im Anfange des folgenden Jahres zu Rom und wurde mit großem Beifall aufgenommen.

Ueber den Beschäftigungen für die Herausgabe dieser Werke mußten die eigenen Productionen ganz in den Hintergrund zurücktreten. „Ich bin, so schreibt er an seine Schwester, sehr wenig in der Kunst vorgeschritten. Mit der Oelmalerei habe ich mich jetzt gar nicht beschäftigen können, und jede Idee, die sich seit Jahren schon aus meinem Kopfe frei machen wollte, ist von mir selbst immer gewaltsam zurückgedrängt worden, um nur den einen Zweck der unternommenen literarischen Arbeiten zu verfolgen.“ Dagegen wurde eine andre Kunst, die Stackelberg sonst auch mit großer Vorliebe gepflegt, seit lange aber vernachlässigt hatte, die Musik, durch den Umgang mit der höchst musikalischen Baudissinschen Familie und durch die Anregung von Seiten vieler in Rom anwesender Musiker, z. B. Paganini's, Rossini's, Meyerbeers, wieder mit Eifer aufgenommen.

Gegen Ende des Jahres 1820 traf Stackelberg vielleicht der schwerste Schlag seines Lebens. Seine zärtlich geliebte Mutter, der er während seines ganzen Lebens mit der treuesten Zuneigung angehangen, die bisher gradezu der Mittelpunkt seines ganzen Denkens und Schaffens gewesen war, da er alles, was er in seinem äußern Leben und in der Tiefe seines Gemüthes erfuhr, auf sie zu beziehen gewohnt war, wurde ihm durch den Tod entrissen. Die Erinnerung an diesen Verlust begleiteten ihn, kann man sagen, durch sein ganzes ferneres Leben, und wenn auch die grade in jener Zeit sich drängenden gelehrten Beschäftigungen, sowie das bewegte gesellschaftliche Leben in Rom es ihm nicht gestatteten, sich allzulange in seinen Schmerz zu versenken, so überließ er sich zumal in den Briefen an

ſeine Lieblingsſchweſter Charlotte um ſo rückhaltsloſer einer düſtern Schwermuth und der wehmüthigen Erinnerung an die Hingeſchiedene. Ihren Geburtstag, den 27. Februar, pflegte er ſtets, ſo lange er in Rom weilte, allein oder allenfalls in Begleitung eines vertrauten Freundes, gewöhnlich in der freien, hier ſchon den Frühling athmenden Natur zuzubringen, in trübe Gedanken verſenkt und ausſchließlich mit der Erinnerung an ſie beſchäftigt. Noch bis in die letzten Jahre ſeines Lebens klingen in ſeinen Briefen die rührendſten Klagen um die theure Abgeſchiedene durch. So heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1824: „Wie im verwichenen Jahre ging ich an dieſem Tage (dem Geburtstage der Mutter) mit meinem guten Keſtner auf die Wieſe von Pamphili, wo die erſten Anemonen blühten, dieſer Gruß, den die junge Erde dem Menſchen bringt, und ich dachte mit bewegtem Gemüthe derer von meinen Lieben, die ſie ſchon in ihrem Schoße birgt und derer, die noch auf ihr wandeln. Ich dachte mir, daß der Blumengruß der Mutter Erde auch mir gelten könne, von dem ſie das Theuerſte, unendlich Vermißte und Erſehnte in ſich aufnahm. Ich pflückte die freundlich blickenden Blumen und ſtellte ſie hernach vor das Bild, in welchem ſie mir noch ſo erſcheint, wie ſie vor mir ſaß, als ich es malte, mit unausſprechlicher Liebe mich anſehend und mir Beifall gebend, wie ſie war in jenen glücklichen Tagen unſers Zuſammenlebens, jenen Tagen, die nimmer wiederkehren.“ — Wie in Stackelbergs Leben das Gebiet der Ahnungen, Vorzeichen, Träume u. ſ. w. überhaupt eine große Rolle ſpielt, ſo war ihm auch dies Ereigniß durch ein Vorzeichen vorher verkündet worden. Er beſaß einen Ring mit dem Haar der Mutter, den er Abends mit ſeinen übrigen Ringen abzuziehen und auf ſeinen Toilettentiſch zu legen pflegte. Eines Morgens fand er das Haar in dem Ringe zu Staub zerfallen. Da dies ſchon im Sommer vor dem Tode der Mutter geſchehen war, wo es noch zu einer Reiſe in die Heimath, um die geliebte noch einmal zu ſehen, Zeit geweſen wäre, hat es Stackelberg hernach oft genug ſchmerzlich bedauert und ſich mit peinlichen Selbſtvorwürfen gequält, daß er nicht dies Vorzeichen gewiſſenhafter beachtet hatte.

Der Tod der Mutter ſcheint Stackelberg den Gedanken einer Rückkehr in die Heimath oder wenigſtens eines Beſuches bei den Seinigen für den Augenblick wieder nahe gebracht zu haben; wir ſehen ihn ſeitdem jahrelang mit dem Entſchluß kämpfen, ohne daß er es doch über ſich gewinnen konnte, den ſchönen Süden, an den ſich ſeine ganze Natur gewöhnt

hatte, und ſeine gelehrten Beſchäftigungen, für die, wie er wohl einſah, ſich in der Heimath kein geeigneter Boden fand, zu verlaſſen. So kam es denn erſt 13 Jahr ſpäter, als ſeine geiſtige Kraft in Folge anhaltender körperlicher Leiden bereits gebrochen war, zu dieſer lange beabſichtigten Reiſe zu den Seinigen. Er ſah die Heimath eigentlich nur wieder, um dort zu ſterben. Doch verlor er auch in der Fremde niemals das Intereſſe für ſein Geburtsland. In dieſer Beziehung heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1821 an ſeine Schweſter Charlotte, die im vorhergehenden Jahre an einen Baron Korff verheirathet worden war, Eſtland verlaſſen, ein Gut bei Narwa in Ingermannland bezogen und ihm jetzt den Vorſchlag gemacht hatte, ein zum Verkauf ausgebotenes Landgut in ihrer Nähe zu erſtehen: „Ein troſtreicher Gedanke iſt es mir, in Eurer Nähe den Traum meines Lebens zu beſchließen, der in der letzten Zeit immer düſterer geworden iſt. Doch fiele es mir ſchwer, Eſtland zu verlaſſen und mich ganz an Ruſſen zu gewöhnen, weil mich doch eine Art ritterlicher Geſinnung an die deutſche Colonie bindet und das Geburtsland ſelbſt (und ſeien auch nur Haiden und Wälder darin) Jedem einen unverlöſchlichen Eindruck und eine Vorliebe zurückläßt, die unübertragbar iſt. Auch hoffe ich auf meine Landsleute wirken zu können und manches Talent, das wegen der Beſchränktheit dort herrſchender Begriffe zu keiner Entwickelung gelangen kann, wenn Gott will, durch mein Beiſpiel auf den rechten Weg zu leiten. Aller Lebensglanz, alle Kunſt und alle Wärme eines höhern Strebens fehlt unſern guten Landsleuten noch ganz. Ich ward, ohne es ſelbſt zu wiſſen, grade auf die Kunſt gerichtet und ſuchte allmälig die wenigen, mir von der Vorſehung verliehenen Anlagen zu entwickeln; wie wenig ich auch bei meinen redlichen, heißen Bemühungen hervorbringen kann, mein Leben wird doch als ein Verſuch, etwas in dem bei uns ſo vernachläſſigten Felde geiſtiger Hervorbringungen zu leiſten, nicht ganz wirkungslos bleiben, und ich ſehe dies als die Beſtimmung meiner ganzen Exiſtenz an. Beſſere werden folgen und, durch dieſe Anregungen geleitet, zu etwas Schönem und Bleibenden gelangen und in dem ſtarren Norden ſchöpferiſche Funken zeugen“. Und in einem Briefe des folgenden Jahres: „Wie man in unſerm lieben Vaterlande ſich auch zu beiſern anfängt, ſah ich kürzlich aus den Dörptſchen Beiträgen, welche mir Morgenſtern neulich durch den jungen Maydell, einen angehenden Künſtler, überſandte. Einem von der Launitz aus Kurland, den ich kenne, iſt vom Kaiſer eine bedeutende Beſtellung zweier coloſſaler Porträtſtatuen gemacht worden. Mehreres ſcheint

ſich nach jenen Dörptſchen Beiträgen noch bei uns zu entwickeln; ich leſe darin ſogar von Dichtern und Schriftſtellern". In einem Briefe aus dem Jahre 1824 heißt es: „Es wäre nicht rathſam, eine Reiſe zu Euch im Winter zu unternehmen, in ein Land, wo ſelbſt Frühling und Sommer nur ein grüner Winter iſt. Dir kann ichs vertrauen, daß mir der Gedanke, vielleicht auf immer Abſchied vom Süden und den hieſigen Freunden zu nehmen, ſo unendlich ſchwer wird, faſt ſo ſchwer, als von den Geliebten im Vaterlande getrennt zu leben... Was aus mir bei Euch werden ſoll, weiß ich nicht; was ich bei Euch treiben ſoll, ſehe ich nicht klar ein; ſoviel ſteht feſt, daß ich von Kunſt und Wiſſenſchaft, als der Nahrung meiner Seele, nicht ablaſſen kann. Gebe Gott, daß ſie auch in unſere Heimath verpflanzt werden möchten! Stände es in meinen Kräften, dazu etwas beizutragen und fänden ſich empfängliche Gemüther, es ließe ſich dort ein edler Wirkungskreis eröffnen". Aber ein ander mal heißt es wieder: „Mit einer Reiſe nach Eſtland könnte wohl keine andere Abſicht verbunden ſein, als die, wieder einmal eine Zeit lang mit Euch zu leben, denn was ſollte ich ſonſt in der Heimath ſuchen, da ich nur im Auslande einige Aufmerkſamkeit erregte und geſchätzt werde! Was ſoll ein Gärtner unter Ackersleuten? Wie werden ihn dieſe empfangen, wenn er mit ſeinen Roſen auf ihre Kartoffelfelder kommt? Wird für mich bei Euch ein Bleiben ſein?"

Unterdeſſen lebte Stackelberg in Rom, ſeine Zeit zwiſchen gelehrten Beſchäftigungen und die angenehmſten geſelligen Beziehungen zu ſeinen römiſchen Freunden theilend, und den Gedanken an eine Rückkehr in die Heimath nur gelegentlich in Briefen an die Seinigen verfolgend, weiter fort. Im Jahre 1822 feierte er den Geburtstag ſeiner Freundin, der Gräfin Bandiſſin, durch ein ſinniges Geſchenk, indem er ihr jene oben erwähnte Zeichnung des phigaliſchen Frieſes in fortlaufender Darſtellung doch verkleinertem Maßſtabe in einem mit Pfeilen gefüllten Köcher aus vergoldeter Bronze, aus dem die Rolle hervorgezogen und in den ſie wieder eingewickelt und verborgen werden konnte, überreichte. Das dieſe Gabe begleitende, übrigens in der Form ziemlich mangelhafte Gedicht fügen wir hier bei, weil es eine vollſtändige Deutung des ganzen Frieſereliefs in aller Kürze enthält. Der Köcher ſelbſt ſpricht:

„Durch den Zauber der Kunſt mit ſtummer Rede begabet
Kann ich, Apollos Geſchoß, ſeines Geſanges erfüllt,
Jetzo ſelbſt Ruhmthaten des ſtrahlenden Gottes verkünden,

Der mit der Lyra Klang ordnet den Reigen des Alls,
Und mit der Strahlen Pfeilen Vergeltung sendet dem Unheil. —
Als fanatischer Sinn beide Geschlechter entzweit',
Als in Gebirgen roh Halbmenschen die Wälder bewohnten,
War er Schutz und Hort Hellas gesittetem Volk
Im Amazonenkampf und im schweren Kampf mit Centauren,
Wo, in Entfaltung, war Blüthe der Menschheit bedroht.
Aber im peloponnesischen Krieg den hadernden Griechen
Zürnend, sandt' er der Pest völkervergiftenden Pfeil.
Und sie bautem ihm Tempel, sie riefen und bildeten selbst ihn,
Zu verhöhnen den Gott, ihn zu mahnen der Zeit,
Wo er gewandelt unter den Menschen, ihre Gebete
Hörend, ein Retter kam. Solches in Marmor erschuf,
Epischer Hymne gleich, die den Altar umkreiset im Chortanz,
Bei dem phigalischen Bau Phidias' Bildnergeschlecht.
Nun sich gewendet die Welt, kehrt Wirkung wieder zur Ursach'
Und in den Köcher gehört sühnender Bildungen Sinn.
Aber unschädlich sind meine Pfeile, denn hold ist der Gott Dir,
Dessen segnendes Licht heute zuerst Du geschaut.
Als er der Lyra gefällige Tön' entlockte, so gab er
Dir wie Deinem Gemahl, Freude den Menschen zu sein".

(Die letzten Verse beziehen sich auf die musikalische Begabung des Bandissinschen Ehepaares). — Ebenso wurden die Familienfeste in der Familie Reden von Stackelberg, Kestner, Linckh, den ein zarteres Interesse besonders an diese Familie fesselte, und anderen auserlesenen Freunden, nicht selten unter Mitwirkung der Künste, und zumal der Poesie, gefeiert. Auch den Christabend pflegte Stackelberg immer bei einer der genannten Familien, wo die Bescherung jedesmal in irgend eine durch die Kunst verschönte Form gekleidet wurde, zuzubringen. Desgleichen wurden in dieser Gesellschaft nicht selten kleine Ausflüge in die Umgegend Roms unternommen. Einen mehrtägigen Aufenthalt in Tivoli im Juni 1822 bei der Familie Reden, die daselbst den Sommer zubrachte, beschreibt Stackelberg in einem Briefe an seine Schwester, besonders lebendig. Die jüngste Tochter des Gesandten war eben Linckh's Braut geworden, und das Brautpaar wurde nun von den Bewohnern der kleinen Stadt mit besondern Auszeichnungen gefeiert. „Kaum zeigt man sich auf der Straße, schreibt Stackelberg, so springt der Herr Gonfaloniere vor die Hausthür, schon seit Sonnenauf-

gang in brillanter Uniform, macht ein tiefes Compliment, nennt das Haus, wo an dem Tage das Fest stattfinden wird, zeigt die Straße, die man fahren soll, bittet die Stunde nicht zu verfehlen und dgl. Er kommt mir vor wie ein Wirth, der seine Gäste mit vorgebundener Schürze empfängt, und sichs recht sauer werden läßt, im Schweiße seines Antlitzes Vorbereitungen für sie zu treffen. Eines Tages war ein Concert angekündigt; das dazu nöthige Fortepiano wurde von den ministeriellen Gästen, denen das Fest galt, selbst geliehen. Das Fortschaffen desselben war merkwürdig; der Gonfaloniere selbst trug es mit Hülfe anderer hohen Personen. Das Concert war sehr angenehm und es wurde gut gesungen; aber nach der ersten Nummer drängte sich ein Poet hervor und rief mit lauter Stimme, daß er ein Gedicht gemacht und sich die Ehre nehmen wolle, es bei dieser hocherfreulichen Gelegenheit vorzulesen. Der Herr Gonfaloniere war über diese Störung des Programms höchst entrüstet; Geschrei und Tumult entstand und machte ein zu der schönen Musik stark contrastirendes Intermezzo. Der Gonfaloniere verwandelte, um seine Autorität, seine Macht und Größe den fremden Gästen zu zeigen, das Concert in eine Gerichtssitzung; Gensd'armen wurden herbeigeführt, die Herren, die sich mit dem Poeten balgten, getrennt, und der arme Poet selbst endlich aus dem kerzenerhellten Saale in die finsterste Höhle eines Gefängnisses geworfen. Gleich darauf hob die sanfte Musik wieder an, und mit einer gewissen Selbstgefälligkeit klatschte der Gonfaloniere nun stärker als jemals. Die angenehme Musik verlöschte nach und nach den peinlichen Eindruck des übeln Intermezzos, und wir gingen alle froh auseinander, obgleich die Fackeln, um uns Hoheiten zu geleiten, erloschen waren und wir durstig und müde im Dunkeln umhertappen mußten, denn man hatte auch alle Erfrischungen vergessen, und obgleich der Gonfaloniere während des Concerts mehrmals acqua, acqua! gerufen hatte, so erfolgte doch nichts für unsere verschmachtenden Kehlen, da auch selbst das Wasser von den Durstenden consumirt war". Ein andermal gerieth der Gonfaloniere wegen eines Feuerwerks mit einem Barbier in Streit, der das Recht beanspruchte, es vor seinem Hause abbrennen zu lassen, und dem zum Trotz unter Zank und Lärm die Raketen in einer ganz andern Gegend der Stadt aufstiegen. Die Freude an dem vortrefflichen Feuergetriebe und den Kanonenschlägen hatte nun außer den gefeierten Gästen der Magistrat allein, der sein Bravo laut erschallen ließ, so daß die Gäste verstummten". — Linckh wohnte damals in nächster Nähe seiner Braut auch für den ganzen Sommer in

Tivoli, in der ſchönen Villa d'Este, wo Arioſt ſeinen Roland ſchrieb. — Zu einem weitern Ausfluge nach Florenz im September deſſelben Jahres wurde Stackelberg wieder durch die Abſicht eines Beſuchs der Familie Baudiſſin, die ſich in jenem Sommer dort aufhielt, veranlaßt. Die Reiſe wurde mit einem Courier in 36 Stunden in Geſellſchaft des portugieſiſchen Geſandten gemacht. Florenz war ihm zwar ſchon von früher her ſehr genau bekannt, doch ward jetzt noch manches, was er ehemals zu ſehen verſäumt hatte, beſucht, und was er ſehnlichſt wiederzuſehen wünſchte, nochmals in Augenſchein genommen. Die Rückreiſe mit der Baudiſſinſchen Familie geſchah mit größerer Muße und ging über Perugia, wo jeder Ort an Raphaels Leben und Wirken erinnerte und überall Spuren ſeiner Hand und Erinnerungen aus ſeinen Gemälden angetroffen, auch unverhoffte Funde von andern Kunſtwerken aus guter alter Zeit abwärts von der Landſtraße gemacht wurden. Außer den genannten Freunden gab es noch andere, beſonders für die Kunſt intereſſirte Perſonen, namentlich aus dem Kreiſe der fremden Geſandten, bei denen Stackelberg ſowohl wegen ſeiner liebenswürdigen Perſönlichkeit als auch zumal, weil man von ihm guten Rath in Kunſtſachen zu erlangen hoffte, ſehr gern geſehen war: ſo der ruſſiſche Geſandte Italinsky, ehemals in Conſtantinopel, wo er Stackelberg ſchon zur Wiedererlangung ſeines Löſegeldes von der türkiſchen Regierung ſehr nützlich geworden war, „der gute Alte", wie ihn Stackelberg nennt, „verehrungswürdig durch Wiſſenſchaft und Gutmüthigkeit, doch in Anſichten verſchieden"; der portugieſiſche Geſandte Graf Mello; ferner Fürſt Poniatowski, der Beſitzer einer koſtbaren Gemmenſammlung, der dieſelbe aber aus Unkenntniß mit falſchen Steinen vermehrte und wenn man ihm die Augen darüber öffnen wollte, vor Aerger außer ſich gerieth, deſſen „ſonſtige Unterhaltung indeſſen wie ſein Diner vortrefflich war"; endlich der reiche Demidoff, der in ſeinem Palaſt franzöſiſches Theater für ſeine Gäſte gab, und die Fürſtin Wolchonſky, an deren Liebhabertheater ſich Stackelberg ſelbſt oft thätig mitbetheiligte.

Auch vorübergehende anziehende Bekanntſchaften wurden gemacht, ſo z. B. die des Lord Haſtings, ehemaligen Vicekönigs von Indien, „eines altmodiſchen Mannes von beſonderer Redlichkeit". Beſonders intereſſirte auch Stackelberg das romantiſche Schickſal einer halb ſeiner Heimath angehörigen Dame, der Lady Newborough, vorher in Eſtland an einen Baron Ungern-Sternberg verheirathet und dort auch mit Stackelbergs Familie bekannt und befreundet geworden. Dieſelbe hielt ſich damals in Ita-

lien auf und glaubte eben nach dem Tode ihres vermeintlichen Vaters die Entdeckung gemacht zu haben, daß sie dem französischen Herrscherhause als eine geborene Prinzessin Joinville angehöre, ja für ihren Sohn sogar Anwartschaft auf den französischen Königsthron habe. Noch in der Wiege war sie, wie sie beweisen zu können behauptete, durch ein untergeschobenes Kind um ihre Ansprüche betrogen und hernach durch ein schlaues Intriguenspiel an der Geltendmachung derselben verhindert worden. Ihr Hauptfeind war ein gewisser Chiappini, der bisher für ihren Bruder gegolten hatte, und sie jetzt, als sie in italienischen Zeitungen ihre Ansprüche angedeutet hatte, in gehässiger Weise als überspannte Betrügerin darzustellen suchte. Nichtsdestoweniger verfolgte sie lange Zeit mit großer Hartnäckigkeit ihren gefährlichen Prozeß, als Gemahlin und Mutter eines englischen Lords, obwohl sie von denselben getrennt lebte, den nöthigen Schutz findend; reiste zu wiederholten Malen nach Paris, trat in directe Unterhandlungen mit der königlichen Familie, und soll endlich in ihren Ansprüchen von derselben abgefunden sein. — Tiefen Eindruck machte auf Stackelberg das gewaltsame Ende einer andern jungen Engländerin, der 17jährigen schönen Lady Bathurst, zumal dies Ereigniß seinen fatalistischen Ideen neue Nahrung gab. Stackelberg schreibt darüber an seine Schwester im April 1824: „Ich staune über das sonderbare Verhängniß dieser Familie; Vater und Bruder der jungen Dame waren früher schon auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, ohne daß man jemals ihre sterbliche Hülle fand; nun mußte ein gleiches Schicksal auch sie treffen. Auf einem Spazierritt über einen engen Fußpfad am Rande der Tiber gleitet das Pferd aus und sie verschwindet in den Fluthen; ihre Leiche wurde ebenfalls nicht gefunden".

Am wichtigsten für seine antiquarischen Studien wurde für Stackelberg im Jahre 1824 die Bekanntschaft mit zwei deutschen Gelehrten, Gerhard und Panofka, mit denen er und Kestner sich zu einem antiquarischen Vereine verbanden. Sie hielten wöchentlich Zusammenkünfte, wo der Pausanias oder Hygin gelesen, antiquarische Vorträge gehalten und besonders auch viel über Stackelbergs phigalisches Werk verhandelt wurde; doch fehlte ihren Unterhaltungen auch nicht das attische Salz. Anfangs führte die Gesellschaft von dem Ort ihrer Zusammenkünfte den pompösen Namen der capitolinischen, hernach nahmen die Mitglieder, wegen der dort vorzugsweise getriebenen Beschäftigung mit dem Apollo den Namen „Römische Hyperboreer" an. Mehrere Jahre lang wirkten die

Glieder dieſes Vereins, für den Stackelbergs kunſtverſtändige Hand als Deviſe eine Vereinigung des hyperboreiſchen Greifes mit der römiſchen Wölfin erfand, ſowohl in den wöchentlichen Sitzungen als auch auf gemeinſchaftlich unternommenen Spaziergängen und Streifereien durch Roms Trümmerſtätten und claſſiſche Umgebungen, gegenſeitig fördernd und anregend auf einander. Die Reſultate der dort vorgenommenen oder wenigſtens angeregten archäologiſchen Beſchäftigungen hat denn auch Gerhard ſpäterhin unter dem Titel: „Hyperboreiſch-römiſche Studien für Archäologie“ in 2 Bänden veröffentlicht (in dem zweiten, faſt 20 Jahre nach dem erſten erſchienenen Bande findet ſich der im Eingange unſerer Arbeit erwähnte biographiſche Abriß über Stackelberg). Dieſem Kreiſe gleichgeſinnter archäologiſcher Freunde wurde ſpäterhin durch den Zutritt des Herzogs von Luynes neue Anregung und erweiterter Geſichtskreis gegeben, und ſo ſchloß ſich dann, hauptſächlich durch des Letzteren Beſtrebungen, an dieſe hyperboreiſch-römiſche Genoſſenſchaft die für die Entwickelung der Alterthumswiſſenſchaft in neuerer Zeit Epoche machende Gründung des archäologiſchen Inſtituts in Rom und die Herausgabe der Monumenti dell' Instituto archeologico an.

Unter den Kunſtſchätzen, die Stackelberg bis dahin für ſeine Privatſammlung gewonnen, hielt er, außer etwa 7 Originalgemälden der berühmteſten italieniſchen Meiſter und einer reichen Kupferſtichſammlung, vornehmlich jene kleine Amazone in halber Lebensgröße werth, die er in Salamis aufgefunden. Thorwaldſen hatte dieſelbe reſtaurirt und Stackelberg dazu einen Marmorpfeiler mit gemalter Ausſchmückung nach antikem Geſchmack als Piedeſtal machen laſſen. Neue Nahrung gewann ſein Sammeleifer durch die gelegentlichen Beſuche ſeines ehemaligen Dieners, Demetrio Papandriopolo, der die treueſte Anhänglichkeit nicht allein für Stackelberg ſelbſt, ſondern auch für die Glieder ſeiner Familie, welche er bei ſeines Herrn Beſuch in Eſtland kennen gelernt hatte, bewahrte. Demetrio hatte, nachdem Stackelberg ihn entlaſſen, einige Engländer auf ihren Reiſen durch Kleinaſien und Aegypten begleitet, ſich darauf in Zante niedergelaſſen, geheirathet und ſelbſt einen Kunſthandel, namentlich mit ägyptiſchen Alterthümern etablirt, die er auf ſeinen, mitunter gefahrvollen Reiſen unter den jeden Fremden mißtrauiſch betrachtenden Nilbewohnern an Ort und Stelle erwarb und hernach ſehr vortheilhaft in Italien verkaufte. Stackelberg leiſtete ihm dabei durch ſeine Empfehlungen weſentliche Dienſte, ſo daß jener ſich bald ein anſehnliches Vermögen ſammelte. Seine Dank-

barkeit gegen Stackelberg kannte keine Grenzen. Im December 1822 hatte er, eigens um ihn wiederzusehen, eine Reise nach Italien gemacht, und reiche Geschenke für ihn mitgebracht. Ueber diesen Besuch schreibt Stackelberg an seine Schwester: „Von Treue und Anhänglichkeit giebt Dmitri wahrlich ein Beispiel, welches gegen die Meinung zeugt, die man von seiner Nation hegt. Während des Aufenthalts in seinem Vaterlande hat er jeden Reisenden nach mir gefragt; und da ich nun gegen mein Verdienst überall bekannt geworden bin, hat er auch durch jeden Nachricht von mir erhalten. Endlich faßte er den Entschluß, hierher zu reisen um mich zu besuchen und von Allen, die er in Reval kennen gelernt, Nachricht zu erhalten. Er bringt mir wahrhaft fürstliche Geschenke mit. Eurer hat der gute Mensch mit Thränen gedacht, und wiederholentlich zählt er alle Eure Namen her, damit ich ja keinen von Allen vergesse, die ich von ihm grüßen und seines dankbaren Andenkens versichern soll". — Hernach, als er, wohl auf Stackelbergs Anregung, seinen Handel mit ägyptischen Alterthümern begonnen hatte, pflegte er bei seiner jedesmaligen Ankunft in Italien seine Raritäten vor allen Andern Stackelberg zu präsentiren, und diesem die erste Auswahl des Schönsten und Seltensten zu überlassen. Späterhin wurde Demetrio's Name selbst in der gelehrten Welt bekannt, als er im Jahre 1826 mit einer neuen Ladung nach Rom gekommen, unter andern Seltenheiten auch eine Papyrusrolle mit phönicischer Schrift mitgebracht hatte, die ein römischer Archäolog ankaufte und mit einer Erklärung herausgab, in welcher der Name des ursprünglichen Erwerbers rühmlichst erwähnt war. — So erhielt Stackelbergs Museum manchen Zuwachs an neuen und interessanten Gegenständen; ja es wurde durch Demetrios Schilderungen von Aegypten die Lust in ihm rege, auch dieses Land, das ihn stets interessirt und mit dessen Götterlehre und Mythengeschichte er sich ziemlich vertraut gemacht hatte, durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Indessen hielten ihn die begonnenen gelehrten Arbeiten von der Ausführung dieses Planes ab. Wohl aber wurde 1824 eine längst ersehnte und vorbereitete Reise nach Sicilien unternommen.

Am 24. August reiste er mit Kestner und Panofka zunächst nach Neapel und von da mit einem Dampfschiff nach Palermo. Ueber den Zweck und die Erlebnisse dieser Reise, namentlich auch über den Eindruck, welchen jenes, damals erst aufkommende Communicationsmittel des Dampfes auf Stackelberg machte, belehrt uns ein interessanter Brief an die Schwester: „Unsere Ueberfahrt geschah mit dem Dampfboot, welches vor kurzem

als regelmäßiges Poſtſchiff eingeführt iſt, einem Fahrzeuge, welches gegen alle widrigen Winde ſteuert und die Wellen durchbricht, um ſein Ziel zum beſtimmten Zeitpunkt zu erreichen. Die Fahrt auf dieſem Schiffe mußte wohl intereſſiren, weil die Erfindung den Menſchen Ehre macht. Doch etwas Unheimliches hat es immer, eine Feuereſſe in dem ſchmalen hölzernen Raume mit ſich zu führen und ſie weit über das Meer einen Weg von Rauch nach ſich ziehen zu ſehen, der dem Auswurf eines Vulkans gleicht. Wir machten die Fahrt in 24 Stunden, ſtatt deren wir auf einem gewöhnlichen Packetſchiffe 4—5 Tage gebraucht hätten, und fühlten um ſo merklicher die plötzliche Veränderung von Klima, Land und Leuten. In Palermo wurden wir durch Fieberanfälle, von denen ich wie Reſtner abwechſelnd zu leiden hatten, 14 Tage aufgehalten. Dann ging die Reiſe zu Maulefel, zunächſt öſtlich nach Catania. Ich ſtieg glücklich zum Krater des Aetna hinan und ſah ganz Sicilien wie zu meinen Füßen liegen. Es waren auf der Höhe des Berges 5° Kälte, nach den in Catania am Tage zuvor überſtandenen 22° Hitze, auszuhalten; die Bergſpitze war beeiſt, der Schnee in Feldern verbreitet, und trotz des Verbandes mit Tüchern und des Gebrauchs wattirter Mäntel, glaubte ich, nach dem Schmerz zu urtheilen, Füße, Hände und Ohren erfroren zu haben. Die Gegend um den Aetna iſt faſt die ſchönſte der ganzen Inſel .... Bei Meſſina bin ich zur Scylla und durch die Charybdis in einem Kahn gefahren und habe die jenſeitige Küſte von Calabrien beſucht ..... Die Wege auf der Inſel ſind ſo ſchlecht, daß man ſchwer durchkommt, ja zu gewiſſen Jahreszeiten gar nicht, und immer in Gefahr iſt auszugleiten, zu ſtraucheln, zu ſtürzen. Gaſthäuſer findet man faſt gar nicht, und man käme in große Verlegenheit, wenn man ſich nicht mit Empfehlungsſchreiben verſorgt hat. Wir hatten deren viele und namentlich eins vom Statthalter von Sicilien, der durch ein Circulärſchreiben allen Behörden im Lande auftrug für unſern Empfang zu ſorgen. Wir wurden daher überall ſo trefflich aufgenommen, wie wir es nicht erwarten konnten: ja die Kleinſtädter wußten oft nicht, welche fürſtliche Auszeichnungen ſie uns ertheilen ſollten. Manchmal hatten wir Ehrenwachen; bei unſerer Ankunft in einem Orte ſogleich Cour von den Stadtbeamten in ſchwarzer Seidentracht; bisweilen überſandten die Vornehmen Geſchenke zu unſerm Tiſch; Andere bereiteten uns ein treffliches Gaſtmahl; überhaupt nahmen uns die Sicilianer durch ihre Freundlichkeit und Höflichkeit ein." — So wurden denn Syracus, Acrae, Girgenti, Selinunt, Marſala, Drepanum in der Nähe des Berges Eryx, Se-

geſt, kurz alle wegen ihrer Naturſchönheiten oder durch Ueberreſte aus dem Alterthum merkwürdigen Plätze und Gegenden beſucht und überall fleißige Notizen über das Geſehene und ausführliche Beſchreibungen der in den Sammlungen vorgefundenen Alterthümer gemacht; auch die merkwürdigſten oder anmuthigſten Gegenden ſogleich gezeichnet. „Die Reiſe nach Sicilien, ſchreibt Stackelberg, fehlte mir noch allein in dem Cyclus meiner Unterſuchungen der claſſiſchen Länder und der Reſte des Alterthums von Griechen und Römern. Sie war für meine Studien höchſt nothwendig, beſonders im Augenblick, wo die Bearbeitung meines Werkes über die Gräber der Griechen die Beſichtigung der neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Sammlungen durchaus erforderlich machte.“ Mitte November kehrten die Reiſenden von Palermo ebenſo ſchnell wieder per Dampfſchiff nach Neapel zurück. Aber die ſeit lange ungewohnten Strapazen bei der Wanderung durch Sicilien hatten einen ſo nachtheiligen Einfluß auf Stackelbergs Geſundheit, daß er in Neapel tödtlich erkrankte. Jenes Aſthma, das ihn ſchon vor 8 Jahren in Smyrna an den Rand des Grabes gebracht hatte, überfiel ihn plötzlich wieder mit einer ſolchen Gewalt, daß er einmal, nach dem zweiten Aderlaß innerhalb 24 Stunden, ſeinen Tod ſchon herannahen glaubte. Ueber 14 Tage brachte er ohne jegliche Nahrung und ohne eine Stunde Schlafes, unbeweglich im Lehnſtuhl ſitzend, zu, und erſt nach 6 Wochen war er unter der aufopfernden Pflege Keſtners, deſſen treuem Beiſtande er allein ſeine damalige Erhaltung verdanken zu müſſen geſteht, ſo weit geneſen, daß er ohne Gefahr die Reiſe nach Rom fortſetzen konnte. Doch blieb eine große Schwäche der Nerven, die durch den fortwährenden Krampf in der Lunge erzeugt worden war, noch für lange zurück, und nach Keſtners Verſicherung erlangte er ſeine frühere Geſundheit und Friſche nie mehr völlig wieder. Gleich im Frühling des folgenden Jahres ſtellten ſich wieder heftige Schmerzen in allen Gelenken ein. „Man complimentirte mich ſchon, ſchreibt Stackelberg, mit allen möglichen Krankheiten, die durch — agra bezeichnet werden, doch ſchwand das Uebel nach 2 Monaten allmälig wieder bei der fortſchreitenden warmen Jahreszeit bis auf einen kaum merkbaren Reſt, den ich noch immer ſpüre.“

Von beſonderem Intereſſe für Stackelberg war im Jahr 1825 die Anweſenheit des Hieroglyphenerforſchers Champollion in Rom. Er ſchreibt darüber: „das Intereſſanteſte der letzten Tage iſt die Ankunft des Herrn von Champollion und die Kenntnißnahme der von ihm aufgefundenen Methode der Hieroglyphenleſung. Eine ausgewählte Geſellſchaft, zu der ich

auch gezogen wurde, verſammelte ſich beim portugieſiſchen Botſchafter, wo der erwähnte Gelehrte einen Vortrag hielt. In einigen Sitzungen haben wir uns über die ſcharfſinnige und völlig gegründete Anſicht des Mannes unterrichtet und eine Anleitung zum Verſtändniß der Hieroglyphenſchrift gewonnen. Sie iſt der Uranfang alles menſchlichen Schreibens und zeigt uns auch das Entſtehen unſerer eigenen Schreibart, in der ſich mir immer eine gewiſſe Phyſiognomie aufdrängte, obgleich ſie als bloße Zeichenſchrift erſcheint, die keinen bildlichen Werth hat. Ich erinnere mich, vorlängſt einmal in einem Briefe nach Hauſe die Phyſiognomie der Buchſtaben zum Spaß ausgelegt zu haben."

In einem Briefe deſſelben Jahres an die Schweſter heißt es: „Neuerdings habe ich mich wieder mit großem Eifer der Muſikübung hingegeben. Es iſt hier nämlich ein trefflicher junger Componiſt und Pianiſt erſten Ranges, Reiſſiger, mit dem ich bekannt geworden bin und ſchon ein Paar Mal muſicirt habe. Er hat mir vor Kurzem ein Paar Rondeaux von ſeiner Erfindung gebracht, die köſtlich ſind, und bei denen mir oft der Gedanke kam, ſie Dir zu ſenden, denn ich genieße nicht gern eine ſeltene Freude allein. Es iſt doch nichts angenehmer als, was ſo eben erfunden ward und noch von keinem Preßbengel beſudelt iſt, ſogleich zu genießen. Derſelbe muſikaliſche Freund hat hier eine große Oper, ein Violinquartett und viele Choräle für die hieſige Capelle der preußiſchen Geſandtſchaft faſt ganz vollendet und mir dann ſogleich vorgetragen." Wohl hat es ſeine Richtigkeit, wenn Stackelberg ſogleich in ſeinem Briefe fortfährt: „Es iſt mit dem Aufenthalt in der Hauptſtadt der Welt und dem Mittelpunkt der Chriſtenheit doch eine eigene Sache, und ich kann nicht anders, als dem Schickſal höchſt dankbar dafür ſein, daß ich das Glück ſo lange genoſſen habe; denn hier ſtrömt doch Alles zuſammen, was Ausgezeichnetes in der Welt an Rang und Kenntniſſen weilt, Monarchen und Große, Gelehrte und Künſtler, Seltſames und Anmuthiges, Alles lernt man hier eher kennen, als in irgend einer andern Stadt. Es wird mir ſonderbar vorkommen, ſollte ich es künftig ganz entbehren müſſen, in Verbindung mit dem ſchaffenden Theil der Menſchheit zu ſtehen." So konnte Stackelberg gleich im Anfange des folgenden Jahres die Catalani hören, welche ihm übrigens keine neue Erſcheinung war. Er äußert ſich über dieſelbe folgendermaßen: „Vorgeſtern ſang die Catalani auf der Bühne von Valle bei der brillanteſten Erleuchtung und in Anweſenheit der geputzteſten Damen. Ihre Art zu erſcheinen iſt immer die auserwählteſte. Sie

war mit Brillanten bedeckt, ihr Benehmen höchst gemessen und anständig, werth von Manchem nachgeahmt zu werden. Wie sie selbst zu erkennen gegeben, möchte es mancher der hiesigen Damen nützlich sein ihren Kniz sich zur Lehre zu nehmen. Sie hat an Leibesstärke gewonnen, doch nicht an Kraft der Stimme und Lieblichkeit des Klanges; vielmehr hat das Alter hierauf schon eingewirkt, und die köstliche, doch leicht verschwindende und unbeständige Gabe des Gesanges zeigt sich bei ihr schon in der Abnahme. Wie sie so ganz allein auf der Bühne steht, mit dem Gefühl ihrer Meisterschaft durch die Menge der Töne herumschwärmt, nicht Höhe noch Tiefe scheut, Anmuth mit Ernst vereint, manchmal von Entzücken selbst fortgerissen ganz in Tönen schwelgt, mit der einzigen Stimme das zusammengedrängte Publikum einer ganzen großen Stadt beherrscht, so hat sie wirklich etwas Heroisches. Zuletzt sang sie ein Thema mit Variationen von Rode; was meine Finger ehemals mit Mühe auf dem Fortepiano herausgebracht, das strömte nun aus ihrer Kehle mit der größten Leichtigkeit, selbst die aufeinanderfolgenden Triller in der Tiefe, Mitte und Höhe nicht ausgenommen. Ihre Töne, um es ganz zu sagen, fielen auf das Publikum wie Schneeflocken auf glühendes Eisen. Ich glaube, ein Jeder konnte zufrieden mit seiner Ekstase nach Hause gehen. Ich erinnerte mich immer dabei der Mara und dachte oft, daß sie grade so muß gesungen haben, nur einfacher und daher wohl kunstgemäßer." Wir können es uns nicht versagen, hier gleich auch Stackelbergs Urtheil über die Sontag, die er freilich erst mehrere Jahre später in Paris hörte, daneben zu stellen. Er schreibt vom 30. Januar 1829 aus Paris: „Ich habe endlich auch die berühmte Sängerin Mlle. Sontag gehört. Ihr Gesang übertrifft alles, was nur die menschliche Stimme leisten kann, oder vielmehr, was man jemals von derselben erwarten konnte. Die Catalani hat einen großartigern Stil des Gesanges, aber diese eine noch größere Delicatesse und Leichtigkeit in der Behandlung. Ihre Stimme besitzt den Vortheil, den ein Instrument gewährt, die schwierigsten Passagen nach Willen wie der geübteste Violinspieler auszuführen, aber zugleich, was nur die menschliche Stimme vermag, den Ausdruck der Töne recht fühlbar zu machen. Und überdies versteht sie noch von dem höchsten piano in den verwickeltesten Passagen mit anwachsender Stärke zum forte überzugehen und umgekehrt, desgl. ein staccato und eine Verbindung der Töne mit wunderbarer Fertigkeit und Genauigkeit vorzutragen. Doch ist es umsonst, das Ueberraschende ihres Gesanges Jemandem schriftlich begreiflich machen

zu wollen. Man muß ſie ſelbſt hören, und bald, denn leider geht es mit der ergreifenden Gabe des Geſanges wie mit den Blumen, die ſo leicht verblühen und in ihrer Friſche geſehen werden müſſen.“ — Und ſo hatte denn Stackelberg das Glück, die drei größten Sängerinnen ihres Jahrhunderts, die Mara (die er freilich erſt 1815 lange nach ihrer Blüthezeit in Reval, wo ſie damals mit dem Hauſe ſeiner Mutter im vertrauteſten Verkehr lebte, kennen gelernt hatte), die Catalani und die Sontag perſönlich zu kennen und ſich mit kunſtverſtändigem Sinn ihrer herrlichen Geſangesgaben zu erfreuen.

Doch wir kehren zu den Erlebniſſen ſeines römiſchen Aufenthaltes zurück. — Das Jahr 1825 bot in Rom, der großen Metropole der katholiſchen Chriſtenheit, manches intereſſante Schauſpiel dar. Wie ſchon ein Paar Jahre vorher, 1823, der Tod des alten 84-jährigen Papſtes Pius VII. gleichzeitig mit dem Brande der Paulskirche, in deren Kloſter der Verſtorbene den größten Theil ſeines Lebens als Mönch zugebracht hatte, und die Zuſammenberufung des Conclave zur neuen Papſtwahl Stackelbergs lebhaftes Intereſſe erregt hatte, ſo jetzt die Feier des ſogenannten heiligen oder Jubel-Jahres, welches Leo XII. 1825 zur Bezeichnung des Vierteljäculums ausgeſchrieben hatte und zu welchem zahlloſe Pilgerzüge von Landleuten aus ganz Italien nach den Kirchen Roms ſtrömten; und beſonders die eigenthümliche Ceremonie der Zumauerung des heiligen Thores am Tage der Winterſonnenwende dieſes Jahres (der Thoresſchluß). Ebenſo machte die beſonders prächtige Oſterfeier des folgenden Jahres auf Stackelberg einen tiefen Eindruck. Er ſchreibt darüber: „Der Papſt pflegt ſelbſt an dem Hochaltar von St. Peter die Meſſe zu leſen und allen Cardinälen die Communion zu ertheilen, die im höchſten Prieſterornat erſcheinen und in Silberſtoff und Gold wie er ſelbſt gekleidet ſind. Während der Meſſe wurde von einem Sängerchor ein treffliches Oratorium vorgetragen und während der Communion, wo es plötzlich aufhörte, fiel ein Marſch von Poſaunen ein, der aus der Ferne, von der Höhe der Kirche herab, gedämpft erſcholl und fortdauerte, bis die Communion vorüber war, wo denn der Geſang wieder begann. Ebenſo majeſtätiſch zeigte ſich dem Auge der Zug des Papſtes mit der Geiſtlichkeit durch die Kirche zu dem obern Balcon derſelben, wo er den Segen über die Stadt und die Welt ausſprach. Vor ihm zogen die vornehmſten Geiſtlichen, die Kirchenſtandarten tragend, her; er ſelbſt im Prieſtergewand wurde auf dem Thron getragen, ſtets den Segen über die knieende Menge nach rechts und links

austheilend. Die Wirkung, welche dieſe Gegenertheilung auf vollgedrängtem Platze vor der Kirche macht, iſt wahrhaft impoſant. Auch die trockenſten Weltmenſchen, die ſonſt für alle religiöſen Eindrücke erkaltet ſind, laſſen dieſem Moment Gerechtigkeit widerfahren. Die Girandola und die Kirchenerleuchtung machte auch diesmal wie ſonſt den Beſchluß des Tages.

Im Spätſommer 1826 verließen Gerhard und Panofka Rom. An ihnen verlor Stackelberg ein Paar Freunde aus ſeiner Nähe, die 2 Jahr lang mit dem höchſten Intereſſe die Reſultate ſeiner gelehrten Studien verfolgt und beſonders anregend auf ihn gewirkt hatten. Ein lebendiger wiſſenſchaftlicher Verkehr wurde mit ihnen verabredet, auch in der That längere Zeit fortgeführt und die Herausgabe der ſchon erwähnten hyperboreiſch-römiſchen Studien für Archäologie feſtgeſetzt. Dieſe bezweckten hauptſächlich einen Austauſch der Ideen zwiſchen den Gelehrten Deutſchlands und Roms, wo von den wiſſenſchaftlichen Forſchungen jenſeits der Alpen bisher ſelten etwas bekannt geworden war. Kurz vor der Abreiſe der deutſchen Gelehrten wurde Stackelbergs Geburtstag den 25. Juli (6. Auguſt) von ihnen in ſinniger Weiſe begangen. Stackelberg beſchreibt dieſe Feier folgendermaßen: „Früh um 5 Uhr ward ich zum Frühſtück in die Villa Albani geladen. Dort im Dianentempel wurde mir die Vorrede unſerer Annalen vorgeleſen, die von jenem Geburtstage datirt werden ſollte; ebenfalls hörte ich eine antiquariſche Abhandlung, die für daſſelbe Werk verfaßt worden iſt. Die Heiterkeit und Milde der Luft, der erfriſchende Morgen im Gebüſch, bei der Ausſicht auf das ſchöne Gebirg und bei der Umgebung von Säulen und Statuen aus der claſſiſchen Zeit, erhöhte die angenehme Stimmung, die eine ſo freundliche Auszeichnung erregte.“ — Auch die Redenſche Familie hatte ſeit dem Frühlinge des vorigen Jahres Rom verlaſſen und ſich nach Berlin begeben, wo der alte Reden Geſandter wurde. Seine Stelle in Rom vertrat nun wieder Keſtner, deſſen dadurch erweiterter Geſchäftskreis ihn auch mehr von der Theilnahme an Stackelbergs wiſſenſchaftlichen Studien abzog. Mit den Redens hatte auch Linckh Rom verlaſſen. Desgleichen zogen die Baudiſſins um dieſe Zeit aus Italien weg in ihre Heimath und wandten ſich nach Dresden; ſo daß Stackelberg, ſeiner vertrauteſten Freunde beraubt, ziemlich vereinſamt in Rom zurückblieb und ihm der Gedanke an die Heimkehr wieder näher trat. Indem er hiervon ſeine Schweſter benachrichtigte, fügt er ſcherzend hinzu: „Doch ein lebendes Weſen, mit dem ich dieſen Sommer beſchenkt ward, bleibt ſtets in meiner Nähe. Ihn hat der Schöpfer mit

besonderer Geschicklichkeit im Lauf und in gefälligen Sprüngen begabt; seine schöne Gestalt und Farbe zeichnen ihn aus und verschaffen ihm Freunde in allen Straßen, wo er erscheint; er gleicht den antiken Abbildungen auf Reliefs, die den schlafenden Endymion darstellen, nicht minder als denen in ägyptischen Kunstwerken. Seiner hitzigen Natur gemäß heißt er Sirio wie der Hundsstern und ist seines Geschlechts — ein Windhund von der lustigsten und schönsten Art, so aufmerksam und gescheut, daß ich glauben möchte, ein lustiger Gesell wäre von einer Fee in ihn verwandelt worden. Indem ich dies schreibe, sieht er mich mit seinen großen und hellen Augen an und spitzt die Ohren, als wisse er, daß ich von ihm geschrieben."

Im Jahr 1826 war denn nun auch endlich nach 3-jährigem vergeblichen Warten der Druck des phigalischen Werkes (Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien. Rom 1826. Royal Folio. 31 Kupfertafeln und 147 Seiten Text) beendet. Im Juni dieses Jahres erhielt Stackelberg das erste Exemplar desselben vollendet nach Rom zugeschickt. Die Lettern sowie die Ausstattung des Ganzen ließen ihm nichts zu wünschen übrig, doch fanden sich leider manche entstellende Druckfehler, die bei der Entfernung des Druckorts leicht entschuldigt werden dürften. Viele Plackereien erwuchsen ihm noch in der Folge aus den Verhandlungen über eine beabsichtigte französische Uebersetzung dieses Werkes. Professor Mather, ein Gelehrter, der bei der Pariser Akademie der Wissenschaften einen Preis davongetragen, hatte dieselbe übernommen, aber als Stackelberg die ersten Bogen erhielt, fand er die Uebersetzung so schlecht und nachlässig ausgeführt, daß er den Druck sogleich einstellen lassen und die Fortsetzung der Arbeit untersagen mußte. Da er einsah, daß eine gute Uebersetzung in der That große Schwierigkeiten machen, daß manche Veränderung an dem Texte selbst vorgenommen werden müsse und daß ihn alle Arbeit, die dazu erforderlich wäre, doch schwerlich befriedigen würde, weil „die Gedanken eines deutschen Gelehrten im französischen Gewande sich fast so sonderbar ausnähmen, wie ein Grieche und Römer im Pariser Modekleide", so scheint er diesen ganzen Plan einer französischen Uebersetzung aufgegeben zu haben; wenigstens ist uns das Zustandekommen einer solchen unbekannt geblieben. — Von dem phigalischen Werke erschien schon 1826 im Kunstblatt vom 20. November Nr. 92 eine vorläufige Ankündigung, desgleichen im Artistischen Notizenblatt, November 1826 Nr. 22, eine Recension von Böttiger, ebenso lobende Ankündigungen und Besprechungen in französischen Zeitungen und Journälen; ja in Paris erschien sogleich, nachdem kaum ein Exem-

plar des Werkes dorthin gelangt war, die Ankündigung einer Ausgabe in Octav, die zwar der Verbreitung von Stackelbergs Ideen förderlich, aber dem Ertrage des Unternehmens höchst nachtheilig sein mußte. Die Böttigersche Recension schickte Stackelberg auch in die Heimath, um sie in einem Petersburger oder einheimischen Blatte abdrucken zu lassen, „damit doch auch im Vaterlande etwas von seinen Unternehmungen und Bemühungen verlaute.“ Bei der Universität Breslau wurde gleich im folgenden Jahre eine eigne Vorlesung über dies Werk gehalten. Aber auch an Widerspruch, namentlich über Stackelbergs symbolische Deutung der Mythen fehlte es nicht, so z. B. in einer Recension des Werkes in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1828, obwohl dieselbe auch dem Werke Anerkennung und manches Lob nicht versagen konnte. Eine eingehende, und zwar durchaus günstige Kritik erschien erst im Jahre 1832 in der Schulzeitung vom Januar Nr. 1—6 von Creuzer, dem Verfasser der Symbolik, einem Meinungsgenossen Stackelbergs in der Deutung der alten Mythen. Erst nach dem Erscheinen des Werkes faßte der Verfasser den Entschluß, es dem Kaiser Nicolaus I. zu dediciren (ursprünglich wollte er es seiner Mutter und nach deren Tode wenigstens noch den Manen derselben widmen, wie er es hernach mit den Gräbern der Helenen wirklich that), und nachdem er durch den neuen russischen Gesandten in Rom, Fürsten Gagarin, der dem im Frühling 1826 verstorbenen Italinsky gefolgt war, die Zusicherung empfangen, daß der Kaiser die Widmung des Werkes mit Wohlwollen annehmen werde, wurden die Dedicationsschreiben, von denen eins dem Werke vorgedruckt, ein anderes in französischer Sprache die Sendung des Dedicationsexemplares begleiten mußte, rasch entworfen und nach Frankfurt zum Druck gesandt, von wo sie sammt 2 prächtig gebundenen Exemplaren sogleich an Se. Majestät den Kaiser Nicolaus und an Se. Kaiserl. Hoheit den Großfürsten Michael weiter befördert wurden. Auch an den Grafen Nesselrode, Stackelbergs alten Bekannten, wurde mit nächster passender Gelegenheit ein Exemplar gesandt. Uebrigens wurden die Hoffnungen, die Stackelberg mit jener Dedication verbinden mochte, für dies wahrhaft kaiserliche Prachtwerk irgend einen Ersatz seiner bedeutenden Unkosten, oder wenigstens die Abnahme einer Anzahl von Exemplaren für die russischen gelehrten Anstalten zu erlangen, nicht erfüllt. Zwar nahm sowohl der Kaiser als der Großfürst die übersandten Exemplare huldvollst an und ließen Stackelberg durch ihren Gesandten ihre hohe Anerkennung seiner gelehrten Bestrebungen vermelden, aber von irgend

einer Belohnung oder auch nur Auszeichnung dafür war nicht weiter die Rede.

Glücklicher und rascher als mit diesem Hauptwerk Stackelbergs ging es mit der Herausgabe eines zweiten: „Trachten und Sitten der Neugriechen", dessen erstes Heft, wie erwähnt, 1824 herauskam und dessen folgende Lieferungen, nach einer durch Krankheit und Mangel an Mitteln veranlaßten Unterbrechung, rasch hinter einander erschienen, so daß die erste aus 31 Blättern in 6 Lieferungen bestehende Abtheilung schon 1826 vollendet war. Eine Anzahl Exemplare der ersten Lieferung wurde auch nach Rußland gesendet, wo sie einem Petersburger oder einheimischen Buchhändler in Commission übergeben werden sollte; doch erfuhr Stackelberg über den Erfolg dieses Versuches, seinen Werken auch in der Heimath einige Verbreitung zu verschaffen, nicht eine Sylbe, und während das Werk schon in der ganzen europäischen Welt herumwanderte, und in England, Frankreich, Deutschland und besonders in Rom selbst viel Absatz fand, war in Stackelbergs weitläufigem Vaterlande noch nicht eine Lieferung in einer mäßigen Anzahl von Exemplaren vertheilt worden. Es hat dies Werk, in welchem Stackelbergs künstlerisches Talent in der Auffassung und Reproduction plastischer Gestalten ohne das gelehrte Beiwerk archäologischer und mythologischer Untersuchungen einen besonders anmuthigen Ausdruck fand und welches überdies in einer ungemein günstigen Zeit, während des alle Welt interessirenden griechischen Freiheitskrieges erschien, ohne Zweifel unter allen Werken unseres genialen Landsmannes die weiteste Verbreitung und ungetrübteste Anerkennung gefunden; auch ist es wohl das einzige, das ihm einigen materiellen Ersatz für die darauf verwendeten Bemühungen und ansehnlichen Unkosten verschafft hat, obwohl es trotz des vom Papst ausgewirkten Privilegiums bis zum Jahre 1828 bereits fünfmal nachgedruckt worden war. Die Ankündigung desselben im Kunstblatt von 1826, Nr. 93, die von dem Herausgeber des Blattes, Prof. Schorn, herrührt, einem Manne, der mit Stackelberg in keinerlei Verbindung stand, also wohl völlig unparteiisch urtheilte, lautet: „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne, gravés d'après les dessins, executés en 1814 par Mr. le Baron de Stackelberg, et publiés à Rome, 1826. Von diesem schönen und interessanten Werke liegen 24 Tafeln vor uns, die mit ausgezeichneter Kunst von dem Zeichner entworfen und nicht minder sorgfältig und geschickt von den Kupferstechern ausgeführt sind. Jede Tafel enthält eine Figur, deren schöner Charakter, bezeichnende Stellung

und durch maleriſchen Wurf und reichen Schmuck anziehendes Coſtüm die Mannigfaltigkeit der griechiſchen Völkerſchaften vor Augen bringt. Einige, wie der griechiſche Kaufmann, welcher auf dem Knie ſchreibt, die Bäuerin von Athen, der albaniſche Offizier, zeigen die ganze Originalität der modernen Trachten, während andere an die Gewandformen erinnern, die uns aus den Bilderwerken der ſchönſten griechiſchen Zeit bekannt ſind. So die Frau von Makrinnitza und die von Maina, die ſchöne Blumenverkäuferin von Mitylene und die Waſſerträgerin aus der Gegend von Theben, welche ſogar noch die Aegis der Minerva und eine geſchuppte helmartige Kopfbedeckung trägt. Die Anmuth und charakteriſtiſche Schönheit, womit Herr v. Stackelberg alle dieſe Figuren aufgefaßt und dargeſtellt hat, bringen wir beim Verdienſt dieſer Blätter in nicht geringen Anſchlag, und wir kennen keine Coſtüme von ſo viel künſtleriſchem Werth. Sie ſind von verſchiedenen Kupferſtechern: Teſta, Mochetti, Ferretti, in Linienmanier ſo geſtochen, daß ſie auch uncolorirt eine ſchöne und befriedigende Wirkung machen. Der Schmuck der Farben giebt jedoch erſt dieſen Trachten ihren vollen Reiz. Dies Werk ſoll einer gedruckten Anzeige zufolge aus 2 Abtheilungen beſtehen; die erſte von 30 Tafeln enthält die Trachten in einzelnen Figuren, die zweite von 20 Tafeln die geſellſchaftlichen Sitten und Gebräuche in mannigfaltigen Gruppen. Jede Lieferung von 5 Blättern koſtet in Rom 5½ Franken ſchwarz, und 22 Franken colorirt. Unſeres Wiſſens iſt die erſte Lieferung nun vollendet und hat ſo raſchen Abſatz in Rom gefunden, daß ſie noch nicht die Verbreitung in Deutſchland erhalten hat, die wir ihr von dem Beifall des deutſchen Publikums, für welches ein ſolches Werk in dieſer Zeit doppelt anziehend ſein muß, verſprechen". — Dieſe wohlverdiente Anerkennung erfüllte Stackelberg mit großer Genugthuung. Auch eine Abhandlung wurde von ihm über den Gegenſtand geſchrieben (aber erſt der zweiten Abtheilung beigedruckt), „damit auch etwas dabei zu leſen ſei und man dieſes Werk nicht mit den gewöhnlichen Trachtenſammlungen verwechſele". Und mit Wohlgefallen ſchreibt er noch in einem ſpäteren Briefe aus Deutſchland: „Ich habe hier bei fremden aus Rom kommenden Damen meine neugriechiſchen Trachten in feinem Moſaikſchmuck ausgeführt geſehen. Die höchſte und letzte Huldigung empfängt in unſerer Zeit die Kunſt doch von der Mode. Schöneres als dieſen ſterblichen Lohn kann ſie nicht erreichen, und ſelbſt die komiſche Auszeichnung, welche ich im Muſeum von Carlsruhe meinen Trachten erwieſen ſah, nämlich zwiſchen den Oelgemälden alter berühmter Meiſter in einer

längen Reihe mit aufgehängt und aufbewahrt zu werden, gilt nicht so viel. Den schönen Arm oder Hals einer Dame zu zieren, ist schon ein herrliches Loos; was soll man aber sagen, wenn der Director einer berühmten Seifenfabrik in Dresden diese Trachten auf seine feinste weiße Handseife abdruckt, um diese zu empfehlen. Ist das nicht eine ähnliche Ehre, als sie Göthen zu Theil ward, der Werther und Lotte auf Glas gemalt fand? Wie Glas der zerbrechlichste Stoff, so ist Seife der vergänglichste". Und in einem wohl gleichzeitigen Briefe von 1830 heißt es: „Meine griechischen Trachten sehe ich nun als Stickmuster in den Händen der deutschen Damen, und in Berlin hat man ein Schauspiel, die Braut von Corinth, gegeben, wo alle diese Trachten aufs sorgfältigste auf der Bühne nachgeahmt erschienen und auch öffentlich beklatscht wurden". Ebenso wurden die griechischen Trachten nicht selten auf Maskenbällen mit großer Sorgfalt nachgeahmt.

Wenn wir so über die verhältnißmäßig rasche Vollendung und den ungewöhnlich günstigen Erfolg der Costumes berichten konnten, wobei indeß zunächst nur auf die erste Abtheilung dieses Werkes Rücksicht genommen ist (die zweite erschien erst mehrere Jahre hernach in Deutschland, wovon später), so gilt dies keineswegs in gleichem Maße von einem dritten Werke, woran Stackelberg schon in Rom arbeitete, von den „Gräbern der Hellenen". Obwohl die bildlichen Darstellungen zu demselben in der Zeichnung längst fertig und auch der Stich bereits seit lange angeordnet und in Angriff genommen war, so zögerte Stackelberg doch nach seiner Gewohnheit mit der Ausarbeitung des Textes so lange, daß sowohl seine gelehrten Freunde, als auch namentlich der Buchhändler Cotta, der das Werk in Verlag genommen hatte, alle Geduld verloren, und sich das Erscheinen des Werkes bis zu seinem Todesjahr 1837 (Berlin bei Reimer) hinzog.

Dagegen wurde schon im Jahre 1826 eine neue Arbeit begonnen, nämlich die Wiederherstellung der Throne des Amykläischen Apoll und des Olympischen Jupiter sammt allen dieselben verzierenden Bildwerken, die er nach des Pausanias Beschreibung ersann. Schon der bekannte französische Archäolog Quatremère de Quincy hatte eine solche Wiederherstellung in seinem vielgerühmten Werke: le Jupiter Olympien versucht. Seine Arbeit entsprach aber, nach Stackelbergs Ansicht, in Form und Geist nicht im mindesten weder der Beschreibung des Pausanias noch dem Geschmack und Sinn des Alterthums. Stackelberg versuchte nun diese beiden hoch-

berühmten Werke der griechischen Kunst zu reproduciren, und seine Anordnung der Bildwerke, nach welcher jedes Einzelne Ursache und Bedeutung gewann, traf nach gehöriger Prüfung des Textes genau mit den Nachrichten des Pausanias zusammen, wodurch die Richtigkeit seiner Ergänzung hohe Wahrscheinlichkeit erreichte. Die Arbeit war schon im August 1826 vollendet bis auf die Abhandlung, mit der er sie begleiten wollte, und sollte in den von Gerhard herauszugebenden, von Stackelberg mit begründeten „Hyperboreisch-römischen Studien" veröffentlicht werden. Doch ist es weder dazu, noch überhaupt unseres Wissens zum Druck derselben gekommen, ohne Zweifel wieder, weil Stackelberg mit dem hier besonders nothwendigen Texte nicht zu Stande kommen konnte, und so ist denn auch diese interessante Arbeit, wie so manches andere von Stackelberg Unternommene, verloren gegangen oder von andern Gelehrten mit Verschweigung seines Namens ausgebeutet worden.

Eine Veranlassung zu neuen weitausgreifenden archäologischen Arbeiten fand Stackelberg in dem, 1827 geschehenen wichtigen Funde der etruriſchen unterirdischen Grabkammern, der sogenannten Hypogäen von Tarquinii. In Begleitung von Kestner und einem römischen Architecten reiste er sogleich nach dem ersten Bekanntwerden der Entdeckung, im Juni, in größter Eile nach Corneto, in dessen Nähe der Fund geschehen. Ihre Erwartungen wurden noch weit übertroffen. Sie fanden bereits 4 dieser Grabkammern, die unter Hügeln im natürlichen Felsen ausgehauen und mit den merkwürdigsten noch völlig farbenfrischen Malereien ausgeziert waren, aufgedeckt; bei einer von ihnen selbst veranstalteten Grabung ward alsbald eine fünfte entdeckt, die an Erhaltung der Farben alles übertraf, was sich denken läßt, indem sie wie erst gestern ausgemalt erschien. Stackelberg machte sich nun gleich unter dem Beistand seiner Begleiter ans Werk, alles Vorhandene genau zu zeichnen, und brachte in 14 Tagen, die er von Sonnenaufgang bis Untergang in den feuchten Gräbern beim Kerzenlichte immerfort stehend oder in gebeugter Stellung sitzend, nur von Zeit zu Zeit in die Sonnenwärme um sich zu trocknen hinaufsteigend, zubrachte, die Zeichnung von 225 menschlichen Figuren, außerdem von einer Menge Thieren und architectonischen Verzierungen und von den steinernen Thüren mit ihren Bildwerken, desgl. genaue Messungen der Gebäude u. s. w. zu Stande. Der Enthusiasmus für diesen wichtigen Fund, welcher an Wichtigkeit jenen Entdeckungen in Griechenland, an denen Stackelberg sich mitbetheiligt hatte, wohl an die Seite gestellt werden konnte, da die hier aufgefunde-

nen Gemälde an Alter die pompejanischen Wandmalereien bei weitem übertrafen, und wohl überhaupt die ältesten bekannten Versuche der Fresko-Malerei sind, ließ ihm keine Rast, und er widerstand allen schädlichen Einflüssen, mit denen der Aufenthalt in den feuchten Gräbern und der wegen Tarantelspinnen, Vipern und Aspiken verrufenen Gegend, so wie die oft schmerzhafte Unbequemlichkeit und Ermüdung des Geschäfts seine Gesundheit bedrohte, so daß er während der ganzen Zeit seiner dortigen Arbeiten bei völligem Wohlsein blieb. Zwei dieser mit Gemälden ganz ausgezierten Grabkammern sind hetrurisch, eine von diesen enthält Inschriften über jeder Figur, aber eine Grabkammer ist im altgriechischen Styl gemalt. Diese copirte Stackelberg selbst ganz allein, und zwar so, daß er die meisten Figuren ganz durchzeichnete, und so ein wahres Facsimile derselben gewann, welches, wenn auch die Zerstörungslust unwissender Landleute sich daran, wie an früher aufgedeckten Grabkammern, versuchen sollte, dennoch diese Werke für alle folgenden Zeiten erhalten konnte. Die wichtige Entdeckung erregte alsbald auch ganz allgemein das größte Interesse und begeisterte schon während der Anwesenheit der Künstler in Corneto Gelegenheitsdichter zu Sonetten, mit denen jene zu ihrer Kurzweil beehrt wurden. In den Familien gebildeter und höflicher Italiener brachten sie die Abende und Nächte in freundlichen zierlichen Stuben behaglich zu. Equipagen standen ihnen stets zu Gebote, in denen Sonnenhitze und Regen sie nicht störte, und die Ermüdung der Tagesarbeit ward durch einen erquicklichen Schlaf in der Nacht belohnt und verscheucht. Der Cardinal des Ottes zeichnete die Fremden durch besondere Artigkeit aus, so daß Diners und Feste mit ihren artistischen Beschäftigungen abwechselten. Nachdem die Arbeit an Ort und Stelle vollendet, machte sich Stackelberg in Rom daran, die Zeichnungen ins Reine zu bringen und zu coloriren, die darauf sogleich zum Stich auf 35 Kupferplatten nach München gesandt wurden, als artistischer Theil eines neuherauszugebenden Werkes „Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii“. Indessen verwickelte dieser Gräberfund Stackelberg alsbald in allerlei Intriguen, die der französische Gelehrte Raoul Rochette anspann, um seiner Nation die früheste Herausgabe der Denkmäler, die Stackelberg zuerst mit seiner Freunde Hülfe dargestellt und zum Theil erst selbst aufgefunden hatte, zuzuwenden. Jener Franzose reiste nach erlangter Kunde von diesen Findungen, sogleich an den Ort derselben, um sie zu copiren, mußte jedoch, da die deutschen Künstler die Verhinderung seiner Absichten durch die Behörde erlangt hatten, unverrichteter

Sache wieder abziehen, ſuchte nun aber doch durch alle möglichen Intriguen ſein Vorhaben durchzuſetzen. Späterhin, als der Fund bekannter geworden war, beſtrebten ſich auch Andere die Gemälde zu copiren, aber ein weislich vorher ausgewirktes Privilegium verbot alles Nachahmen bis zum Erſcheinen des Stackelbergſchen Werkes. Ebenſo erregte die Nachricht von den neuentdeckten Gemälden in Deutſchland die lebhafteſte Theilnahme, und dieſelben wurden als Geſpräch aller gelehrten Geſellſchaften und Archäologen, die den Anblick dieſer älteſten antiken Wandbilder mit der höchſten Spannung erwarteten und ſchon im Voraus in Journälen und Zeitungen viel darüber räſonnirten. Und doch blieb dies für die Wiſſenſchaft ſo bedeutungsvolle Unternehmen, welches mit ſolchem Eifer angegriffen und auf welches anfangs ſo viel Mühe und aufopfernder Fleiß verwendet worden war, mitten in der Ausführung ſtecken. Die von Stackelberg mit ſo viel Ausſicht auf Erfolg vorbereitete Herausgabe der Wandgemälde aus den Hypogäen von Tarquinii iſt nie zu Stande gekommen. Die Zeichnungen Stackelbergs, deren lithographiſche Ausführung von Cotta in München bereits begonnen war, blieben theils wegen Verzögerung des Textes, theils weil eine Einigung des Verlegers mit dem Herausgeber über die unerwartet hohen Koſten des Werkes nicht ermöglicht werden konnte, auch nachdem es aus Cotta's Verlag 1830 in den von Reimer in Berlin übergegangen war, ſo lange liegen, bis doch trotz des erlangten Privilegiums jene Gemälde durch Zeichnungen franzöſiſcher Künſtler und beſonders durch Micali's etruskiſchen Atlas anderweitig bekannt geworden waren, und ſomit eine Herausgabe der Stackelbergſchen Arbeit die Koſten des Druckes und der Lithographie durchaus nicht mehr zu decken verſprach.

Endlich haben wir noch unter den von Stackelberg in Rom begonnenen literäriſchen Arbeiten das im letzten Jahr ſeines dortigen Aufenthalts entſtandene und wenigſtens im Entwurf bereits vollendete mythologiſche Gedicht „Albunea" zu erwähnen. Er äußert ſich hierüber in einem Brief in die Heimath vom 5. Februar 1828: „Es iſt hier noch etwas Neues aus meiner Feder entſtanden, was den Gelehrten einen unerwarteten Aufſchluß geben wird, die in dem Schatz des Schönen aus der vergangenen Welt herumſuchen und dabei oft den Wald vor Bäumen nicht ſehen, beſonders aber die lieblichſten Dichtungen verdorren laſſen und aus den friſchen Blumen der Mythologie ein Herbarium ſammeln. Es iſt dies ein Werk in gebundener Rede, ein epiſch-archäologiſches Gedicht. Ganz

geeignet zum Geheimniß, werde ich es wahrscheinlich zuerst anonym erscheinen lassen. Schon ist das Ganze beisammen und vollendet bis auf die Feile, die man nicht unterlassen darf, um sich selbst damit zu befriedigen. Es hat einen weiten Umfang und dabei Gewicht und Gehalt, so daß es nicht zu der leichten Waare moderner Tagespoesie gezählt werden kann. Wir wollen nichts weiter davon verlauten lassen, bis es herausgegeben ist und die Kritik passirt hat". — Auch dies Werk, auf das wir später nochmals zurückkommen werden und mit dessen Feile Stackelberg sich noch viele Jahre, namentlich während seines spätern Aufenthalts in Dresden beschäftigte, ist nie zur Veröffentlichung gelangt.

Wenn wir es schmerzlich bedauern müssen, daß wegen Zersplitterung der Kräfte und aus Scheu vor einer anhaltenden geordneten Thätigkeit so manches mit regem Eifer und wahrem Interesse begonnene wissenschaftliche Unternehmen Stackelbergs nicht zur Ausführung und Vollendung gekommen ist, so dürfen wir dabei zu seiner Entschuldigung nicht vergessen, daß seine Gesundheit, die immer nicht die festeste war, besonders seit seiner letzten Krankheit nach der sicilianischen Reise, fast beständig wankte. Schon gegen Ende des Jahres 1826 wurde er von einem langwierigen Uebelbefinden geplagt, das sich täglich in Schwindel und Erbrechen unerwartet äußerte, ihm gar keine Beschäftigung, auch nicht einmal mit der sonst so sehr von ihm geliebten Musik erlaubte und an seine wissenschaftlichen Unternehmungen vollends keinen Gedanken aufkommen ließ. Gesellschaftliche Zerstreuungen unter vielen Menschen und das ihm sonst verhaßte Kartenspiel waren in dieser Zeit sein einziger Trost. Ein Paar Monate dauerte dieser unerträgliche Zustand, bis endlich ein heftiges dreitägiges Fieber eine Krise herbeiführte, die sein körperliches System wieder in die alte Ordnung lenkte.

Zu Anfang des Jahres 1827 rüstete sich Stackelberg, nachdem die Krankheit völlig überstanden war, bereits ernstlich zur Reise in die Heimath; da wurde durch die Entdeckung der tarquinienschen Gräber die Ausführung seines Entschlusses wieder verzögert. Kaum aber waren die Arbeiten an dem Orte des Fundes und darauf die Zeichnungen für den Stich vollendet, so überfiel ihn, unzweifelhaft als eine Folge jener ungesunden, angreifenden Beschäftigung in den feuchten Grabgewölben, wieder ein harter Anfall seines Asthma, von dem er 3 Jahre lang, seit der sicilianischen Reise verschont geblieben war. Das Uebel wurde sogleich mit den stärksten Mitteln bekämpft, aber es kam ein Rückfall, und es dauerte

noch lange, bis es ganz gewichen war. Natürlich war nun an die Reise für das Jahr nicht mehr zu denken, da zu seiner völligen Wiederherstellung die größte Vorsicht erforderlich war, und eine Reise im Herbst dem feuchten Norden entgegen schlechterdings nicht gewagt werden durfte. Drei Monate hat er wieder das Lager oder die Krankenstube hüten müssen, von Dmitri, der damals grade in Rom war, und seinem Diener Giuseppe mit treuer Sorgfalt gepflegt, während seine noch übrig gebliebenen römischen Bekannten ihm ebenfalls vielfach ihre Theilnahme und Aufmerksamkeit bezeigten. „Mich plagt dabei, schreibt er an die Schwester, mehr die Unthätigkeit und die Hemmung des Geistes als das Leiden der Krankheit. Meine Abreise wenigstens nach Deutschland, wäre jetzt der Geschäfte wegen so unumgänglich nothwendig gewesen". Kaum war er von dem Brustleiden hergestellt, so erkrankte er, geschwächt und abgemagert wie er war, von neuem an der Ruhr, und in Folge dieser letzten Krankheit blieb lange eine große Magen- und Nervenschwäche übrig, die Verdauungsthätigkeit war gestört und jede gedankenanstrengende Arbeit erregte ihm Schwindel. Er hatte oft die sonderbarsten Erscheinungen, namentlich trat ihm oft plötzlich ein großer flammender Stern vor die Augen, welchen er auch zu zeichnen versuchte, der alle Gegenstände verdeckte, sich mit allerlei beweglichen Verzierungen umgeben gestaltete und nicht eher wich, als bis er etwas gegessen hatte, wo denn auch das dabei gefühlte Uebelbehagen verschwand. Erst im März des folgenden Jahres fühlte er sich wieder völlig hergestellt; nur waren die früheren Kräfte noch nicht ganz wiedergewonnen. Er achtete nun, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt, daß gestörte Verdauung, Gemüthsunruhe und angestrengte Geistesbeschäftigung der Grund seiner Krankheit gewesen, sorgfältiger auf seine Diät und unterließ es nicht, sich täglich starke Bewegung zu machen.

Im April unternahm er in Begleitung seines Freundes Kestner einen letzten Ausflug, um die Anschauung bisher immer noch zu wenig berücksichtigter Kunstdenkmäler und Gegenden seinem Gedächtnisse zu erhalten und seine italienischen Forschungen zum gehörigen Abschluß zu bringen. 17 Tage war er abwesend, machte, um die beschränkte Zeit in der Eile möglichst zu benutzen, gegen 600 Miglien theils zu Wagen, theils zu Pferde, und durchreiste Etrurien, Umbrien, das Sabinerland, also die ganze Halbinsel vom östlichen bis zum westlichen Meere, quer über die zum Theil noch beschneiten Höhen des Apennin. Diese Reise trug sichtlich zur Befestigung seines Wohlseins bei; er fühlte sich darauf viel kräftiger als

werher und gewann auch wieder mehr Entſchloſſenheit und Lebensfreude. Monate gingen nun noch mit der Verpackung ſeiner Kunſtſchätze: Gemälde, Kupferſtiche, Antiken und Sammlungen aller Art hin, die er in vielen Kiſten ſorgfältig untergebracht, einſtweilen noch zur Aufbewahrung bei ſeinem Freunde Keſtner in Rom zurückließ, weil er nicht wußte, ob die Einfuhr von Kunſtſachen nach Rußland erlaubt ſei, auch wohl ſelbſt ſchon daran zweifelte, daß er graden Weges und ohne Aufenthalt in die Heimath zurückkehren werde. Endlich am 7. Auguſt 1828 verließ Stackelberg nach zwölfjährigem Aufenthalt Rom, ſeine zweite, ja ſeine eigentliche Heimath mit den wehmüthigſten Empfindungen. Wie ſchwer ihm die Trennung von dieſem Orte, in den er ſich mit allen Faſern ſeines geiſtigen Lebens verwachſen fühlte, wurde, ſpricht ſich vielfach auf rührende Weiſe in den Briefen aus, die er, mit dem Entſchluß der Heimreiſe jahrelang umgehend, ohne ihn zur Ausführung zu bringen, aus der letzten Zeit eines römiſchen Aufenthalts an die Schweſter ſchrieb. Es heißt daſelbſt z. B. „Wie ſchön auch die Ausſicht iſt, Dich wiederzuſehen, welche mir das Schickſal endlich gönnen will, ſo ſchwer wird das Scheiden von hier ſein. Entfaltete ſich doch mein ganzes geiſtiges Daſein in dieſer Sonne, auf dieſem Boden und lenkte mich von der Wirklichkeit ab, mich an ein ſchöneres vergangenes Leben bindend". Und ein andermal: „Die Verpackung meiner Kunſtwerke und unendlich vieler Papiere und Sachen wird viel Zeit nehmen, und wer weiß, wie ſie noch ins Vaterland gelangen, und ob mir noch der Genuß wird, mein kleines Muſeum dort einmal aufgeſtellt zu ſehen; und doch mag ich ſie nirgend anders wiſſen, als in der Nähe der Meinigen, zum Nutzen derſelben und meiner Landsleute, als ein Andenken an mich, wenn dieſes Daſeins Ende erreicht iſt. Schwer wird die Trennung von all dieſen Gegenſtänden, mit denen ſich meine Zimmer allmälig gefüllt haben, und traurig iſt das Ausräumen eines Ortes, der mit allen ſeinen Umgebungen ſo wohl zu ihnen paßt; wo ringsumher durch hohe Balconthüren der blaue italieniſche Himmel hereinſcheint und die ewige Welthauptſtadt mit hohen Paläſten und Kuppeln, mit Gärten und maleriſchen Häuſergruppen, mit Pinien, Cypreſſen und Orangen ſichtbar iſt. Und doch habe ich hier keine Ruhe mehr; ein innres Gefühl treibt mich, die Lieben in der Heimath wieder aufzuſuchen, die ich hier immer entbehrt habe, um die Augenblicke des Lebens, die mir noch vielleicht in ihrer Nähe vergönnt ſein werden, zu benutzen. Die Phantaſie iſt wohl ein ſchöner Erſatz, doch kann ſie uns nicht ganz genügen". Und

in einem der letzten Briefe aus Rom: „Möchte nur Gesundheit und Lebenskraft so fortwachsen, so wird mir auch der trübe Himmel des Nordens erträglich werden können; aber viel wird es kosten, mir Ersatz zu bieten für den harten Riß, den die Trennung von der Kunst und italienischen Natur, an denen ich im Leben gehangen, in meinem Herzen bewirken wird. Euch wiederzusehen, meine Geliebten, ist der ersehnte Trost, nach dem ich verlange, der mich auch aus dem Lande treibt, wo ich einheimisch geworden bin und selbst die Landessprache mit der früh erlernten meiner Kindheit vertauscht habe. Gütiger Gott, gieb mir Kraft diese Veränderung zu ertragen!“

Stackelberg reiste nun von Rom zunächst nach München, um die dort begonnenen lithographischen Arbeiten an seinem Werke über die Hypogäen von Tarquinii zu übersehen und sich persönlich mit dem Verleger Cotta auseinanderzusetzen. Doch scheinen diese Verhandlungen eben nicht zu einem günstigen Resultat geführt zu haben. Stackelberg ging deshalb nach kurzem Aufenthalt in München nach Paris, wo sich ihm die Aussicht eröffnet hatte, die Gräber der Hellenen und ein zweites Werk, zu dem er das Material bereits seit 13 Jahren in seiner Mappe aufbewahrt gehalten hatte, seine „Ansichten von Griechenland“, mit der Aussicht auf reichen Gewinn bei einem Buchhändler unterzubringen. Dadurch erlitt seine Reise in die Heimath wieder bedeutenden Aufschub. Er beschloß zunächst den Winter $18^{28}/_{29}$ in Paris zu bleiben und erst im Frühjahr seine Weiterreise nach dem Norden anzutreten, wo er dann als Verfasser von vier bereits erschienenen, für die Wissenschaft bedeutsamen Werken (dem Apollotempel zu Bassae in Arkadien, den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne; ferner: La Grèce; vues pittoresques et topographiques, und den Gräbern der Hellenen) und zwei eben solchen in der Arbeit begriffenen und ihrer Vollendung entgegengehenden (den Hypogäen von Tarquinii und dem mythologischen Gedicht), den Beweis liefern zu können hoffte, daß er die Zeit seiner Abwesenheit von der Heimath und seine Mittel besser als mancher Andere benutzt habe: Hoffnungen, die sich übrigens ebenso wenig, wie die Aussicht, die Seinigen im nächsten Jahre wiederzusehen, verwirklichen sollten. Die Verhandlungen wegen seines griechischen Reisewerkes (den Vues pittoresques etc.), das nach Provinzen eingetheilt, gegen 140 Ansichten enthalten sollte, schienen übrigens in Paris zunächst den günstigsten Erfolg zu haben. Nachdem Stackelbergs Zeichnungen einer Commission von Gelehrten und Künstlern zur Begutachtung

vorgelegt worden waren, die darüber ein sehr günstiges Urtheil fällten, erhielt der Herausgeber von der Regierung die Unterschrift auf eine große Anzahl von Exemplaren. Alsbald aber hatte Stackelberg auch wieder mit mancherlei Intriguen der französischen Gelehrten zu kämpfen. Namentlich fand eine Gesellschaft von Gelehrten, die von Frankreich nach Griechenland ausgesandt wurde und der Stackelberg Nachrichten über das Land zu geben aufgefordert wurde, in seinem Werke einen Nebenbuhler ihrer Bestrebungen, und es kostete ihn manche Gänge zum Minister des Innern und zu den Chefs der verschiedenen Behörden, bis er die Leute überzeugen konnte, daß seine Bilder von ganz anderer Art seien, als was ihre Unternehmung bezweckte, und bis er die von seinem Verleger ausbedungene Unterstützung der Regierung fest zugesagt erhielt. So konnte er denn, nachdem er auch den Text zu seinem Werke wenigstens im ersten Entwurf vollendet hatte, schon während seiner Anwesenheit in Paris die ersten Blätter seiner Ansichten lithographirt sehen. — Außerdem mußte er in Paris auch noch einen literärischen Streit mit dem ihm schon von Italien her bekannten und verfeindeten Raoul-Rochette ausfechten. Dieser hatte ihn auf gehässige Weise in Zeitungen anzuschwärzen gesucht und beschuldigt, ihn in Italien bei dem Gräberfunde von Tarquinii verfolgt zu haben, auch sein phigalisches Werk in öffentlichen Blättern geschmäht und gleichfalls, wiewohl ohne Erfolg, sich bemüht, die französische Regierung von der Unterstützung, die sie seinem Verleger bewilligt hatte, abzubringen. Stackelberg antwortete in mehreren öffentlichen Blättern mit einer kurzen, verachtenden Entgegnung auf jene Anschuldigungen und mit einer kleinen Broschüre: Quelques mots sur une diatribe anonyme, die den Franzosen in launiger Weise abfertigte und die auch Göthe meisterhaft nannte. Uebrigens traten für Stackelberg auch Andere gegen Raoul-Rochette in die Schranken, der auch bei den französischen Gelehrten wenig beliebt war, so daß Stackelbergs Verdienste durch diesen Streit in Frankreich nur noch bekannter und sein Feind vollkommen geschlagen wurde. Der Aufenthalt in Paris hatte für Stackelberg besonders den Vortheil, daß er mit den angesehensten französischen Gelehrten in persönliche Bekanntschaft treten konnte. Große Genugthuung gewährt es ihm auch, daß man in Frankreich sein phigalisches Werk ganz besonders schätzte und ihm größere Wichtigkeit beilegte, als dies von deutschen Gelehrten geschah, die, wie Stackelberg klagt, aus Parteilichkeit gegen sein mythologisches System und „weil sie überhaupt nicht leicht den Jüngern gegenüber ihre veralteten Ansichten

und Vorurtheile aufgeben mögen", ſeine Arbeit weniger beachteten, als ſie werth war. Sonſt zog ihn der Aufenthalt in der elegantluxuriöſen Stadt mit ihrem verkünſtelten Weſen wenig an. Er ſchreibt darüber im Januar 1829 an die Schweſter: „Glaube nur ja nicht, daß mich dieſer Ort, der für andre Menſchen ſo viel Reize zu haben pflegt, nur im geringſten feſſelt; ich hatte nie einen beſondern Zug hieher, und finde nun, da ich den Ort kennen gelernt habe, ſo wenig Freude an ihm, daß ich die Zeit erſehne, wo mich die Räder wieder hinwegführen werden. Nichts kommt hier dem gleich, was ich ſchon geſehen habe, bis auf den Kirchhof des père la Chaise, der mir als eine völlige Erneuerung einer antiken Gräberſtadt erſcheint." Mit großem Intereſſe wohnte Stackelberg in Paris auch der Eröffnung der Kammern bei, wo er Gelegenheit hatte, den ganzen Hof in ſeinem höchſten Glanze und den Adel in großem Coſtüm zu ſehen und zugleich die Thronrede des Königs anzuhören. Der ruſſiſche Botſchafter Graf Pozzo di Borgo hatte ihm die ſchwierig zu erlangende Einlaßkarte zu dem beſten Platz, von wo er Alles aufs genaueſte beobachten konnte, verſchafft. Von ſeinen muſikaliſchen Genüſſen durch die Concerte der Sontag haben wir bereits oben berichtet.

Im Mai 1829 reiſte Stackelberg von Paris nach London. Die wiederholte dringende Einladung ſeines alten treuen Freundes Cockerell, der Wunſch, dieſen Hauptort wiſſenſchaftlichen Verkehrs und die Kunſtſammlungen des britiſchen Muſeums durch eigenen Augenſchein kennen zu lernen, und die Abſicht, ſeine noch übrigen begonnenen Werke hier bei einem Verleger vortheilhaft anzubringen, veranlaßten ihn zu dieſer neuen Abſchweifung von ſeiner urſprünglichen Reiſeroute. In Begleitung ſeines Pariſer Verlegers Oſterwald gelangte er in 30 Stunden von Paris in dieſe „zweite Stadt der modernen Welt." Die 2 bis 3 Wochen, die er anfangs nur hier zu verweilen im Sinne hatte, dehnten ſich zu mehreren Monaten aus. Die großen Entfernungen in dieſer Welthandelsſtadt bewirkten dieſe Verzögerung, da er doch alle ſeine in Italien gewonnenen engliſchen Bekannten, die weit zerſtreut in der Stadt oder Umgegend wohnten, wiederſehen wollte. Die meiſte Zeit widmete er natürlich ſeinem geliebten Cockerell, dem er auf dieſe Weiſe jetzt das vor 11 Jahren bei ihrer Trennung in Rom gegebene Verſprechen mit gewohnter Pietät erfüllte. Er fand den Freund in den behaglichſten Verhältniſſen und kam gerade zu der Taufe ſeines Erſtgebornen nach ſeinem Landhauſe, wo er mehrere Tage feſtgehalten wurde und den Freund durch ſeinen Umgang wieder wie früher ver-

fügte. Seine Hoffnung in London einen Verleger für seine noch unedirten Werke zu finden, ging nicht in Erfüllung.

Aus London scheidend, ging Stackelberg zunächst über Belgien nach Deutschland zurück. Er schreibt über diese Reise: „In 10 Stunden war ich aus der prachtvollen Stadt des Welthandels mit ihrem Walde von Schiffsmasten in Holland, und wie ich auf der Hinreise den einen Tag in Paris, den andern in London zu Mittag gespeist hatte, so konnte ich bei der Wegreise in London noch frühstücken und desselben Tages in Ostende zu Abend speisen. Das ist der Vortheil der Dampfschifffahrt, die uns mit einem Zaubermantel von einem Orte zum andern hinübersetzt. Die Entfernung ist doch so groß, daß man den größten Theil des Weges nur Meer und Himmel sieht. Dabei war ich in sehr angenehmer Gesellschaft in einem eleganten Salon mit schönen Divans, und ein trefflicher Koch und Kellner versäumten nichts was zum Wohlleben gehört. Von Ostende setzte ich meine Reise sogleich durch die Niederlande über Brügge, Gent, Antwerpen, nach Brüssel fort, wo ich mit Bewunderung die prachtvolle Einrichtung des Palastes unserer Großfürstin Anna, der Kronprinzessin von Holland, und vorzüglich ihre schöne Gemäldegalerie von niederländischen Meistern sah. Die Kaiserliche Hoheit selbst war aber zu meinem Bedauern eben abwesend, sie hätte sich vielleicht erinnert, mich am Hofe zu Pawlowsk (1815 bei seinem Besuch in der Heimath) gesehen zu haben, wo ich ihr meine Zeichnungen vorwies." — Von Brüssel ging's nach Köln, und von dort wieder auf einem schönen Dampfschiff nach Mainz und Frankfurt, wo Stackelberg 8 Tage verweilen mußte, um eiligst zu seinem unterdeß in Paris rasch vorgerückten Werke der Ansichten eine Karte von Griechenland zu componiren. Von Frankfurt führte ihn ein Eilwagen nach Cassel, wo er sich im Kreise früherer und neuer Freunde beglückt fühlte, obwohl sein Aufenthalt daselbst nur einen Tag dauerte. „Länger mußte ich, heißt es weiter in seinem Reisebericht an die Schwester, in Göttingen bleiben, wo meine alten Professoren mir mit besonderer Auszeichnung entgegenkamen und Alles zusammengeladen wurde, was sich für classische Literatur und Kunst interessirt. Das gab nun allerhand Fragen und Discussionen, aus denen ich wohl bemerkte, wie einseitig man in dem beschränkten Kreise der Lehrstudien und in dem Staube der Bücher wird, wenn man die Natur selbst und die Menschen nicht mit dazu beobachtet. Bei meinem alten Hauswirth, dem Professor Reuß, und besonders bei seiner Frau, die für mich in den Universitätsjahren eine schwesterliche Neigung gefaßt hatte, fand ich

eine ſo rührende Aufnahme, als wäre ich in das elterliche Haus zurückgekehrt. Auch wurde mir in Göttingen nichts weniger als eine Profeſſorwürde zugedacht, und für meinen Gelehrtenberuf hätte mir nichts Vortheilhafteres begegnen können, da man ja dieſen nur mit ſolchen Vorkehrungen erſt recht geſetzmäßig zu behaupten gewohnt iſt. Doch ich dachte an das Ziel meiner Reiſe und ſchlug alle derartigen Anerbietungen aus. Uebrigens wollte ich mir noch, bevor wir uns wiederſehen — Dir allein ſei es vertraut — eine Braut holen und ging darum bis Hannover hinauf. Du erinnerſt Dich vielleicht nicht mehr, daß ich aus Rom einmal an unſre liebe Mutter ſchrieb, die Bekanntſchaft einer jungen Baronin Bloom gemacht zu haben, die aus Holſtein gebürtig war, reich, Freundin der Kunſt, auch ſelbſt eine geſchickte Zeichnerin. Da erfuhr ich denn, daß auch die erſte Frau unſers Vaters aus derſelben Familie geweſen war, und weil ich denn mit ihm denſelben Taufnamen führe, ſo ſchien mir eine ſolche Fügung für Otto Stackelberg nicht ohne Beſtimmung des Schickſals. Ich hörte, daß ſie jetzt in Hannover mit ihrer Mutter lebe und reiſte alſo hin. Doch ſie war nicht in Hannover, ſondern nach Holſtein gereiſt, und meine Neugier ſie wiederzuſehen wurde nicht befriedigt. Ich mußte wieder durch Göttingen zurückreiſen. Eine Merkwürdigkeit vergaß ich noch zu erwähnen, daß ich nämlich in Göttingen alle meine Effecten wiederfand, welche ich vor 22 Jahren dort zurückgelaſſen hatte. Es war mir keineswegs unintereſſant, wiederzuſehen, was ich vor ſo langer Zeit getrieben, ja ſelbſt an mir getragen hatte; aber es iſt doch wirklich ein exemplariſcher Zug von Ehrlichkeit, daß ich die Sachen alle in größter Ordnung und wohlerhalten wiederbekam, obgleich ein ganzes Haus darüber weggebrannt, der Beſitzer deſſelben, dem ich ſie zur Aufbewahrung anvertraute, geſtorben war und nur ſeine alte brave Frau noch lebte, die denn für die Erhaltung meines Eigenthums aufs beſte geſorgt hat und nicht einmal eine Bezahlung für ihre Sorgfalt und Ehrlichkeit nahm, ſondern ſich, meine Anerbietungen ausſchlagend, mit einer Beſcheinigung ihrer Redlichkeit und Treue begnügte. — In Weimar wurde ich im Schoße Goethe's aufgenommen. Der alte Dichter, der einzige jetziger Zeit, kam mir mit einer Achtung und Freundſchaft entgegen, die mich überraſchte, bei ſeinem bekannten Ernſt und bei der Vergötterung, die er in ſeinem Leben erfahren hat. Er wollte mich nicht von ſich laſſen, und ſtolz auf ſeine Anerkennung, konnte ich mich ganze 5 Tage nicht von ihm losreißen, wo ich morgens um 10 Uhr ſchon mich einfinden mußte und bis um 11 Uhr abends blieb; alle Tage beim

Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen, wo er gar ſeltenes Gemüſe aus Italien vorſetzte, bald allein mit ihm, bald mit ſeiner ſehr gebildeten Schwiegertochter, der gebornen Gräfin Pogwiſch, auf Spazierfahrten, bald bei ſeinen Portefeuilles, bald bei ſeiner Antikenſammlung, bald am Hofe bei der trefflichen alten Großherzogin (die regierende Großherzogin Marie war nicht in Weimar), bald auf ſeiner kleinen Villa, die er ſelbſt gepflanzt hat und die ich zeichnete. Er dachte ſich's zu meiner Unterhaltung aus, immer die ſchönſte junge Dame aus Weimar täglich in unſerer Geſellſchaft zu haben, und gab mir ein ſchönes Andenken, ſein Bildniß in mehreren Medaillen, und ich unterließ nicht, ihm durch einige von meinen eignen Zeichnungen und durch das Werk über die neugriechiſchen Trachten mich dankbar zu beweiſen. Ich wurde ganz beſchämt durch ein Wort von ihm: „Sie haben ausgeführt, was ich umſonſt zu erreichen ſtrebte.“ Sage, ob ich von einem ſolchen Mann ſo raſch forteilen konnte? Ich blieb 5 Tage, indem ich täglich zum Bleiben für den folgenden gedrungen wurde. — Von Weimar nach Leipzig, wo ich wieder mit aller erwünſchten Auszeichnung von den Gelehrten aufgenommen wurde. Ich wollte nur einen Tag bleiben, aber da war für den folgenden ein Mittagsmahl von mehr als 100 Perſonen veranſtaltet, und wie ich mich ganz unbekannt in der großen Geſellſchaft glaubte, wurde plötzlich eine ehrenvolle Rede gehalten, in welcher ſich's entwickelte, daß an mich gedacht worden und daß eine laute Anerkennung meiner Verdienſte für die Kunſt und Gelehrſamkeit durch ein allgemeines Lebehoch mir gebracht werden ſollte. Der bekannte Domherr Stieglitz, der über die Architektur der Griechen eins der früheſten Werke geſchrieben hat, hielt die Rede, und ich mußte ſchuldigerweiſe mit Dank und Verehrung des gelehrten Vereins erwidern.“

In Dresden traf Stackelberg mit den ihm ſo befreundeten römiſchen Bekannten, den Familien des Geſandten von Reden und des Grafen von Baudiſſin zuſammen; das waren nun wieder ſtarke Bande ihn feſtzuhalten; außerdem fand er Geſchäftsbriefe von dem Pariſer Verleger ſeiner „Anſichten von Griechenland“ vor, welche ihm die Pflicht, zu dieſem Werke den erklärenden Text einzuſenden, der zwar ſchon in Paris im vorigen Jahr entworfen war, aber bei den Zerſtreuungen der Reiſe bisher nicht hatte ausgearbeitet werden können, dringend nahe legten. Da er wohl einſah, daß er die Vollendung ſeiner gelehrten Arbeiten, zu der ihn die Pflicht gegen Verleger und Publikum drängte, in der Heimath bei dem gänzlichen Mangel aller wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel nicht werde bewerkſtelligen kön-

nen, entschloß er sich wieder zu einem längern Aufschub seiner Reise in die Heimath und richtete sich „bis zum Frühling" in Dresden in einer hübschen bequemen Wohnung häuslich ein. Aus diesem einen Winter, den er noch fern zu bleiben beabsichtigte, wurden aber, indem noch andre hindernde Umstände, z. B. vielerlei gesellschaftliche Zerstreuung, die ihm die rasche Vollendung seiner Arbeiten unmöglich machte, das Auftreten der Cholera in seiner Heimath und in Deutschland, und eigne Krankheit hinzutraten, noch 4½ Jahre, die er theils in Dresden, theils in Manheim oder auf Reisen in Deutschland zubrachte. Hauptsächlich aber mochte der Umstand, daß seine Sehnsucht nach der Heimath überhaupt nach dem Tode der Mutter bedeutend geschwächt war, was er freilich in seinen entschuldigenden Briefen an die Schwester nicht wahr haben, wohl auch sich selbst nicht einmal recht eingestehen wollte, und die in seinem Charakter liegende Unentschlossenheit sowie die Gewohnheit, sich von der Stimmung des Augenblicks leiten und sich aus behaglichen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht gern herausreißen zu lassen, die Schuld an dieser Verspätung tragen. Ebenso wenig mochte er sich aber auch, bei seinem steten Schwanken zwischen der Heimath und dem Auslande, durch bestimmte Verpflichtungen zu einem dauernden Aufenthalte in Dresden, wo man ihm eine feste Anstellung als Oberverwalter aller sächsischen Kunstanstalten, der berühmten Bildergalerie und in's Besondere der Antikensammlungen auswirken wollte, binden lassen.

Die geselligen Verhältnisse in Dresden gestalteten sich für Stackelberg überaus erfreulich. Außer den alten Bekannten traf er dort einige Landsleute, unter andern den als Novellendichter hernach bekannt gewordenen Baron Alexander Ungern-Sternberg, mit dem er in sehr vertrauten Verkehr trat und der ihn auch hernach auf seiner Reise nach Manheim begleitete. Besonders wohl fühlte er sich aber in dem sogenannten Tiedgeschen und Tieckschen Kreise, zu dem unter Andern anfangs noch die bereits hochbetagte Elisa v. der Recke (Schwester der Herzogin Dorothea v. Kurland), der auch als Schriftsteller über Psychologie und Anthropologie berühmte Arzt Carus, der Maler Vogel v. Vogelstein, Frau v. Quandt, der hessische Gesandte v. Steuben u. s. w. gehörten. Auch bei Hofe wurde Stackelberg bekannt; besonders gewann er die Gewogenheit der sehr unterrichteten sächsischen Prinzen, mit denen er manche vertrauliche Stunde zubrachte und von denen namentlich der jüngere in der griechischen und römischen Literatur wohl bewandert war und den Umgang mit Gelehrten eifrig suchte.

Dort lernte er den geiſtreichen Kronprinzen von Preußen (nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV.) perſönlich kennen, der ihn bereits aus ſeinen Schriften ſchätzte, ihm hohe Achtung bezeigte und ihn aufs freundlichſte nach Berlin einlud, um ihm das neueröffnete Muſeum zu zeigen. Beſonders anziehend für Stackelberg war aber der Umgang mit der aus Reval ſtammenden Familie Krauſe, die zu Weistropp, in der Nähe von Dresden ſich einen Landſitz mit dem gewählteſten Geſchmack und wahrhaft fürſtlicher Pracht eingerichtet hatte und ihrem Landsmann mit ſo vieler Freundſchaft entgegenkam, daß er häufig von ihren gefälligen Einladungen Gebrauch machte. Ihre ſchöne Wohnung, mit einer Sammlung von Gemälden neuerer Künſtler und mit trefflichen Statuen geſchmückt, zog viele Fremde aus Dresden an, die alle mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen wurden, ſo daß keine Woche verging, wo ſie nicht zahlreiche Beſuche ſelbſt der Vornehmſten empfingen. Beſonders unterließen es Künſtler nicht dieſen angenehmen Ort aufzuſuchen. Die Liebe der Familie zumal für treffliche Muſik bewirkte, daß immer die ausgezeichnetſten Virtuoſen hinauskamen und daß man in dieſer Kunſt dort jederzeit das Vollendetſte zu hören bekam. Vielleicht mochte auch ein zarteres Intereſſe, wenigſtens vorübergehend, für Stackelberg eine Anziehungskraft an dieſen Ort ausüben; wenigſtens trug ſich die Geſellſchaft in Dresden im Winter 1830 mit dem Gerücht umher, daß Stackelberg und Emma Krauſe, die anmuthige Nichte und Pflegetochter des Beſitzers von Weistropp, ein Paar werden würden. — Andere Genüſſe boten Stackelberg während ſeines Dresdener Aufenthalts Tiecks Vorträge claſſiſcher, zumal Shakespeariſcher Schauſpiele dar, deſſen Kunſt des Vorleſens, wie Stackelberg ſich ausdrückt „alles übertrifft, was man ſich davon für eine Idee zu bilden vermag, da man Shakespeariſche Stücke lieber von ihm, als in irgend einem der beſten Theater vortragen hört“ — und das Theater ſelbſt durch die vorzügliche Aufführung der trefflichſten Meiſterwerke, ein Genuß, den er ſeit ſo langer Zeit entbehrt hatte, wie er denn überhaupt ſo manches in der deutſchen und franzöſiſchen Literatur nachzuholen hatte, was ihm während ſeiner ausſchließlichen Beſchäftigung mit der claſſiſchen und italieniſchen Kunſt unbekannt geblieben war.

Alle dieſe Annehmlichkeiten vermochten übrigens Stackelbergs Intereſſe für Italien nicht zu ſchwächen und ihn namentlich im erſten Winter, den er in Dresden verlebte, kaum für den Verluſt der italieniſchen Natur und des ſüdlichen Klimas zu entſchädigen. „Das hieſige Klima, ſchreibt er,

erſchreckt mich förmlich. Ich kann nicht in die Luft gehen, ohne daß ihre harte Berührung mir Thränen aus den Augen preßt und mich unwillkürlich zwingt, den eiſernen Himmel zu bewelnen; auch behindert die ſcharfe Luft mir das Athemholen; dennoch bin ich wohl und wundere mich ſelbſt, daß ich bei der Eingeſchloſſenheit in der Stube und bei dem immerwährenden Sitzen und Schreiben ohne die mir ſo nothwendige Bewegung in freier Luft, mich ſo gut zu erhalten vermag; zum Glück bemerke ich bei dem Zwang meiner anſtrengenden Beſchäftigungen und den vielen angenehmen geſelligen Beziehungen und Genüſſen kaum die Oede des hieſigen Winters und die gänzliche Erſtorbenheit der Natur um mich her". Und in einem Briefe vom 27. Februar 1830: „Ich feierte immer den heutigen Tag (den Geburtstag der Mutter) mit einem Blick auf die ſchöne Natur und ihre troſtreichen Wunder. In Italien war der Himmel um dieſe Zeit heiter und in Feld und Gebirge bereits die Pracht des Frühlings ausgebreitet, die in der geheimen Sprache der Blumen ein hohes Loblied auf die wiedergeborene Schönheit und Jugend der Welt zu ſingen ſchien. Hier aber herrſcht noch Nebel und Düſterheit und in der Natur ein Kampf um Leben und Tod, wobei es unentſchieden bleibt, ob ſie ſchon wiedererwachen oder noch im ſtarren Schlaf verharren wird. Der Anblick der Natur betrübt mich nur und mahnt mich an die ſchöne ſüdliche Zone, die weit hinter mir liegt. Meine Lage iſt hier übrigens in jeder andern Beziehung heiter und angenehm zu nennen. Ich habe hier freundlichen Umgang, die Geſellſchaft wohlwollender Menſchen und genieße die Achtung der Welt, die wenigſtens zum Theil die Frucht meiner Beſtrebungen iſt. Daß man im Vaterlande meiner wenig gedenkt, iſt die natürliche Folge der ſpätern Entwickelung deſſelben. Erſt muß die übrige Menſchenwelt wohl Vieles geſprochen haben, bis der Klang davon dort widerhallt, wie in den übrigen Gegenden der Erde die Blumen längſt aufgeſproßt und erblüht ſind, bevor ſie in unſerm Lande entkeimen". Die ſpäter eintretenden warmen Tage des deutſchen Frühlings verſöhnten Stackelberg auch in dieſer Beziehung mit ſeinem Dresdner Aufenthalt. „Mit Freude, ſchreibt er im April an die Schweſter, begrüße ich die ſchönen warmen Tage, weil ich ſo ganz an den ſchönen Himmel gewöhnt bin, daß ich ihn nicht entbehren kann, ohne ein ſchweres Opfer zu bringen. Du wirſt wiſſen, wie hübſch die Umgebungen von Dresden ſind, und ſie müſſen mir dieſes Jahr einen Erſatz bieten für mein weitentlegenes Italien, wo der Frühling ſchneller als hier und ſchöner eintritt. Ich habe ſchon manche ſehr un-

genehme Luftfahrt ins Freie gemacht, wo die heitere Natur mir Troſt und Freude gewährte".

Unterdeſſen waren ſchon im Januar 1830 die vier erſten Hefte ſeiner griechiſchen Anſichten, die in Paris lithographirt wurden, an Stackelberg nach Dresden gelangt und zugleich das inzwiſchen fertig gewordene Manuſcript des ſie begleitenden franzöſiſchen Textes an den Verleger in Paris von ihm abgeſandt worden. Stackelberg äußerte ſich über die ihm zugeſandten Proben der Zeichnungen ſehr befriedigend: „Die 4 fertigen Lieferungen der Steinzeichnungen zu meinem griechiſchen Reiſewerk ſind vortrefflich gerathen, und ich möchte ſagen, daß man bisher noch nichts ſo gut lithographirt hat. Es ſind ganz meine Zeichnungen in verkleinertem Maßſtabe mit künſtleriſcher Geſchicklichkeit ausgeführt". — Zu Anfang des Jahres 1830 eröffnete ſich für Stackelberg auch die Ausſicht, zu einem völligen Erſatz der vielfachen Auslagen für ſeine Werke zu gelangen, ja noch einen Gewinn bei denſelben zu erzielen. Nicht allein war ihm von dem Pariſer Verleger ſeiner griechiſchen Anſichten ein Honorar von 25,000 Francs zugeſichert worden, ſondern es war ihm auch gelungen für zwei andere Werke, die „Gräber der Hellenen" und die zweite Abtheilung ſeiner griechiſchen Trachten und Gebräuche, in Deutſchland einen Verleger unter ſehr vortheilhaften Bedingungen zu gewinnen. Nach vergeblichen Unterhandlungen darüber mit Barth in Leipzig übernahm nämlich Reimer in Berlin dieſelben und ſicherte Stackelberg contractlich die Summe von 30,000 Rubel Banco für beide zu, die ihm, wie auch die mit Oſterwald in Paris abgemachte Summe in beſtimmten Terminen während des Erſcheinens der Werke ausgezahlt werden ſollten; freilich unter der Bedingung der rechtzeitigen Textlieferung von Stackelbergs Seite. Außerdem hoffte er noch für die Anſichten von Griechenland die Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften zu einer Unterſtützung zu vermögen und dadurch wie durch eine in Petersburg zu eröffnende Subſcription auf dieſes Werk einen weitern Vortheil aus dieſem Unternehmen zu ziehen. Auch die Hypogäen von Tarquinii wurden Cotta, der ihn jahrelang mit dem Erſcheinen hingehalten hatte, weggenommen und Reimer in Verlag gegeben, zu welchem Zwecke Stackelberg im Auguſt des Jahres eine Reiſe von Dresden nach Berlin unternahm. Freilich hatten ſich nun Stackelbergs Verpflichtungen zum Arbeiten durch alle dieſe Abmachungen bedeutend erweitert und verſchärft; denn außer den Zeichnungen zu den griechiſchen Volksſcenen, die auf 20 Blätter berechnet und freilich ſchon größtentheils in

Rom entworfen waren, an denen aber doch auch noch Einiges fehlte, waren die Texte zu diesem ganzen Werk (den Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne) und zu den Hypogäen von Tarquinii zu liefern, desgleichen der längst begonnene zu den „Gräbern der Hellenen" zu vollenden. Alle diese Arbeiten mußten laut Abmachung in einem Jahr zu Stande kommen, denn im nächsten Leipziger Meßkatalog zu Ostern des folgenden Jahres sollten seine von Reimer in Verlag genommenen Werke bereits angekündigt erscheinen; und Stackelberg mochte sich wohl mit Grund mehr Hände wünschen, um diese Aufgaben allein auszuführen, die bisher immer unter zwei verschiedene Personen, einen Künstler und einen Gelehrten, vertheilt gewesen waren. Jene günstigen Aussichten auf materiellen Gewinn erfüllten Stackelberg mit großer Freude, um, wie er sagt, „bei denen, die in der Heimath das Geld hochachteten, in der Folge nicht als Verschwender verschrieen zu werden, indem seine Arbeiten ihm nun mehr einbringen würden, als er dafür ausgegeben, obwohl es mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden sei, mit Würde und anständiger Pracht ausgestattete Werke in den Buchhandel zu bringen". — Aber wie bald sollten diese schönen Hoffnungen größtentheils scheitern! Die Julirevolution in Paris, die eine allgemeine Stockung der Geschäfte hervorbrachte und auch den Buchhandel lähmte, bewirkte zunächst, daß die Zahlungen von Paris ausblieben, ja es trat sogar, nachdem 16 Lieferungen der Ansichten von Griechenland erschienen waren, eine Stockung in dem Fortgang des Werkes ein, und da nun natürlich die Unterstützungen der französischen Regierung wegfielen, auch die Unterhandlungen mit der Petersburger Akademie der Wissenschaften erfolglos blieben, mußte Stackelberg noch froh sein, daß jenes Werk überhaupt nur vollendet wurde und auf jeden Gewinn dabei verzichten. Das Werk erschien endlich 1834. (La Grèce. Vues pittoresques et topographiques, dessinées par O. M. Baron de Stackelberg. Paris, chez I. F. d'Osterwald. 1834. 2 Theile. Royal-Fol. Der erste Theil mit 28 S. französischen Textes, enthält die Ansichten des Peloponnes, der zweite Theil mit 18 S. Text die des nördlichen Griechenlands). Aber die Verlagshandlung von Osterwald, durch die politischen Wirren ruinirt, machte schließlich vollständig Bankerott, und nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Exemplaren der griechischen Ansichten, die darum auch höchst selten sind, konnte aus jenem Schiffbruch gerettet und durch den deutschen Buchhandel hernach verbreitet werden. — Auch der deutsche Verleger kam seinen Verpflichtungen nicht

nach, wohl nicht ohne Stackelbergs Schuld. Zwar die „Trachten und Gebräuche der Neugriechen“, wovon die erſte Abtheilung unter franzöſiſchem Titel in 31 Blättern ſchon 1826, wie geſagt, erſchienen war, kamen in der That als zweite Abtheilung dieſes Werkes in 21 Blättern 1831 mit deutſchem Text bei Reimer in Berlin heraus. Aber mit der Vollendung des Textes zu dem andern Werke, den „Gräbern der Hellenen“, zögerte Stackelberg ungebührlich lange, zum Theil durch anhaltende Krankheit verhindert, und ſo mußten denn dem Berliner Verleger, um einem langwierigen Prozeſſe zu entgehen, Terminverlängerungen und Zahlungsfriſten bewilligt werden, ja das endliche Erſcheinen des Gräberwerkes im Todesjahre Stackelbergs (Die Gräber der Hellenen, von O. M. Baron von Stackelberg, Berlin bei Reimer. 1837. Royal-Fol. 79 Kupfertafeln nebſt 44 und 49 S. Text) hat man auch nur einem Freunde Stackelbergs, dem badenſchen Geheimrath Ungern-Sternberg, zu verdanken, welcher durch ſein unabläſſiges Drängen Stackelberg endlich bewog, dieſes Werk nur mit einer vorläufigen, dem dringendſten Bedürfniß genügenden Erklärung, ſtatt des eigentlich beabſichtigten, inhalt- und umfangreichen Textes, zu deſſen Vollendung es aber wohl ſicher nie gekommen wäre, erſcheinen zu laſſen. Das Werk über die Hypogäen von Tarquinii endlich iſt, wie wir ſchon oben berichteten, leider nie erſchienen. Außer andern Verhinderungen war an dieſer Saumſeligkeit Stackelbergs der Umſtand ſchuld, daß er während ſeines Aufenthalts in Dresden, durch den Umgang mit Dichtern und den weiblichen und männlichen Schöngeiſtern des Tiedgeſchen Kreiſes verleitet wurde, manche nothwendigere gelehrte Arbeit über der Beſchäftigung mit ſeiner mythologiſchen Dichtung „Albunea“ zu vernachläſſigen. Dieſe nennt Stackelberg ſelbſt ein epiſch-archäologiſches Gedicht; in der That war es ein durchweg allegoriſch gehaltenes Lehrgedicht über Mythologie in hexametriſcher Form, deſſen Idee und Entſtehung ſich an ſeine Bearbeitung des Textes zu dem Apollotempel und den Gräbern der Hellenen knüpfte und in dem er jenes ihm eigen gewordene mythologiſche Syſtem in poetiſchem Gewande zur Darſtellung zu bringen ſuchte, indem er es der Albunea, „der weißen Göttin von Tibur“ in den Mund legte. Die Albunea iſt nämlich die Nymphe des Waſſerfalles zu Tivoli (dem alten Tibur), an welchen Ort von der Sage die Heimath der römiſchen Sibylla verlegt wird. Die Quelle des Waſſerfalls ſoll alle 1000 Jahr einmal verſchwinden und dann nach einem Jahr wiederkehren. Der Dichter ließ nun beim erſten Verſchwinden der Quelle die Sibylla ins Leben treten und beim

Wiedererſcheinen der Quelle verſchwinden, und ſo noch zweimal. Das ganze Gedicht war auf 3 Bücher angelegt und ſollte zuerſt die Götter- und Menſchenbildung, ſodann die Heroenſagen enthalten. Gewidmet iſt es, wie aus den von Gerhard (Hyperboreiſch-römiſche Studien Thl. II, pag. 292, wo vorher auch eine umſtändlichere Relation über das in Rede ſtehende Gedicht und ein längeres Bruchſtück gegeben wird) beigebrachten Schlußverſen hervorgeht, ſeinen „hyperboreiſchen Freunden". Die Anlage des Gedichtes iſt geiſtreich, außerdem iſt es reich an tiefſinnigen Gedanken und glänzenden Schilderungen. Dennoch wird der poetiſche Werth des Ganzen, wie der aller derartigen allegoriſchen Dichtungen, die in ihrer ſibylliniſchen Sprache zum Verſtändniß erſt einer beſondern Deutung und Erklärung bedürfen, nur mäßig anzuſchlagen ſein, trotz des Beifalls, den daſſelbe in dem Tiedgeſchen Kreiſe, wo Stackelberg oftmals einzelne Partien daraus auch den Damen vorlas und erklärte, fand. Auch dieſes Werk iſt, wie erwähnt, nicht zum Abſchluß gekommen und unveröffentlicht geblieben.

Wir haben ſchon oben einer im Auguſt des Jahres 1830 von Dresden aus unternommenen Reiſe Stackelbergs gedacht. Dieſelbe ging zunächſt nach Berlin, um ſein Werk über die Hypogäen ebenfalls Reimer in Verlag zu geben. Ein zweiter Zweck dieſer Reiſe, die hernach von Berlin nach Holſtein fortgeſetzt wurde, war der, jene Familie aufzuſuchen, aus der ſich Stackelberg, wohl mehr einer fataliſtiſchen Grille als dem Zuge ſeines Herzens folgend, eine Lebensgefährtin wählen wollte. Die Dame, um die es ſich handelte, muß auch jedenfalls bereits über die erſte Blüthe der Jugend hinaus geweſen ſein, da er ſchon bei Lebzeiten ſeiner Mutter in Italien, alſo wenigſtens vor 10 Jahren, ihre erſte Bekanntſchaft gemacht hatte. So läßt ſichs denn alſo auch leicht erklären, weshalb es, obwohl Stackelberg bei einem 8-tägigen Beſuch auf den Gütern der Familie von der jungen Baronin mit vorzüglicher Hochachtung, von der Mutter wie ein Sohn des Hauſes aufgenommen wurde und man allgemein großes Gefallen an ihm bezeigte, doch nicht zur Verlobung mit der betreffenden Dame kam. Jene Reiſe, von welcher er nach 6-wöchentlicher Abweſenheit im September nach Dresden zurückkehrte, hatte ihm nur durch eine Erkältung in der feuchten Witterung eine langwierige Krankheit zugezogen, bei der alle Drüſen ſeines Halſes und Geſichts anſchwollen und die namentlich mit einer hartnäckigen Taubheit verbunden war. Zwei Monate mußte er in der Stube mit eingehülltem Kopfe ſitzen und, um das Ausfallen der letzten

Haare zu verhindern, ſich das Haupt völlig glatt raſiren laſſen. Nachdem wenigſtens die Drüſengeſchwulſt gegen Ende des Jahres gewichen war, zog er ſich um Weihnachten bei der fortdauernden Näſſe des Thauwetters zum zweiten Mal eine Erkältung zu. Die Drüſengeſchwulſt kehrte wieder, der Magen zeigte ſich völlig zerrüttet, Schwindel und Kopfweh plagten ihn häufig, die Harthörigkeit wechſelte mit einer noch beſorglichern Augenſchwäche ab. „Ich ſah, ſchreibt er, plötzlich alles doppelt, und manchmal ganz durcheinander verwirrt und trübe, im Theater z. B. die Scene zweimal übereinander, die wirklichen Schauſpieler in natürlicher Größe, und darunter die Wiederholung der ganzen um ½ kleiner, übrigens alle Menſchen als die ſcheußlichſten Caricaturen mit 4 Augen u. ſ. w., indem alle Theile der Geſichter in einander verſchoben erſchienen. Das Schickſal konnte keinen häßlicheren Schabernack für mich erſinnen, der alle Caricaturen in der Seele haßt, nach dem Schönen in Geſtalt und Farbe ſich ſehnt, den Mangel der ſchönen Natur in Deutſchland ſelbſt mit Wehmuth empfindet und für den verlaſſenen ſüdlichen Himmel grade bei dieſen Uebeln um ſo mehr büßt. Nicht die Mittel, die mein Arzt, einer der geſcheuteſten und genialſten Männer (Carus) verwandte, ſondern Bewegung und friſche Luft haben mich faſt ganz wieder hergeſtellt, indem ich täglich vor der Zeit, wo mein Uebel zur beſtimmten Stunde zu kommen pflegte, aus dem Hauſe rannte und ein Paar Stunden, trotz Schnee und Regen, wohlverwahrt umherlief. Noch iſt aber die Dumpfheit des Gehörs nicht ganz verſchwunden; ſie geht wohl auf ein Paar Tage fort, täuſcht mich aber durch beſtändige Wiederkehr, und auch meine geneſenden Augen verfallen wohl noch manchmal in eine Art verworrenen und trüben Blicks. Doch ich habe die Zuverſicht gewonnen, daß ich mit dem eintretenden Frühling völlig wiedergeneſen werde."

Im Mai 1831 reiſte Stackelberg zum Gebrauch einer Brunnencur nach Teplitz. Dieſe Cur blieb nicht ohne günſtigen Erfolg: die Drüſenverhärtung nahm ab, und auch mit dem Gehör wurde es beſſer. Nachdem er bei dieſer Gelegenheit auch Prag, Carlſtein, Carlsbad und Schönburg beſucht hatte, kehrte er im Juli wieder nach Dresden zurück. Aber ſchon Anfang September flüchtete er vor der Cholera, die inzwiſchen auch in Deutſchland zu wüthen angefangen hatte und vor der er eine paniſche Furcht gehabt zu haben ſcheint, in Begleitung des Dichters Ungern-Sternberg nach dem bisher von der Seuche verſchont gebliebenen Süden Deutſchlands und ließ ſich endlich zu einem mehrjährigen Aufenthalt in Mannheim

nieder, wo alsbald auch der letzte Reſt ſeiner Hartnäckigkeit in dem milden Klima wich. Ueber dieſe Reiſe ſchreibt er an die Schweſter: „Auf der Reiſe von Dresden erprobte ich gleich an der baieriſchen Grenze die Unzulänglichkeit der Sanitätspäſſe, obgleich ich aus geſunden Gegenden und Städten kam. Während man ſich im Sächſiſchen begnügt hatte, mit artiger Verbeugung an den Kutſchenſchlag zu treten und zu fragen: „Wie befinden ſie ſich?“, fingen hier im Bairiſchen die ärgerlichen Weitläuftigkeiten an. Da in meinem Paß „ſeithero in Dresden wohnhaft“, in dem meines Reiſegefährten „anhero“ geſchrieben ſtand, behauptete der Sanitätsbeamte, Erſteres drücke eine viel kürzere Zeit als Letzteres aus, und obwohl ich meine Sprachkenntniß anſtrengte und verſicherte, daß ich 2 Jahre, mein Gefährte aber nur 14 Tage in Dresden gewohnt habe, kam ich nur mit Noth und Mühe über die Grenze... Ueber Hof, Baireuth, Bamberg reiſte ich nach Pommersfelde, dem Schloß des Grafen Schönborn, welches an Pracht und Größe und durch die ſeltene Gemäldeſammlung von trefflichen italieniſchen und niederländiſchen Meiſterwerken mit den fürſtlichen Schlöſſern in Italien wetteifert, der Sammlung in München gleichzuſtellen iſt und nur von der Galerie in Dresden übertroffen wird. Wie Viele mitten in dem an ſolchen Kunſtſchätzen armen Deutſchland verſäumen es, dieſe Sammlung zu ſehen!.. Nürnberg hielt mich 14 Tage auf. Ich ergötzte mich mit einigen leichten Entwürfen bei dem berühmten Monument des Sebaldusgrabes, wo ſo viele ſchöne Motive, vermuthlich von verſchiedenen Künſtlern, ſelbſt von italieniſchen, geformt und von Peter Viſcher, dem Rothgießer, in Bronze ausgeführt ſind. Keineswegs, wie der verſchiedene Stil beweiſt, ſind ſie für dieſes Meiſters eigne Gedanken zu halten, was man doch allgemein annimmt, und es bleibt mir übrig, dieſe Bemerkung nächſtens bekannt zu machen und näher zu erörtern. Ich fand die Albrecht-Dürerſchen Gemälde im Rathhauſe faſt unkenntlich gemacht durch die wiederholten ſchlechten Uebermalungen, die zum Hohn des berühmten Künſtlers die letzten Spuren ſeines Pinſels verlöſcht haben. Ich beſuchte Hans Sachſens, Albr. Dürers und Pirkheimers Häuſer, nach welchen ſeit des jetzigen, mir ſehr wohl bekannten Königs von Baiern (Ludwigs) Regierung die Straßen benannt ſind und beobachtete mit Freude die Wirkung, die ſolche Anordnungen für den Sinn des Volkes haben, bei welchem das Andenken an die Vorzeit dadurch von Neuem belebt wird. Auch beſuchte ich in Nürnberg den Bruder meines verſtorbenen treuen Freundes und Retters Haller. Von ihm erfuhr ich, daß mein Freund,

bei Thermopylae schon die Ahnung von seinem nahen Tode fühlend, seine eigne Grabschrift in sein Taschenbuch niederschrieb: „Wanderer, wenn Du nach Deutschland kommst, sage, daß ich hier liege, weil ich nach Vervollkommnung rang.“ Und dies schrieb er in einer Gegend, durch die er früher zu meiner Befreiung herbeigeeilt war, seinem frühen Tode im Thale Tempe entgegengehend. Die seltene Trefflichkeit seines Charakters ist doch wenigstens darin anerkannt, daß unsre Freundschaft mit der Erzählung seiner edeln That in englische Anekdotensammlungen, wo man sie mir in London gedruckt zeigte, und in deutsche Kinderbücher, wo ich sie neulich beschrieben fand, aufgenommen wurde .... Ueber Heilbronn, Hall und Weinsberg kam ich endlich an den Neckar und an den alten Rhein, wo unsre Trauben blühn: unsre kann auch ich sagen, denn wer verleugnet wohl seine deutsche Abstammung und sein deutsches Blut? Du weißt doch, daß im Fuldaischen unser altes Familienschloß (Stecken, esth. = Stacken) in seinen alten Ruinen noch zu sehen ist, und ich will es bestimmt einmal besuchen, zu Ehren unserer Vorfahren .... In Heidelberg fand ich meinen alten Freund, den Baron Hahn, mit seiner Familie, der, als kur- und livländischer Gouverneur mit Großkreuzen behängt, dort die Rechte studirt.“

In Heidelberg wurde Stackelberg von den Professoren mit Auszeichnung empfangen. Er lernte dort auch Creuzer, den Verfasser der Symbolik, persönlich kennen, dessen Ansichten über die griechische Mythologie Stackelberg durchaus theilte, und der eben im Begriff stand, eine eingehende Recension über den „Apollotempel zu Bassae“ zu schreiben und eine eigene Vorlesung über dies Werk zu halten. Auch die übrigen Professoren behandelten ihn mit der höchsten Achtung und suchten ihn zu überreden eine Professur in Heidelberg zu übernehmen oder, da er diese entschieden ausschlug, wenigstens den Winter über daselbst zu bleiben. Doch Stackelberg scheute die Gefahr einer neuen Erkältung in der kühlen Gebirgsgegend und wählte endlich nach langem Hin- und Herschwanken Mannheim zu seinem zeitweiligen Aufenthaltsort. In diese Zeit scheint auch eine erfreuliche Auszeichnung, die Stackelberg vom Auslande erfuhr, zu fallen, indem ihn die Königl. dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu ihrem ordentlichen Mitgliede aufnahm und mit dem betreffenden prachtvollen Diplom beehrte. Ebenso hatte ihn schon früher, den 1. September 1827, die Berliner Akademie zu ihrem auswärtigen ordentlichen Mitgliede creirt. Und während so das Ausland ihn auf alle Weise auszeichnete, sein Lob in Zeitungen und Journälen verbreitete, ihn in allen neuern archäologi-

ſchen Schriften eilnte, ja ſogar in öffentlichen Blättern genau verzeichnete, wohin er ging, was er that und ließ, wußte man in ſeinem Vaterlande ſo gut wie nichts von ihm, kannte ſeine Schriften kaum dem Namen nach und dachte nicht daran, ihm irgend welche akademiſche Ehren oder eine Anerkennung ſeiner Verdienſte um die Wiſſenſchaft zu ertheilen. Nur von der kurländiſchen Geſellſchaft für Literatur und Kunſt war er 1830 zum ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

In Manheim brachte Stackelberg etwa 2 Jahre zu, immer noch mit der Abfaſſung oder Vollendung der Texte zu ſeinen archäologiſchen Werken beſchäftigt, aber mehr als je durch geſellſchaftliche Zerſtreuungen im Arbeiten geſtört. Der lebhafte Verkehr mit der verwittweten Großherzogin Stephanie von Baden, jener geiſtreichen und liebenswürdigen Adoptivtochter Napoleons, die nach mannigfaltigen herben Lebensſchickſalen, ſich nach Manheim zurückgezogen hatte, dort einen kleinen Hof hielt und faſt nur in dem Umgange mit Gelehrten und Künſtlern lebte; mehr noch die Bekanntſchaft mit einer Menge anderer vornehmen Perſonen, die eine ſolche Ausdehnung erhielt, daß, wie er ſchreibt, er von einem Schloß zum andern fahrend, um den zahlreichen dringenden Einladungen zu folgen, den ganzen Sommer in fortwährenden Zerſtreuungen und Beluſtigungen hätte zubringen können, ſtürzte ihn in einen Taumel geſelliger Vergnügungen, der weder ſeinen gelehrten Arbeiten, noch ſeiner Geſundheit zuträglich war. — Im Sommer 1832 wurde Stackelberg durch die Sendung ſeines wohlgetroffenen Bildniſſes erfreut, das der bekannte Dresdener Maler Vogel v. Vogelſtein in Oel gemalt, mit dem derſelbe, da man es für eines ſeiner gelungenſten Werke hielt, zuvor auf Ausſtellungen in Berlin, Dresden und Prag viel Beifall eingeerntet hatte und das er nun, nachdem er es mehrmals für Liebhaber wiederholt, Stackelberg zum Geſchenke überſandte. Stackelberg iſt auf dieſem Gemälde unter den Ruinen des Apollotempels in Arkadien ſitzend dargeſtellt, auf ſein Portefeuille gelehnt, eine griechiſche Reiſemütze auf dem Kopfe, ſeinen ſchönen Windhund Sirio zur Seite; ganze Figur, ungefähr 2 Spannen hoch. Außerdem exiſtirt noch ein kleineres Bruſtbild Stackelbergs von demſelben Künſtler, das auch die Grundlage zu einer Lithographie abgegeben hat, und endlich befindet ſich auf einem berühmten Gemälde deſſelben Vogel, wo Tieck, umgeben von dem gewählteſten Perſonal ſeines Kreiſes, dargeſtellt iſt, unter dieſem auch Stackelbergs wohlgetroffenes Bildniß. — Im Sommer 1832 hatte Stackelberg in Manheim auch die Freude, einige Glieder ſeiner Familie wiederzuſehen

und mit ihnen mehrere Wochen in den traulichſten Erinnerungen an die Heimath und ſeine dortigen Verwandten zu verleben.

Im Jahre 1833 gerieth Stackelberg in Mannheim in eine bösartige Krankheit und in Folge falſcher Behandlung eines dortigen Arztes betraf ihn ein Schlaganfall. Seitdem war ſeine geiſtige Blüthe dahin. Denn wenngleich er von dieſem erſten Anfall körperlich wieder hergeſtellt wurde und in leidlichem Wohlſein gegen Ende des Jahres nach Dresden, hauptſächlich in der Abſicht, ſich von ſeinem dortigen höchſt geſchickten Arzte, dem ihm auch perſönlich noch befreundeten Carus, behandeln zu laſſen, zurückkehrte, ſo war er doch, obwohl er immer noch ſeine unvollendeten Werke von Zeit zu Zeit vornahm und namentlich an ſeinem mythologiſchen Gedicht fortwährend feilte, zu anſtrengenderer geiſtiger Arbeit nicht mehr fähig. Auch wiederholte ſich der Anfall im folgenden Jahr in Dresden noch einmal, wo auch die Zunge von der Lähmung mit ergriffen ward, ſo daß ihm das Sprechen eine Zeit lang beſonders ſchwer fiel. In der Geſellſchaft ſeiner vielen Freunde war er übrigens auch da noch durch ſeine anziehende Perſönlichkeit, durch ſeine bei beſonderer Anregung immer noch geiſtvolle Unterhaltung und durch die Milde ſeines Urtheils eine willkommene Erſcheinung. Er bewohnte damals eine unweit der Brücke an der Elbe reizend gelegene Villa, die er mit großem Geſchmack eingerichtet und mit den ſchönſten Meubeln, Teppichen und Gemälden ausgeſchmückt hatte. — Mit ganz beſonderer Sorgfalt nahm ſich damals der badenſche Geheimrath Baron Ungern-Sternberg ſeiner an. Doch ſcheint derſelbe manchmal etwas eigenmächtig mit ihm und zumal mit ſeinen Notizenbüchern und dem geſammelten Material zu ſeinen gelehrten Werken verfahren zu ſein und ſich zu angelegentlich auch um ſeine Kunſtſachen bekümmert zu haben. Er nahm ihm z. B. oft ohne des Verfaſſers Vorwiſſen Papiere und Notizenſammlungen weg, um ſie für ſeine Verleger nutzbar zu machen, und ſo erzählt unter Anderm ein Freund Stackelbergs, dieſer ſei einmal in Dresden ganz troſtlos zu ihm gekommen, klagend, daß Ungern während ſeiner Krankheit alle Zeichnungen aus ſeinen Skizzenbüchern herausgeſchnitten und in Bücher größeren Formats geheftet oder geklebt habe. Jetzt, wo er nun die Skizzenbücher zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten wieder benutzen wolle, ſei es ganz unmöglich, alle in denſelben an Ort und Stelle gemachten Notizen zu finden, indem dieſe ſich theils auf der Rückſeite der Zeichnungen, theils auch von einer Seite zur andern fortlaufend befunden hätten.

Aus der Zeit dieſes ſeines letzten Dresdener Aufenthalts ſind uns noch ein Paar anziehende Anekdoten aufbehalten, die auf die ungemeine, oft mißbrauchte Gutmüthigkeit und Milde ſeines Weſens ein charakteriſtiſches Licht werfen. Der treue Begleiter auf allen ſeinen Wanderungen durch Deutſchland noch von Rom her, ſein Lieblingshund Sirio, wurde ihm in Dresden geſtohlen. Dem Wiederbringer ward eine Belohnung von 2 Rthlr. im Tagesblatte ausgeſetzt. Der Hund kam alsbald wieder in den Beſitz ſeines Herrn. Dieſer Act wiederholte ſich nun aber faſt in jeder Woche, und als man ihm ſagte, wenn er eine geringere oder gar keine Belohnung biete, werde das Thier wohl nicht mehr abhanden kommen, meinte Stackelberg gutmüthig: „Die guten Leute ſtehlen vielleicht den Hund, weil ſie 2 Rthlr. brauchen können“. Die andere Anekdote entnehmen wir dem Briefe eines ſeiner Bekannten aus dieſer letzten Dresdener Zeit. Es heißt daſelbſt: „Laß mich Dir einen Nachmittag beſchreiben, den ich in Stackelbergs Geſellſchaft zubrachte: Er hatte mich zum Kaffee in ſeinen Garten eingeladen, erzählte mir daſelbſt viel von ſeinen Reiſen und erklärte die Bilder ſeines Werkes. So brachten wir eine Stunde recht hübſch und gemüthlich zu. Dann geſtand er mir auf ſeine feine Weiſe: als er mich dieſen Morgen zum Kaffee habe invitiren laſſen, ſei es ſeinem ſchwachen Gedächtniß ganz entfallen, daß er verſprochen habe, zwiſchen 4 und 5 Uhr zu Frau v. Louqueſt zu kommen, um ein Porträt der Devrient zu ſehen und dann ſpäter um 5 Uhr mit einer Dame aus Weimar in den Plauenſchen Grund zu fahren. Wir gingen nun zuſammen fort: als wir auf der Hausflur einen hochbeladenen Frachtwagen halten ſahen, deſſen Fuhrmann auf Stackelberg zukam, um ihm zu melden, er brächte die 10 Kiſten aus Rom (alle Kunſtſchätze ſeiner Sammlung enthaltend, die bei ſeiner Abreiſe aus Rom im Jahre 1828 ſeinem Freunde Keſtner zur Aufbewahrung übergeben waren und die er ſich erſt nach Dresden hatte nachſenden laſſen). Derſelbe Fuhrmann brachte ihm aber zu gleicher Zeit die Schreckenspoſt, daß dieſe mit ſeltenen Kunſtwerken, Statuen, Gemälden u. ſ. w. angefüllten Kiſten, die der Papſt auf Betrieb ſeiner italieniſchen Freunde mit einem Freibrief durch alle italieniſche Staaten verſehen hatte, damit ſie nur ja nicht aufgemacht würden, nachdem ſie mit einem ähnlichen Freibrief Oeſterreich und alle andern Länder paſſirt waren, an der ſächſiſchen Grenze von den rohen Händen der Zollbeamten bis auf den Grund ausgepackt und dann wieder in die Kiſten hineingeworfen wären. Der Fuhrmann ſagte: trotz ſeiner flehendlichen Bitten habe man ſich nicht zum Plombiren ver-

ſtanden, ſondern ihn 2 Tage lang aufgehalten und Alles durchwühlt. Denke Dir dieſe Nachricht in Bezug auf eine Sendung, deren Transportkoſten allein 695 Thaler betragen hatten, in einem Moment, wo Stackelberg ſich nicht einmal dieſer Angelegenheit hingeben konnte, ſondern die Anſprüche zweier auf ihn wartenden Damen zu befriedigen hatte. Du wirſt mir zugeben, daß faſt alle Männer unſrer Bekanntſchaft den Fuhrmann (obgleich dieſer eigentlich nicht ſchuld war) hart angelaſſen hätten, außer ſich gerathen wären und vor allen Dingen den wartenden Damen auf der Stelle hätten abſagen laſſen. Doch er, ſo höchſt empfindlich ihm die Sache war, blieb ſich ganz gleich, ſprach ruhig und freundlich mit dem Fuhrmann und führte mich trotz aller Gegenvorſtellungen zu Frau von Lenquiſt, wo man ihm nicht das Geringſte anmerkte. Dort empfahl ich mich ihm, um ihm nun wenigſtens einen freien Augenblick zu gönnen. Er eilte hinüber, bezahlte den Fuhrmann und fuhr dann richtig auch mit der Weimarſchen Dame ſogleich in den Plauenſchen Grund, ohne noch zu wiſſen, welch Unheil die Auspackerei angerichtet hatte. Ich muß geſtehen, daß mir dergleichen in meiner Erfahrung noch nicht vorgekommen war. Allerdings kommt es ihm ſehr zu ſtatten, daß er ſtets in der großen und feinen Welt lebte, wo man frühzeitig daran gewöhnt wird, ſich äußerlich zu beherrſchen. Doch die Art, wie er dies that, iſt ohne eine wahrhaft edle Selbſtverleugnung und Seelenſtärke nicht zu erreichen. Zwei Tage darauf, als ich abends bei Tiedge mit Stackelberg zuſammentraf, fragte ich nun gleich, wie es um die Sachen ſtände und erhielt die gelaſſene Antwort: „Manches iſt recht gut angekommen, aber auch Vieles ſehr beſchädigt. Das Hauptſtück von Allem und mir das wichtigſte, eine Marmorſtatue aus dem Tempel von Salamis (ſeine koſtbare Amazone) iſt — entzwei.“ Ebenſo waren 2 große Cartons eigner Gemälde beim Auspacken auf der Donane, wo ein plötzlicher ſtarker Regen fiel, ſo naß geworden, daß Pfützen darauf geſtanden hatten und die Gemälde gänzlich ruinirt waren.“ — Wir können uns beim Leſen dieſer Geſchichte der Anſicht nicht entſchlagen, daß ſchon eine gewiſſe, durch die Krankheit veranlaßte Stumpfheit ſeines Geiſtes der Grund zu dieſer beiſpielloſen Seelenruhe und Gelaſſenheit geweſen ſein mag.

Im Jahre 1835 führte Stackelberg denn endlich, nachdem er ſeine Angelegenheiten in Dresden vorläufig geordnet, ſich mit ſeinen Verlegern ſo gut es ging auseinandergeſetzt und ſein Muſeum jenem obenerwähnten Geheimrath Ungern-Sternberg zur Aufſicht übergeben hatte, ſeinen bereits

seit 14 Jahren gehegten, aber immer hinausgeschobenen Vorsatz einer Reise in die Heimath aus. Er ging zunächst nach Petersburg, wo ihm in der Familie seines Neffen, des Generals Meyendorff, auch theure Verwandte lebten, reiste dann nach Estland, um dem dringendsten Bedürfnisse seines Herzens, das Grab der Mutter zu besuchen, Genüge zu leisten; hielt sich hernach den Winter 1835/36 und den darauf folgenden Sommer in Altenbach bei Narwa, dem Gute seiner Lieblingsschwester Charlotte, die seit dem Tode ihres Gemahles, des Baron von Korff, im Jahre 1830, daselbst in stiller Wittwenzurückgezogenheit lebte, auf, und kehrte endlich nach Petersburg zurück, wo er im Hause des Generals Meyendorff, nach langem Siechthum und immer sichtlicherer Abstumpfung seiner geistigen Kräfte, am 27. März 1837 starb. Seine Leiche wurde nach Estland gebracht und in der Stackelbergschen Familiencapelle neben der Kegelschen Kirche an der Seite seiner ihm vorangegangenen, heißgeliebten und bis zu seinem eigenen Ende tief betrauerten Mutter beigesetzt.

Stackelbergs schöner Kunstbesitz, den er mit so vieler Liebe gesammelt, den zu vergrößern er manche Mühe und Unannehmlichkeit sich nicht verdrießen gelassen, für den er einen großen Theil seines Vermögens geopfert und bei dessen Herbeischaffung aus Italien er noch zuletzt so große Unannehmlichkeiten erlitten hatte, blieb nach seiner letzten Abreise aus Dresden, wieder aufs sorgfältigste geordnet und mit künstlerischem Geschmack aufgestellt, in seiner bis dahin eingenommenen Wohnung zurück. „In diesem kleinen Museum, sagt ein Dresdener Freund Stackelbergs, war so ziemlich alles zu finden, was den Kunst- und Alterthumsfreund interessiren kann. Stackelberg pflegte viel Geld in gute Gemälde und Antiken zu stecken und antichambrirte in Italien oft stundenlang bei den Prälaten und Principi's, um von ihren Raritäten hie und da etwas für sein Museum zu erwischen. Kein fremder Kunstliebhaber versäumte es leicht, seine Sammlungen kennen zu lernen und ihn selbst zu sehen in der Mitte dieser Herrlichkeiten, die Palette oder die Thonschaufel in der Hand, jeden Besuchenden freundlich empfangend; denn wer sah und hörte den heitern, anspruchslosen Mann nicht gern! Nach Stackelbergs ausdrücklichem, in seinen Briefen ausgesprochenen Wunsch sollte dieser Kunstbesitz keinem Andern als den Seinigen in der Heimath zufallen; er sollte beisammengelassen und in Estland aufgestellt werden, um bei seinen Landsleuten den Sinn für die Kunst anzuregen oder zu entwickeln und sein Andenken daselbst zu erhalten.“ Dieser edle Wunsch seines gemeinnützigen und patriotischen Herzens ging nicht in

Erfüllung. Nach ſeinem Tode entſtanden unter ſeinen Verwandten lange Debatten, was mit ſeiner Hinterlaſſenſchaft an Kunſtwerken zu beginnen ſei. Man trat zunächſt in Unterhandlungen mit der Petersburger Regierung, um dieſelbe zu veranlaſſen, das Stackelbergſche Muſeum den einheimiſchen Sammlungen einzuverleiben, und als dieſe Bemühungen fruchtlos blieben, mit dem ſächſiſchen Hofe, was aber ebenſowenig Erfolg hatte. Inzwiſchen mußte in Dresden die Miethe für das Local, wo das Muſeum aufgeſtellt war, desgleichen ein Cuſtos jahrelang bezahlt werden; dazu drängte Ungern-Sternberg, dem aus der noch immer auf ihm laſtenden Verantwortlichkeit für Stackelbergs Nachlaß manche Unbequemlichkeiten erwachſen mochten, zu einer Entſcheidung: ſo daß man ſich denn endlich entſchloß, die Sachen in öffentlicher Auction zu verſteigern und wiederum Ungern-Sternberg mit der Ausführung dieſer Maßregel betraute. So wurden dieſe werthvollen und mit ſo vieler Umſicht geſammelten Kunſtgegenſtände meiſt für einen Spottpreis verſchleudert. Das Beſte davon kaufte dennoch die ſächſiſche Regierung theils für die große Gemäldegalerie und die Antikenſammlung, theils für das hiſtoriſche Muſeum an, namentlich findet ſich dort auch Stackelbergs Lieblingsſtück, die Amazone aus Salamis, aber Dank dem Vandalismus der ſächſiſchen Douanenbeamten, wie Gerhard anführt, als Torſo. — Einiges aus Stackelbergs Nachlaß, namentlich ſeine zahlreichen Papiere, Manuſcripte, Handzeichnungen, auch unter Anderm die Kupferplatten zu dem phigaliſchen Werke, wurde, nachläſſig verpackt und ungenau adreſſirt, nach der Heimath geſandt, wo ſie monatelang in dem feuchten Speicher oder Keller eines Revaler Handlungshauſes, weil man den rechtmäßigen Empfänger nicht ermitteln konnte, liegen blieben, bis ſie endlich, zum Theil ſtockfleckig und halbverdorben, an die hinterbliebenen Verwandten nach Zähna gelangten.

Wenn wir nun zum Schluß die in dieſer Biographie zerſtreuten Züge zu einem Geſammtbilde von Stackelbergs Perſönlichkeit zuſammenzuſtellen verſuchen, ſo treten ſeine Beſtrebungen für Kunſt und Wiſſenſchaft, die den Mittelpunkt ſeiner ganzen Thätigkeit ausmachten, billig in den Vordergrund. Wir können uns dabei des ſchmerzlichen Bedauerns nicht erwehren, daß ſein Streben auf dieſen Gebieten am Ende doch nur von verhältnißmäßig geringen Erfolgen gekrönt geweſen iſt. Doch der Menſch, auch der ſtrebſamſte und beſte, iſt, mehr als man gewöhnlich zugeben möchte, abhängig von äußern Verhältniſſen, und mit Stackelberg war dies bei ſeiner vorzugsweiſe receptiv, wir möchten ſagen, faſt weiblich angelegten, für alle

Eindrücke von außen in hohem Grade empfänglichen, besonders nach der Gefühlsrichtung ausgeprägten Natur vielleicht in höherm Grade, als bei manchem Andern der Fall. Seiner vornehmen Geburt und Erziehung verdankte er die Leichtigkeit sich in allen Kreisen frei und gewandt zu bewegen, zahlreiche, seinen Bestrebungen günstige Bekanntschaften und Verbindungen, und im Verein mit den Vortheilen eines ererbten nicht unbeträchtlichen Vermögens, die Möglichkeit, seine Reiselust zu befriedigen, im fremden Lande, ohne beengende Rücksichten auf den Broderwerb, in sorgenloser Muße der Kunst und Wissenschaft zu leben, eine reiche, ihn selbst bei seinen Bestrebungen fördernde und auch so vielen Andern während seines Lebens zu Gute gekommene Kunstsammlung anzulegen und den beträchtlichen Aufwand für die Herausgabe seiner Prachtwerke zu bestreiten. Denselben Verhältnissen aber glauben wir auch die Schuld an allem, was unvollkommen in seiner Entwickelung geblieben ist, beimessen zu können. Nicht allein wurden bei einer weltmännischen Erziehung, seiner Neigung und der ganzen Anlage seiner Natur zuwider, die schönsten Jahre seiner Jugend dem Phantom einer standesmäßigen Laufbahn geopfert und dabei eine gründliche wissenschaftliche Bildung verabsäumt, so daß er hernach viel Zeit und Mühe aufwenden mußte, um diese nothwendigen Vorbedingungen zu seinen gelehrten Arbeiten zu erfüllen, sondern die zahlreichen gesellschaftlichen Zerstreuungen in der vornehmen Welt hinderten auch vielfältig hernach seine gelehrten und künstlerischen Bestrebungen, während er um ihretwillen sich dem Umgange mit manchen Künstlern und Gelehrten, die viel förderlicher auf seine Entwickelung eingewirkt hätten, entziehen zu müssen glaubte. Insbesondere war es ihm nachtheilig, daß er den Hebel einer pflichtmäßigen Berufsthätigkeit entbehrte und, was er leistete und trieb, eben nur aus Liebhaberei und als Dilettant betrieb. Eine ihm nach seiner Rückkehr von Italien während seines Aufenthalts in Deutschland wiederholentlich angebotene Professur schlug er aus, was um so mehr zu bedauern ist, als er grade, nach dem Ausspruch aller mit ihm näher bekannten Freunde, durch das Feuer seiner von Liebe zur Kunst begeisterten Beredsamkeit bei mündlichen Auseinandersetzungen noch viel anregender zu wirken verstand, als durch seine Schriften, und daher besonders zum akademischen Lehrer geeignet gewesen wäre; wir zweifeln nicht, daß auch hierbei, vielleicht unbewußt und vor sich selbst uneingestanden, Standesrücksichten maßgebend gewesen sind. Ja selbst sein wahres Lebensglück wurde vielleicht diesen Rücksichten aufgeopfert und möglicherweise sein früher Tod mit dadurch

veranlaßt. Bedeutungsvoll erſcheint uns in dieſer Beziehung unmittelbar ein Ausſpruch ſeines Freundes, des Baron U. aus K., der in einem Briefe äußert: „Hätte Stackelberg damals Emmy Krauſe geheirathet, wie es eine Zeitlang hieß, er lebte vielleicht noch und wäre eine Zierde unſers Vaterlandes geblieben, wie er es damals war und in der Erinnerung noch iſt.“ — Statt deſſen vergeudete er die edeln Empfindungen, an denen ſein zartes Herz reich war, wie ſeine Geſundheit, bei galanten Abenteuern und während ſich ihm zu Weistropp, das U. ſelbſt das Eden Dresdens nennt, ein ſchönes Familienglück faſt von ſelbſt darbot, reiſte er nach Holſtein einer alternden Baroneſſe nach, der er dennoch, wohl von einem richtigern Gefühl geleitet, ſeine Hand anzutragen ſich nicht entſchließen konnte. — Doch wir wollen mit ihm darüber nicht rechten, daß er ſich von ſolchen Vorurtheilen, die von dem größten Theil ſeiner Umgebung beſtändig genährt wurden, nicht völlig frei zu machen im Stande war, und es vielmehr mit freudigem Herzen anerkennen, daß er ſich, von der Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft getrieben, doch noch ſo hoch über den gewöhnlichen Standpunkt ſeiner Standesgenoſſen zu erheben vermochte, ſo oft die Schranken einengender Vorurtheile durchbrach und ſo viel Erfreuliches und Gemeinnütziges geleiſtet hat. Gewiß mit dieſen Verhältniſſen im Zuſammenhange ſtehend, zeigt ſich an Stackelberg manchmal eine gewiſſe Eitelkeit, die ſich grade weniger in Bezug auf ſeine wirklichen Verdienſte für Wiſſenſchaft und Kunſt geltend macht, wo ſie viel leichter zu entſchuldigen geweſen wäre, zumal da er nach ſeiner Rückkehr aus Rom auch von den deutſchen Gelehrten mit der größten Auszeichnung behandelt und ihm überall, nur mit Ausnahme des Vaterlandes, viel Weihrauch geſtreut worden war, als vielmehr in einer gewiſſen Zurſchauſtellung ſeiner vornehmen, zumal fürſtlichen Bekanntſchaften, die er durch die rein zufälligen Vorzüge ſeiner Geburt und Stellung, freilich im Verein mit ſeinem künſtleriſchen Talente und ſeiner geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeit, ſich erworben hatte.

Bei einer gewiſſen Vornehmheit in ſeinem Weſen war Stackelberg von ungemeiner Gutmüthigkeit und durchaus menſchenfreundlicher Geſinnung, wie dieſelbe ſich namentlich in dem Verhältniß zu ſeinem griechiſchen Diener, den er faſt wie einen Freund behandelte, zeigte. Derſelbe war ihm nicht allein während ſeines ganzen Lebens mit der treueſten Anhänglichkeit zugethan, ſondern gedachte ſeiner auch nach ſeinem Tode noch mit rührender Dankbarkeit und Liebe. Auch alle Andern, die in irgend einem Dienſtverhältniß zu ihm ſtanden, wurden von ihm auf die humanſte Weiſe behandelt

und liebten ihn dafür als einen wohlwollenden und freigebigen Herrn. Denn sein Stackelbergs große, oft mißbrauchte und nicht selten bis zur Verschwendung gehende Freigebigkeit. — In seiner ganzen Persönlichkeit lag ungemein viel Einnehmendes; in der Gesellschaft war er darum überall gern gesehen, der Kreis seiner Bekanntschaft ein sehr vielseitiger, doch stets gewählter. Seine Rede war gediegen und zugleich elegant, sein Gedächtniß vor seiner letzten Rückkehr nach Dresden bewundernswürdig und mit seiner Combinationsgabe gepaart, besonders in den Details, die er wie Arabesken und Ornamente zu einem Gemälde in- und durcheinander ästhetisch zu ordnen verstand, um den Hauptgedanken selbst zu veranschaulichen und zu verständlichen. Ueber den persönlichen Eindruck, den Stackelberg in seiner reifsten Zeit zu Dresden nach seinem Aufenthalt in Italien machte, lassen wir einen Zeitgenossen, der ihn völlig unparteiisch zu beurtheilen scheint, reden: „Von Stackelberg habe ich zwar manches Geschriebene und Gedruckte gelesen, allein ihn ganz verstanden und mit ihm empfunden habe ich nur, wenn er sprach. Er war eigentlich kein schöpferisches Genie, aber einer der größten Meister in der Reproduction des Aufgefaßten und unerreichbar, wenn er in Worten zeichnete. Am liebsten verweile ich in Gedanken bei seinen Erörterungen über die Antike und die großen italienischen Bildner des 15. und 16. Jahrhunderts, wie er das beiden gemeinsame Schöne zu illustriren und mit dem lebhaftesten Colorit in der Rede darzustellen wußte; denn keiner verstand es vielleicht so wie er, einen Apoll von Belvedere, einen Pietro Perugino oder Leonardo da Vinci, auch einen Virgil und Dante zu erklären und lebendig zu machen. Nie vergesse ich das Bild, das er uns von Brunelleschi, Bramante und Michel Angelo entwarf. Der Meister mit seiner Schule, seinen Werken und seiner Zeit feierte für den Zuhörer eine Art Auferstehung, wenn er sprach. Er individualisirte auf die anziehendste Weise jene Zeit. Die kleinsten oft unscheinbarsten Charakterzüge vervollständigten das Bild, so daß sich jene Gestalten gleichsam anatomisch und psychologisch in unserer Einbildungskraft incarnirten. Den Vasari und Palladio interpretirte er uns ebenso klar in der Architektur wie den Massei und Tiraboschi, und kam er auf die Zeiten der Mediceer zu sprechen, so war er unerschöpflich in seinen Anekdoten. Nur kamen dann gewöhnlich die Aufens, die Barberini und die Schwarzröcke schlecht weg. Doch blieben Leo X. und Julius II. seine Lieblinge im Gegensatz zu dem spanischen Philipp II. und dem Cardinal Ximenes, die er die antikünstlerischen Finsterlinge ihrer Zeit

wußte. Der christlichen Kunst ließ er zwar volle Gerechtigkeit widerfahren, doch stellte er das griechische Schönheitsideal höher. Noch sehe ich sein schönes blaues Auge leuchten, wenn er über die Vorzüge der alten Griechen vor der modernen Welt sprach, von ihrer Schönheitsreligion, ihrer großen politischen Geschichte, ihrer Vaterlandsliebe und Tapferkeit und ihrem geistvollen Verständniß des Lebens. Dann hingen wir an seinen Lippen und begriffen, wie diesem Volke und seinem Streben nach Freiheit, obwohl es ein anderes geworden, Männer wie Byron ihre besten Kräfte, ja ihr Leben opfern konnten. Stackelberg adorirte Byron und citirte ihn oft. In der Kunst- und Künstlergeschichte war er ausnehmend bewandert. In der neuen Kunst schwärmte er besonders für die Italiener und zum Theil für die Spanier. Der blässere und eckigere Norden und seine Poesie und Kunst war ihm weniger sympathisch, desgleichen die Franzosen, bis auf ein Paar Landschafter, und die mehr materialistischen Niederländer, deren große Naturtreue er indeß auch wohl zu würdigen verstand. Das was man den Stil eines Künstlers zu nennen pflegt, seine eigenthümliche Art und Weise, den Charakter seiner Productionen, wußte niemand besser aufzufassen und zum Verständniß zu bringen. Einen besonderen Scharfblick besaß er in der raschen Unterscheidung des Wahren und Echten von dem falschen und Nachgeahmten in den Bildwerken; er wußte sofort anzugeben, ob ein Bild oder eine Statue ein classisches Werk und von wem sie war. Empfindlich und verdrießlich konnte er werden, wenn er sich einmal getäuscht sah, was auch selbst er bei den verschmitzten Antiquaren nicht immer vermeiden konnte. Er bedauerte es oft, nicht tiefer in den Orient, zumal nach Aegypten vorgedrungen zu sein, denn die Anfänge der Kunst und namentlich der Bildhauerei seien ja dort zu suchen. Stackelberg stellte die plastischen und die zeichnenden Künste, selbst die Architektur höher als die Musik, schon als bleibende, im Gegensatz zur Tonkunst, die nur eine in der Zeit verschwindende sei, und weil eine im Raum sich darstellende Verkörperung einer Idee uns tiefer ergreife, da sie dem Auge, dem obersten und edelsten Sinne des Menschen diene. Mit der Philosophie mochte Stackelberg sich nicht befassen, er nannte sie eine Kunst der Spitzfindigkeiten, welche der lebendigen Verwirklichung des Schönen nur Abbruch thäte, und erging sich gern in scherzhaften Ausfällen gegen dieselbe: „Da Gott der Inbegriff alles Seienden, die Kunst als veredelte Natur der Inbegriff alles Schönen, und die raphaelische Madonna der Inbegriff aller künstlerischen Vollkommenheit ist, so auch die Madonna

„göttlich sein", so hörte ich ihn einmal meine Dialektik parodiren, als ich behauptet hatte, sie sei doch am Ende nur ein schönes Weib, die Hermine, gewesen".

Ein auffallender Charakterzug Stackelbergs ist seine fatalistische und auf Vorahnungen und andere mystische psychologische Erscheinungen sich mit Vorliebe anlehnende Richtung. Vieles hierher Gehörige haben wir schon im Verlauf seiner Lebensbeschreibung angeführt. Wie ihm der Tod der Mutter durch ein Vorzeichen lange vorher angekündigt worden war, so fast jedes wichtigere oder ihn tiefer interessirende Familienereigniß. Fast in jedem seiner Briefe finden sich Belege dazu. So war ihm in Italien die Entbindung seiner Schwester durch einen Traum der Gräfin Baudissin vorher angezeigt worden. Dieselbe hatte ihn im Traum einen Brief des besagten Inhalts vorlesen hören, und am Tage darauf kam in der That jener Brief, der ihn von einer großen Sorge befreite, an. Ebenso schreibt er im Jahre 1824: „Dein Bericht von dem Tode der lieben Cousine Louise, der guten treuen Freundin, die mich in der Wiege gesehen und zur Taufe gehalten, traf mich nicht unvorbereitet, und wiederum war mir dieser Sterbefall durch ein Vorzeichen vorher angekündigt worden. Wenn ich nicht den Verdacht des Aberglaubens scheute, so müßten so viele, mich jedesmal eingetroffen und jetzt wieder zweimal als richtig befundene Vorzeichen mich zur Ueberzeugung leiten, daß wir mit den entfernten Angehörigen in einer unerklärlichen psychologischen Verbindung stehen. Bellingshausens Ableben war mir ebenso früher angezeigt worden". So schreibt er im September 1823: „Wie sonderbar, daß Du wieder eine Vorahnung meiner Krankheit hattest, wie Du in Deinem letzten Briefe schreibst, worauf ich noch mit so vieler Sicherheit antwortete. Kaum war mein Brief abgegangen, so stellte sich mein Uebel ein. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie wir es aber bei unserm magnetischen Rapport schon mehrere Male erlebten". Und während seiner schweren Krankheit 1827 u. 1828: „Wie merkwürdig sich wieder Dein Traum bewährt hat, den Du mir in Deinem letzten Briefe erzählst! Wirklich traf die Zeit auch wieder zu, wo ich so abgeschwächt und abgemagert von der Krankheit lag, wie Du mich im Traum gesehen hattest". Ebenso im März desselben Jahres: „So war auch das Leiden, das unsern Bruder Arend durch die Gefahr, in welcher seine Frau schwebte, getroffen hat, von mir nicht ungeahnt ge-

blieben und ich wartete mit Furcht auf Nachricht von Dir". — Auch dieser Charakterzug Stackelbergs läßt sich übrigens aus dem Vorherrschen des Gefühls und der Einbildungskraft in seiner Natur erklären.

---

So war Stackelbergs Leben. So hat sich, indem wir seine Werke, Tagebücher und Briefe lasen und die Aeußerungen seiner Freunde und Zeitgenossen zusammenstellend verglichen, das Bild seiner Persönlichkeit in unserm Geiste gestaltet, und wenn auch dem nachgebornen, nicht aus dem lebendigen Quell persönlichen Verkehrs, sondern aus todten Schriften, oft aus der zweiten und dritten Hand schöpfenden Biographen, mancher kleine Zug entgangen sein sollte, so glauben wir doch im Ganzen ein treues und einigermaßen vollständiges Bild seiner Persönlichkeit, seines Wirkens und Schaffens, seines Lebens und Strebens geliefert zu haben, aus welchem diejenigen, denen er noch im Leben nahe gestanden, seine Züge wiedererkennen, die Jüngern aber von einem Leben und Wirken Kunde erhalten werden, das, je vereinzelter es in unsern Provinzen vorkommt, um so interessanter, in vieler Beziehung nachahmenswerth, und auch in dem Nichterreichten und Verfehlten lehrreich ist. — Wir aber schließen diese Blätter, die von der Pietät gegen einen für Kunst und Wissenschaft hochverdienten Landsmann eingegeben sind, mit den Worten, die von seinen wissenschaftlichen Freunden, bei der Kunde seines Hinscheidens, ihm als Grabschrift zugedacht waren: „Ein Kind des Nordens, durch mühevolle Wanderlust heimisch in Hellas und Rom, hat er in Werken, vom Genius Roms gepflegt, die Kunst der Griechen, jenen Glücklichen geistesverwandt, neu darzustellen und zu erklären vermocht. Früh erblüht, schön gereift, rasch gewelkt, der Seinigen Stolz, seinen Freunden unvergeßlich, liegt er bestattet in vaterländischer Erde. Gottes ewiges Licht, das er im Wahren und Schönen hienieden suchte, möge jenseits ihm leuchten!"

C. Hoheisel.

# Haben Kirche und Geiſtlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen?

Unter dieſem Titel hat Herr Paſtor Tiling im Septemberheft dieſer Zeitſchrift einen Weckeruf an das proteſtantiſche Publikum gerichtet, daſſelbe auf die Gefahr aufmerkſam machen ſoll, die dem Princip des Proteſtantismus von Seiten der Mehrzahl der gegenwärtigen Geiſtlichen der lutheriſchen Kirche drohe. Es wird ihn nicht Wunder nehmen, wenn die Angeklagten die Berechtigung dieſes Weckerufs beanſtanden und wenn Einer derſelben es wagt, auch öffentlich gegen einen Artikel Proteſt zu erheben, der die ausgeſprochene Abſicht hat, zwiſchen unſere Gemeinden und ihre Geiſtlichen die Saat des Mißtrauens auszuſäen *). Dürfen die

*) Wir unſererſeits können nicht umhin gegen den moraliſchen Vorwurf zu proteſtiren, der in obigen Worten zu liegen ſcheint. Die Erregung von Mißtrauen, gleichviel gegen wen und gegen was, iſt nicht an ſich eine böſe That, und niemand ſteht ſo hoch, daß er auf kindlich unterwürfiges Vertrauen ein Privilegium hätte. Iſt doch Mißtrauen gegen das Beſtehende die Bedingung jeglichen Strebens nach Beſſerem. Wo wäre die Dogmatik unſerer Tage, wenn nicht Sartorius in Dorpat und Andere anderwärts es für ihres Amtes gehalten hätten, die Saat des Mißtrauens auszuſäen gegen die damaligen Inhaber der meiſten Pfarrſtellen und theologiſchen Lehrſtühle? Wo wäre der Proteſtantismus überhaupt, wenn Luther nicht ſein Mißtrauens-Votum gegen die Autorität aller Autoritäten an die Wittenberger Kirchenthür geſchlagen hätte? Oder iſt etwa das Recht der Kritik auf theologiſchem Gebiete in der Weiſe zu beſchränken, daß man die zur Zeit vorwiegende Lehrweiſe zwar vom Katheder herab und in dicken wiſſenſchaftlichen, am beſten lateiniſchen Büchern bekämpfen darf, aber nicht, wie H. Tiling gethan, in einer abſichtlich an die Laien gerichteten Manifeſtation? Das wäre eine Anſicht, die ſich wenig-

Angegriffenen doch einstweilen noch der Hoffnung sich hingeben, daß ihre Stimme nicht ungehört verhallen werde, da der Verfasser jenes Aufsatzes selbst ihnen einen großen Einfluß auf das kirchliche Gemeindeleben zuschreibt, trotzdem, daß ihre Amtswirksamkeit dem Zeitbewußtsein zuwiderläuft. Aber auch die Hoffnung darf der Unterzeichnete hegen, daß Herr Pastor Tilling selbst uns ein Wort der Gegenrede gestatten werde, da er sich denen gegenüberstellt, die über jeden Irrthum und über jede Belehrung hinaus sind.

Wenn die Frage so gestellt wird, ob Kirche und Geistlichkeit auf die Zeit und ihre Entwickelungen einzugehen haben? so wüßten wir in der That nicht, warum blos die gebildeten Laien, warum nicht auch die ganze livländische Synode und Alle, die ihres Sinnes sind, dieselbe bejahen sollten. Hat uns doch noch in diesem Jahre ein Mann, auf dessen Stimme wir gerne achten, (Harleß in „Gesetz und Zeugniß" 1863 S. 26) gemahnt, nicht außer oder über, sondern inmitten der Bewegungen unserer Zeit zu stehen. Ist es anders die Aufgabe des geistlichen Amts, die Zeichen der Zeit im Lichte des göttlichen Wortes zu deuten, die Offenbarungen der göttlichen Liebe und Heiligkeit in der Weltgeschichte zu bezeugen, so wird es nothwendig sein, daß wir auf die Zeit und ihre Entwickelungen und Bewegungen eingehen. Ist es die Aufgabe des Amts,

---

stens nicht protestantisch nennen könnte. — Erläutern wir den Sachverhalt noch durch eine recht grelle Parallele. So oft irgend ein Gesetz, irgend eine Regierungsmaßregel der öffentlichen, wenn auch besonnensten Kritik unterzogen wird, so heißt es gar leicht: Mißtrauen säen zwischen Volk und Regierung. Nur sind es in diesem Falle nicht die Theologen, sondern die Staatslenker, die über die Saat des Mißtrauens sich beklagen. Noch unlängst, als wir einige Artikel über Agrargesetzgebung brachten, bekamen wir ungefähr Folgendes zu hören: „Dergleichen solltet Ihr doch nicht drucken, Gesetz und Obrigkeit dürfen nicht angetastet werden; und glaubt Ihr oder glauben Eure Mitarbeiter den Landtag und die Staatsregierung lehren zu können? beschäftigt Euch doch lieber mit idealen Dingen, wobei wenigstens nicht störend in den Lauf der Geschäfte eingegriffen wird, z. B. mit der von Pastor G. gestellten Wohinaus-Frage!" — Das der sehr wohlgemeinte Rath von dieser Seite. Wir sind überzeugt, daß kein Geistlicher unseres Landes in jenen agrarischen Artikeln etwas gegen die Obrigkeit Unehrerbietiges gefunden oder etwas dem Geschäftsgang Schädliches vermuthet hat; aber von manchem Geistlichen haben wir schon einen Rath erhalten, der dem des Staatsmanns gerade entgegengesetzt ist, d. h. die Theologie zu lassen und dafür um desto eifriger mit Fragen des Rechts und der Politik zu beschäftigen. Kritisirt werden ist eben Niemandem bequem, und es giebt nur wenige Menschen, die billig genug denken, um nicht ihre Person, ihr Amt, ihren Stand, wo möglich, von aller Kritik ausnehmen zu wollen, wenige Menschen, die gerecht genug sind, um nicht die abweichende Meinung des Gegners ihm alsbald ins Gewissen zu schieben. D. Red.

heilend einzuwirken auf die Schäden der ihm anvertrauten Seelen, so wird ihm richtige Beurtheilung der verschiedenen ihm sich darbietenden Krankheitsformen unerläßlich sein, und diese wird wiederum nur möglich sein bei ernstem und gründlichem Eingehen auf die Zeit und ihre Entwickelungen, bei richtigem Verständniß dessen, was die Zeit bewegt. Ist es die Aufgabe der Theologie, nicht blos thetisch, sondern auch antithetisch und apologetisch zu verfahren, so wird sie nicht umhin können, auf alles einzugehen, was mit dem Anspruch einer neuen Deutung der heil. Schrift aber einer neuen Fassung der Kirchenlehre auftritt, ja auf alles, was Schrift und Kirchenlehre unverhüllt angreift. Und wir wüßten keine Dogmatik, kein exegetisches Werk, bis in die neueste Zeit hinein zu nennen, die dieser ihrer Aufgabe nicht nachkämen, die sich nicht mit den verschiedenartigsten Bewegungen der Zeit auf theologischem Gebiete auseinandersetzten.

Aber es wird mehr verlangt. Es wird verlangt, daß die Theologie nicht nur auf die Zeit und ihre Entwickelungen eingehe, um sie zu *verstehen*, sondern auch, um von ihr zu *lernen*, um von den Fortschritten in Sprache und Geschichtsforschung und Philosophie sich zum Fortschreiten auf ihrem eigenen Gebiete anregen und bestimmen zu lassen. Wir wüßten nicht, warum sich die kirchliche Theologie auch dieser Zumuthung entziehen sollte. Und sie thut's nicht. Der neueste orthodoxe Erläuterer der orthodoxen Concordienformel *Frank* spricht sich in der Vorrede zu seinem Buche so aus: „Gerade, jemehr man durch Gottes Gnade dessen gewiß geworden ist, die evangelische Wahrheit in dem irdenen Gefäße der lutherischen Bekenntnißschriften zu besitzen, um so mehr wird man dieser Wahrheit die Fähigkeit zutrauen, die ihr gebührende universale Stellung einzunehmen, nicht so, daß man darauf ausginge, durch Transactionen gegenüber einer entfremdeten Weltbildung ihr scharfes Gepräge zu verwischen, so aber, daß man sie als die Macht gelten läßt und zur Geltung bringt, *welche jedwedem Bedarf und Postulat der geistigsittlichen Natur des Menschen sein Recht und seinen Willen zuerkennt* und eben damit als die centrale sich ausweist. Ist es einst der christlichen Wahrheit gelungen, zu der auf außerchristlichem Boden entsprungenen Wissenschaft und Kunst sich zu stellen, für deren wirklichen Ertrag in sich Raum zu haben und den berechtigten Forderungen derselben ihrerseits zu genügen, so wird die lutherische Theologie, um sich als Erbin und Hüterin jener zu legitimiren, nicht in einem Winkel ihr System ausspinnen dürfen, sondern gegenüber den vielfachen außer- und gegenkirchlichen Richtungen

der neuern Zeit den Beweis zu liefern haben, daß der auf falſchem Wege dort ausgebrochene Drang bei ihr ſeine Befriedigung und der von jenen gefundene Bruchtheil der Wahrheit in ihr ſeine Stätte finden könne". Aehnlich Luthardt (die Lehre vom freien Willen S. 1): „Die ganze Dogmatik, darf man wohl ſagen, iſt gegenwärtig in Fluß gekommen. Es wäre vergebens und auch ein Unrecht, ein Unrecht gegen die Kirche ſelbſt, welcher die Theologie dienen ſoll, dieſe Bewegung gewaltſam hemmen zu wollen, in der Abſicht, nur ſchnell eine Einheit herbeizuführen. Reſtauration war die nächſte Aufgabe, aber ſie konnte nicht die alleinige bleiben. Es iſt von Allen zugeſtanden, daß es mit der Reſtauration der alten Dogmatik allein nicht gethan iſt, daß wir vielmehr Erneuerung derſelben im eigentlichen Verſtande des Wortes brauchen, wie ſie ebenſo von der Geſchichte des Dogmas und der Theologie überhaupt, wie vom gegenwärtigen Bedürfniß der Kirche gefordert wird". Wir könnten dieſe Citate leicht durch Ausſprüche von Thomaſius Stahl u. A. vermehren. Jedenfalls geht aus ihnen hervor, daß man der kirchlichen Theologie den guten Willen nicht wird abſprechen können, den Bedürfniſſen der Zeit und den Wahrheitsmomenten, welche die Entwickelung der Zeit auf außerkirchlichen Gebieten zu Tage gefördert, Rechnung zu tragen*). Und wenn Paſtor Tiling ſo nachdrücklich hervorhebt, daß zu aller Zeit in der Welt und Weltgeſchichte der lebendige Gott walte und alle Zeitrichtungen unter ſeine Lenkung nehme, ſo daß auch aus dem Böſen, das eine Zeit producirt, Heilſames hervorgeht — ſo wird er im Ernſt nicht meinen, daß die orthodoxe Theologie anders denkt und deshalb von der Gegenwart eitel böſe Früchte befürchtet. Wenigſtens können wir ihm ein uns eben unter der Hand liegendes Zeugniß vom Gegentheil anführen. Harleß ſagt am angeführten Orte: „Es giebt keine Bewegung der Zeit, da der Menſch drinnen, Gott aber draußen ſtehe; keine Bewegung, in welcher nicht zugleich Gott ſein Werk hat, ſei es Werk des Gerichts, ſei es Werk der Gnade; kein Menſchenthum und Menſchenthun, bei welchem man nicht den Finger Gottes ſpürte; keine Welt ohne Weltgegenwart Gottes, keine Weltgeſchichte ohne Reichsgeſchichte Chriſti, keine Zeit, die nicht durchwebt wäre von Kräften der

*) Nachdem wir Obiges niedergeſchrieben, fanden wir in der Broſchüre von W. Carlblom: „Die Frage: wo hinaus?" dieſelben Gedanken ausgeſprochen. Wir laſſen das Geſchriebene dennoch ſtehen, weil nicht allen Leſern der Baltiſchen Monatsſchrift jene Broſchüre dürfte zu Geſicht gekommen ſein.

Ewigkeit, ſei es vom Lichte der Liebe und Erbarmung, ſei es vom verzehrenden Feuer der Heiligkeit Gottes. Wenn ich demnach in der Gemeinſchaft des lebendigen Gottes ſtehe, ſo ſtehe ich in dem Gott, welcher, ein anderer als der Gott Epikurs, in allem Weltwirklichen die verborgenen Pfade ſeiner Herrſchaft hat. Mitten in den tiefen Waſſern ſeinen Fuß verſpüren, das heißt die Zeit und ihre Geſchichte verſtehen. — Ich verſtehe Gottes Gnadengegenwart in ſeinem Reiche nicht vollkommen, wenn ich nicht auch ſeine richterliche Gegenwart im Laufe der von ihm abgewendeten Welt zu ſchauen vermag, und mir bleibt das geheimnißvolle Band zwiſchen Beiden verborgen, wenn ich nicht inne werde, wie ſehr auch die Wirrſale einer Zeit durch Gottes eingreifende Hand zu Zucht- und Erziehungsmitteln denen werden müſſen, welche ſich mühen, nicht die Geſchichte ohne Gott, und nicht Gott ohne die Geſchichte, ſondern Gott als Gott und Herrn auch der menſchlich-irdiſchen Geſchichte kennen zu lernen und zu begreifen. Dieſen wird freilich nicht das Wirkliche zum Vernünftigen, aber auch nicht das ſchlechthin Unvernünftige und Gottesbaare zum Inbegriff des Weltwirklichen, ſondern mitten im Aufruhr der creatürlichen Elemente ſehen ſie die Hand, welche aus den Wolken greift, hören die Stimme, welche des Tobens lacht, mit ihrem Allmachtswort die widerſpenſtigen Kräfte zu unwilligen Vollſtreckern eines höhern Willens macht, und das natürlich Berechtigte von den Schlacken des Widernatürlichen und Widergöttlichen ſcheidet".

Wenn nun Paſtor Tiling uns außerdem den Kanon läßt: „Prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſind, prüfet Alles und das Beſte behaltet" — ſo fragen wir: wo bleibt der Diſſenſus zwiſchen ihm und der orthodoxen Theologie? — Mit welchem Rechte wirft er uns Abgeſchloſſenheit gegen die Zeit und ihre Einflüſſe vor? Er prüft und wir prüfen. Er meint das Gute zu behalten, und wir meinen das Gute zu behalten. Der Unterſchied liegt offenbar nur — und das ſollte man endlich ſo gerecht ſein anzuerkennen — in dem *Reſultat* der beiderſeitigen Prüfung, in dem *Maß* des Guten, das auf beiden Seiten behalten wird. — Paſtor Tiling z. B. meint dem Zeitbewußtſein unbedingt Recht geben zu müſſen, wenn es den kirchlichen Begriff von der Erbſünde auf eine gewiſſe leibliche und geiſtige Erbſchaft reducirt. Die kirchliche Theologie dagegen hält zwar die Fortbildung der lutheriſchen Lehre von der Erbſünde für möglich, ja wünſchenswerth (man vergleiche die Auslaſſungen von Luthardt l. c. S. 378 ff.), kann aber nicht umhin, den weſentlichen Lehrinhalt der

Bekenntnißschriften in diesem Punkte als richtig, als mit der Schriftlehre und der Erfahrung übereinstimmend anzusehen. Die kirchliche Theologie unternimmt es nicht, die Concordienformel bis in alle ihre Ausdrücke, bis zu den Gleichnissen von Klotz und Stein herab, die übrigens das Bekenntniß selbst limitirt und vor Mißdeutungen wahrt, zu rechtfertigen (Thomasius, Stahl, Luthardt wünschen dieses Gleichniß weg) — wohl aber kann sie nicht umhin, den Gedanken anzuerkennen, der durch diese Gleichnisse ausgedrückt werden sollte. Pastor Tiling hält es ferner für richtig und schriftgemäß, wenn die Zeit die Rechtfertigung des Menschen durch das blutige Verdienst Christi leugnet. Die kirchliche Theologie glaubt in diesem Punkte dem, was Zeitbewußtsein sein soll, widersprechen zu müssen, und hält die Lehre der Bekenntnißschriften für die richtige und schriftgemäße, ohne die Verhandlungen über diese Lehre deshalb schon als abgeschlossen anzusehen. (Man vergleiche: Weber, vom Zorne Gottes, XXXII.)

Der Vorwurf der Unfreiheit, den man wider uns erhebt, wird also dahin präcisirt werden müssen, daß das Resultat unserer Prüfung des Zeitbewußtseins und andererseits unserer Schriftforschung ein anderes ist, als das Resultat jener Prüfung und Schriftforschung, die Pastor Tiling angestellt hat, daß wir in unseren Anschauungen uns weniger von der Zeit und ihren Satzungen haben beeinflussen lassen und dagegen in größerer Uebereinstimmung mit den Satzungen der Väter uns wissen. Unsere Theologie wäre also darum ohne Weiteres unfrei zu nennen, weil sie es wagt, die Ergebnisse jener Studien, die Pastor Tiling und die Genossen seiner theologischen Richtung angestellt, nicht als Ausdruck ihrer Ueberzeugung anzuerkennen und dahingegen mit dem Lehrgehalt unserer Bekenntnißschriften sich in Einklang zu wissen. Wenn aber freie Schriftforschung Grundsatz des Protestantismus ist, wie auch wir behaupten, — ist das protestantisch gehandelt, wenn man seinem Gegner die Daumschraube dieser Alternative ansetzt: „entweder bekennst du dich zu meiner Ansicht, oder ich heiße dich unfrei?“ Wird ihm damit das Recht seiner Schriftforschung gelassen oder nicht vielmehr genommen? Würde unsere Theologie nicht erst dann sich als unfrei documentiren, wenn sie jetzt wider ihre Ueberzeugung aufbräche und ins gegnerische Lager überginge? — Oder mit welchem Rechte nennt uns Herr Pastor Tiling unfrei? Will er nicht etwa behaupten, daß wir wider unsere Ueberzeugung zu den Bekenntnißschriften unserer Kirche uns bekennen, so sehen wir nur eine dreifache Möglichkeit. Man behauptet entweder, ein Fortschritt auf den alten

Grundlagen ſei überhaupt nicht möglich, eine Theologie, die ſich nicht entſchließen könne, mit ihnen ganz zu brechen, dürfe von einer Entwickelung und Fortbildung nicht reden, ſei vielmehr auf dieſem Wege auf Schritt und Tritt gehemmt und gebunden. Wir können uns nicht entſchließen vorauszuſetzen, daß Herr Paſtor Tiling theoretiſch und praktiſch einer „ſolchen Gärtnerkunſt huldige, die es zum Wachsthum der Zweige für nöthig hält, daß die Wurzel abgehauen werde". — „Welcher Aſtronom möchte ſich wohl erkühnen, das Kopernikaniſche Weltſyſtem, das doch auch zum feſtſtehenden Reſultate und zur wiſſenſchaftlichen Vorausſetzung geworden iſt, eine hemmende Schranke freier aſtronomiſcher Forſchung zu nennen? Iſt es nicht vielmehr die Baſis, der Hebel, ja der Möglichkeitsgrund feſtgegründeten Fortſchrittes aſtronomiſcher Erkenntniß?" (Philippi) — Oder man behauptet, das Bekenntniß der Kirche ſei eben deßhalb falſch, weil es die Errungenſchaft einer vergangenen Zeit ſei, und wer daſſelbe überhaupt noch gelten laſſe, der habe eben damit gezeigt, daß er von dem Irrthum geſaugen ſei. Wir können uns wiederum nicht entſchließen, Herrn Paſtor Tiling einen Grundſatz zu inſinuiren, den er auf keinem andern Gebiete menſchlichen Wiſſens und Könnens wird gelten laſſen. — Oder man behauptet endlich, was das Zeitbewußtſein ſage und ſetze, ſei deßhalb Wahrheit; weil es die Ueberzeugung der Mehrzahl der Genoſſen einer Zeit ausdrücke, ſo daß man nur zu prüfen hätte, ob etwas in der That das Bewußtſein der Zeit ſei, um ihm alsdann unbedingt zufallen zu müſſen. Aber ſchwerlich dürfte es Jemandem gelingen, zu entſcheiden, was in dieſem Sinne das Bewußtſein unſerer Zeit zu nennen wäre, ob das Bewußtſein des Materialismus oder das Bewußtſein jener Theologie, die Paſtor Tiling vertritt, um ſo weniger, als nicht alles, was materialiſtiſch denkt, auch materialiſtiſch redet und ſchreibt. Und wo war denn das Zeitbewußtſein, die Majorität, in der vorreformatoriſchen Periode, auf Seiten jenes Waldenſer-Häufleins oder auf Seiten der herrſchenden Kirche? Wo war es in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, auf Seiten derer, die auf Kanzel und Katheder Gotteswort für Menſchenwort ausgaben, oder auf Seiten derer, die hin und her in der Verborgenheit ſich um das geoffenbarte Gotteswort noch ſchaarten? Wir glauben nicht, daß Paſtor Tiling darüber im Zweifel ſein wird, wo, um nicht zu ſagen, die Wahrheit, ſondern doch das größere Quantum an Wahrheit ſich befand.

Wir glauben deshalb, den Vorwurf der Unfreiheit mit gutem Grunde

zurückweisen zu können. Wirft man uns Unfreiheit vor, weil wir an der bisherigen Lehrentwickelung festhalten, ohne die Möglichkeit zu setzen, daß wir das thun, weil diese Entwickelung der Ausdruck unserer selbsteigenen freien Ueberzeugung ist, so könnten wir mit gleichem Rechte Herrn Pastor Tiling vorwerfen, er sei unfrei, weil er mit dem Zeitbewußtsein zusammenstimmt, indem wir nämlich auch unsererseits die Möglichkeit nicht setzen, er thue das aus selbsteigener freier Ueberzeugung. Wir halten jedoch dieses wie jenes nicht für Recht, sondern Unrecht.

Wird Pastor Tiling uns auch des Sophismus zeihen, wenn wir gegen ihn diese Anklage, die Anklage der Unbilligkeit erheben? Selbst auf die Gefahr hin, können wir es doch nicht unterlassen, diese Anklage weiter zu begründen. Wenn ein Laie Ohrenbeichte und Privatbeichte, Exorcismus und Abrenunciation, oder Teufelsaustreibung und Teufelsentsagung mit einander verwechselt, so werden wir das durch seine Unwissenheit zu entschuldigen wissen. Eine solche grobe Unwissenheit bei einem Theologen vorauszusetzen ist schlechterdings unmöglich. Wenn nun Pastor Tiling dennoch S. 274 die Gebildeten unserer Tage vor der Wiedereinführung der Ohrenbeichte warnt, während es sich überall nur um Privatbeichte, d. h. freiwillige Aussprache gegen seinen Seelsorger handelt und seit der Reformation bis auf den heutigen Tag in keinem einzigen protestantischen Lande sich je um Einführung der Ohrenbeichte, der gezwungenen Aufzählung einzelner Sünden, wobei nur den genannten und bekannten Sünden Vergebung verheißen wird, gehandelt hat; wenn er dieselben ferner vor der Wiedereinführung der Teufelsaustreibung warnt, während es sich jetzt in Hannover, wo dieser Streit geführt wird, nicht um die Wiedereinführung, sondern um die Beibehaltung oder Abschaffung der Entsagungsformel handelt, — und der Sünde und allem Werk, was dem Teufel dient, wird doch der Christ entsagen müssen! — so gebe er uns selbst den Namen, mit dem wir ein solches Verfahren, eine solche mehr als ungenaue Berichterstattung vor dem Forum theologisch nur wenig orientirter Personen bezeichnen sollen. Wir nennen es einstweilen — Unbilligkeit.

Aber unbillig scheint uns auch die Art und Weise, wie Pastor Tiling die in neuerer Zeit fast allgemein vollzogene Restauration der Gesangbücher angreift. Ist es z. B. wahr, daß man dabei, was die neuere Zeit Gutes hervorgebracht, durchweg ignorirt, oder daß man als verkehrt und antichristlich verworfen hat, was nicht in der That mit dem Bekenntniß der Kirche sich im Widerspruch befand? Allerdings bringen Sammlungen

wie das „Deutſch-evangeliſche Geſangbuch in 150 Kernliedern“ oder die von Stip und Raumer faſt ausſchließlich Lieder aus der älteren Zeit. Aber ſie haben ſich auch die ausgeſprochene Aufgabe geſtellt, theils ihrer Zeit das Verlorengegangene wieder in Erinnerung zu bringen, theils, „was urſprünglich gemeinſam und verbreitet iſt“, als gemeinſamen Kern nach dem Bedürfniſſe der verſchiedenen Landeskirchen einzurichtender Geſangbücher zu bieten. Man wird in den eingeführten kirchliche Geſangbüchern namentlich auch bei uns, das Neuere neben dem Alten ſchwerlich vermiſſen. Iſt es aber billig, wenn man die Geſchmackloſigkeit einzelner Geſangbuchsredactoren auf Rechnung der ganzen Richtung ſchreibt, der ſie angehören? Denn ein Geſangbuch empfehlen, heißt noch nicht, daſſelbe in allen Einzelnheiten vertreten. Der Gegenſatz gegen den Unfug, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Geſangbüchern ſein Weſen hatte, konnte leicht verſuchen, über den beſſern Geiſt, der in den neuen Sammlungen herrſchte, manche Anſtößigkeiten in der Form zu überſehen, beſonders, wenn man ſich der Schwierigkeiten bewußt war, die die Geſangbuchsredaction bei Hebung der vergrabenen Schätze zu überwinden hatte. Jenen citirten Vers „Er der Vater wird zum Kinde“, den auch wir nur abſcheulich nennen können, haben wir übrigens nur bei Stip und in der großen Sammlung von Raumer gefunden. Es iſt uns kaum glaublich, daß ein Lehrer eine dieſer beiden Sammlungen, die durchaus nicht für Schulen beſtimmt ſind, bei ſeinem Unterrichte gebrauchen ſollte, ſo lange er den ſogenannten kleinen Raumer haben kann, und in dieſem findet ſich jener Vers nicht *).

Daß übrigens jene angefochtenen alten Lieder aus den Jahren 1520 bis 1750 weder mit dem Fortſchritt, noch mit dem Geſchmack unvereinbar ſind, dafür möchten wir zwei gewiß unverwerfliche Zeugen anführen. — Vor uns liegt zunächſt das Schriftchen von Ernſt Moritz Arndt: „Von dem Worte und dem Kirchenliede.“ Er tritt in demſelben mit dem Vorſchlage, ein allgemeines deutſches Geſangbuch herauszugeben auf. Er

*) H. Paſtor Tiling, dem wir das Manuſcript dieſer Entgegnung mitgetheilt, conſtatirt, daß der von ihm angeführte Vers, den auch ſein Gegner „abſcheulich“ findet, dennoch in dem ſog. kleinen Raumer, gerade in dieſem vielgebrauchten Schulbuch ſteht (Geiſtliche Lieder, ſechste Aufl., Suttg. 1857, Nr. 23. S. 13). Im Uebrigen erklärt H. Tiling, auf das ihm zuſtehende Recht der Replik wenigſtens vorläufig zu verzichten, obgleich er insbeſondere gegen die ihm ad vocem Ohrenbeichte und Privatbeichte, Teufelsaustreibung und Teufelsentſagung vorgeworfene „Unbilligkeit“ triftige Gegenrede erheben zu können ſich verſichert hält. D. Red.

kann ſich nicht genug darin thun, die Freiheit und Ungebundenheit als das Weſen unſers Bekenntniſſes hinzuſtellen. Er trägt der Zeit gewiß Rechnung, wenn er ſagt (S. 27): „Das iſt und bleibt einmal wahr, das Chriſtenthum und die chriſtliche Kirche werden der Zeit, worin ſie leben, immer ähnlich ſein. Wir treiben uns da in einem Zirkel rund: die Chriſten machen die Welt und die Welt macht die Chriſten.“ Dennoch wagt er den Vorſchlag, den Schatz einer vergangenen Zeit, nämlich die Kirchenlieder aus der Periode von 1520—1750, zu heben, und dem deutſchen Volke zurückzugeben, „weil nächſt der Bibel der rechte ächte Kern des Proteſtantismus in Wort, Klang und Kraft ſich in ihnen niedergelegt habe.“ — „Ich will nichts heiligen, ſchreibt er von dem, was Luther geredet, geſchrieben und gedichtet hat, und was aus Hans Sachs, Paul Gerhard, Johann Arndt, Hermann Frank und vielen andern frommen Männern unſeres Bekenntniſſes ſo hell geklungen und geſungen hat; denn ſiehe! es iſt von ſterblichen, ſündigen Menſchen. Aber auch aus dem Sterblichen und in dem Sterblichen wirkt und lebt der unſterbliche und unendliche Geiſt; darum wette ich, ſo lange deutſch geſprochen wird, werden Luthers und Gerhards meiſte Lieder leben und in chriſtlichen Kirchen geſungen werden, nicht weil der Luther oder Gerhard ſie gedichtet hat, ſondern der Geiſt Gottes. So iſt es auch mit vielen Formeln und Gebeten jener früheſten proteſtantiſchen Zeit, die in der innigſten Noth und Gluth des Glaubens entſtanden. Wer will ſie an Einfalt, Kindlichkeit und Kraft übertreffen?“ — Und in Bezug auf die Redaction dieſes Geſangbuchs ſchreibt er: „Das erinnere ich noch zuletzt, daß ich, auch wo unſerer Zeit Einiges hin und wieder anſtößig, fremd und veraltet ſcheinen möchte, doch keine Auslaſſungen einzelner Verſe geſtatten würde, denn ſolche Willkühr führt leicht weiter und könnte den ganzen Zweck verderben. Solche Auslaſſungen und willkührliche Beſſerungen haben die ja auch nur gemacht, über welche wir eben geklagt haben (die Geſangbuchsredactoren von 1750 bis 1800). Auch ungewöhnliche und veraltete Wörter und Wortformen müßten ſtehen bleiben, unter dem Text könnten ſie kurz erklärt werden. Der Zweck eines ſolchen Liederbuches wäre ja eben, allen verſchiedenen Anſichten, Stimmungen und Gefühlen zu genügen. Es ſollte ein ganzes, vollſtändiges Liederbuch werden in dem Geiſte, wie die Bibel für jeden Chriſten ein ganzes vollſtändiges Buch iſt.“ Aber freilich hat Arndt nicht nur für die Gebildeten ein Auge: „Schickſal, Sinn und Gemüth ha-

ben mich zu dem kleinen Volke geſellt und unten an der Erde feſtgehalten, weil es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und aufſtiegen, heimlicher und traulicher gedäucht hat als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgeborenen und Edelgeborenen und Hochedelgeborenen hinſchweben. Hier habe ich denn auch bei Menſchen meines Bekenntniſſes die große Hungersnoth geſehen, worin ſie gerathen ſind durch die magern und dürftigen Katechismen und Geſangbücher, die ihnen die alte Einfalt und Kraft des Wortes, die alte Innigkeit und Fröhlichkeit der Sprache und des Glaubens verdünnt und weggewäſſert hatten." — Und das wird eine billige Beurtheilung, namentlich der in Deutſchland erſchienenen Geſangbücher nicht unerwogen laſſen, daß ſie eben auch für denjenigen Theil der Gemeinde beſtimmt ſind, der unberührt von dem Strom der Civiliſation, trotz des herrſchenden Rationalismus ſich in ſeinen alten Kirchenliedern einen ihm theuren Schatz bewahrt hatte, den man ihm bei einer neuen Geſangbuchsredaction nicht ohne Unrecht länger noch vorenthalten konnte. Eine ſolche Beurtheilung läßt ſich aber freilich nur da erwarten, wo man nicht, wie heutzutage immer mehr geſchieht, für den gebildeten Theil der Gemeinde den Ruhm wahrer Religiöſität faſt ausſchließlich in Anſpruch nimmt.

Neben den Mann des Zeitbewußtſeins und der Ungebundenheit erlauben wir uns einen Mann des Geſchmacks als zweiten Zeugen zu ſtellen: Herder. — „Ich rede, ſagt dieſer, von dem Schatze und Kleinode, das wir in einem alten ächt-lutheriſchen Geſangbuche haben, und wie ein ſolches kaum oder — gerade herauszuſagen — ganz und gar nicht durch neue Correcturen und Reime erſetzt werde. Ein Wahrheits- und Herzensgeſang, wie die Lieder Luthers alle waren, bleibt nie mehr derſelbe, wenn ihn jede fremde Hand nach ihrem Gefallen ändert, ſo wenig unſer Geſicht daſſelbe bliebe, wenn jeder Vorübergehende darin ſchneiden, rücken und ändern könnte, wie's ihm gefiele. Wer die Entſtehung dieſer Lieder und die Geſchichte unſrer Kirche weiß, dem darf ich's nicht beweiſen, daß ſie ächte Gepräge unſers Urſprungs und der Reinigkeit unſrer Lehre ſind, und kein geſunder und würdiger Nachkomme wird das ererbte Siegel und Ehrenzeichen ſeines Stammes um ein Bild von der Gaſſe weggeben, wenn's auch noch ſo ſchön gemalt wäre. Der Kirche Gottes liegt unendlich mehr an Lehre, Wort und Zeugniß in der Kraft ſeines Urſprungs und der erſten geſunden Blüthe ſeines Wuchſes, als an einem beſſern Reime oder an einem ſchönen und matten Verſe. Keine Chriſtengemeinde kommt

zuſammen, ſich in Poeſie zu üben, ſondern Gott zu dienen, ſich ſelbſt zu ermahnen mit Pſalmen und Lobgeſängen. Und dazu ſind offenbar die alten Lieder viel tauglicher als die unveränderten oder gar viele der neuen; ich nehme dabei alle geſunden Herzen und Gewiſſen zu Zeugen. In den Geſängen Luthers, ſeiner Mitgehülfen und Nachfolger, welche Seele iſt in ihnen! Aus dem Herzen entſprungen, gehen ſie zu Herzen, erheben daſſelbe, tröſten, lehren, unterrichten, daß man ſich immer im Lande der geglaubten Wahrheit, in Gottes Gemeine, in freiem Raume außer ſeiner alltäglichen Denkart und geſchäftigen Nichtsthuerei fühlt. Einsgeworden mit vielen Andern, die Ein Anliegen mit uns vor Gottes Thron treibt, und einerlei Bekenntniß, Eine Hoffnung, Ein Troſt beſeelt, fühlt man ſich wie in einem Strome zur andern Welt hin, fühlt, was es ſei: „Ich glaube eine chriſtliche Kirche und ein ewiges Leben“. Sollten ſie nun auch in alten Melodieen und Reimen ſein, ſollten ſie auch die treuherzige Sprache der verlebten Zeit, und hie und da zu viele Sylben in einer Reihe haben: gerade dieſe alten Melodieen, dieſe treuherzige Altvaterſprache einer verlebten Zeit, und der ungezählte hinüberlaufende Herzensüberfluß zuvieler Sylben und Worte macht auf eine bewundernswürdige Weiſe den Reiz und die Kraft dieſer Lieder, ſo daß man nicht glätten, nicht rücken, nicht ſchneiden kann, oder der erſte unmittelbare Eindruck wird geſchwächt, und das Ehrwürdige der alten Vatergeſtalt geht verloren.“ — Es ſcheint alſo, daß Herders äſthetiſches, religiöſes und ſittliches Gefühl ſich nicht geſträubt habe gegen dieſe geiſtlichen Erzeugniſſe älterer Zeiten und daß er noch einen Unterſchied gemacht habe zwiſchen den alten Liedern unſerer Kirche und den Predigten eines Gailer und Abraham a Sancta-Clara. Wird man auch Herder zu den Reactionären und Unfreien zählen, die blindeingenommen ſind für die Anſchauungen und Ausdrücke vergangener Jahrhunderte?

Und ſomit glauben wir mit Fug und Recht Verwahrung einlegen zu können gegen die Beſchuldigung, als gefährdeten wir das Princip des Proteſtantismus. Was uns als Weſen dieſes Princips angegeben wird, nämlich „unausgeſetzter Fortſchritt zu der Klarheit, die ſich aus den heiligen Urkunden der Bibel zu immer klarerem Begriff im menſchlichen Geiſte entwickelt, und zwar nie ohne die ſelbſtändige Mitthätigung menſchlicher Kräfte und Beſtrebungen und Mittel“ — das unterſchreiben wir, wenn wir's auch anders ausdrücken möchten, vollſtändig. Wir werden uns aber freilich nicht von der Zeit octroyiren laſſen, was wir für den wahren und richtigen Fortſchritt zu halten haben. G. C. Nöltingk.

# St. Petersburger Correspondenz.

Ende November.

Womit ſollte ich paſſender beginnen, als mit dem, was ſeit drei Wochen Aller Mund erfüllt, der verhängnißvollen Finanzkriſis? Der erſte November 1863 wird in den Annalen der Petersburger Börſe ſchwarz angeſtrichen bleiben, wie gewiſſe Schlachttage bei den Römern. Drohende Anzeichen gingen voran, man achtete ihrer nicht; Jeder glaubte, es werde noch halten, bis er ſeine Geſchäfte, jetzt kurz vor dem Schluß der Navigation, abgewickelt hätte. Da kam der Vormittag der Schrecken, wo die Maske fiel. Ein Kopfſchütteln des mächtigen Schatzmeiſters und das künſtlich erhaltene Gebäude ſtürzte im Augenblick zuſammen. Wer hunderttauſend Rubel in der Taſche zu haben glaubte, mit denen er z. B. ein bezogenes Quantum Baumwolle zu bezahlen gedachte, beſaß im Nu nicht mehr als neunzigtauſend. Dahin war der Handelsverdienſt, ja oft noch mehr als dieſer, das eigene Vermögen oder ein Theil deſſelben. Die Wuth und Erbitterung kannte keine Grenzen. Der Bürgersmann erträgt viel, nur greife man ihn nicht an dem an, worin und wofür er lebt, d. h. an ſeinem Beſitz und Erwerb. Bald nach dieſer Börſenkataſtrophe, am 6. Nov., ſchloß auch die Bank ihre Schaltern. Das alſo war das Ende jener ſtolzen, goldenen Phantaſie, die ſo herrlich klang, jener Manipulation voll Glanz, Ehre und tiefer Finanzweisheit, der alle Hauptſtädte der Welt bewundernd zuſahen! Alles war voraus verkündigt: die Stunde, wo der Kranke zuerſt die Umſtehenden erkennen, der Tag, an dem er die erſte

Suppe eſſen, der fernere, wo er das Bett, wo er das Zimmer verlaſſen und wieder an ſeine Geſchäfte gehen würde. Und was fand ſich? daß der Arme im Augenblick vollkommener Geneſung ſo hoffnungslos krank war, wie nur je zuvor. Daß der Gouverneur der Bank, dieſer umgekehrte Midas, unter deſſen Händen ſich alles Gold in Papier verwandelt, auf Reiſen gegangen iſt, werden Sie aus den Zeitungen erſehen haben. Die Einen ſagen, um ſeinen Freund Rothſchild zu beſänftigen, die Andern, um Geld anzuleihen (der Moment wäre ſchön gewählt), die Dritten, um mit dem Grafen Zamoyski ein Ecarté zu ſpielen und nimmer wiederzukehren. Daß Heerführer in dem Augenblicke, wo die Niederlage entſchieden iſt, eiligſt das Schlachtfeld verlaſſen, iſt für den, der die Geſchichte kennt, nichts Neues. Leider gilt von dieſen Finanzgrößen, was ein alter Satiriker von den Weibern ſagt: es läßt ſich weder *mit* ihnen, noch *ohne* ſie leben. Das Gerücht will noch von andern Entlaſſungen wiſſen — aus der nämlichen Sphäre. Iſt der Unwille auf der einen Seite groß, ſo die Beſchämung auf der andern natürlich nicht geringer. Ach aber, was wäre grade jetzt nöthiger als Geld? So viel große Werke ſind noch mitten in der Ausführung; Idealiſten und Reformer ſollten in ihrem Schwunge von ſo gemeinen Rückſichten aufgehalten werden? Der öſterreichiſche Staat, ſagte mir im vorigen Jahr ein Engländer in Dieppe, iſt eine ſchöne, großartige Idee, nur Schade, das Unternehmen koſtet zu viel Geld und läßt ſich nicht durchführen. Und nimmt nicht jeder Culturfortſchritt die Finanzen in Anſpruch? Wer z. B. die Peitſche abſchafft, dieſe „nichts koſtende Kraft", muß der nicht Mittel haben zum Bau von Gefängniſſen und Beſſerungshäuſern, zur Beſoldung von Aufſehern, kurz zur Erhaltung eines weitläuftigen Humanitäts-Apparats? Leider wimmelt es in Zeiten der Finanzbedrängniß immer von Quackſalbern, die das unfehlbare Zaubermittel anzugeben wiſſen, wie dem Ding mit einem Schlage zu helfen wäre. Solchen Phantaſten ein für alle Mal das Ohr zu verſchließen, iſt ſchon ein großer Fortſchritt. Die Wiſſenſchaft hat nur langſame Heilmittel und vorzüglich *einen* guten Rath: natürliche geſunde Diät. Sie will nur von productiven Ausgaben wiſſen, aber wenn es auch wahr iſt, daß der Scheffel Weizen, den ich in die Erde ſtreue, mir im nächſten Herbſt zehn Scheffel wiederbringt, — was bis dahin eſſen? den Nachbar um Vorſchuß bitten? der iſt entweder ſelbſt in Noth und verkauft mir ſeine Hülfe theuer, oder er nimmt die Gelegenheit wahr, mich zu übervortheilen. Unter Allem, was über dieſe Frage geſprochen worden — und daß deſſen nicht wenig iſt, das

weiß Gott — ſcheinen mir wieder die Artikel der Moskauer Zeitung das Klarſte und bei aller Popularität Gediegenſte. Ich will nur zwei Sätze daraus wiedergeben: erſtens, daß das räſonnirende Publikum die Merkmale des Geldverkehrs im Privatleben fälſchlich auch für Geſetze der Volks- und Staatswirthſchaft hält (dieſer Verwechſelung ſind beſonders die Kaufleute ausgeſetzt, die den Unterſchied von Geld und Kapital noch immer nicht gefaßt haben und die veralteten Begriffe von der angeblich günſtigen oder ungünſtigen Handelsbilanz nicht aufgeben mögen), zweitens daß man endlich aufhören möge, bloß zur Schau für das Ausland zu arbeiten und reich und vornehm ſcheinen zu wollen, während man eigentlich bettelarm iſt. Herr Katkow iſt und bleibt der Mann für Rußland, der nationale Politiker. In ihm hat ſich der Nationalgeiſt auf politiſchem Gebiet ganz ſo zuſammengefaßt, wie auf poetiſchem in Gogol: aus ſeinen Artikeln ſpricht derſelbe begrenzte Realismus und gemeine Verſtand, wie aus den novelliſtiſchen Daguerreotypen des Letztern. Auch wird er nicht wenig geehrt: er giebt ſein Urtheil nicht bloß bei der Aufführung ab, ſchon vorher ſtehen die politiſchen Dramaturgen, Regiſſeure und Maſchiniſten mit ihm in vertraulichem Verkehr. Bei ſeiner neulichen Anweſenheit dahier ſpeiſte er unter anderm auch bei dem Fürſten Vicekanzler. Das finde ich ganz in der Ordnung, wenn es auch Manchen neidiſch machen mag. War nicht auch Hr. Thiers anfangs nichts als ein Zeitungsſchreiber, und Hr. Guizot nichts als ein Profeſſor? Nur mit dem finnländiſchen Landtag ſcheint er unnützer Weiſe angebunden zu haben, wie ich aus den Worten ſeiner Gegner und Neider, der St. Petersburger Akademiezeitung, und des „Golos“ erſehe. Die Finnländer ſind grobe Leute und führen in ihrem Winkel und in ihrem ſchwediſchen Kauderwälſch eine ſehr ungeniirte Sprache. Doch mag die Schuld mehr an dem Correſpondenten liegen, der in Helſingfors die Thaten und Reden des Landtags nach der Moskauer Elle zu meſſen den Auftrag hat.

Wiſſen Sie, was das iſt, eine breite Natur (широкая натура)? Ich leſe und höre das Wort oft, bin aber über den wahren Sinn nicht im Klaren. Da hat z. B. neulich ein Mitarbeiter des „Golos“ — wohl in der Verzweiflung der langen Weile, die zu den unnatürlichſten Dingen verleitet — das deutſche Theater beſucht und berichtet ſeinen Leſern über das, was er gefunden, in überlegen ironiſcher Weiſe. Deutſches Schauſpiel, ſagt er, iſt bekanntlich für einen Fremden etwas Ungenießbares, beſonders aber wenn das Repertorium auf die lebendigen Tagesintereſſen

und auf die Sitten der Gegenwart keine Rückſicht nimmt, und nur nach alten Stücken greift, z. B. nach Göthe, Schiller, Körner und Gutzkow. Ein Publikum indeß, wie das deutſche, kann ſich jeder Theaterdirector nur wünſchen. Das ſitzt da, mit rothen Backen, in Familienhaufen zuſammengedrängt, unverwandten Blickes jedem Worte von der Bühne lauſchend, jeder Gebärde des Schauſpielers folgend. Es ſind unſchuldige, hausgewohnte Geſchöpfe. Wie ganz anders ein ruſſiſches Publikum! Die Phyſiognomie des letztern trägt in allem unſere ruſſiſche breite Natur an ſich u. ſ. w. — Worin beſteht nun, frage ich, dieſer Charakterzug eigentlich? Darin, daß der Ruſſe gern hohes Spiel ſpielt, wie übrigens der walachiſche Bojar und der mexikaniſche General auch thun? Sind wir Deutſche nicht auch zuweilen unerträglich breit? Sind die Dorpater etwa ſchmale Naturen, die tauſend Mann hoch zu Schlekden ins Collegium ſtürzen? Kann ihnen Petersburg das nachmachen? Wenn Hermes Trismegiſtos ſelbſt, dem nichts verborgen iſt, Fleiſch und Blut annähme und Vorleſungen ankündigte, er würde bei uns ſchwerlich ſolche maſſenhafte Lernbegier finden. Unter uns geſagt, man hat hier über die guten Dorpater nicht wenig gelacht. Muß der Alp ſchwer gelaſtet haben, daß ſie ſo gierig nach Luft ſchnappen! Muß der Kerker dumpf und finſter geweſen ſein, daß ſie mit ſolcher Haſt der geringſten Oeffnung und einem, ſei es auch zweifelhaften Licht ſich entgegendrängen!

Sie werden geglaubt haben, mit der Reorganiſation der Univerſität habe eine neue Aera wiſſenſchaftlichen Strebens und ruhiger ernſter Studien begonnen. Aber ſiehe da, die alten Wünſche regen ſich wieder. Zeitungsartikel haben über die Strenge der den Studenten auferlegten Disciplin Klage geführt, daß es ihnen nicht erlaubt ſei zu rauchen, Geld zu angeblich edlen Zwecken zuſammenzuſchießen, Bibliothek und Leſezimmer anzulegen, Theatervorſtellungen zu geben u. ſ. w., alles, wohlgemerkt, im Univerſitätsgebäude ſelbſt. Auch die Strafe der Relegation, die das Univerſitätsgericht ausſprechen konnte, erſchien als unerhört hart, ja barbariſch. Der aufſteigende Rauch erregte bald die Aufmerkſamkeit der Feuerwächter. Es erſchien in Nr. 249 der (ruſſiſchen) St. Petersburger Zeitung, die ſich zum Organ jener Klagen gemacht hatte, ein ihr offenbar als Meteorſtein zugefallener zurechtweiſender Gegenartikel, deſſen Argumente ich nur deshalb nicht wiederholen will, weil ſie ſich für deutſche Leſer ganz von ſelbſt verſtehen. Nur im Betreff des Rauchens ſei auf den Unterſchied der Form hingewieſen, die ein und dieſelbe üble Sitte bei verſchiedenen Nationen

annimmt. Der Ruſſe bedarf von Zeit zu Zeit einer Narcotiſirung: es ergreift ihn der Drang, er eilt bei Seite, er zündet die mit Taback gefüllte Papierrolle an, zieht den Rauch raſch und kräftig bis in die Lungen ein, hüllt ſich in eine Wolke — einige Augenblicke vollſtändiger Betäubung folgen; dann erwacht er und geht heiter wieder an den Büreautiſch, ins Collegium, zum Tanze, auf die Wache u. ſ. w. und nur der Nüchterne, mit dem er ſpricht, merkt an dem unerträglichen Papierölgeruch, was vorgegangen. Da auch die Jugend, und zwar beiderlei Geſchlechts, der Papiercigarre ergeben iſt, ſo mag es dem Studenten, wenn er zwei Collegia hinter einander zu hören hat, wohl ſchwer fallen, ſich nicht momentan mit Rauch füllen zu dürfen — womit ich natürlich das Verbot nicht getadelt haben will.

Da ich oben der Dorpater Vorleſungen erwähnt habe, ſo hätte ich zugleich hinzufügen ſollen, daß auch wir jetzt einen Vorleſer hier haben, den Dr. Pietſchner aus Berlin, Landsmann des Herrn Johann Hoff in der Neuen Wilhelmſtraße. Er ließ ſich in hieſigen Zeitungen als Naturforſcher ankündigen, der *nicht zu den ungläubigen* gehöre. Die Speculation war falſch, denn zu einer Parteiſcheidung in dem gemeinten Sinne iſt es beim Petersburger deutſchen Publikum noch gar nicht gekommen. Gegenſtand der Vorträge war die von dem Helden unternommene Erſteigung des Montblanc und die am Montblanc angeblich gewonnenen wiſſenſchaftlichen Reſultate. Jene Erſteigung, die jetzt jeden Sommer von wenigſtens zwei Dutzend Touriſten ohne viel Umſtände ausgeführt wird, ſtellte Herr Pietſchner als eine Reihe unſäglicher Mühen und Gefahren, unerhörter Naturſchauſpiele und wunderbarer Rettungen dar. Der Stil des Geleſenen war ſchwülſtig, der Vortrag theatraliſch, der Inhalt nichtig. Herr Pietſchner ſcheint die Tour nur zum Behufe ſolcher Vorleſungen unternommen und alle Symptome einer Hochgebirgswanderung, die nur jemals von kühnen Reiſenden in den Alpen, am Himalaya und in den Cordilleren erfahren worden, mit dichteriſcher Kunſt in ſeinen Bericht verwoben zu haben. Er muß nichtsdeſtoweniger einiges Glück gemacht haben; er durfte in den Schulen, in der geographiſchen Geſellſchaft, ja in Zarskoe Selo den jungen Großfürſten Vorträge halten; nur die Akademie der Wiſſenſchaften, die ſich mit Phraſenſchaum nicht abfinden läßt, war unerbittlich gegen ihn. Sollte der Herr auch in die Oſtſeeprovinzen kommen, ſo habe ich nichts dawider, wenn Sie Ihre Kinder und Frauen zu ihm ſchicken wollen, Sie ſelbſt aber können ihre Zeit bei einem guten Buche beſſer an-

werden, und sei es auch von einem zwar ungläubigen, aber wahrheitliebenden und vom Geiste der Wissenschaft beseelten Naturforscher geschrieben. Gleichzeitig hat ein Herr Davis mit englischem Namen Vorlesungen über Göthe's Faust angekündigt: ich zweifele, daß etwas daraus werden kann. Um so mehr wird aus dem für den nächsten Monat versprochenen Gastspiel der reizenden Friederike Goßmann! Schon sind alle Logen im Sturm genommen und das deutsche Theater wird für einige Wochen fashionable werden: es ist dem Aschenbrödel zu gönnen, das neben seinen vornehmern und manierlichern Schwestern, dem französischen Schauspiel und der italienischen Oper, immer nur belächelt, oder noch schlimmer, ignorirt wurde.

Der Aufsatz mit der Ueberschrift: Wir und die Andern — im Maiheft der Baltischen Monatsschrift ist in russischer Bearbeitung im Feuilleton der hiesigen — Börsenzeitung erschienen. Einen abgelegenern Winkel konnte man nicht finden. Der Speculant, dem die Course im obern Hauptblatt den Kopf warm gemacht, wird schwerlich der nationalen Entwickelung Rußlands unten im Feuilleton viel Aufmerksamkeit geschenkt haben. Indeß, begrüßen wir diesen Fall als den Anfang einer Wirksamkeit der Baltischen Monatsschrift über die provinzialen Grenzen hinaus und — aller Anfang ist schwer. Mit dieser guten Nachricht und Hoffnung schließe ich meinen diesmaligen Monatsbericht. Wenn Sie ihn inhaltsleer finden, so bedenken Sie erstens, daß Mephisto leider Recht hat, der, während ich schreibe, mir immerfort höhnend über die Schulter zuflüstert:

Das Beste, was Du wissen kannst,
Darfst Du den Buben doch nicht sagen,

zweitens, daß die Zeit der Gährung, des Kampfes, der widerstreitenden Schulen und Ideen hier überhaupt vorbei ist. Verbrannt, verraucht, weggeweht wie die Sandwirbel der Steppe! In der Literatur herrscht öde Langeweile, so dickbäuchig die weitschweifigen Monatsschriften auch noch immer sind. Die polnischen Angelegenheiten haben alles Interesse verschlungen und die einzige neue, junge Erscheinung, ich meine die Moskauer Zeitung, lebt und webt ganz in diesem nationalen Gegensatz. Mit einem Wort: es ist trockene Zeit und meiner unpolitischen Mühle fehlt das nöthige Wasser.

---

Mitte December.

Mit Wehklagen muß ich diesmal meinen Brief beginnen. Denken Sie sich einen Koch, der eine Schüssel für die Tafel bereitet hat und sie zu rechter Zeit in den Speisesaal hinaufschickt — eben dampft die Brühe,

eben ſprudelt das Fett, der Moment iſt unwiederbringlich — und der grillenhafte Haushofmeiſter ſpricht: nein nicht jetzt, nicht nach der Suppe, ſondern kurz vor dem Braten, alſo eine Stunde ſpäter; und nach einer Stunde ſprechen die Gäſte: ich danke! ſehen ſich an und zucken unmerklich die Achſeln — denken Sie ſich dieſen Fall und die Verzweiflung des Künſtlers und Sie werden mein Mißgeſchick ermeſſen und meine Gefühle errathen. Meine Novembercorreſpondenz iſt für verſpätet erklärt, iſt auf den December verlegt worden! Wer wird ſie jetzt noch leſen? für wen habe ich geſchrieben? Das war ſtrenge, ſtrenge! In dem kaufmänniſchen Riga auch nicht einen Reſpectag!! — Und da ich grade im Klagen bin, muß ich gleich noch einen zweiten Seufzer ausſtoßen. Als Guttenberg die Buchdruckerkunſt erfunden hatte, verdroß es den Teufel und er erfand dagegen — Sie meinen die Cenſur? behüte der Himmel, wo denken Sie hin? die Cenſur, das Fundament der Staaten, der Triumph der Moral, die Gouvernante der Sterblichen, die ja ewig Kinder bleiben! — nein, er erfand die Druckfehler, die Kleinen von den Seinen, die dem Argloſen, der die Straße der Logik wandelt, zwiſchen die Beine ſchlüpfen und ihn zum Fall bringen. So ſteht in meiner Correſpondenz vom September Raumverhältniß ſtatt Raceverhältniß, wodurch die Stelle ſo geometriſch-tiefſinnig wird, daß mich jeder Leſer gewiß für etwas verrückt gehalten hat; mit dreiſter Stimme ſtatt mit dreiſter Stirn; wirklich ſtatt merklich; im Octoberbrief hat der alte Römer neue Sklaven erhalten, ſtatt neun an der Zahl u. ſ. w.

Nachdem ich im Obigen mein Herz ausgeſchüttet, fahre ich beruhigt fort. Mit dem Winter iſt es dieſes Jahr nicht richtig, er kommt und geht und kommt wieder und geht wieder. Im vorigen Jahr hielt er uns fünf Monate unter ſtrengſtem Belagerungsſtande — zu allgemeiner Zufriedenheit. Naturſchwärmerei iſt kein Fehler, den man den Ruſſen vorwerfen kann, aber auf ſeinen Winter iſt er ſtolz, er genießt ihn und ſchwelgt in ihm. Wenn die Kälte auf 25 Grad ſteigt, dann ſieht er den Nachbarn mit triumphirendem Geſicht an, als ob er ſagen wollte: Gelt, das habt Ihr bei Euch nicht! Auf dem Eiſe der Newa fahren dann die Troiken (Dreiſpanne) um die Wette; die abgeſteckte Bahn iſt glatt, wie der Boden der Steppe, die Pferde ſind mit Troddeln und Schellen behängt, wie auf altaſſyriſchen Bildwerken; im Schlitten ſitzt ein ſchmunzelnder bärtiger Kaufmann, im vollen Gefühl des Daſeins und zehn Kannen Thee im Leibe; die Zuſchauer jauchzen, mit trippelnden Füßen ſich der Kälte er-

während. Nicht weit davon haben Samojeden mit Rennthieren ihre Hütten auf dem Eise aufgestellt; der Neugierige kann gegen ein Geldstück eine Fahrt versuchen. Kommt man aber eben von dem Frühstück mit Kaviar und Mayonnaise und einem Glase alten Xerez voll spanischen Feuers und hat dazu das Journal de St. Pétersbourg gelesen — ein vortrefflich redigirtes, belgisch gebildetes, elegantes, schon aus Rücksichten des Taktes und guten Tones humanes und liberales Blatt, das die Pöbelhaftigkeiten der preußischen Junker- und Pfaffenzeitungen nie über seine Lippen bringen würde — und wandert an den Schaufenstern mit Photographien und bronzenen Carricatur-Leuchtern und kristallenem Zuckerwerk vorüber, weiter zum sogenannten russischen Quai, um den schönen Damen in Bibermuffen und mit den sammetenen, die Fülle des Haares bauschig auf dem Nacken tragenden Pelzmützchen zu begegnen, und mitten unter all diesen Errungenschaften der Civilisation fällt der Blick unten auf die dahinfliegenden Rennthiergeweihe und die vorn auf dem Schlitten hockenden Menschen „plattköpfig, breitmäulig und klein", da erinnert man sich plötzlich, wo man ist und am Rande welcher Realität die lustige Cultur-Maskerade spielt und daß der Boden, der all diese Herrlichkeiten trägt, derselbe ist, der nach Nordosten in seiner wahren Gestalt als ewig gefrorene Moostundra erscheint! Und daß auch der Himmel derselbe ist, daß lehren die kurzen Tage, die Nebelwochen ohne Sonne, die ununterbrochene künstliche Ofenwärme, die verkitteten Doppelfenster, das ewige Gas- und Lampenlicht, die zerstörten Nerven, der Branntwein, die Dampfbadstuben und die aus ihnen hervorströmenden Menschen, aufgedunsen und roth wie frischgesottene Krebse. In solchem Polarklima hat der deutsche Weihnachtsbaum doppelte Bedeutung, wenn sie auch nicht Jedem zum Bewußtsein kommt. Mitten in Nacht und Tod, genau um die Zeit, wo das Leben nach immer leiserem Pulsiren endlich ganz stille steht (der alte Stil hat verdrießlicher Weise den Moment um zwölf Tage verstellt), da schmücken wir einen grünen Baum mit Lichtern und Früchten, dichten uns einen künstlichen Frühling und feiern ein Fest der Phantasie, der Hoffnung, — denn von nun an geht es dem wiederkehrenden Lichte entgegen, erst langsam und unmerklich, dann in reißendem Schwunge. Ach aber! der Gott Adonis ist bei uns hier, auch wenn er sein volles Wachsthum erreicht haben sollte, immer nur ein bleicher, frierender, schwindsüchtiger Jüngling, dem das Sterben leichter ist als das Auferstehen. In dem halbeuropäischen Petersburg findet sich der Weihnachtsbaum wohl auch bei einem Theil der russischen Bevölkerung

(wie roh aber ſind die auf der Straße feilgebotenen, mit Papierlaternen und baumwollenen Blumen in grellen Farben beſteckten Weihnachtsbäume!) weniger ſchon in Moskau, gar nicht im Innern. Dort ſind andere Naturfeſte und ſymboliſche Gebräuche im Schwunge und wie in ſo Vielem, ſo auch hierin die älteſten Zeiten, gleichſam im Eiſe, noch erhalten — eine reiche bisher unberührte Fundgrube für vergleichende Mythologie und Archäologie der Sitten. So wird z. B. in dem mir bekannten Theile Rußlands am Tage des Frühlingsäquinoctiums ein Backwerk in Geſtalt einer Lerche mit Schopf und umgeben von einer Menge kleiner Vögel allgemein im Volke verkauft und gegeſſen, offenbar als Feſt der Wiederkunft der Wandervögel oder eines verdunkelten, in Vogelgeſtalt gedachten dämoniſchen Weſens. Wie der Weihnachtsbaum iſt auch das Schlittſchuhlaufen ein dem ruſſiſchen Volke unbekanntes Vergnügen, das die Deutſchen in einigen großen Städten eingeführt haben. Der Ruſſe fliegt lieber im Schlitten dahin, wie er auch die Kegelbahn dem Deutſchen überläßt und lieber die Schaukel beſteigt; er haßt in dem einen wie in dem andern Falle die Muskelanſtrengung und zieht es vor, leidend in den Raum, in die Weite zu verſchweben, gleichſam der Feſſeln individueller Exiſtenz momentan erledigt. Daß übrigens das winterliche Klima Petersburgs in ein immer milderes ſich verwandelt, ja daß die Ufer des finniſchen Meerbuſens vielleicht bald in der Orangenzone liegen werden, dafür hat dieſes Jahr eine neue Gewähr gebracht. Der von der Akademie der Wiſſenſchaften herausgegebene privilegirte Kalender pflegt an der Stelle, wo die Tage des Zufrierens und Aufgehens der Newa in Tabellenform aufgeführt werden, die myſteriöſe Notiz hinzuzufügen: „hieraus ergiebt ſich, daß der Strom in den 89 Jahren des vorigen Jahrhunderts nur *viermal*, im gegenwärtigen aber ſchon *neunmal im December* ſich mit Eis belegt hat“. Da nun in dieſem Jahre die Newa wieder bis in den December hinein offen geweſen iſt, ſo wird es im nächſten Jahrgang heißen: ſchon zehnmal! Bedenkt man außerdem, daß der alte Stil ſeit dem vorigen Jahrhundert um einen Tag rückwärts geſchritten iſt, ſo wird die Hoffnung zur Gewißheit. Wenn die jetzigen Titulairräthe zu Geheimräthen werden geworden ſein (ich meine diejenigen, die ſich zu immer höhern Formen entpuppen, denn es giebt auch eine zahlreiche Klaſſe ſolcher, die nach der Kanzellei- und Naturordnung ewig bleiben, was ſie ſind), da werden ſie, wenn ſie Landhäuſer für die Sommermonate miethen, nicht mehr wie jetzt darauf zu ſehen haben, daß auch tüchtige Oefen nicht fehlen. Der beſagte ka-

demiſche Kalender — ich weiß nicht, ob einige Exemplare auch bis zu Ihnen dringen — enthält übrigens in dieſem Jahre eine Beigabe, um die ihn jeder Kalender der Welt beneiden kann, ich meine einen Aufſatz von dem Ehrenmitgliede der Akademie, deren größte Zierde und Berühmtheit er bildet, dem Schöpfer der modernen Embryologie und Entwickelungsgeſchichte, K. E. von Baer. Ueber „die früheſten Zuſtände der Menſchen in Europa" eine ſo hohe Autorität in ſo klarer, einfacher und geſchmackvoller Weiſe reden zu hören, iſt gewiß ein Genuß, wie er nur ſelten geboten wird. Auch diejenigen, die aus anderweitigen Quellen oder gar als ſelbſtändige Forſcher mit dem Gegenſtande, dem ſich in den letzten Jahren ein ſo allgemeines Intereſſe zugewandt hat, ſchon vertraut ſind, werden hier manchen neuen Geſichtspunkt finden. Vielfache in den entfernteſten Grenzgegenden des ruſſiſchen Reiches gemachte Reiſen und die auf ihnen gewonnenen Anſchauungen primitiver Natur und Lebensart geben dem Urtheil des Verfaſſers überlegene Sicherheit in einer oft ſchwierigen Materie. Die ſchweizeriſchen Pfahlbauten werden als Fiſcherdörfer gedeutet, die die Exiſtenz eigentlicher Wohnſtätten auf dem trockenen Lande nicht ausſchließen; Herodot, der Vater der Geſchichte, wird wieder einmal in einer ſeiner Angaben gerechtfertigt; die ungeheuren Zahlen der vorhiſtoriſchen Chronologie werden als unſicher, oder vielmehr als völlig bodenlos von der Hand gewieſen u. ſ. w. Auffallend war uns nur die Beachtung, die am Schluſſe des Aufſatzes den Vermuthungen Nilſſons, eines unkritiſchen Phantaſten, geſchenkt wird, ſo wie die Behauptung, die Germanen fänden ſich in der Geſchichte zuerſt im Norden des ſchwarzen Meeres.

Ich ſchrieb Ihnen ſchon früher, daß die neue Univerſitätsordnung, die Frucht bitterer Erfahrungen, als ein Joch empfunden wird, dem ſich die Betheiligten (oder ſoll ich ſagen der Volksgeiſt?) nur ungern fügen. In der Preſſe tauchen fortwährend Symptome dieſer Stimmung auf, ſo deutlich als es der Druck der Atmoſphäre nur erlaubt. So hatte der letzte „Sowremennik" gegen die Controle der Vorleſungen durch den Rector, die Zuſammenſetzung des Univerſitätsgerichts u. ſ. w., als inquiſitoriſch und der Freiheit wiſſenſchaftlicher Anſtalten zuwiderlaufend, dumpfe Klagen erhoben, und der Präſident des gelehrten Comités beim Miniſterium der Volksaufklärung, A. v. Woronow Excellenz, ſieht ſich veranlaßt, in eigener Perſon die Beſtimmungen des Reglements zu vertheidigen (in Nr. 268 der ruſſiſchen St. Petersburger Zeitung). Ein Artikel im „Golos" greift die Univerſität Kaſan an, die ſich in Nichts von einem Gymnaſium

unterscheide (wohlgemerkt: Kasan hat den Collegienzwang, die Cursusfolge und die Versetzungsexamina der alten Zeit wieder eingeführt); die anonyme Antwort aus Kasan (in der St. Petersburger Zeitung), obwohl voll Erbitterung und Gift, kann doch, wie mir scheint, an dem Factum nichts ändern. Dasselbe Kasaner Reglement hat auch Herrn Geheimrath Pirogow drei lange, lange Artikel eingegeben, die vor Kurzem im „Golos" erschienen sind. Sie wissen, daß eine Anzahl Jünglinge auf deutschen Universitäten studiren, um nach der Rückkehr das Katheder zu besteigen, und daß Herr Pirogow diesen hoffnungsvollen Gelehrtenauswuchs als Mentor und Studiendirektor zu erziehen den Auftrag hat. Ein deutscher Kopf kann sich nur schwer in das ganze Verhältniß finden; man muß längere Zeit im Lande gelebt haben, um es unter dem rechten Lichte zu sehen. Von Heidelberg nun, seinem jetzigen Aufenthaltsort, hat Herr Pirogow dem „Golos", wie gesagt, einen durch drei Nummern laufenden Aufsatz eingeschickt, in dem er mit deutlicher Bezugnahme auf Kasan für Lehr- und Lernfreiheit in die Schranken tritt. Von der wortreichen Beweisführung, der es an Seitensprüngen und gemüthlichen Inconsequenzen nicht fehlt, ist mir etwa Folgendes im Gedächtniß geblieben. „Sonderbarer Gang der Erziehung bei uns: auf dem Gymnasium werden Specialitäten, z. B. Rechtswissenschaft, getrieben, auf den Universitäten der Katechismus, die Anfänge der griechischen Grammatik und zugleich Polyhistorie und Encyclopädie". „Examina mögen ihr Gutes haben, sie führen zu einer Revision des Besitzstandes an Kenntnissen, wo sich denn gewöhnlich vacante Posten finden, aber dieser Vortheil wird von dem Nachtheil todter Mechanisation des Studiums überwogen". „Der Mangel an Gelehrten, an wissenschaftlichen Denkern bei uns, so wie die nihilistische Richtung der Jugend ist nur Folge des lange herrschenden Zwanges". „Freilich ist sowohl der Glaube an die Wissenschaft, als der Zweifel an ihr, mitsammt der Wissenschaft selbst von jenseits des Meeres zu uns gekommen. Aber die deutsche Jugend sieht doch anders aus als die unsere. Der Deutsche mit seinem unbegrenzten Wissensdurst hat den scholastischen Glauben an die Autorität erschüttert, und doch hängt die Jugend in Deutschland mit Wärme an ihren Lehrern und deren Ueberlieferung. Die unsere ist vielleicht gewitzigter und kühner, sie lebt schneller, aber sie wird bald überzeugungslos, wirft sich auf das Neueste und Aeußerste und verliert alle Schranken aus den Augen. Zuweilen kommt mir diese geistige Zerrüttung auch nur wie Affectation vor: es ist slavischer Leichtsinn, unsere angeborene Sorglosigkeit, dieselbe, mit

der der Bauer sagt: das weiß ich nicht, bei Dingen, die er sehr gut wissen könnte, während er blind an Dinge glaubt, von denen er keine Kenntniß haben kann oder die ihm bloß von Hörensagen bekannt sind" u. s. w. Der „Nigilis'm" (Nihilismus) der jungen Welt, gegenüber dem starrgläubigen Positivismus der Aeltern, ist übrigens, seit Turgeniew Wort und Sache aufs Tapet gebracht hat, ein häufig gebrauchtes Stichwort, das bei jeder ernsteren Discussion wiederkehrt, ja Benennung einer ganzen Partei, derjenigen, die über Alles hinaus ist, alles Wirkliche und Mögliche negirt und immer fürchtet, die rechte Höhe noch nicht erstiegen, das jüngste Resultat noch nicht erreicht zu haben. Ein vor Kurzem erschienener, viel gelesener und besprochener Roman: „Wsbalomutschennoje More" (das erregte Meer) von Pissemskij schildert die Nihilisten einer eben vergangenen Epoche — welche letztere ich übrigens, beiläufig gesagt, für nicht so vergangen halte, als es im gegenwärtigen Moment den Anschein hat.

Daß die Philoslaven, deren Organ der Moskauer Denj ist, ihr Sach auf nichts gestellt hätten, wie die Obigen, kann niemand behaupten; sie haben im Gegentheil eine ganz fixe Idee im Kopf. Da der Slavismus aber eine Abstraction ist, d. h. da sie selbst nicht wissen, für welche bestimmte Güter sie unter diesem Namen kämpfen, so suchen sie Erfüllung im Gegensatz. Wie unsere Teutomanen ohne Wälsch und Franzosen nicht leben können, so der Panslavist nicht ohne Deutsche: in dieser Opposition besteht eigentlich die ganze Wissenschaft. Und da die großen Culturphasen von West nach Ost über den Welttheil gehen, so hängt der Teutsche wie der Slave an der alten, im Untergehen begriffenen Lebensform, die er für national, für deutsche Freiheit zum Unterschied von der französischen, für slavische im Gegensatz zu der deutschen erklärt: er ist seinem Wesen nach reactionär. Der Denj ist soweit, daß er ohne einen Ausfall gegen das Deutschthum keine Sache, auch die entlegenste nicht, besprechen kann. In Nr. 47 klagt er über die geistige Oede im Gouvernement Tambow, einem Landstrich von dem fruchtbarsten Humussteppenboden, bewohnt von fast zwei Millionen Einwohnern, also der Schweiz oder dem Königreich Sachsen wenig nachstehend. „Und aus diesem weiten Gebiete kommt uns nicht ein Laut, nicht ein Lebenszeichen zu; höchstens hören wir, daß hier ein Büreauchef entlassen und ein anderer angestellt sei, dort Hagelkörner gefallen groß wie Gänseeier, daß im Dorfe so und so, Kreis so und so, eine Bauersfrau mit Vierlingen niedergekommen sei, die noch an demselben Tage gestorben u. s. w. Selbst von Sibirien wissen wir mehr: Deutsche haben die Don

tige Fauna und Flora, die flora amorensis (lies Amurensis) und die Burâten, Ostjaken und Tungusen untersucht und beschrieben; die in Sibirien lebenden russischen Bauern aber ließen sie natürlich bei Seite und die russischen Schriftsteller haben diese Lücke nicht ausgefüllt. Wie viel Interessantes aber könnte ein gescheidter Correspondent aus Tambow berichten! Ist nicht dort der Sitz der Molokanen, mit ihren Unterabtheilungen, den Duchoborzen und Subbotniks? Wie konnte diese Sekte in einer so abgelegenen Gegend, wo das Alte mächtig sein mußte, Eingang gewinnen? Wie stellt sich dies Quäckerthum, dieser religiöse Rationalismus in der Bauernhütte zu der Frohne, zu den schweren Arbeiten der Steppenagricultur? welche neue Schicht bildet dies philosophisch abstrakte System über der alten Grundlage nationalen Lebens mit seinen Erinnerungen, Gebräuchen, kirchlichen Leiden und Freuden? Die sogenannten Altgläubigen führen überall die nationale Tradition so ziemlich fort, aber das Molokanenthum, das fast ganz mit Quäckerthum zusammenfällt, muß mit seinen rationalistischen Negationen Denkart und Sitte, das innerste Mark des Volkes angreifen und verwandeln. Zehntausende, ja Hunderttausende des russischen Volkes, die nicht singen noch tanzen, die Fasten nicht halten, die Bibel lesen und in ihrem wißbegierigen Rationalismus die protestantischen Professoren der Theologie auf deutschen Universitäten weit hinter sich lassen, welch eine merkwürdige, bedeutende Erscheinung!" — Was sagen Sie dazu? Wäre es nicht längst Zeit, ein Paar Molokanen im Gouvernement Tambow aufzuheben und auf die Universitäten Rostock und Erlangen zu schaffen, deren theologische Facultäten sich durch Entschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Richtung und Uebereinstimmung in derselben auszeichnen? Zwar würden diese Glaktophagen — schon Homer weiß, daß sie in den Fasten Milch genießen und um Tambow herum wohnen — ihre theologischen Concurrenten um ihre jetzige Bedeutung und Einfluß d. h. um die Alleinherrschaft bringen, allein was würde das schaden? der Wissenschaft gewiß nicht, der wohlverstandenen Religiosität auch nicht, ganz im Gegentheil!

Die frohe Hoffnung auf Friederike Goßmann ist nicht in Erfüllung gegangen. Dieser Stern ist nicht aufgegangen in dieser trüben Solstitialzeit. Sie meldet, sie sei krank. Sinneswechsel? Verstellte Krankheit? In solchen Künsten ist jedes Weib erfahren. Oder wirkliche? Wohl möglich, an diesen zarten Geschöpfen ist, wie an Wanduhren, immer etwas verdorben. Auch der Baron Stieglitz hat dem Pariser Nord d. h. uns

allen einen Brief geschrieben, in dem er das Verfahren der Bank zu rechtfertigen sucht. Ich weiß nicht, was der Baron Rothschild zu dem Schriftstück gesagt hat; hier in Petersburg ist es mit Achselzucken aufgenommen worden. Die Bank hat seitdem einen Schritt weiter gethan: sie hat ihren Disconto auf acht, respective neun Procente erhöht. Aus welchem Grunde, ist schwer abzusehen, wenn nicht aus reinem Nachahmungstriebe. Die Lage der Dinge ist übrigens dieselbe: bei der ungeheuren Höhe der schwebenden Schuld, der eigentlichen Wurzel des Uebels, kann auch sobald keine Besserung erwartet werden. Das unmündige Publikum freilich, das im Privatverkehr den Mangel baaren Geldes empfindet und den Abfluß des Metallgeldes für eine Folge überwiegenden Waarenimportes hält, hat die Heilmittel in Bereitschaft: vermehrte Emission von Creditbilleten, Einfuhrverbote, Ausfuhrprämien. Um sich auf eine so wahnsinnige Kurmethode einzulassen, haben die leitenden Personen denn doch zu viel finanzielle Bildung. Auch! der Denj hat sich vor Kurzem in der Person eines Herrn Antonow der Finanzfrage angenommen; hier nun wäre Gelegenheit, die neuen Grundsätze slavischer Volkswirthschaft aufzustellen und praktisch anzuwenden. Ach leider sind die Gesetze des Plus und Minus unerbittlich prosaisch und für Jeden unter jedem Himmelsstrich dieselben, er mag der Edelknabe der Menschheit oder nur ein greisenhafter Westeuropäer sein.

Ich hatte die Absicht, Ihnen auserwählte Bruchstücke aus einer neulich in der „Nordischen Biene" erschienenen Reisebeschreibung vorzulegen, unterlasse es aber, weil die Urtheile des Touristen über Kurland, Riga und Kokenhusen allzu läppisch sind, um auch nur im Scherz wiederholt zu werden. Die „Nordische Biene" — einst in einer andern Epoche breit herrschend und in parfümirten Antichambren wie unter den Kastans der „Reihen" (d. h. der Bazare) das Civilisationsorakel — ist jetzt tief heruntergekommen und leidet an unheilbarer Nervenschwindsucht. Ich will drum zum Schluß lieber, da ich einmal Kurlands erwähnt habe, den edlen Städten Mitau, Grobin und Libau und ihren Magistraten meinen Tribut der Bewunderung zollen. Wie ich nämlich in der Nordischen Post lese, haben die genannten deutschen Bildungsstätten auf die Frage der Gouvernementsregierung, ob Juden zu städtischen Aemtern zuzulassen seien, verneinend geantwortet. Zwar Mitau etwas verschämt: im Princip ja! aber wir Europäer sind jetzt durch den Congreß-Briefwechsel im diplomatischen Stil geübt und errathen die Mitauer Herzensmeinung ohne Schwierigkeit. Den Vätern der Stadt Libau aber, die sans phrase votirt haben, drückt die dankbare

Menschheit den Petersilienkranz der Anerkennung auf die muthige Stirn — à tout seigneur tout honneur! Die Libauer, durch den Handelsverkehr aufgeklärt, wissen daß Humanität nur ein leerer Schall ist. Zwar sind die im Angesicht Libaus liegenden Städte Königsberg, Elbing und Danzig von Juden-Concurrenz befleckt und noch immer nicht vom Schwefelregen verzehrt, aber dies Ereigniß wird ohne Zweifel bald eintreten. Mit Behagen male ich mir den Fall aus, daß wenn Herr Fould, der jetzt die Finanzen eines großen Reiches verwaltet, einmal nicht nach Biarritz, sondern nach Libau ins Seebad ginge und Lust hätte sich daselbst niederzulassen und städtischer Kämmerei-Schreiber zu werden, — er zu seinem Staunen erfahren würde, daß verlorene Judenseelen in Libauer Aemtern nicht geduldet werden. Und mit diesem heitern Gedanken lege ich für diesmal und für dieses Jahr die Correspondenten-Feder nieder.

---

Redacteure:
Th. Böttticher. A. Falkin. G. Berkholz.

# Baltische Monatsschrift.

Achten Bandes erstes Heft

Juli [illegible]

---

Riga,

[illegible]

1863.

In **N. Kymmel's** Buch- und Antiquariat[illegible]
lung in Riga ist zu haben

Krause J. [illegible]

Archiv [illegible]

Benecke [illegible]

**Corpus** [illegible]

**Corpus juris civilis** [illegible]

**canonici** [illegible]

Eichhorn K. [illegible]

Warnkönig L. A. [illegible]

Alnpeke [illegible]

Merkel G. [illegible]

Kuvel A. W. [illegible]

(Gadebusch) [illegible]

Smitt J. [illegible]

Polewoi [illegible]

Sumarokow [illegible]

Storch [illegible]

# Baltische Monatsschrift.

Achten Bandes zweites Heft

August 18[illegible]

Riga,

[illegible]

1863.

# Baltische Monatsschrift.

Achten Bandes sechstes Heft

December 18

Riga,

1863.

# Neue Erscheinungen der Literatur, vorräthig bei
# N. Kymmel in Riga.

# Inhalt.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

SEP 29 1915

Form 410

Digitized by Google

Digitized by Google